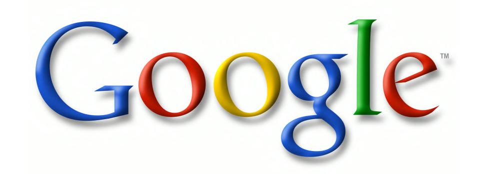
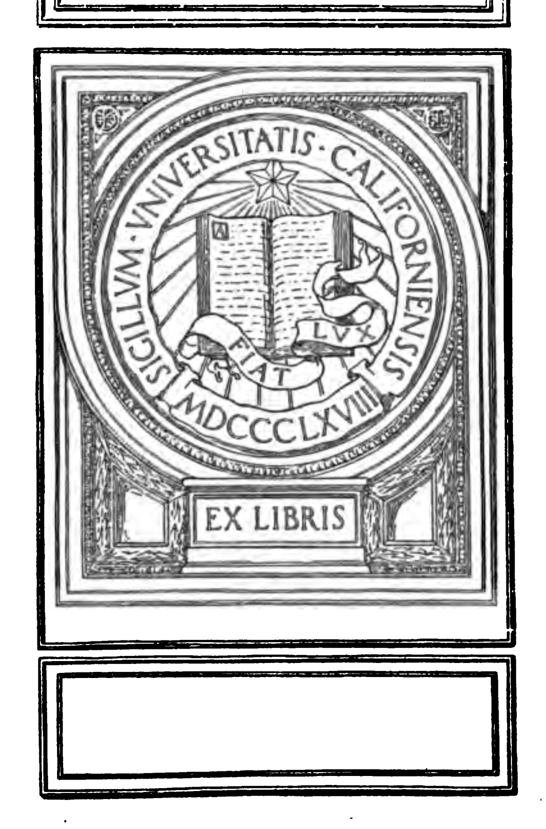

Google




SIGILLVM · UNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google

Geschichte

der

Mauren in Spanien

bis zur Eroberung Andalusiens

durch die Almoraviden

(711—1110).

Von

R. Dozy, †

Professor der Geschichte an der Universität Leyden, correspondirendem Mitglied der Akademie der Geschichte in Madrid, auswärtigem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Comthur des Ordens Karl's III. von Spanien u. s. w.

Deutsche Ausgabe
mit Originalbeiträgen des Verfassers.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1874.

Burdach

Vorwort der französischen Original-Ausgabe.

Die Geschichte Spaniens und insbesondere die der Mauren ist zwanzig Jahre hindurch mein Lieblingsstudium und meine Hauptbeschäftigung gewesen, und, ehe ich an das vorliegende Werk ging, habe ich einen Theil meines Lebens darauf verwandt, die in den Bibliotheken Europa's zerstreuten Materialien zu sammeln, zu sichten, zu vergleichen und größtentheils auch zu veröffentlichen. Dennoch lasse ich diese Geschichte nicht ohne große Schüchternheit ans Licht treten. Der Gegenstand ist neu, denn, wie ich anderwärts [1] zu zeigen versucht, sind die Bücher, welche ihn bisher behandelt haben, gänzlich unbrauchbar; es liegt ihnen die Arbeit Conde's zu Grunde, welcher wenig Material zu seiner Verfügung hatte und aus Mangel an sprachlichen Kenntnissen nicht einmal im Stande war, dies wenige zu bewältigen;

---

[1]) In der ersten Auflage meiner Recherches sur l'histoire et la littérature de l'Espagne pendant le moyen âge.

zudem gebrach es ihm an historischem Sinn. Es kam also nicht darauf an, da und dort eine Thatsache, die von meinen Vorgängern verkehrt dargestellt worden, zu berichtigen oder einzelne neue Umstände beizubringen, sondern darauf, die Geschichtschreibung ganz von vorn anzufangen und die spanischen Moslim's zum ersten Male in der Geschichte zur Geltung zu bringen. Wenn nun diese Neuheit einerseits dem Gegenstande Anziehungskraft verleiht, so war sie doch auch andererseits die Ursache von mancherlei Schwierigkeiten.

Ich glaube, fast alle auf maurische Geschichte bezüglichen europäischen Handschriften zur Hand gehabt zu haben, und habe meinen Gegenstand in all seinen Phasen erforscht; doch habe ich mich wohl gehütet, alle Facta, die zu meiner Kenntniß gekommen, hier wiederzugeben, denn es lag nicht in meiner Absicht, ein trocken und steif wissenschaftliches Werk für einen engeren Leserkreis zu schreiben, ich strebte vielmehr, so viel als möglich der Aufgabe lebendiger und geschmackvoller geschichtlicher Darstellung Genüge zu leisten. Indem ich demzufolge einzelne Facta ausführlich berichtete, andere nur als Bei- und Nebenwerk verwerthete, war ich oft gezwungen, das Ergebniß mehrwöchentlichen Studiums in einige Zeilen zusammenzudrängen und sogar Dinge, die von einem gewissen Gesichtspunkte aus nicht ohne Interesse gewesen wären, mit Stillschweigen zu übergehen, weil sie in den Rahmen meiner Arbeit sich nicht einfügten. Dagegen habe ich mich bemüht, alles Dasjenige, was die behandelten Epochen am besten zu charakterisiren schien, im genauesten Detail darzustellen, und ich

habe nicht angestanden, die Dramen des öffentlichen Lebens bisweilen mit Blicken in das innere Getriebe zu untermischen; denn ich bin der Ansicht, daß flüchtige Streiflichter, kleine aber wichtige Nebenumstände, treue wenn auch nur skizzirte Bilder der herrschenden Sitte nicht vernachlässigt werden dürfen, wenn die politische Geschichte nicht kraft- und saftlos werden soll. Die Methode jener Schule, der es weniger darum zu thun ist, die Persönlichkeiten darzustellen als die von ihnen repräsentirten Ideen, und die überall nur ein allgemeines Bild entwirft, wäre, glaube ich, dem von mir gewählten Gegenstande nicht angemessen.

Obgleich ich nichts gespart habe, dieser Geschichte den Grad der Zuverlässigkeit und Sicherheit zu geben, den ich zu erreichen mir vorgenommen hatte, habe ich es doch für rathsam erachtet, die Gelehrsamkeit zu Gunsten der Lebendigkeit und Klarheit der Erzählung in den Hintergrund zu stellen und nicht unnöthiger Weise die Anmerkungen, Excerpte und Citate zu häufen. In einer Arbeit dieser Art sind allein die Resultate berechtigt, nicht der wissenschaftliche Apparat, der zu ihrer Ermittelung nöthig war. Doch habe ich die Quellen, aus denen ich geschöpft, stets sorgfältig angegeben.

Einige Stücke dieses Werkes sind früher entstanden als manche inhaltsverwandte Schriften der letzteren Jahre. So waren die ersten Capitel des ersten Buches schon niedergeschrieben, ehe mein gelehrter trefflicher Freund, Herr Renan, in der Revue des deux mondes seinen schönen Aufsatz über

Mohammed und den Ursprung des Islam veröffentlichte, so daß, wenn wir bisweilen zu gleichen Ergebnissen gelangt sind, dies ohne Abhängigkeit des einen vom andern geschehen ist.

Noch bleibt mir eine angenehme Pflicht zu erfüllen übrig, nämlich die, meinen Feunden, besonders den Herren Mohl, Wright, Defrémery, Tornberg, Calderon, Simonet, de Slane und Dugat, sowohl für freundlich gelieferte Handschriften als bereitwillig vermittelte Auszüge und Collationen öffentlich zu danken.

Leyden, im Februar 1861.

Vorwort der Uebersetzung.

Der berühmte Leydener Orientalist, Professor Dozy, dessen Histoire des Musulmans d'Espagne auch in Deutschland die ihr gebührende Anerkennung gefunden, hegte seit längerer Zeit den Wunsch, eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes erscheinen zu sehen, zumal da er einzelne Nachträge zu der Original-Ausgabe in Bereitschaft hatte. Mit seiner Einwilligung hat eine in nächster Beziehung zu mir stehende liebe Hand die vorliegende Uebersetzung verfaßt, welche von mir hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird.

Die Zusätze des Verfassers sind dem Text und den Anmerkungen einverleibt. Die Schreibung der arabischen Eigennamen mußte der deutschen Aussprache gemäß zum Theil verändert werden; vollständig durchgeführte Gleichmäßigkeit war hierin nicht möglich, da wir auf die für die meisten Leser unverständlichen und werthlosen Hilfszeichen der sonst üblichen Transcriptionsweise verzichten zu sollen glaubten. Im Uebrigen ist nichts

Erstes Buch.

Die Bürgerkriege.

I.

Während Europa seit Jahrhunderten fortschreitend sich entwickelt, ist der hervortretende Charakterzug der unzähligen Völkerschaften, die mit ihren Zelten und Heerden die weiten und trockenen Wüsten Arabiens durchstreifen, die Unveränderlichkeit. Was sie heute sind, das waren sie gestern, das werden sie morgen sein; nichts ändert sich bei ihnen, nichts rundet sich ab. Die Beduinen unserer Tage haben sich noch in völliger Reinheit den Geist bewahrt, welcher in ihren Vorfahren zur Zeit Mohammed's lebte; und die besten Commentare zur Geschichte und Poesie der heidnischen Araber sind die Nachrichten, welche moderne Reisende uns über die Sitten, die Gewohnheiten und die Denkungsart der Beduinen geben, unter denen sie sich aufgehalten haben. Dennoch fehlt diesem Volke weder die nöthige Intelligenz noch die Energie, um seine Lage zu verbessern und zu erweitern, wenn es nur wollte.

Wenn es nicht weiter kommt, wenn es der Idee des Fortschritts fremd bleibt, so ist der Grund darin zu suchen, daß es in seiner Gleichgiltigkeit gegen den Wohlstand und die materiellen Genüsse, die uns die Civilisation verschafft, sein Schicksal nicht gegen ein anderes austauschen will. In seinem Stolz betrachtet der Beduine sich als den Typus der vollkommensten Schöpfung, verachtet die anderen Völker, weil sie ihm nicht gleichen, und dünkt sich selber unendlich viel glücklicher als der civilisirte Mensch. Jede Lage hat ihr Unbequemes und ihre Vortheile, aber der Stolz der Beduinen erklärt und begreift sich

von selbst. Nicht von philosophischen Principien, sondern gewissermaßen durch Instinct geleitet, haben sie von Anfang an die edle Devise der französischen Revolution bewahrheitet: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft.

Der Beduine ist der freieste Mann auf der Erde. „Ich erkenne keinen andern Herrn an als den des Weltalls," sagt er. Die Freiheit, deren er genießt, ist so groß, so unbegrenzt, daß damit verglichen, unsere extremsten freiheitlichen Doctrinen nur wie Vorschriften des Despotismus erscheinen. In unserem gesellschaftlichen Zustande ist eine Regierung ein nothwendiges, unvermeidliches Uebel, ein Uebel, welches das Wohlsein bedingt: die Beduinen können sie entbehren. Es ist wahr, daß jeder Stamm seinen selbstgewählten Häuptling hat, allein dieser Häuptling übt nur einen gewissen Grad von Einfluß aus; man achtet ihn, man gehorcht seinen Rathschlägen, besonders wenn er die Gabe der Rede besitzt, aber er hat keineswegs das Recht, Befehle zu geben. Anstatt eine Besoldung zu erhalten, ist er verbunden, ja sogar durch die öffentliche Meinung gezwungen, zum Unterhalt der Armen beizutragen, unter seine Freunde die Geschenke zu vertheilen, die er selbst erhält und den Fremden eine glänzendere Gastfreundschaft zu erweisen, als ein anderes Mitglied des Stammes es vermöchte. Bei jeder Gelegenheit ist er verpflichtet die Rathsversammlung des Stammes, welche aus den Oberhäuptern der verschiedenen Familien zusammengesetzt ist, zu befragen. Ohne die Zustimmung dieser Versammlung kann er weder Krieg erklären noch Frieden schließen noch das Lager abbrechen.[1] Wenn ein Stamm einem seiner Mitglieder den Titel eines Häuptlings zuerkennt, so ist es häufig ohne weitere Bedeutung; er gibt ihm damit das öffentliche Zeugniß seiner Achtung und erkennt ihn feierlich an als den fähigsten, muthigsten und großherzigsten Mann, als Den, der sich für die Interessen der Gemeinde am bereitwilligsten opfert. „Wir bewilligen diese Würde niemandem," sagte ein alter Araber, „der uns nicht zuvor Alles, was er besitzt, gegeben hat; der uns nicht erlaubt hat, Alles, was ihm theuer ist, Alles, was er am liebsten geehrt sehen möchte, unter die Füße zu treten; und der uns nicht Dienste eines Sklaven geleistet hat."[2] Aber die Autorität dieses Häuptlings ist oft so gering, daß man sie kaum wahrnimmt. Als Jemand Arâba, einen Zeitgenossen Mohammed's, fragte, auf welche

---

¹) Burckhardt, Notes on the Bedouins S. 66, 67; Burton, Pilgrimage to El Medinah and Meccah Bd. II S. 71.

²) Mobarrad S. 112.

Art er der Häuptling seines Stammes geworden, leugnete Arâba anfangs, daß er es überhaupt sei. Da der Andere in ihn drang, antwortete Arâba endlich: „Wenn meine Stammgenossen Unglück hatten, so gab ich ihnen Geld; wenn einer von ihnen einen dummen Streich verübt hatte, so bezahlte ich die Geldbuße für ihn, und ich befestigte meine Autorität, indem ich mich auf die nachgiebigsten Männer des Stammes stützte. Derjenige meiner Gefährten, welcher nicht dasselbe zu thun vermag, ist weniger angesehen als ich; wer es vermag, ist meines Gleichen, und wer mich übertrifft, wird mehr geachtet als ich.[1] Und in der That, es war in jener Zeit ebenso wie heute, daß man den Anführer seiner Stelle entsetzte, wenn er seinen Rang nicht zu behaupten wußte und wenn es im Stamme einen Mann gab, der mehr Großmuth und Tapferkeit besaß als er.[2]

Wiewohl die Gleichheit auch in der Wüste nicht vollkommen ist, ist sie dort doch größer als anderswo. Die Beduinen lassen weder in ihren geselligen Beziehungen Ungleichheit zu, denn alle leben auf die selbe Art, tragen die gleiche Kleidung und haben die nämlichen Nahrungsmittel, noch gestatten sie eine Aristokratie des Vermögens, denn Reichthum verleiht in ihren Augen keinen Anspruch auf öffentliche Achtung.[3] Das Geld verachten und, wenn das Erbtheil in Wohlthaten aufgebraucht ist, aus der Hand in den Mund leben von dem Raube, welchen eigene Tapferkeit erworben, dies ist das Ideal eines arabischen Edlen.[4] Diese Verachtung des Reichthums ist ohne Zweifel ein Beweis von Seelengröße und wirklicher Philosophie; indessen darf man nicht vergessen, daß für die Beduinen der Reichthum nicht den selben Werth haben kann, wie für andere Völker, weil er bei ihnen sehr unsicher ist und mit großer Schnelligkeit verloren geht. „Der Reichthum kommt am Morgen und geht am Abend" hat ein arabischer Dichter gesagt, und in der Wüste ist dies wörtlich wahr. Dem Ackerbau fremd und keinen Zoll Erdreich besitzend, hat der Beduine keinen andern Reichthum als seine Kameele und Pferde; und auch dies ist ein Vermögen, auf das er keinen Augenblick zählen kann. Wenn ein feindlicher Stamm den seinigen angreift und ihm Alles raubt, was er besitzt, wie das sich täglich ereignet, so sieht Der, welcher gestern

---

1) Mobarrad a. a. O. Vgl. Ibn-Nobâta bei Rasmussen, Addit. ad hist. Arabum S. 18 des Textes.

2) Burckhardt S. 68; Caussin Bd. II S. 634.

3) Burckhardt S. 41.

4) Caussin Bd. II S. 555, 611.

noch reich war, sich auf einmal der Bedrängniß anheim gegeben.[1] Am folgenden Tage nimmt er Rache und wird wieder reich.

Indessen vollkommene Gleichheit kann nur im Naturzustande sein, und der Naturzustand ist ein abstractes Ding. Bis zu einem gewissen Grade sind die Beduinen unter einander gleich; aber erstlich erstrecken sich ihre Gleichheitsprincipien keineswegs über das ganze menschliche Geschlecht; sie halten sich bei weitem für erhaben, nicht nur über ihre Sklaven und Handwerker, welche durch Feldarbeit ihr Brod gewinnen, sondern auch über alle Menschen von anderer Race; sie behaupten, aus anderem Lehm geknetet zu sein als alle anderen menschlichen Geschöpfe. Ferner bringt natürliche Ungleichheit geselligen Unterschied mit sich; und wenn Reichthum dem Beduinen nicht Ansehen und Bedeutung verleiht, so verleihen dies Großmuth, Gastfreundschaft, Tapferkeit, poetische Anlage und Redegabe um so mehr. „Man kann die Menschen in zwei Classen eintheilen," sagt Châtim, „den niederen Seelen macht es Freude, Geld anzusammeln; die erhabenen Seelen streben nach Ruhm, welchen Großmuth erwirbt."[2] Die Edlen der Wüste, „die Könige der Araber" wie der Khalif Omar sagte,[3] sind die Redner und Dichter. sind alle Diejenigen, welche die Tugenden der Beduinen üben; die Nichtadeligen sind die beschränkten oder bösen Menschen, welche sie nicht üben. Außerdem haben die Beduinen niemals weder Privilegien noch Titel gekannt, wenn man nicht als solchen den Beinamen: „der Vollkommene", betrachten will, welcher früher Dem gegeben wurde, der neben dem Dichtertalent noch Tapferkeit, Freigebigkeit, Kenntniß der Schrift, Geschicklichkeit im Schwimmen und Bogenspannen besaß.[4]

Der Adel der Geburt, welcher, wenn er richtig verstanden wird, große Pflichten auferlegt und die Generationen miteinander verkettet, besteht auch bei den Beduinen. Das Volk, welches von hoher Verehrung für das Andenken seiner großen Männer erfüllt ist, denen es eine Art Cultus weiht, bringt deren Abkömmlingen Ehrfurcht und Zuneigung entgegen, wenn sie, obwohl nicht mit den selben Gaben wie ihre Vorfahren vom Himmel beschenkt, doch im Herzen Achtung und Liebe für die hohen Thaten, Talente und Tugenden der Vorfahren bewahren. Vor der Zeit des Islam betrachtete man Den als hochadelig, welcher selbst das Oberhaupt seines Stammes war und dessen Vater,

---

1) Burckhardt S. 40.
2) Caussin Bd. II. S. 627.
3) Tabari Bd. II. S. 254.
4) Caussin Bd. II S. 424.

Großvater und Urgroßvater nach einander dieselbe Würde bekleidet hatten.[1] Nichts war natürlicher. Da man den Titel eines Häuptlings nur dem ausgezeichnetsten Manne gab, war man wohlberechtigt, anzunehmen, daß die Beduinen-Tugenden in einer Familie, die durch vier Generationen an der Spitze des Stammes gestanden hatte, erblich wären.

Alle Beduinen eines Stammes sind Brüder. Dies ist der Name, welchen sie sich unter einander geben, wenn sie von gleichem Alter sind. Wenn ein Greis zu einem jungen Manne spricht, so nennt er ihn: Sohn meines Bruders. Wenn einer seiner „Brüder" zum Bettler geworden ist und zu ihm kommt, ihn um Hilfe anzuflehen, so schlachtet der Beduine, wenn es nöthig ist, seinen letzten Hammel, um ihn zu sättigen; wenn sein „Bruder" von einem Manne eines andern Stammes eine Beschimpfung erlitten hat, so betrachtet er diese Beschimpfung als eine persönliche Beleidigung und hat nicht eher Ruhe, bis er Rache dafür genommen. Nichts kann uns eine vollständige und lebendige Vorstellung geben von dieser Açabia, wie der Araber es nennt; von dieser innigen, unbegrenzten und unerschütterlichen Anhänglichkeit, welche der Araber für seine Stammgenossen empfindet, von dieser absoluten Ergebenheit an Vortheile, Wohlsein und Ruhm der Gemeinde, die seine Geburt sah und die seinen Tod sehen wird. Dies Gefühl gleicht nicht unserer Vaterlandsliebe, einem Gefühl, welches dem feurigen Beduinen über die Maßen lau erscheinen würde; es ist eine heftige und furchtbare Leidenschaft; es ist zugleich die erste, die heiligste der Pflichten; es ist die eigentliche Religion der Wüste. Für seinen Stamm ist der Araber stets bereit zu jedem Opfer; für ihn setzt er in jedem Augenblick sein Leben aufs Spiel in jenen verwegenen Unternehmungen, bei denen Glaube und Enthusiasmus wahre Wunder wirken. Für ihn kämpft er, bis sein Körper unter die Füße getreten, die menschliche Form verloren. „Liebet euren Stamm," sagt ein Dichter, „denn ihr hängt mit ihm zusammen durch Bande, welche stärker sind als die, welche zwischen Mann und Weib bestehen."[2]

Dies ist der Begriff, welchen der Beduine von Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft hat. Diese Güter genügen ihm; er wünscht sich keine anderen; er malt sich keine anderen aus; er ist zufrieden mit seinem Schicksal.[3] Europa ist niemals zufrieden mit dem seinigen

---

[1]) Ibn Khaldûn, Prolegomena (XVI) S. 250; Raichân fol. 146 r.
[2]) Mobarrad S. 233.
[3]) Siehe Burckhardt S. 141.

oder wenigstens nur auf Einen Tag. Sind nicht im Grunde unsere fieberhafte Geschäftigkeit, unser Durst nach politischer und socialer Verbesserung, unser unaufhörliches Streben nach einem vollkommenen Zustande lauter Symptome und stillschweigende Geständnisse der Langweile und des Unbehagens, welche bei uns die Gesellschaft zernagen und aufzehren? Die Idee des Fortschritts, die bis zum Ueberdruß von unseren Kanzeln und Rednerbühnen herab gefeiert wird — sie ist der Haupt- und Grundgedanke der modernen Gesellschaft; aber würde man unaufhörlich von Veränderungen und Verbesserungen reden, wenn man sich in einem normalen Zustande befände, wenn man glücklich wäre? Während wir immer das Glück suchen, ohne es zu finden, während wir heute zerstören, was wir gestern aufgebaut haben, während wir von Täuschung zu Täuschung, von Irrthum zu Irrthum eilen, kommen wir endlich dahin, an dieser Erde zu verzweifeln; wir überreden uns in Augenblicken der Schwäche und Niedergeschlagenheit, daß der Einzelne eine andere Bestimmung habe als die bürgerliche Gesellschaft; und so streben wir nach unbekannten Gütern in einer unsichtbaren Welt. Vollkommen ruhig und stark, kennt der Beduine diese schwankende und krankhafte Sehnsucht nach einer besseren Zukunft nicht; sein fröhliches, mittheilendes und sorgliches Gemüth, das so heiter ist wie der Himmel über ihm, kann unsere Sorgen, unsere Schmerzen, unsere trüben Hoffnungen durchaus nicht begreifen. Wir hingegen mit unserem unbegrenzten Ehrgeiz im Denken, im Wünschen, im Umherschweifen der Phantasie, würden dieses Leben der Wüste mit seiner Einsamkeit und Einförmigkeit unerträglich finden und würden bald unsere gewohnte Ueberreiztheit, unser Elend, unsere Leiden, unsere unruhige Geselligkeit und unsere gährende Civilisation allen Vortheilen vorziehen, welche die Beduinen in ihrer unwandelbaren Heiterkeit besitzen.

Das kommt daher, weil zwischen ihnen und uns eine unendlich große Verschiedenheit besteht. Wir sind zu reich an Einbildungskraft, um an völliger Ruhe des Geistes Geschmack zu finden; und eben dieser Einbildungskraft verdanken wir unsern Fortschritt: sie ist es, die uns eine gewisse Ueberlegenheit gegeben hat. Da, wo sie fehlt, ist der Fortschritt eine Unmöglichkeit: will man das bürgerliche Leben vervollkommnen und die gegenseitigen Beziehungen der Menschen weiter bilden, so muß uns das Bild einer vollkommneren Gesellschaft vorschweben als die gegenwärtige ist. Nun haben die Araber, trotz eines bei uns eingebürgerten Vorurtheils, sehr wenig Einbildungskraft. Sie haben rascheres, kochenderes Blut wie wir, sie haben wildere Leidenschaften, aber

zu gleicher Zeit sind sie das am wenigsten erfindungsreiche Volk unter allen Völkern der Erde. Wenn man sich davon überzeugen will, braucht man nur ihre Religion und ihre Literatur kennen zu lernen. Ehe sie den Islam annahmen, hatten sie ihre Götter, welche Himmelskörper vorstellten; jedoch besaßen sie niemals eine Mythologie wie die Inder, Griechen und Skandinavier. Ihre Götter hatten keine Vergangenheit, keine Geschichte und niemandem ist es je eingefallen, eine solche auszuarbeiten. Von der Religion, welche Mohammed predigte, jenem einfachen Monotheismus, mit welchem einige dem Judenthum und dem alten Heidenthum entlehnte Einrichtungen und Gebräuche verbunden wurden, läßt sich nicht leugnen, daß sie unter allen positiven Religionen die einfachste ist und am meisten aller Mysterien baar; Diejenigen, welche das Uebernatürliche so viel als möglich ausschließen und vom Gottesdienste alle äußerlichen Zeichen und die plastischen Künste fern halten wollen, würden sie die vernünftigste und geläutertste nennen. In der Literatur finden wir bei ihnen die selbe Erfindungslosigkeit, die selbe Vorliebe für das Reale und Positive. Andere Völker haben Heldengedichte hervorgebracht, in denen das Uebernatürliche eine große Rolle spielt. Die arabische Literatur hat gar keine Heldengedichte; sie besitzt nicht einmal erzählende Gedichte; durchweg lyrisch und beschreibend, hat diese Poesie niemals etwas Anderes behandelt als die poetische Seite der Wirklichkeit. Die arabischen Dichter beschreiben, was sie sehen und empfinden; aber sie erfinden nichts, und sollten sie sich's einfallen lassen, es einmal zu thun, so würden ihre Landsleute sie ganz einfach als Lügner behandeln, anstatt es ihnen Dank zu wissen. Der Aufschwung zum Unendlichen, zum Idealen ist ihnen unbekannt, und Das, was schon seit den entlegensten Zeiten in ihren Augen am meisten galt, ist Genauigkeit und Eleganz des Ausdruckes und die technische Seite der Dichtkunst.[1] In ihrer Literatur ist die Erfindung so selten, daß wir, wenn uns ein phantastisches Gedicht oder eine phantastische Erzählung auffällt, von vornherein, ohne Besorgniß uns zu irren, behaupten können, daß ein solches Product nicht arabischen Ursprungs, vielmehr eine Uebersetzung sei. So zum Beispiel sind alle Feengeschichten in „Tausend und eine Nacht," diese anmuthigen Erzeugnisse einer frischen und lachenden Einbildungskraft, welche unsere Jugendzeit beglückten, persischen oder indischen Ursprungs. Die einzigen wirklich arabischen Erzählungen in dieser großen Sammlung sind die Sittengemälde, die dem wirklichen Leben

[1]) Siehe Caussin Bd. II S. 314 f., 345, 509 f., 513.

entnommenen Anekdoten. Auch als die Araber sich in ihren weiten, mit der Schärfe des Säbels eroberten Provinzen niedergelassen hatten und nun anfangen konnten, sich mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen, haben sie den selben Mangel an schöpferischer Kraft offenbart. Sie haben die Werke der Alten übersetzt und erklärt; sie haben gewisse Specialitäten durch fleißige, genaue und ins Einzelne gehende Bemerkungen bereichert; jedoch erfunden haben sie nichts, man verdankt ihnen keine einzige große und fruchttragende Idee.

Also besteht zwischen den Arabern und uns eine fundamentale Verschiedenheit. Vielleicht haben sie mehr Erhabenheit des Charakters, mehr wahre Seelengröße und lebhafteres Gefühl für menschliche Würde; aber sie tragen nicht den Keim der Entwickelung und des Fortschritts in sich, und bei ihrem leidenschaftlichen Bedürfniß für persönliche Unabhängigkeit, bei ihrem vollkommenen Mangel an politischem Geiste, scheinen sie unfähig, sich den Gesetzen der Gesellschaft zu unterwerfen. Demungeachtet haben sie es versucht: durch einen Propheten ihren Wüsteneien entrissen und durch ihn zur Eroberung der Welt getrieben, haben sie den Erdkreis mit dem Ruf ihrer Großthaten erfüllt; durch den Raub von zwanzig Provinzen bereichert, haben sie die Genüsse des Luxus kennen gelernt; in Folge der nahen Berührung mit den Völkern, welche sie besiegten, haben sie die Wissenschaften gepflegt und wurden soweit civilisirt als es ihnen möglich war. Indeß selbst nach Mohammed verfloß eine ziemlich lange Periode, bevor sie ihren Nationalcharakter verloren. Als sie in Spanien ankamen, waren sie noch die wahren Wüstensöhne, und es lag in der Natur der Dinge, daß sie zu Anfang auch an den Ufern des Tajo und Guadalquivir an nichts Anderes dachten als an die Fortsetzung der in Arabien, Syrien und Afrika begonnenen Kämpfe zwischen Stamm und Stamm, zwischen Völkerschaft und Völkerschaft. Diese Kriege sind es, mit denen wir uns gleich zu Anfang beschäftigen werden. Um sie richtig zu verstehen, müssen wir bis auf Mohammed zurückgehen.

II.

Arabien bestand zur Zeit Mohammed's aus einer großen Anzahl von Stämmen, deren einige säßhaft, die meisten beständig nomadisirend lebten, dazu ohne Gemeinsamkeit der Interessen, ohne gemeinsamen Mittelpunkt, und gewöhnlich in Fehde miteinander.

Wenn die Tapferkeit genügte, um ein Volk unüberwindlich zu machen, so wären die Araber es gewesen. Nirgends war der kriegerische Geist mehr allgemein. Ohne Krieg keine Beute, und es ist doch die Beute, von der die Beduinen hauptsächlich leben.[1] Dazu war es ja für sie ein berauschendes Vergnügen, die braune und biegsame Lanze oder die glitzernde Klinge zu schwingen, ihren Gegnern die Schädel zu spalten oder die Hälse abzuschneiden, den feindlichen Stamm zu zermalmen „wie der Stein das Korn zermalmt", Opfer zu schlachten, „aber nicht solche, deren Darbringung dem Himmel wohlgefällt".[2] Muth in der Schlacht erwarb am ersten das Recht auf das Lob der Dichter und auf die Liebe der Frauen; denn auf die letzteren war von dem kriegerischen Geiste ihrer Brüder und Gatten Etwas übergegangen. Indem sie sich dem Nachtrabe anschlossen, pflegten sie die Verwundeten und ermuthigten die Krieger durch Declamiren von Versen, die von wilder Kraft durchdrungen waren. „Muth", so sagten sie „Muth, ihr Vertheidiger der Frauen. Schlagt drein mit der Schärfe eurer Schwerter... Wir sind die Töchter des Morgensterns, unsere Füße ruhen auf weichen Pfühlen, unser Hals

[1]) Siehe Burckhardt S. 41.

[2]) Moallaka des Amr ibn-Colthûm.

ist mit Perlen geschmückt, unsere Haare duften von Moschus. Die Muthigen, welche dem Feinde Stand halten, nehmen wir in unsere Arme; den Feigen entfliehen wir, wir verlassen sie und entziehen ihnen unsere Liebe!"[1]

Jedoch hätte ein unaufmerksamer Beobachter sehr leicht die außerordentlich große Schwäche dieses Landes wahrnehmen können, eine Schwäche, welche aus dem vollkommenen Mangel an Einigkeit unter den verschiedenen Stämmen und ihrer fortwährenden Rivalität entsprang. Unfehlbar würde Arabien von einem fremden Eroberer unterjocht worden sein, wenn es nicht zu arm gewesen wäre, als daß es sich der Mühe des Eroberns gelohnt hätte. „Was findet man bei euch?" sagte der König von Persien zu einem arabischen Prinzen, welcher ihn um Soldaten bat und ihm dagegen den Besitz einer großen Provinz anbot — „was findet man bei euch? Schafe und Kameele. Für so wenig will ich eine persische Armee nicht in euren Wüsten aufs Spiel setzen."

Endlich wurde Arabien dennoch erobert, aber durch einen Araber, durch einen außergewöhnlichen Menschen, durch Mohammed.

Vielleicht war der Gesandte Gottes, wie er sich nannte, seinen Zeitgenossen nicht so sehr überlegen, aber gewiß ist, daß er ihnen nicht glich. Von zarter, leicht erregbarer, höchst nervöser Constitution, die er von seiner Mutter geerbt hatte; mit übertriebener und krankhafter Empfindsamkeit begabt; ein Freund endloser Spaziergänge und langer Abendschwärmereien in den verborgensten Thälern; weinend und schluchzend wie ein Weib, wenn er leidend war; epileptischen Anfällen unterworfen, ohne Muth auf dem Schlachtfelde — stand er mit seinem Charakter in auffallendem Contrast zu den Arabern, diesen kräftigen, energischen und kriegerischen Männern, welche nichts von Träumereien verstanden und es für eine schimpfliche Schwäche hielten, wenn ein Mann weinte, selbst wenn er einen Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe verloren. Außerdem hatte Mohammed mehr Phantasie als seine Landsleute und eine von Frömmigkeit durchdrungene Seele. Ehe jene Träume weltlichen Ehrgeizes die ursprüngliche Reinheit seines Herzens trübten, war die Religion sein Alles; sie war es, die all seine Gedanken, all seine Geistestriebe durchdrang. Dadurch vorzüglich unterschied er sich von der Masse des Volkes.

Mit den Völkern steht es wie mit den Individuen: die einen sind wesentlich religiös, die anderen sind es nicht. Bei gewissen Per-

---

[1]) Caussin Bd. II S. 281, 391; Bd. III S. 99. Vgl. Abû Isma'il al-Baçri, Futûch as-Schâm S. 77, 198, 200.

sonen bildet die Religion den Grundzug ihres Seins in solchem Grade, daß sie, wenn ihre Vernunft sich gegen die Glaubenslehren, in denen sie aufgewachsen sind, auflehnt, sich selbst ein philosophisches System schaffen, welches bei weitem unverständlicher und mysteriöser ist als jene Glaubenslehren selbst. So leben auch ganze Völker für und durch die Religion; sie ist ihr einziger Trost und ihre einzige Hoffnung. Der Araber aber ist seiner Natur nach nicht religiös und unter diesem Gesichtspunkte besteht zwischen ihm und anderen Völkern, welche den Islam angenommen haben, ein großer Abstand. Dies darf uns nicht in Verwunderung setzen. Fassen wir die Sache bei der Wurzel, so findet die Religion mehr Handhabe an der Einbildungskraft wie am Verstande, und wir haben schon bemerkt, daß beim Araber die Phantasie nicht vorherrscht. Betrachten wir nur die Beduinen der Jetztzeit. Obgleich Moslim's dem Namen nach, kümmern sie sich sehr mäßig um die Vorschriften des Islam; statt fünfmal am Tage zu beten, wie die Religion ihnen befiehlt, beten sie niemals.[1] Derjenige Reisende, welcher sie am besten gekannt hat, bezeugt, daß sie das toleranteste Volk Asiens sind.[2] Ihre Duldsamkeit besteht seit lange; denn ein Volk, welches so viel auf seine Freiheit hält, läßt sich in Glaubenssachen selten irgend welche Tyrannei gefallen. Im vierten Jahrhundert pflegte der König Marthad von Jemen zu sagen: „Ich herrsche über die Körper und nicht über die Meinungen. Ich verlange von meinen Unterthanen, daß sie meinem Regiment gehorchen; was ihre Lehrsätze anbetrifft, so kommt es Gott, dem Schöpfer, zu, sie zu richten."[3] Besser hätte Kaiser Friedrich II. es nicht ausdrücken können. Uebrigens näherte sich diese Duldsamkeit ziemlich der Gleichgiltigkeit und Zweifelsucht. Der Sohn und Nachfolger Marthad's hatte sich anfänglich zum Judenthum bekannt, darauf zum Christenthum und endlich schwankte er zwischen diesen beiden Religionen hin und her.[4]

Zur Zeit Mohammed's theilte Arabien sich in drei Religionen: die mosaische, die christliche und die polytheistische. Die jüdischen Stämme waren vielleicht die einzigen, welche ihrem Gottesdienste treu ergeben waren und zugleich die einzigen intoleranten. Verfolgungen

---

[1]) Burckhardt S. 160, d'Escayrac de Lauture, Le Désert et le Soudan S. 340 f, Palgrave, Narrative of a year's journey throug central and eastern Arabia a. v. St.

[2]) Burckhardt a. a. O.

[3]) Caussin Bd. I S. 111.

[4]) Caussin Bd. I S. 114.

sind in der alten Geschichte Arabiens selten, aber gewöhnlich sind es die Juden, welche sich deren schuldig gemacht haben. Das Christenthum zählte nur wenige Jünger, und Die, welche sich dazu bekannten, hatten nur einen sehr oberflächlichen Begriff davon. Der Khalif Alî übertrieb nicht sehr, als er von einem Volksstamm, in welchem diese Religion die meisten Wurzeln geschlagen hatte, sagte: „Die Taghlibiten sind keine Christen, sie haben dem Christenthum nur die Gewohnheit des Weintrinkens entlehnt.“ [1] In der That enthielt diese Religion zu viele Geheimnisse und Wunder, um diesem realistischen und spöttischen Volke zu gefallen. Die Bischöfe, welche ums Jahr 513 Mondhir III., den König von Chîra, bekehren wollten, brachten es in Erfahrung. Nachdem der König sie aufmerksam angehört hatte, näherte sich ihm einer seiner Officiere und sagte ihm ein Wort ins Ohr. Plötzlich versinkt Mondhir in tiefe Betrübniß, und als die Bischöfe ihn ehrerbietig um die Ursache befragen, gibt er ihnen zur Antwort: „Ach, welch unselige Nachricht!... Ich erfahre, daß der Erzengel Michael gestorben ist!“ — „Nein, Prinz, man betrügt dich; ein Engel ist unsterblich.“ — „Aber wie! willst du doch selbst mich überzeugen, daß Gott den Tod erlitten hat.“ [2]

Die Götzendiener, welche den größten Theil des Volkes ausmachten, verehrten in jedem Stamme und beinahe in jeder Familie besondere Gottheiten, nahmen aber einen obersten Gott, Allâh, an, dessen Vermittler die anderen Götter seien. Zwar hatten diese Götzendiener eine gewisse Achtung vor ihren Wahrsagern und vor ihren Götzenbildern; aber sie metzelten die Wahrsager nieder, sobald ihre Prophezeiungen sich nicht erfüllten oder die Wahrsager sich erkühnten, sie zu verklagen; sie betrogen die Götzen, indem sie ihnen eine Gazelle gaben, wenn sie ihnen ein Schaf versprochen hatten, und beschimpften sie, wenn sie ihren Wünschen und Hoffnungen nicht entgegen kamen. Als Amrolkais sich aufmachte, um den Tod seines Vaters an den Beni-Asad zu rächen, hielt er beim Tempel des Götzen Dhû-'l-Kholosa an, um das Schicksal mittelst dreier Pfeile zu befragen, welche er benannte: „Befehl,“ „Verbot“, „Verschub“. Da er den Pfeil „Verbot“ zog, fing er von vorn wieder an. „Verbot“ kam dreimal nach einander heraus. Da zerbrach er die Pfeile, warf die Splitter dem Götzen an den Kopf und schrie: „Du Elender! wenn der Getödtete dein Vater wäre, so würdest du nicht verbieten, daß man ihn räche!“

---

[1]) Baidhâwî, Commentar zum Koran, Sure 5 Vers 7.

[2]) Caussin Bd. II S. 78.

Welcher Art die Religion auch war, sie nahm im Allgemeinen wenig Platz im Leben des Arabers ein, da er vertieft war in die Interessen dieser Erde bei Kampf, Wein, Spiel und Liebe. „Laßt uns der Gegenwart genießen" sagten die Dichter, „denn bald wird uns der Tod erreichen;"[1] und das war in Wirklichkeit der Wahrspruch der Beduinen. Diese selben Männer, welche sich so leicht für eine edle Handlung oder ein schönes Gedicht begeisterten, blieben in der Regel gleichgiltig und kalt, sobald man zu ihnen von Religion sprach. Deßhalb reden ihre Dichter, als treue Dolmetscher der Gefühle des Volkes, fast niemals davon. Wir lassen Tarafa sprechen: „Gleich morgens, wenn du dich zeigst, werde ich dir einen Becher voll Wein anbieten, und sobald du diesen Trank in langsamen Zügen geschlürft hast, wirst du gleich wieder von vorn mit mir anfangen. Die Gefährten meiner Freuden sind edle junge Leute, deren Gesichter wie Sterne glänzen. Eine Sängerin, geschmückt mit gestreiftem Kleide und safranfarbiger Tunica, ist da, unsern Verein zu verschönen. Ihr Kleid ist am Halse offen. Sie gestattet dem Verliebten, ohne Scheu ihre Reize zu streicheln... Ich habe mich dem Wein und dem Vergnügen ergeben; ich habe verkauft, was ich besaß; ich habe die Güter, welche ich selbst erworben und die, welche ich ererbt habe, vergeudet. Tadler, der du meine Leidenschaft für das Vergnügen und den Kampf rügest, besitzest du das Mittel, mich unsterblich zu machen? Wenn deine Weisheit den verhängnißvollen Augenblick nicht von mir abzuwenden vermag, so laß mich doch verschwenden, ehe der Tod mich ereilt. Der Mensch, welcher großherzigen Trieben sich hingibt, schlürft in langen Zügen sein Leben aus. Morgen, strenger Tadler, wenn wir beide sterben, wollen wir sehen, wer von uns von brennendem Durste verzehrt wird."

Eine geringe Anzahl von Thatsachen hat indessen bewiesen, daß die Araber, und besonders die säßhaften Araber, dem religiösen Enthusiasmus nicht unzugänglich waren. Als zum Beispiel die zwanzigtausend Christen der Stadt Nedschrân zwischen dem Scheiterhaufen und dem Judenthum zu wählen hatten, wollten sie lieber in den Flammen umkommen als ihren Glauben abschwören. Jedoch der Eifer war eine Ausnahme; die Gleichgiltigkeit, wenigstens die Lauheit, war die Regel.

Die Aufgabe, welche Mohammed sich gestellt hatte, als er sich zum Propheten erklärte, war demnach doppelt schwer. Er konnte sich nicht darauf beschränken, die Wahrheit der Lehren, welche

[1]) Moallaka des Amr ibn-Colthûm.

er predigte, zu erweisen. Er mußte vor Allem über die Trägheit seiner Landsleute siegen; er mußte in ihnen das religiöse Gefühl wecken und sie davon zu überzeugen suchen, daß die Religion keine gleichgiltige Sache sei, eine Sache, deren man allenfalls entbehren könne. Mit Einem Worte, er mußte ein sinnliches, skeptisches und spöttisches Volk umformen und gänzlich umwandeln. Eine so schwierige Aufgabe hätte jeden Andern, der von der Wahrheit seiner Mission weniger überzeugt gewesen wäre, zurückgeschreckt. Mohammed erntete überall nur Spöttereien und Beleidigungen. Seine Mitbürger, die Mekkaner, bedauerten oder bespöttelten ihn; bald sah man ihn für einen Poeten an, der von einem Dämon inspirirt sei, bald für einen Wahrsager, Zauberer oder Narren. „Seht da den Sohn Abdallâh's, welcher uns Nachrichten vom Himmel bringen will," so sagten sie zu einander, wenn sie ihn kommen sahen. Einige gaben mit anscheinender Gutmüthigkeit den Vorschlag, auf ihre Kosten Aerzte für ihn kommen zu lassen, welche versuchen sollten, ihn zu heilen. Man bewarf ihn mit Koth. Wenn er aus seinem Hause trat, fand er seinen Weg mit Dornenzweigen bestreut. Man gab ihm den Beinamen eines Schurken und Betrügers. Auch anderswo war er nicht glücklicher. Zu Tâjif hatte er seine Lehre vor den versammelten Häuptlingen erklärt; auch da hatte man ihn verspottet. „Konnte Gott denn keinen bessern Apostel finden wie dich?" sagte ihm Einer. Und ein Anderer fügte hinzu: „Ich will nicht mit dir rechten. Wenn du ein Prophet bist, so bist du ein zu großer Mann, als daß ich wagen dürfte, dir zu antworten; und wenn du ein Betrüger bist, so verdienst du nicht, daß ich mit dir rede." Verzweiflung im Herzen, hatte Mohammed die Versammlung verlassen, verfolgt vom Geschrei und den Schimpfwörtern des Pöbels, welcher ihm Steine nachwarf.

So verflossen mehr als zehn Jahre. Noch zählte die Secte wenige Anhänger, und Alles schien anzudeuten, daß die neue Religion endlich wieder verschwinden werde, ohne Spuren nach sich zu lassen, als Mohammed einen unverhofften Stützpunkt fand unter den Ausiten und den Khazradschiten, zwei Stämmen, welche gegen das Ende des fünften Jahrhunderts den Besitz von Medina einigen jüdischen Stämmen entrissen hatten.

Die Mekkaner und Mediner haßten einander, weil sie feindlichen Racen angehörten. Es gab deren zwei in Arabien: die der Jemeniten und die der Ma'additen. Die Mediner gehörten zur ersteren. Die Mekkaner fügten zum Haß noch die Verachtung. In den Augen der Araber, welche das Hirtenleben und den Handel für

die einzigen eines freien Menschen würdigen Beschäftigungen ansahen, war die Bebauung des Erdreichs eine erniedrigende Arbeit. Nun waren die Mediner Ackerbauer und die Mekkaner Kaufleute. Außerdem gab es eine Menge Juden in Medina; mehrere Familien der Ausiten und der Khazradschiten hatten diese Religion angenommen, welche die früheren Herren der Stadt, die nun in die Lage von „Clienten" versetzt waren, beibehalten hatten. Obgleich der Hauptheil der beiden herrschenden Stämme Götzendiener waren wie die Mekkaner, betrachteten diese dennoch die ganze Bevölkerung als Juden und haßten sie deßhalb.

Mohammed theilte die Vorurtheile seiner Mitbürger gegen die Jemeniten und Ackerbauer. Als er Jemanden die Verse sagen hörte: „Ich bin ein Chimjarite; meine Vorfahren waren weder aus Rabîa noch aus Modhar", soll Mohammed zu ihm gesagt haben: „Desto schlimmer für dich! Dieser Ursprung entfernt dich von Gott und seinem Propheten!"[1] Man erzählt ferner von ihm, er habe, als er eine Pflugschar in der Wohnung eines Mediners sah, zu diesem gesagt: „Niemals kommt ein solches Instrument in ein Haus, ohne daß die Schande zu gleicher Zeit mit einzieht.[2] Aber da er daran verzweifelte, die Kaufleute und Nomaden seiner eigenen Race zu seiner Lehre zu bekehren, und da er seit dem Tode seines Oheims und Beschützers Abû-Tâlib, sein Leben für bedroht hielt, ward er gezwungen, seine Vorurtheile zu vergessen und jede Unterstützung anzunehmen, von welcher Seite sie sich auch darbot. So nahm er freudig die Anerbietungen der Araber von Medina entgegen, in deren Augen die Spöttereien und Verfolgungen, die er von Seiten der Mekkaner erduldet hatte, die beste Empfehlung und der schönste Ehrenname für ihn waren.

Der „große Schwur von Akaba" verband auf immer das Schicksal der Mediner mit dem Mohammed's. Indem er ein Band zerbrach, das die Araber mehr in Ehren halten als jedes andere, trennte der Prophet sich von seinem Stamme und ließ sich mit seinen Anhängern aus Mekka, die sich von nun an „Flüchtlinge" nannten, in Medina nieder, bot gegen seine Stammgenossen die beißende Begeisterung der medinischen Dichter auf und verkündete den heiligen Krieg. Die Ausiten und Khazradschiten, erfüllt von enthusiastischem Eifer und Todesverachtung, weil sie überzeugt waren ins Paradies zu kommen, wenn sie von den Götzendienern getödtet würden, übten Wunder an Tapfer-

[1]) Raichân fol. 105 v.
[2]) Ibn-Khaldûn, Proleg. (XVII) S. 296.

keit. Seitdem trugen sie gemeinsam den Namen der „Vertheidiger". Der Kampf zwischen ihnen und den Heiden von Mekka zog sich durch acht Jahre hin. Während dieser Zwischenzeit zwang der Schrecken, den die Waffen der Moslim's überall verbreiteten, mehrere Stämme, die neuen Glaubenslehren anzunehmen; aber die freiwilligen, aufrichtigen und bleibenden Bekehrungen waren nicht sehr zahlreich. Die Eroberung von Mekka drückte endlich der Macht Mohammed's das Siegel auf. An diesem Tage schworen sich die Mediner, jene stolze Kaufleute ihre unerträgliche Verachtung theuer bezahlen zu lassen. „Heute ist der Tag des Blutbades, der Tag, an dem gar nichts geachtet werden soll!" so sagte der Häuptling der Khazradschiten. Die Hoffnung der Mediner wurde getäuscht: Mohammed nahm diesem Häuptling sein Commando und schrieb seinen Befehlshabern vor, sich der größten Mäßigung zu befleißigen. Die Mekkaner sahen stillschweigend der Zerstörung der Götzenbilder in ihrem Tempel zu, diesem wahren Pantheon Arabiens, welches dreihundertundsechzig Gottheiten, die von eben so vielen Stämmen angebetet wurden, umschloß. Voll Wuth im Herzen erkannten sie Mohammed als den Gesandten Gottes an, gaben sich aber insgeheim das Versprechen, eines Tages Rache zu nehmen an diesen Bauern und Juden von Medina, welche die Unverschämtheit gehabt hatten, sie zu besiegen.

Nach der Einnahme von Mekka fühlten die Stämme, welche noch beim Götzendienst geblieben waren, sehr wohl, daß Widerstand von nun an unnütz sei, und die Drohung eines Vernichtungskrieges zwang sie, den Islam anzunehmen, welchen die Feldherrn Mohammed's ihnen mit dem Koran in der einen und dem Säbel in der anderen Hand predigten. Eine höchst merkwürdige Bekehrung war die der Thakîfiten, eines Stammes, welcher Tâjif bewohnte und früher den Propheten mit Steinwürfen fortgejagt hatte. Sie ließen ihm durch den Mund ihrer Abgesandten sagen, sie seien bereit, Moslim's zu werden, aber unter der Bedingung, daß sie noch drei Jahre lang ihr Idol Lât behalten dürften und nicht zu beten brauchten. „Drei Jahre des Götzendienstes, das ist zu lang; und was wäre eine Religion ohne Gebet?" antwortete ihnen Mohammed. Daraufhin setzten die Gesandten ihre Forderungen herab; man feilschte lange Zeit, endlich einigten sich beide unterhandelnden Parteien zu den folgenden Bedingungen: die Thakîfiten sollten keinen Zehnten geben, keinen Theil nehmen am heiligen Krieg, sich nicht während des Gebetes niederwerfen, Lât noch ein Jahr behalten und nach diesem Termine sollten sie nicht gezwungen werden, dieses Götzenbild mit eigenen Händen zu zerbrechen. Indessen

empfand Mohammed hinterher doch einige Gewissensbisse; er fürchtete die üble Nachrede. Da sagten die Abgesandten zu ihm: „Laß dich durch diese Rücksicht nicht abschrecken. Wenn die Araber dich fragen, warum du einen solchen Vertrag abgeschlossen hast, so brauchst du ihnen nur zu sagen: Gott hat es mir befohlen." Da dieser Beweisgrund dem Propheten triftig schien, fing er sogleich an, eine Urkunde aufzusetzen, welche folgendermaßen begann: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen! Durch diese Urkunde ist das Uebereinkommen getroffen worden zwischen Mohammed, dem Gesandten Gottes, und den Thakîfiten, daß diese weder verpflichtet sein sollen, den Zehnten zu entrichten noch Theil zu nehmen am heiligen Kriege..."

Als Mohammed diese Worte dictirt hatte, verhinderten Scham und Reue ihn fortzufahren. Da sprach einer der Abgesandten weiter: „noch sich während des Gebetes niederzuwerfen." Da Mohammed in seinem Schweigen verharrte, nahm der Thakîfite wieder das Wort und, zum Schreiber gewandt, sagte er: „Schreib das, so sind wir übereingekommen." Jener sah den Propheten an, als erwarte er dessen Befehl. Da erhob sich der jähzornige Omar, der bis dahin ein stummer Zeuge dieser für die Ehre des Propheten so beleidigenden Scene gewesen war, zog seinen Degen und rief:

„Ihr habt das Herz des Propheten befleckt; möge Gott euere Herzen mit Feuer füllen!"

„Mit dir sprechen wir nicht," erwiderte der thakîfitische Abgesandte ohne Aufregung; „wir sprechen mit Mohammed."

„Wohl!" sagte der Prophet darauf, „ich will nichts von einem solchen Vertrag wissen. Ihr sollt euch dem Islam klar und ohne Umschweife ergeben und alle Vorschriften desselben ohne Ausnahme beobachten; wo nicht, könnt ihr euch zum Kriege vorbereiten."

„So erlaube uns wenigstens, Lât noch sechs Monate zu behalten," sagten die Thakîfiten, ganz niedergeschlagen.

„Nein."

„Einen Monat denn."

„Nicht eine Stunde."

So kehrten die Abgesandten zu ihrem Stamme zurück, begleitet von moslimischen Soldaten, welche Lât unter dem Wehklagen und dem Verzweiflungsgeschrei der Frauen zerstörten.[1] Dennoch war diese eigenthümliche Bekehrung die dauerndste von allen. Als

---

[1]) Sprenger, Life of Mohammed S. 186; Caussin Bd. III S. 288.

später ganz Arabien den Islam wieder abschwor, blieben die Thakifiten getreu. Was soll man also von den anderen Bekehrungen denken?

Um abtrünnig zu werden, wartete man nur auf den Tod Mohammed's. Mehrere Provinzen konnten sich nicht einmal bis dahin gedulden; die Nachricht von Mohammed's abnehmender Gesundheit genügte, um in Nadschd, in Jemâma, in Jemen den Aufruhr zum Ausbruch kommen zu lassen. Jede dieser drei Provinzen hatte so zu sagen ihren eigenen Propheten, einen Nacheiferer und Rivalen Mohammed's, und auf seinem Sterbebett erfuhr dieser, daß das Oberhaupt des Aufstandes in Jemen, Abhala der Schwarze, ein vornehmer Mann, der neben ungeheueren Reichthümern eine hinreißende Beredsamkeit besaß, die moslimischen Officiere weggejagt und Nadschrân, Sanâ, kurz ganz Jemen genommen habe.

So wankte das große Gebäude schon, als Mohammed seinen letzten Seufzer aushauchte (632). Sein Tod war das Signal eines furchtbaren und beinahe allgemeinen Aufruhrs. Ueberall gewannen die Aufständischen die Ueberhand; jeden Tag sah man in Medina moslimische Officiere anlangen, Flüchtlinge und „Vertheidiger", welche die Rebellen aus ihren Districten vertrieben hatten, und die nächsten Stämme hielten sich bereit, Medina zu belagern.

Der Khalif Abû-Bekr, ein würdiger Nachfolger Mohammed's, voll Vertrauen auf die Vorbestimmung des Islam, erbebte keinen Augenblick trotz der ernsten Gefahr. Er hatte keine Armee. Treu dem Willen Mohammed's, hatte er sie nach Syrien geschickt, trotz der Vorstellungen der Moslim's, die in Voraussicht der Gefahren ihn inständig gebeten hatten, dieses Unternehmen zu verschieben. „Ich werde einen Befehl, den der Prophet gegeben hat, nicht widerrufen. Sollte Medina selbst dem Einbruch der wilden Thiere Preis gegeben werden, so müssen dennoch diese Truppen den Willen Mohammed's erfüllen." Wenn er in einen Vergleich gewilligt hätte, würde er mittelst einiger Zugeständnisse die Neutralität oder das Bündniß mehrerer Stämme des Nadschd haben erkaufen können, denn von ihren Abgesandten war ihm gesagt worden, sie würden fortfahren, die moslimischen Gebete zu verrichten, sobald er sie von der Steuer befreien wollte. Die Vornehmsten unter den Moslim's waren der Meinung, man dürfe diese Abgesandten nicht zurückweisen. Nur Abû-Bekr lehnte jeden Gedanken des Unterhandelns ab, als der heiligen Sache, die sie zu vertheidigen hätten, unwürdig. „Das Gesetz des Islam," sagte er, „ist ganz und untheilbar und läßt gar keinen Unterschied zwischen den Vorschriften zu." — „Er

hat mehr Glauben für sich ganz allein als wir alle zusammen," sagte darauf Omar. Er sprach wahr: das Geheimniß der Stärke und der Größe des ersten Khalifen bestand eben darin. Nach Mohammed's eigenem Zeugnisse hatten alle seine Anhänger einen Augenblick gezaudert, ehe sie seine Mission anerkannt hatten, mit alleiniger Ausnahme Abû-Bekr's. Ohne sehr hervorragende Originalität zu besitzen, ohne eben ein großer Mann zu sein, war er der Lage gewachsen; er besaß Das, was früher Mohammed den Sieg verliehen hatte und was seinen Feinden fehlte: unerschütterliche Ueberzeugung.

In dem Angriff der Aufständischen war wenig Uebereinstimmung; sie waren bereits unter einander zerspalten und erwürgten sich gegenseitig. Abû-Bekr, der alle streitbaren Männer bewaffnet hatte, fand Zeit, die benachbarten Stämme zu unterdrücken. Als darauf die treuen Stämme des Chidschâz ihren Contingent an Mannen und Pferden gestellt hatten und das Hauptheer vom Norden mit einer beträchtlichen auf diesem Zuge gemachten Beute zurückgekommen war, schritt er kühn zum Angriff und theilte seine Armee in mehrere Unterabtheilungen, welche, obgleich beim Abmarsch nicht sehr zahlreich, unterwegs durch den Zuzug einer Menge Araber beträchtlich anwuchsen, welche die Furcht oder Hoffnung auf Plünderung unter die moslimischen Banner führte. In Nadschd griff der ebenso blutdürstige wie unerschrockene Khâlid die Schaaren Tolaicha's an, welcher für „tausend Mann in einer Armee" gegolten hatte, diesmal aber seiner Pflicht als Krieger vergessend und nur seiner phrophetischen Rolle eingedenk, fern vom Schlachtfelde, in seinen Mantel eingewickelt, die Eingebungen des Himmels erwartete. Lange Zeit harrte er so vergebens; aber als seine Truppen angefangen hatten zu weichen, da kam die Inspiration über ihn: „Macht es so wie ich, wenn ihr's könnt," rief er seinen Gefährten zu, schwang sich aufs Pferd und entfloh mit verhängtem Zügel. An diesem Tage machten die Sieger keinen einzigen Gefangenen. „Vernichte die Abtrünnigen ohne Erbarmen durchs Schwert, durchs Feuer, durch alle möglichen Arten von Martern!" so lauteten die Verhaltungsbefehle, welche Abû-Bekr an Khâlid gegeben hatte.

Indem das Gerücht seiner Siege und seiner Grausamkeiten ihm voranging, zog Khâlid gegen Mosailima, den Propheten von Jemâma, welcher eben zwei moslimische Heere nach einander geschlagen hatte. Das Handgemenge war furchtbar. Anfänglich hatten die Aufständischen die Ueberhand; sie drangen sogar bis an Khâlid's Zelt vor. Indessen gelang es diesem, sie auf die Ebene zurückzuwerfen, welche beide Feldlager trennte. Nach mehrstündigem hartnäckigem Widerstande wurden

die Haufen der Aufrührerischen von allen Seiten durchbrochen. „Nach dem Gehäge! nach dem Gehäge!" schrieen sie und zogen sich in einen weiten Raum zurück, der von einer dicken Mauer umgeben und mit einer festen Thür versehen war. Dahin folgten ihnen die nach Blut dürstenden Moslim's. Mit einer Kühnheit ohne Gleichen sprangen zwei von ihnen über die Mauer und ließen sich in das Innere des Gehäges hinab, um die Thür zu öffnen. Der eine erlag sogleich, bedeckt von Wunden; dem anderen glückte es, sich des Schlüssels zu bemächtigen und ihn über die Mauer seinen Gefährten zuzuwerfen. Die Thür ging auf und die Moslim's drangen ein wie ein Strom. Nun begann ein furchtbares Blutbad auf diesem Kampfplatz, wo Flucht unmöglich. In diesem „Gehäge des Todes" wurden die Aufrührerischen, zehntausend an der Zahl, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt.

Während der wilde Khâlid auf diese Weise den Aufstand im Innern Arabiens in Strömen Blutes ertränkte, thaten andere Anführer ein Gleiches in den südlichen Provinzen. In Bachrain wurde das Lager der Bakriten während eines Gelages überrumpelt: man ließ sie über die Klinge springen. Indessen einige, welche Zeit gefunden hatten zu entfliehen, erreichten das Meeresufer und flüchteten sich auf die Insel Dârain. Bald aber umzingelten die Moslim's sie dort und erwürgten sie allesammt. Ein gleiches Blutbad fand statt in Omân, in Jemen und in Chadhramaut. Hier wurden die Trümmer der Banden Abhala's des Schwarzen, vertilgt, nachdem sie den moslimischen Befehlshaber vergebens um Gnade gebeten hatten; dort konnte der Commandant einer Festung, als er sich ergab, nichts Anderes erhalten als das Versprechen der Begnadigung für zehn Personen; der ganzen übrigen Mannschaft wurden die Köpfe abgehauen, und so kam es, daß eine ganze Straße lange Zeit verpestet war durch die fauligen Ausdünstungen, welche den unzähligen Leichnamen der Aufständischen entströmten.

Wenn diese Blutlachen die Araber von der Wahrheit der durch Mohammed verkündeten Religion nicht überzeugen konnten, so erkannten sie wenigstens im Islam eine unüberwindliche und beinahe übernatürliche Macht. Durchs Schwert decimirt, von Schrecken und Betäubung ergriffen, ergaben sie sich darein, Moslim's zu werden oder es wenigstens zu scheinen, und um ihnen keine Zeit zu lassen, sich von ihrem Schrecken zu erholen, sandte der Khalif sie gegen das römische Reich und gegen Persien, zwei Staaten, die leicht zu erobern waren, weil sie seit langer Zeit durch Streitigkeiten zerrissen, durch Knechtschaft entnervt und von jeglicher Art raffinirter Verderbtheit zerfressen waren. Unermeßliche Reichthümer und weite Besitzungen entschädigten

die Araber für ihre Unterwerfung unter das Gesetz des Propheten von Mekka.

Von Abfall war keine Rede mehr, Abfall war der Tod; in diesem Punkte war das Gesetz Mohammed's unerbittlich; aber eben so wenig fragte man auch nach wahrer Frömmigkeit, nach rechtem Glaubenseifer. Durch die schrecklichsten und grausamsten Mittel hatte man von den Beduinen ihre anscheinende Bekehrung erlangt; das war sehr viel, das war Alles, was man von diesen Unglücklichen verlangen konnte, nachdem sie ihre Väter, ihre Brüder, ihre Kinder hatten sterben sehen durch das Schwert Khâlid's und anderer frommen Henker, die mit ihm wetteiferten. Die Mehrzahl des Volkes bekämpfte durch passiven Widerstand die Maßregeln, die von den eifrigen Moslim's zu ihrer Bekehrung ergriffen wurden, und lange Zeit blieb das Volk mit den Vorschriften der Religion unbekannt und bemühte sich gar nicht, sie kennen zu lernen. Unter dem Khalifat Omar's I. war ein alter Araber mit einem jungen Manne darin überein gekommen, daß er ihm seine Frau eine Nacht um die andere überlassen und der junge Mann dafür seine Heerden hüten solle. Als dieser sonderbare Contract dem Khalifen zu Ohren kam, beschied er die beiden Männer vor sich und fragte sie, ob sie nicht wüßten, daß der Islam es verbiete, seine Ehefrau mit einem Anderen zu theilen. Sie legten einen Eid ab, daß sie nichts davon gewußt hätten.[1] Ein Anderer hatte zwei Schwestern geheirathet. „Weißt du nicht," fragte ihn der Khalif, „daß die Religion dir nicht erlaubt, was du gethan hast?" — „Nein," erwiderte der Andere, „es war mir gänzlich unbekannt, und ich gestehe, daß ich gar nichts Verwerfliches in der Handlung sehe, die du tadelst." — „Die Worte des Gesetzes sind jedoch klar. Du wirst auf der Stelle eine der beiden Schwestern verstoßen, oder ich haue dir den Kopf ab." — „Sprichst du im Ernst?" — „Im Ernst." — „Nun, dann ist es eine verabscheuenswerthe Religion, die solche Dinge verbietet; ich habe überhaupt niemals Vortheil von ihr gehabt!" — Der Unglückliche ahnte nicht, so groß war seine Unwissenheit, daß er sich durch solches Sprechen der Gefahr aussetzte, als Gotteslästerer oder als Abtrünniger enthauptet zu werden.[2] Ein Jahrhundert später wußten die in Aegypten ansässigen arabischen Stämme noch nicht einmal, was der Prophet eigentlich erlaubt oder verboten hatte; mit Begeisterung unterhielt man sich von der guten alten Zeit, von den Kriegen und von den Helden des

[1]) Abû-Ismaʿîl al-Baçri, Futûch as-Schâm S. 238 f.

[2]) Abû-Ismaʿîl al-Baçri S. 237.

Heidenthums; aber was die Religion betraf, davon zu sprechen fiel Keinem ein.[1] Zur nämlichen Zeit waren die Araber, welche sich im Norden Afrika's niedergelassen hatten, ungefähr im selben Fall. Diese guten Leute tranken Wein, ohne in aller Welt zu ahnen, daß Mohammed dieses Getränk verboten hatte. Sie waren aufs höchste erstaunt, als vom Khalifen Omar II. abgesandte Missionare zu ihnen kamen, um sie deß zu belehren.[2] Ja, es gab sogar Moslim's, welche vom Koran nichts Anderes wußten als die Worte: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen."[3]

Ob der Eifer für den Glauben größer gewesen wäre, wenn die Mittel, welche man zur Bekehrung anwandte, weniger abscheulich gewesen? Möglich ist es, aber keineswegs sicher. Zu jeder Zeit ist es außerdentlich schwer gewesen, die Lauheit gegen die Religion bei den Beduinen zu besiegen. Auch in unseren Tagen haben die Wahhâbiten, diese starre und strenge Secte, welche den Luxus und den Aberglauben, wodurch der Islam im Laufe der Zeit befleckt wurde, verdammt, diese Secte, welche zum Wahlspruch genommen: „Der Koran und nur der Koran", ebenso wie Luther sich's zum Motto gewählt hatte: „Die Bibel und nur die Bibel" — diese Wahhâbiten haben es in unseren Tagen versucht, die Beduinen aus ihrer religiösen Gleichgiltigkeit herauszureißen, aber vergebens. Sie haben selten Gewalt gebraucht und unter den säßhaften Arabern willige Anhänger gefunden, aber nicht unter den Beduinen, welche sich den arabischen Charakter in seiner völligen Reinheit bewahrt haben. Wiewohl sie die politischen Ansichten der Neuerer theilten, wiewohl diejenigen Stämme, welche unmittelbar unter die Aufsicht der Wahhâbiten gestellt waren, die Pflichten der Religion mit besonderer Genauigkeit beobachten mußten und es darunter sogar Personen gab, welche um ihrer Zwecke willen sich den Anschein von großem Eifer, ja von Fanatismus gaben, wurden dennoch die Beduinen nicht wahrhaft religiös, und sobald die Macht der Wahhâbiten durch Mohammed-Alî vernichtet worden, beeilten sie sich, den Ceremonien, welche sie zu Tode langweilten, ein Ende zu machen.[4] „Heutigen Tages," so sagt ein neuerer Reisender, „gibt es wenig oder gar keine Religion in der Wüste; es kümmert sich niemand um die Gesetze des Koran."[5]

[1]) Abû-'l-machâsin Bd. I S. 343.
[2]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 34.
[3]) Nöldeke, Geschichte des Qorâns S. 204.
[4]) Burckhardt S. 160.
[5]) Burton, Pilgrimage Bd. II S. 86, 109.

Wenn übrigens die Araber die Revolution als eine vollendete Thatsache, die unmöglich wieder zurückgenommen werden konnte, gelten ließen, so vergaben sie Denen, welche sie verursacht hatten, keineswegs und erkannten ebensowenig den hierarchischen Staat an, der daraus hervorging. Ihr Widerstand nahm also einen anderen Charakter an: aus einem Kampf der Principien wurde er zu einem Streit der Personen.

Bis zu einem gewissen Punkte hatten die adeligen Familien, das heißt diejenigen, welche während mehrerer Generationen an der Spitze ihrer Stämme gestanden, nichts in Folge der Revolution verloren. Wahr ist es, daß Mohammed's Ansicht über den Adel schwankend gewesen war. Bald hatte er vollkommene Gleichheit gepredigt, bald hatte er den Adel anerkannt. Er hatte gesagt: „Kein heidnischer Stolz mehr; kein Hochmuth, der sich auf die Vorfahren stützt! Alle Menschen sind Kinder Adams, und Adam war aus Staub gemacht; in den Augen Gottes ist Derjenige der achtungswertheste, welcher ihn am meisten fürchtet.“[1] Und ein andermal hatte er gesagt: „Die Menschen sind einander ebenso gleich wie die Zähne eines Kammes; die Kraft der Körperbeschaffenheit allein gibt Einem das Uebergewicht über den Anderen.“[2] Aber er hatte ebenfalls gesagt: „Diejenigen, welche unter dem Heidenthum adelig waren, bleiben adelig unter dem Islam, wenn sie der wahren Weisheit huldigen“ (das heißt sobald sie Moslim's werden).[3] So hatte Mohammed bisweilen den Willen, den Adel abzuschaffen; aber er konnte es nicht, oder er wagte es nicht. Der Adel blieb also in Kraft, behielt seine Vorrechte und blieb an der Spitze der Stämme; denn Mohammed, weit entfernt von dem Gedanken, aus den Arabern eine wirkliche Nation machen zu wollen, was unmöglich gewesen wäre, hatte die Eintheilung in Stämme beibehalten; er hatte sie dargestellt als von Gott selbst ausgehend,[4] und jede dieser kleinen Gesellschaften lebte nur für sich, beschäftigte sich nur mit sich und hatte keine anderen Angelegenheiten als die, welche sie selbst betrafen. Im Kriege bildeten sie ebenso viele getrennte Körperschaften, deren jede ihre Fahne hatte, welche der Häuptling oder ein von ihm bezeichneter Krieger trug;[5] in den Städten hatte jeder

---

[1]) Caussin Bd. III S. 231.
[2]) Derselbe Bd. III S. 507.
[3]) Ibn-Khaldûn, Prolegomena (XVI) S. 243.
[4]) Koran, Sure 49 V. 13.
[5]) Siehe die Beispiele in meinen Recherches Bd. I S. 87 Anmerk. 2.

Stamm sein eigenes Viertel,[1] seine eigene Karavanserei,[2] und sogar seinen eigenen Gottesacker.[3]

In Wirklichkeit kam das Recht, die Häuptlinge der Stämme zu wählen, den Khalifen zu; aber man muß hier zwischen dem Recht und der Ausführung unterscheiden. Erstlich konnte der Khalif die Leitung eines Stammes nur einem Manne übertragen, welcher zu demselben gehörte; denn die Araber gehorchen einem „Fremden" nur mit Widerwillen oder gar nicht. Darum hatten Mohammed und Abû-Bekr sich fast immer diesem Herkommen unterworfen;[4] sie belehnten mit ihrer Vollmacht solche Männer, deren persönlicher Einfluß schon anerkannt war, und unter Omar forderten die Araber es als ihr Recht, nur eigene Stammgenossen zu Häuptlingen zu haben.[5] Aber gewöhnlich wählten die Stämme ihren Häuptling selbst,[6] und der Khalif beschränkte sich darauf, ihre Wahl zu bestätigen,[7] eine Gewohnheit, welche noch in unserem Jahrhundert vom wahhâbitischen Fürsten beobachtet wurde.[8]

Der alte Adel hatte also seine Stelle behauptet; aber über ihn hatte sich ein anderer erhoben. Mohammed und seine beiden unmittelbaren Nachfolger hatten die wichtigsten Stellen, wie den Oberbefehl der Armeen und die Regierung der Provinzen den alten Moslim's, den „Ausgewanderten" und den „Vertheidigern" anvertraut.[9] Er mußte es: sie waren ungefähr die einzigen wirklich aufrichtigen Moslim's, die einzigen, auf welche die zugleich weltliche und geistliche Regierung sich verlassen konnte. Welches Zutrauen konnte er in die Stammhäuptlinge setzen, welche immer wenig orthodox und oft atheistisch waren, wie jener Ojaina, der Häuptling der Fazâra's, welcher sagte: „Wenn Gott wäre, so würde ich bei seinem Namen schwören, daß ich niemals

---

1) Siehe den Kartâs S. 25, Içtakhrî S. 26, Achmed ibn-abi Jakûb, Kitâb al-buldân, fol. 52 v. (Artikel Cûfa).

2) Achmed ibn-abi-Jakûb. fol. 64 v.: ga'ala liculli kabîlatin mahrasan.

3) Achmed ibn-abi-Jakûb, fol. 53 v.: wacânat liculli kabîlatin gabbânatun tu'rafu bihim wabiruasâihim.

4) Siehe Beispiele bei Ibn-Kotaiba S. 121, Tabarî, Bd. I. S. 80, Bd. II. S. 4.

5) Siehe Tabarî Bd. II S. 206, 208, 210, 224.

6) Siehe Abû-Isma'îl al-Baçrî, Futûch as-Schâm S. 208, 209.

7) So ist die Aussage zu verstehen: „der und der trat mit seinen Stammgenossen vor Omar, welcher ihm den Oberbefehl über seinen Stamm ertheilte," eine Aussage, die sich wiederholt bei Tabarî findet, Bd. II S. 210. Siehe auch Abû-Isma'îl al Baçrî, Futûch as-Schâm S. 45.

8) Burckhardt S. 295.

9) Siehe Tabarî Bd. II S. 164 und öfters.



an ihn geglaubt habe"?[1] Der Vorzug, welcher den „Ausgewanderten" und den „Vertheidigern" zuerkannt wurde, war also natürlich und gerechtfertigt; aber es war nichtsdestoweniger verletzend für den Stolz der Stammhäuptlinge, wenn sie Bürger, Ackerbauer, Männer niedriger Herkunft vor sich bevorzugt sahen. Ihre Stammgenossen, welche stets die Ehre ihrer Häuptlinge mit der eigenen Ehre intentificirt hatten, waren darüber eben so unwillig; sie warteten mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit, um mit den Waffen in der Hand die Ansprüche ihrer Häuptlinge zu unterstützen und diesen Betbrüdern, die ihre Verwandte gemordet hatten, den Garaus zu machen.

Die selben Gefühle von Neid und unerbittlichem Haß durchdrangen den Adel von Mekka, dessen Anführer die Omaijaden waren. Stolz und hochmüthig, sah er mit schlechtverhehltem Aerger, daß die alten Moslim's allein den Rath des Khalifen ausmachten.[2] Es ist freilich wahr, daß Abû-Bekr ihn an den Berathungen Theil nehmen lassen wollte; aber Omar hatte sich kräftig gegen diesen Vorsatz gestemmt, und seine Meinung hatte überwogen.[3] Wir werden sehen, wie dieser Adel anfangs versuchte, sich des Ansehens zu bemächtigen, ohne zu Gewaltthätigkeiten zu schreiten; aber man konnte es vorhersagen, daß er mit Leichtigkeit in den beduinischen Stammhäuptlingen Verbündete gegen die „Ausgewanderten" und die Mediner finden würde, sobald jener Versuch scheiterte.

1) Tabari Bd. I. S. 110.
2) Siehe Abû-Isma'îl al-Baçrî S. 161, 162 Z. 3.
3) Abû-Isma'îl al-Baçrî S. 37—39.

III.

In seinen letzten Augenblicken hatte der Khalif Omar, welcher durch den Dolch eines christlichen Handwerkers aus Cûfa tödtlich getroffen worden, die sechs ältesten Gefährten Mohammed's für fähig zur Herrschaft erklärt, unter welchen Alî, Othmân, Zobair und Talcha als die vorzüglichsten bezeichnet wurden. Nachdem Omar verschieden, berieth dieses Conclave über zwei Tage, ohne ein Resultat zu erzielen, da jedes Mitglied nur darauf bedacht war, seine eigenen Rechte geltend zu machen und die seiner Mitbewerber herabzusetzen. Am dritten Tage einigte man sich dahin, daß einer der Wähler, welcher sich seiner Ansprüche begeben hatte, den Khalifen ernennen sollte. Zur großen Bestürzung Alî's, Zobair's und Talcha's ernannte er den Omaijaden Othmân (644).

Die Persönlichkeit Othmân's rechtfertigte diese Wahl nicht. Es ist wahr, daß er reich und großmüthig war und Mohammed und seine Anhänger durch Geldopfer unterstützt hatte; aber wenn man hinzufügt, daß er viel betete und oft fastete und daß er die Gutmüthigkeit und Bescheidenheit selbst war, so hat man ungefähr all seine Verdienste aufgezählt. Sein Verstand, welcher niemals stark gewesen, war durch Alter — er zählte jetzt siebenzig Jahre — noch geschwächt worden, und seine Schüchternheit war so groß, daß, als er die Kanzel zum ersten Male bestieg, ihm der Muth fehlte, die Predigt anzufangen. „Das Anfangen — das ist sehr schwer" murmelte er mit einem Seufzer und stieg wieder von der Kanzel herab.

Zu seinem Unglück hatte dieser gutmüthige Greis eine große Schwäche für seine Verwandten, und diese waren eben jene Adeligen

von Mekka, welche zwanzig Jahre lang Mohammed beschimpft, verfolgt und bekämpft hatten. Sie beherrschten ihn bald vollständig. Sein Oheim Chacam und besonders dessen Sohn, Merwân, führten die Regierung in der That, während sie Othmân nur den Titel des Khalifen ließen und die Verantwortlichkeit für all die verdrießlichen Maßregeln, von denen er meistens nichts wußte. Die Rechtgläubigkeit dieser beiden Männer, besonders die des Vaters, war sehr verdächtig. Chacam war erst bekehrt worden am Tage der Einnahme von Mekka. Als er später Geheimnisse, welche ihm von Mohammed anvertraut worden, verrathen hatte, verfluchte ihn dieser und verbannte ihn. Abû-Bekr und Omar hielten dieses Urtheil aufrecht. Othmân dagegen rief den Verworfenen aus der Verbannung zurück, gab ihm hunderttausend Silberstücke und einen Landbesitz, welcher nicht sein eigenes Erbtheil sondern Staatsgut war; dazu ernannte er Merwân noch zu seinem Geheimschreiber und Vezir, gab ihm eine seiner Töchter zur Frau und verschaffte ihm Reichthum mittelst der in Afrika gemachten Beute. Um die Gelegenheit frisch zu benützen und sich der einträglichsten Stellen zu bemächtigen, eilten andere Omaijaden herbei, junge ebenso fähige als ehrgeizige Männer, aber zugleich Söhne der erbittertsten Feinde Mohammed's. Das Volk war damit zufrieden; es war nur zu glücklich, die alten strengen, harten, mürrischen und traurigen Frömmler gegen muntere und geistvolle Edelleute zu vertauschen; aber groß war das Mißbehagen aller ihrer Religion wahrhaft ergebenen Moslim's, welche unüberwindliche Abneigung gegen die neuen Beherrscher der Provinzen empfanden. Wer unter ihnen erinnerte sich nicht mit Schaudern, daß Abû-Sofjân, der Vater jenes Moâwija, welchen Othmân zum Beherrscher ganz Syriens erhoben, die Armee befehligt hatte, von welcher Mohammed in Ochod geschlagen worden, sowie die, welche ihn in Medina belagert hatte? Als vornehmster Anführer der Mekkaner hatte er sich erst in dem Augenblicke ergeben, als er seine Sache verloren sah und als zehntausend Moslim's ihn und die Seinigen erwürgen wollten, und selbst da noch hatte er Mohammed, welcher ihn aufforderte, ihn als den Gesandten Gottes anzuerkennen, die Antwort gegeben: „Verzeih mir meine Aufrichtigkeit; über diesen Punkt behalte ich mir noch einige Zweifel vor." „Bekenne dich zum Propheten, oder du verlierst deinen Kopf," sagte man ihm darauf, und erst nach dieser Drohung wurde Abû-Sofjân Moslim. Einen Augenblick darauf (so kurz war sein Gedächtniß) hatte er schon vergessen, daß er es war. Und wer erinnert sich nicht der Hind, der Mutter Moâwija's, dieser abscheulichen Frau, welche sich aus den

Ohren und Nasen der in der Schlacht von Ochod getödteten Moslim's ein Halsband und Armspangen hatte machen lassen; welche den Bauch Chamza's, des Oheims des Propheten, aufgeschnitten, die Leber herausgerissen und mit ihren Zähnen zermalmt hatte? Der Sohn eines solchen Vaters und einer solchen Mutter, „der Sohn der Leberverschlingerin", wie man ihn nannte, konnte der wohl ein aufrichtiger Moslim sein? Seine Feinde leugneten laut, daß er es sei.

Mit dem Statthalter von Aegypten,[1] einem Milchbruder Othmân's, stand es noch schlimmer. Seine Tapferkeit war wohl unbestreitbar, denn er hatte den griechischen Statthalter von Numidien geschlagen und einen glänzenden Sieg über die griechische Flotte erfochten, die der seinigen an Zahl sehr überlegen war; aber er war Mohammed's Geheimschreiber gewesen, und wenn der Prophet ihm seine Eingebungen dictirte, hatte er dessen Worte verändert und den Sinn entstellt. Als man diese Ruchlosigkeit entdeckt hatte, war er entflohen und zum Götzendienst zurückgekehrt. Am Tage der Einnahme Mekka's hatte Mohammed den Seinigen befohlen, ihn zu tödten, sollte man ihn auch im Schutze der Vorhänge finden, welche den Tempel bedeckten. Der Abtrünnige nahm seine Zuflucht zu Othmân; dieser führte ihn zum Propheten und erbat Verzeihung für ihn. Mohammed schwieg lange. Endlich sprach er: „Ich verzeihe ihm;" aber als Othmân sich mit seinem Schützling zurückgezogen hatte, schoß Mohammed einen Blick voll Zorns auf seine Umgebung und sagte: „Wie konntet ihr mich so schlecht verstehen? schwieg ich doch, damit einer von euch sich erheben möchte, diesen Mann zu tödten!" Er war jetzt Statthalter geworden in einer der schönsten Provinzen des Reichs.

Walîd, ein leiblicher Bruder des alten Khalifen, war Statthalter von Cûfa. Er dämpfte den Aufstand von Adzerbaidschân, als diese Provinz versuchte, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen; seine Truppen nahmen, vereint mit den Truppen Moâwija's, Cypern und mehrere Städte Kleinasiens; die ganze Provinz lobte die Weisheit seiner Regierung,[2] aber sein Vater Okba hatte Mohammed ins Gesicht gespieen, ein anderes Mal hätte er ihn bald erwürgt; als er nachher von Mohammed zum Gefangenen gemacht und zum Tode verurtheilt worden, rief er aus: „Wer wird meine Kinder dann aufnehmen?" worauf der Prophet ihm antwortete: „Das höllische Feuer!" Und der Sohn, „das Kind der Hölle," wie er genannt ward, schien sich

---

[1]) Abdallâh ibn-Sad ibn-Abi-Sarch.

[2]) Weil, Geschichte der Chalifen Bd. I S. 171 Anmk. 2.

vorgenommen zu haben, diese Vorhersagung zu rechtfertigen. Einst, nach einem Nachtmahl, welches durch die Freuden des Weins und die Anwesenheit schöner Sängerinnen bis zur Morgendämmerung ausgedehnt worden, hörte er den Muëzzin von der Höhe des Minarets herab die Stunde des Morgengebetes verkünden. Im Kopf noch vom Wein verwirrt und ohne andere Bekleidung als nur seine Tunica; begab er sich in die Moschee und sagte dort, besser als man hätte erwarten sollen, das gebräuchliche Gebet her, welches übrigens nur drei bis vier Minuten währt; aber als er zu Ende war, fragte er die Versammlung, wahrscheinlich um zu zeigen, er habe nicht zu viel getrunken: „Soll ich noch eines hersagen?" — „Bei Gott!" schrie darauf ein alter Moslim, welcher sich in der ersten Reihe hinter ihm befand, „von einem Menschen, wie du bist, hatte ich wohl nichts Anderes erwartet; doch hätte ich nicht gedacht, daß man uns aus Medina einen solchen Stadthalter schicken würde!" Und damit begann er, das Pflaster der Moschee aufzureißen. Seinem Beispiele folgten die unter den Umstehenden, welche seinen Eifer theilten, und Walîd kehrte schnell in seinen Palast zurück, um nicht gesteinigt zu werden. Wankenden Schrittes trat er ein, indem er die Verse eines heidnischen Dichters recitirte: „Wo es Wein und Sängerinnen gibt, könnt ihr sicher sein, mich zu finden. Ich bin eben nicht ein harter Kieselstein und nicht unempfänglich für schöne Dinge." Der große Dichter Chotaija scheint dies Abenteuer ganz artig gefunden zu haben. „Am Tage des Gerichtes," so sagt er in seinen Versen, „wird Chotaija bestätigen können, daß Walîd durchaus nicht den Tadel verdient, mit dem man ihn überhäuft. Was hat er denn im Grunde gethan? Nach beendigtem Gebet hat er gerufen: Wollt ihr mehr? Das kam daher, weil er ein wenig betrunken war und nicht genau wußte, was er sagte. Da ist es sehr glücklich, daß man dich zum Stillschweigen gebracht hat, Walîd! Sonst hättest du bis zum Weltende nicht aufgehört!" Es ist wahr, daß Chotaija, wiewohl ein Dichter ersten Ranges, dennoch nichts weiter war als ein Gottloser, welcher abwechselnd den mohammedanischen Glauben bekannte und verleugnete.[1] Auch gab es in Cûfa eine kleine Anzahl von Personen, die, vielleicht von den heiligen Männern Medina's bezahlt, nicht so dachten wie er. Zwei von diesen begaben sich in die Hauptstadt, um dort Walîd anzuklagen. Anfangs weigerte Othmân sich, ihre Aussage anzuhören; jedoch Alî schlug sich

[1]) Siehe über Chotaija die Bemerkung von Caussin, bei de Slane, englische Uebersetzung des Ibn-Khallicân Bd. I S. 209.

ins Mittel, und Walîd ward zum großen Bedauern der Araber von Cûfa seines Amtes entsetzt. [1]

Die Wahl der Statthalter war nicht der einzige Vorwurf, welchen die fromme Partei dem alten Khalifen machte. Sie warf ihm unter Anderem vor, mehrere Gefährten des Propheten mißhandelt zu haben, einen heidnischen Gebrauch, den Mohammed abgeschafft, wieder erneuert und daran gedacht zu haben, seine Residenz in Mekka aufzuschlagen. Aber was sie ihm am wenigsten verzeihen konnten, war die neue Ausgabe des Korans, welche auf seine Anordnung, nicht durch die am besten unterrichteten Männer (sogar Der, welchen Mohammed als den besten „Leser" des Korans bezeichnet hatte, blieb ausgeschlossen) sondern durch solche beschafft wurde, welche ihm am ergebensten waren; und dennoch sollte diese Ausgabe die einzige gute sein, und der Khalif hatte befohlen, alle übrigen zu verbrennen.

Fest entschlossen, einen solchen Zustand der Dinge nicht länger zu dulden, fingen die alten Mitbewerber Othmân's, Alî, Zobair und Talcha (durch die den Armen bestimmten Gelder, die sie sich zugeeignet hatten, so reich geworden, daß sie ihr Vermögen nur nach Millionen zählten) an, mit vollen Händen Geld auszustreuen, um dadurch überall Aufstände zu erregen. Allein es gelang ihnen nur zur Hälfte; hier und dort gab es wohl einzelne Aufwiegelungen, aber die Massen blieben dem Khalifen treu. Zuletzt ließen die Verschwörer, die auf die Gesinnung der Mediner rechneten, einige hundert Beduinen in die Hauptstadt kommen, jene riesig gewachsenen und gebräunten Männer, welche für Geld immer bereit waren, jeden Beliebigen zu ermorden. [2] Nachdem diese sogenannten Rächer der beschimpften Religion den Khalifen im Tempel mißhandelt hatten, belagerten sie ihn in seinem Palaste, welcher nur fünfhundert Mann zur Vertheidigung hatte, größtentheils Sklaven, von Merwân befehligt. Man hoffte, daß Othmân freiwillig dem Thron entsagen werde; doch diese Erwartung wurde getäuscht: der Khalif, welcher glaubte, man würde nicht wagen, sich an seinem Leben zu vergreifen, und der auf die Hilfe Moâwija's rechnete, bewies große Festigkeit. So mußte man zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht nehmen. Nach einer mehrwöchentlichen Belagerung drangen die Räuber durch ein anstoßendes Haus in den Palast, metzelten den achtzigjährigen Greis, gerade um die Stunde als er andächtig im Koran

---

[1]) Masudi, Manuscr. 127 S. 185; al-Mokhtâr min nawâdir al-akhbâr, Leydener Manuscr. 495, fol. 28 v.

[2]) S. Weil Bd. I S. 166.



las, nieder, und um das Werk zu krönen, beraubten sie den öffentlichen Schatz. Merwân und die übrigen Omaijaden behielten noch Zeit zur Flucht (656).

Die Mediner, die „Vertheidiger" (dieser Titel ging nämlich von Mohammed's Gefährten auf deren Nachkommen über), hatten ruhig zugesehn, und das Haus, durch welches die Mörder in den Palast gedrungen waren, gehörte dem Beni-Chazm, einer Familie unter den „Vertheidigern," welche sich später durch ihren Haß gegen die Omaijaden hervorthat. Diese unzeitige Neutralität, welche nur zu sehr der Mitschuld gleich sah, ward ihnen von ihrem Dichter Chassân ibn-Thâbit bitter vorgeworfen, der ein ergebener Parteigänger Othmân's gewesen war und mit Recht fürchtete, die Omaijaden möchten den Mord ihres Verwandten an seinen Stammgenossen rächen. „Als der ehrwürdige Greis," so sagte er, „den Tod vor Augen sah, haben die Vertheidiger nichts zu seiner Rettung gethan! Wehe! bald wird in euren Wohnungen der Ruf erschallen: Gott ist groß! Rache, Rache für Othmân!"[1]

Alî, welcher von den „Vertheidigern" zum Khalifat erhoben worden, setzte alle Statthalter Othmân's ab und ersetzte sie durch Moslim's von der alten Sorte, namentlich durch „Vertheidiger." Die Orthodoxen triumphirten; sie wollten die Macht wieder ergreifen, die Adeligen der Stämme zerschmettern, wie auch die Omaijaden, diese Bekehrten von gestern her, welche es verstanden, morgen schon Priester und Lehrer zu sein.

Ihre Freude war nicht von langer Dauer. Die Zwietracht brach unter den Häuptern selbst aus. Als sie die Mörder dingten, hatte jeder der Triumvirn auf das Khalifat gerechnet. Nachdem Talcha und Zobair mit dem Säbel gezwungen worden, ihrem glücklichen Mitbewerber den Eid zu leisten, verließen sie, in ihren Hoffnungen getäuscht, Medina, um sich mit der ehrgeizigen und treulosen Aischa, der Wittwe des Propheten, zu verbinden; sie hatte früher gegen Othmân conspirirt, erregte jetzt aber das Volk zur Rache und zum Aufruhr gegen Alî, welchen sie mit der ganzen Macht des verwundeten Stolzes haßte, da er es einmal, noch bei Lebzeiten ihres Gatten, gewagt hatte, ihre Tugend zu bezweifeln.

Wie sollte nun wohl der Ausgang des Kampfes werden, welcher jetzt entbrannte? Das konnte keine Berechnung bestimmen. Die Verbündeten hatten erst eine sehr kleine Anzahl Soldaten; Alî zählte zu

---

[1]) Masûdî S. 194; Ibn-Badrûn S. 148.

seiner Partei nur die Mörder Othmân's und „die Vertheidiger". Der Nation kam es zu, sich für die eine oder die andere Partei zu erklären.

Sie blieb neutral. Bei der Nachricht von der Ermordung des guten Greises erscholl ein Schrei des Unwillens durch alle Provinzen des weiten Reiches. Wenn die Mitschuld Zobair's und Talcha's weniger bekannt gewesen wäre, hätten sie vielleicht auf die Sympathie der Massen rechnen können, da sie jetzt vorgaben, Alî bestrafen zu wollen. Aber ihr Antheil an dem verübten Verbrechen war für niemanden ein Geheimniß. „Sollen wir dir denn den Brief zeigen," so antworteten die Araber dem Talcha in der Moschee von Baçra, „den Brief, in welchem du uns aufmunterst, uns gegen Othmân zu empören?" „Und du", sagte man zu Zobair, „hast du nicht die Einwohner von Cûfa zum Aufstand aufgerufen?" So gab es denn beinahe niemanden, der sich für einen dieser Heuchler schlagen wollte, man zeigte ihnen allgemein Verachtung. Einstweilen suchte man, so viel wie möglich den Stand der Dinge so zu erhalten, wie Othmân und die von ihm ernannten Statthalter ihn eingeführt. Als der Officier, welchem Alî die Statthalterschaft von Cûfa gegeben, sich auf seinen Posten begeben wollte, kamen die Araber dieser Stadt ihm entgegen und erklärten ihm rund heraus, daß sie die Bestrafung der Mörder Othmân's forderten, daß sie ihren jetzigen Statthalter behalten wollten, und was ihn betreffe, so würden sie ihm den Schädel spalten, wenn er sich nicht augenblicks zurückzöge. Der „Vertheidiger", welcher Syrien beherrschen sollte, wurde an der Grenze durch Reiter aufgehalten. „Warum kommst du hierher? fragte ihn der Commandant. — „Euer Emir zu werden." — „Wenn ein Anderer als Othmân dich schickt, so wirst du wohl daran thun, sogleich wieder umzukehren." — „So weiß man also nicht, was in Medina vorgefallen?" — „Das weiß man genau, und gerade deßhalb räth man dir, wieder dorthin zurückzukehren, woher du gekommen." Der „Vertheidiger" war so klug, diesen Rath zu befolgen.

Endlich fand Alî willkommene Freunde und gelegene Diener in den Arabern von Cûfa, die er nicht ohne Mühe für seine Sache gewann, indem er ihnen versprach, seine Residenz in ihrer Stadt aufzuschlagen und dieselbe zur Hauptstadt des Reiches zu erheben. Mit ihrer Hilfe gewann er die „Schlacht des Kameels," welche ihn von seinen Mitbewerbern befreite; Talcha wurde tödtlich verwundet, Zobair kam durch Mord auf der Flucht um, Aischa erbat und erhielt Ver-

zeihung. Den „Vertheidigern", welche den Haupttheil der Reiterei bildeten, gebührt vor allem die Ehre dieses Sieges![1]

Hiermit war Alî Herr von Arabien, Irâk und Aegypten geworden, welches nur so viel sagen will, daß seine Autorität in diesen Provinzen nicht geradezu öffentlich bestritten wurde; aber diente man ihm auch, so geschah dies gleichwohl mit außerordentlicher Kälte und augenscheinlicher Abneigung. Die Araber des Irâk, deren Beistand ihm am wichtigsten war, wußten stets einen Vorwand zu finden, um nicht zu marschiren, wenn er ihnen den Befehl dazu gab: im Winter war es ihnen zu kalt, im Sommer zu heiß.[2]

Nur Syrien weigerte sich fortwährend, ihn anzuerkennen. Wenn auch Moâwija es gewollt hätte, so würde er es nicht gekonnt haben, ohne seine Ehre zu beflecken. Noch heutigen Tages rächt der ausgeartete und unterdrückte aegyptische Fellâh den Mord seines Verwandten, wiewohl er weiß, daß er seine Rache mit dem Kopf bezahlen muß.[3] Konnte also Moâwija den Meuchelmord Desjenigen unbestraft lassen, dessen Großvater der Bruder des seinigen gewesen war? Konnte er sich dem Manne unterwerfen, unter dessen Feldherren die Mörder sich befanden? Und dennoch war es nicht die Stimme des Blutes, die ihn drängte; ihn trieb brennender Ehrgeiz. Hätte er es gewollt, so würde er wahrscheinlich Othmân haben retten können, wenn er mit einer Armee ihm zu Hilfe gekommen wäre. Aber wozu hätte ihm das genützt? Wurde Othmân gerettet, so blieb er, was er war, Statthalter von Syrien. Er gestand es selbst ein: seit der Prophet ihm gesagt: „Wenn du die Statthalterschaft erhältst, so benimm dich gut," hatte er keinen andern Zweck, keine andere Sorge, keinen andern Gedanken, als das Khalifat zu erhalten.[4] Jetzt ward er durch die Umstände wunderbar begünstigt; nachdem er Alles gehofft hatte, konnte er nun Alles wagen. Seine Absicht ging ihrer Erfüllung entgegen ohne Zwang, ohne Gewissensbisse. Er hatte eine gerechte Sache in seiner Hand und er konnte auf die Araber Syriens rechnen; sie waren ihm mit Leib und Leben ergeben. Höflich, liebenswürdig, großmüthig und ein Menschenkenner, dazu sanft oder streng je nach den Umständen, hatte er sich ihre Achtung und Liebe durch

---

1) Siehe Masûdi S. 204—206.

2) Eine Aeußerung von Alî selbst, als er mit den Arabern des Irâk sprach (bei Reiske, Anmerkungen zu Abûlfeda Bd. I S. 67).

3) Burckhardt S. 178.

4) Nawawi S. 565.

seine persönlichen Eigenschaften erworben. Außerdem bestand zwischen ihnen und ihm selbst Gemeinsamkeit der Ansichten, der Gefühle und Interessen. Der Islam war für die Syrer ein todter Buchstabe geblieben, eine leere und verwirrte Formel, deren Sinn sie durchaus nicht zu ergründen trachteten. Die Pflichten und der Ritus dieser Religion widerstanden ihnen; sie empfanden einen eingefleischten Haß gegen diese neuen Edlen, welche kein anderes Recht hatten, ihnen zu befehlen, als daß sie Mohammed's Gefährten gewesen waren; sie sehnten sich zurück nach dem Ansehen und der Macht ihrer Stammhäuptlinge. Wenn man sie sich selbst überlassen hätte, so würden sie geradeaus auf die beiden heiligen Städte losmarschirt sein, um sie auszuplündern, einzuäschern und die Einwohner zu erwürgen. Der Sohn des Abû-Sofjân und der Hind theilte ihre Wünsche, ihre Befürchtungen, ihren Groll und ihre Hoffnungen Das war die wirkliche Ursache jener Sympathie, welche zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen bestand, eine Sympathie, welche sich auf eine rührende Art bewies, als Moâwija nach einer langen und glorreichen Regierung den letzten Seufzer ausgehaucht hatte und man ihm die letzten Ehrenbezeigungen erwies. Der Emir, welchem Moâwija die Regierung bis zu Jezîd's, des Thronerben, Ankunft in Damask anvertraute, hatte befohlen, daß der Sarg des hohen Verblichenen von seinen Verwandten getragen werden sollte; aber als am Tage des Leichenbegängnisses der Zug sich zu ordnen begann, sagten die Syrer zum Emir: „So lange der Khalif lebte, haben wir an all seinen Unternehmungen Theil genommen, und seine Freuden wie seine Leiden sind die unsrigen gewesen. Erlaube uns also, daß wir jetzt auch auf unsern Antheil Anspruch machen.“ Und als der Emir ihnen ihre Bitte bewilligt hatte, wollte Jeder, wenn auch nur mit den Fingerspitzen, die Bahre berühren, auf welcher die sterbliche Hülle ihres vielgeliebten Prinzen ruhte, so daß das Leichentuch vom Zudrange zerrissen ward.[1]

Gleich von Anbeginn hatte Alî sich davon überzeugen können, daß die Syrer die Sache Moâwija's mit ihrer eigenen Sache identificirten. „Jeden Tag“, so sagte man ihm, „kommen hunderttausend Menschen in die Moschee, um unter der blutigen Tunica Othmân's zu weinen, und sie haben geschworen, sich an dir zu rächen.“ Sechs Monate waren seit dem Morde verflossen, als Alî, der Sieger in der Schlacht des Kameels, Moâwija zum letzten Male aufforderte, sich zu

---

[1]) Raichân, fol. 200 r

ergeben. Da ging Moâwija zu den in der Moschee versammelten Arabern, wies auf die mit Blut befleckte Tunica und fragte sie um ihren Rath. So lang er sprach, hörte man ihm in ehrerbietiger und andächtiger Stille zu; aber sobald er geendet hatte, ergriff einer der Edlen im Namen Aller das Wort und sagte mit aufrichtig empfundener Unterwürfigkeit: „Dir kommt es zu, Fürst, uns zu rathen und zu befehlen, uns gebührt es, dir zu gehorchen und zu handeln.“ Und bald verkündete man überall folgenden Befehl: „Alle Männer, welche im Stande sind, Waffen zu tragen, sollen sich ohne Verzug unter die Fahnen schaaren; Derjenige, welcher binnen drei Tagen nicht auf seinem Posten ist, wird mit dem Tode bestraft.“ Am festgesetzten Tage fehlte Keiner beim Aufruf. Die Begeisterung war allgemein und aufrichtig: der Kampf galt einer wahrhaft nationalen Sache. Syrien allein verschaffte dem Moâwija mehr Soldaten, als alle anderen Provinzen zusammengenommen dem Alî stellen konnten. Dieser verglich voll Schmerz den Eifer und die Hingabe der Syrer mit der Lauheit und Gleichgiltigkeit seiner Araber aus Irâk: „Ich würde gern zehn von euch gegen einen der Soldaten Moâwija's austauschen,“ sagte er zu ihnen.[1] „Bei Gott! er wird den Sieg davon tragen, dieser Sohn der Leberverschlingerin!“[2]

Es schien, als ob der Streit in den Ebenen von Ciffîn am westlichen Ufer des Euphrat durch den Säbel geschlichtet werden würde. Als indessen die beiden Armeen einander gegenüberstanden, vergingen noch mehrere Wochen mit Unterhandlungen, welche zu nichts führten, und mit Scharmützeln, die, obwohl blutig, doch gar kein Resultat herbeiführten. Man vermied von beiden Seiten noch eine offene und entscheidende Schlacht. Endlich, nachdem jeder Versuch zu einem Vergleich gescheitert war, kam es zum Kampf. Die alten Gefährten Mohammed's kämpften bei dieser Gelegenheit mit der selben fanatischen Wuth wie zur Zeit als sie die Beduinen zwangen, zwischen dem mohammedanischen Glauben und dem Tode zu wählen. Denn in ihren Augen waren die Araber Syriens nichts weiter als Heiden. „Ich schwöre es,“ sagte Ammâr, damals ein neunzigjähriger Greis, „daß es vor Gott nichts Verdienstlicheres geben kann als diese Gottlosen zu bekämpfen. Wenn ihre Lanzen mich tödten, so sterbe ich als Märtyrer für den wahren Glauben. Folgt mir, ihr Gefährten des Propheten! die Pforten des Himmels

[1]) Masûdî, man. 537 d, fol. 159 r.
[2]) Weil Bd. I S. 217 Anmerkung.

öffnen sich für uns, die Huri's erwarten uns!"[1] Und indem er sich in das dichteste Handgemenge warf, focht er wie ein Löwe, bis er, von Hieben durchstochen, verschied. Als die Araber des Irâk nun sahen, daß es sich um ihre Ehre handelte, fochten sie ihrerseits besser, als man es von ihnen geglaubt hätte; und die Reiterei Alî's machte einen so kräftigen Angriff, daß die Syrer zurückwichen. Moâwija, der die Schlacht verloren glaubte, setzte schon einen Fuß in den Steigbügel, um die Flucht zu ergreifen, als Amr, der Sohn Aci's, sich ihm nahte. Zu diesem sagte der Fürst: „Nun, hast du, der sich immer rühmt, aus jeder Schlinge sich herauszuziehen zu können, nicht vielleicht ein Mittel gefunden gegen das Unglück, das uns bedroht? Erinnere dich, daß ich dir die Statthalterschaft von Aegypten versprochen habe, im Falle, daß ich siegen würde, und sage du mir, wie ich es machen soll."[2]

Ihm antwortete Amr, welcher in der Armee Alî's geheime Verbindungen hatte: „Du mußt denjenigen Soldaten, welche ein Exemplar des Korans besitzen, befehlen es an der Spitze ihrer Lanzen zu befestigen, und dann mußt du zu gleicher Zeit ankündigen, daß du diesem Buche die Entscheidung anheim stellst. Ich stehe dir dafür, daß dieser Rath gut ist."

In der Vermuthung einer möglichen Niederlage hatte Amr im Voraus diesen Theatercoup mit mehreren Häuptlingen der feindlichen Armee besprochen,[3] unter denen Aschath, der treuloseste Mann jener Zeit, der vornehmste war. Er hatte nicht viel Ursache dem Islam und seinen Stiftern anzuhangen; denn zur Zeit als er noch ein Heide und Häuptling des Stammes Kinda war, maßte er sich stolz den Titel eines Königs an, und als er den Islam unter Abû-Bekr abgeschworen hatte, mußte er sehen, wie die Moslim's der ganzen Besatzung seiner Festung Nodschair die Köpfe abschnitten.

Moâwija befolgte den Rath, welchen Amr ihm gegeben hatte, und befahl, die Exemplare des Korans an die Lanzen zu heften. Das heilige Buch war in dieser achtzigtausend Mann starken Armee nur selten: man fand kaum fünfhundert Exemplare;[4] aber das war in den Augen Aschath's und seiner Freunde genug; sie schaarten sich um den Khalifen und riefen: „Wir nehmen die Entscheidung des Buches Gottes an; wir wollen Waffenstillstand!"

---

1) Weil Bd. I S. 225.

2) Raichân fol. 197; Masûdi, fol. 231 r.

3) Siehe Weil Bd. I S. 227.

4) Masûdi fol. 231 r.

„Das ist eine List, eine ruchlose Falle," sagte Alî, indem er vor Unwillen bebte; „kaum wissen diese Syrer, was der Koran ist; sie übertreten die Befehle desselben unaufhörlich!"

„Aber weil wir für das Buch Gottes kämpfen, so dürfen wir es nicht verwerfen."

„Wir kämpfen, um diese Menschen zu zwingen, sich den Gesetzen Gottes zu ergeben; denn sie haben sich gegen den Allmächtigen erhoben und sein heiliges Buch verworfen. Glaubst du denn, daß dieser Moâwija, dieser Amr und dieser ‚Sohn der Hölle', glaubst du, daß alle diese Anderen sich um die Religion oder um den Koran kümmern? Da kenne ich sie besser als du; ich habe sie schon in ihrer Kindheit gekannt und habe sie gekannt, als sie zu Männern geworden waren; aber gleichviel, Mann oder Kind, sie waren immer dieselben Bösewichter." [1]

„Einerlei, sie berufen sich auf das Buch Gottes, und du berufst dich auf dein Schwert."

„Ach! ich sehe nur zu deutlich, daß ihr mich verlassen wollt. Geht also, geht, und vereinigt euch mit Denen, die noch übrig sind von jenem Bündniß, welches sich zur Bekämpfung unseres Propheten bildete! Geht und schlagt euch zu jenen Männern, welche sagen: Gott und sein Prophet — Betrug und Lüge ist das Alles!"

„Schicke sogleich zu Aschtar" — er war Führer der Cavallerie — „den Befehl zum Rückzug; wo nicht, so erwartet dich das Schicksal Othmân's." [2]

Da er wußte, daß sie im Nothfall vor der Ausführung dieser Drohung nicht zurückschrecken würden, gab Alî nach. Er schickte den Befehl zum Rückzuge dem siegreichen Feldherrn, als er gerade den Feind mit gezücktem Säbel verfolgte. Aschtar weigerte sich zu gehorchen. Da erhob sich ein neuer Tumult. Alî wiederholte seinen Befehl. „Aber dann weiß der Khalif wohl nicht," rief der tapfere Aschtar, „daß der Sieg unser ist? Soll ich denn in dem Augenblick mich zurückziehn, da der Feind eine vollständige Niederlage erleiden wird?" — „Und wozu würde dir denn dein Sieg nützen," antwortete ihm ein Araber aus Irâk, einer der Gesandten „wenn unterdessen Alî getödtet würde?"

Trotz alle dem ließ der Feldherr zum Rückzug blasen.

An diesem Tage konnte der frühere König der Kinda die Süßig-

---

[1]) Masûdî fol. 232 r. und v.

[2]) Schahrastânî S. 85, 86.



keit der Rache schmecken; er war es, der den Anfang zur Vernichtung jener frommen Moslim's machte, die ihn seiner Königswürde beraubt und seine Stammgenossen zu Nodschair getödtet hatten. Alî sandte ihn zu Moâwija, um diesen fragen zu lassen, auf welche Art nach seiner Meinung der Streit durch den Koran entschieden worden. Moâwija antwortete: „Alî und ich wollen jeder einen Schiedsrichter ernennen. Diese beiden Schiedsrichter sollen nach dem Koran entscheiden, welcher von uns Beiden das meiste Recht zum Khalifat habe. Was mich anbetrifft, so wähle ich Amr, den Sohn Alî's:"

Als Aschath diese Antwort an Alî gebracht hatte, wollte dieser letztere seinen Vetter Abdallâh, einen Sohn des Abbâs, wählen. Das wurde ihm aber nicht erlaubt: dieser nahe Anverwandte würde zu parteiisch sein. Und als Alî darauf seinen tapfern Feldherrn Aschtar vorschlug, rief man: „Wer hat denn die Welt in Brand gesetzt, wenn nicht gerade Aschtar?" Der treulose Aschath sagte: „Wir wollen keinen anderen Schiedsrichter als Abû-Mûsâ." — „Aber dieser Mann grollt mir," rief Alî, „weil ich ihm die Statthalterschaft von Cûfa genommen habe; er hat mich verrathen, er hat die Araber verhindert, mir in den Krieg zu folgen, wie könnte ich ihn mit meinen Angelegenheiten betrauen?" — „Wir wollen aber keinen Andern als ihn," antwortete man, und die schrecklichsten Drohungen begannen von neuem. Endlich, des Streites müde, gab Alî seine Einwilligung.

Zwölftausend von seinen Soldaten verließen darauf sogleich seine Sache, nachdem sie ihn vergeblich aufgefordert hatten, den Vertrag, welchen er soeben geschlossen, für nichtig zu erklären; denn diesen sahen sie als eine Gotteslästerung an, da die Entscheidung dieses Streites nicht den Menschen sondern Gott allein zukomme. Es waren Verräther unter ihnen, wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß Aschath von ihrer Partei war; meistens waren sie indeß fromme „Leser des Korans", zuverlässige Männer, ihrer Religion sehr zugethan und sehr orthodox; aber sie verstanden die Orthodoxie ganz anders als Alî und die medinische Aristokratie. Seit langer Zeit schon völlig entrüstet über die Verderbtheit und die Heuchelei der Gefährten Mohammed's, welche die Religion nur als Mittel zur Bewerkstelligung ihrer Pläne weltlichen Ehrgeizes gebrauchten, hatten diese „Nonconformisten"[1] beschlossen, sich bei ehester Gelegenheit von der officiellen Kirche zu trennen. Republikaner und Demokraten, sowohl hinsichtlich der Religion wie der Politik, und zugleich strenge Moralisten (so daß sie eine schwere

[1]) Auf Arabisch **Khawâridsch.**

Sünde der Ungläubigkeit gleich achteten), zeigen sie uns verschiedene Berührungspunkte mit den englischen Independenten des siebenzehnten Jahrhunderts, der Partei Cromwell's. [1]

Der Schiedsrichter, welchen Alî ernannt hatte, ward nach Einigen von seinem Collegen betrogen; nach Anderen betrog er seinen Herrn. Wie dem auch sei, der Krieg begann von neuem. Alî erfuhr Mißgeschick über Mißgeschick, Unfall über Unfall. Sein glücklicher Nebenbuhler nahm ihm zuerst Aegypten, nachher Arabien. Als er sich zum Herrn von Medina gemacht, sagte der syrische Feldherr von der Kanzel herab: „Ihr Ausiten und Khazradschiten! Wo ist denn nun jener ehrwürdige Greis, welcher früher diesen Platz einnahm?... Bei Gott! wenn ich den Zorn Moâwija's, meines Herrn, nicht fürchtete, so würde ich keinen von euch verschonen!... Leistet dem Moâwija den Eid, ohne Unwillen dabei zu empfinden, dann wird man euch begnadigen." Der größte Theil der „Vertheidiger" war damals in der Armee Alî's; die Anderen ließen sich den Schwur abzwingen. [2]

Bald darauf kam Alî als Opfer eines jungen nonconformistischen Mädchens um; er hatte ihren Vater und Bruder enthaupten lassen, und als ihr Vetter sie zur Frau begehrte, forderte sie als Preis ihrer Hand den Kopf des Khalifen (661).

Chasan, sein Sohn, wurde der Erbe seiner Ansprüche auf das Khalifat. Dieser war wenig zum Anführer einer Partei geeignet: träger und sinnlicher Natur, zog er ein angenehmes stilles und üppiges Leben dem Ruhme, der Macht und den Sorgen des Thrones vor. Der wahre Anführer der Partei war von nun an der „Vertheidiger" Kais, der Sohn Sad's, ein Mann von riesenhafter Größe, athletischer Gestalt, ein wahrer Typus körperlicher Kraft; er hatte sich in zwanzig Schlachten durch seine glänzende Tapferkeit ausgezeichnet. Seine Frömmigkeit war exemplarisch: er erfüllte seine religiösen Pflichten, wenn es sein mußte, selbst mit Gefahr seines Lebens. Als er sich eines Tages niedergebeugt hatte, um sein Gebet zu verrichten, bemerkte er eine große Schlange an der Stelle, wohin er eben seinen Kopf legen wollte. Zu gewissenhaft, um sein Gebet zu unterbrechen, setzte er es fort und stützte ruhig seinen Kopf zur Seite des kriechenden Thieres. Die Schlange umwand seinen Hals, that ihm jedoch nichts zu Leide. Als er sein Gebet beendet hatte, ergriff er die Schlange und schleuderte sie weit von sich. [3] Dieser fromme Moslim haßte Moâwija, nicht

[1]) Wir werden später Gelegenheit finden, auf diese merkwürdige Secte zurückzukommen.
[2]) Weil Bd. I S. 246.
[3]) Masûdi S. 278.

nur weil er ihn als Feind seiner Stammgenossen überhaupt, und seiner Familie insbesondere ansah, sondern auch weil er ihn für ungläubig hielt; nie hat Kais zugeben wollen, daß Moâwija ein Moslim sei. Diese beiden Männer haßten sich dermaßen, daß zur Zeit als Kais noch Statthalter von Aegypten für Alî war, sie in Briefwechsel traten, nur um sich das Vergnügen zu verschaffen, einander Beleidigungen zu sagen. Der Eine fing seinen Brief an mit: „Jude, Sohn eines Juden," der Andere antwortete: „Du Heide, Sohn eines Heiden! Du hast den Islam mit Widerwillen und gezwungen angenommen; aber du hast ihn nach deinem freien Gefallen verworfen. Dein Glaube, solltest du überhaupt irgend welchen haben, ist von ganz neuem Datum, aber deine Heuchelei ist alt."[1]

Chasan verbarg gleich von Anfang an seine friedlichen Absichten sehr schlecht. „Strecke deine Hand aus," sagte Kais zu ihm; „ich werde dir den Eid leisten, wenn du zuvor geschworen hast, dich nach dem Buche Gottes zu richten wie nach den Gesetzen, die der Prophet uns gegeben, und unsere Feinde zu bekämpfen." — „Ich schwöre," erwiderte Chasan, „mich nach Allem zu richten, was ewig ist, nach dem Buche Gottes sowie nach den Gesetzen des Propheten; aber du sollst dich ebenfalls verpflichten, mir zu gehorchen; du sollst Diejenigen bekämpfen, die ich selbst bekämpfe, und du sollst Frieden schließen, sobald ich selbst ihn schließe." Man leistete ihm den Eid, allein seine Worte hatten einen sehr schlechten Eindruck gemacht. „Das ist der rechte Mann nicht, den wir nöthig haben," sagte man einander; „er will keinen Krieg." Was die „Vertheidiger" betrifft, so war Alles verloren, sobald Moâwija siegte. Es dauerte nicht lange, bis ihre Befürchtung sich bewahrheitet hatte. Obgleich Chasan über eine beträchtliche Armee disponiren konnte, blieb er doch während mehrerer Monate unthätig zu Madâjin; vielleicht unterhandelte er schon mit Moâwija. Endlich schickte er Kais an die Grenze von Syrien, aber mit zu wenig Truppen, so daß der tapfere „Vertheidiger" durch die Ueberzahl überwältigt wurde. Als die Flüchtlinge in der größten Unordnung in Madâjin ankamen, mißhandelten sie Chasan, der, wenn er sie auch nicht dem Feinde ausgeliefert hatte, jedenfalls eine zweideutige Rolle spielte. Darauf beeilte Chasan sich, Frieden mit Moâwija zu schließen, indem er sich verpflichtete, keine Ansprüche mehr auf das Khalifat zu erheben. Moâwija setzte ihm einen glänzenden Gehalt aus und versprach seinen Anhängern vollkommene Amnestie.

---

[1]) Mobarrad S. 304, 305; Masûdî S. 277.

Kais hatte indeß noch fünftausend Mann unter seinem Befehl, die nach dem Tode Alî's sich alle zum Zeichen der Trauer den Kopf kahl geschoren hatten. Mit dieser kleinen Armee wollte er den Krieg fortsetzen; aber da er nicht recht wußte, ob seine Soldaten seinen brennenden Eifer theilten, sagte er zu ihnen: „Wenn ihr wollt, so laßt uns fortfahren zu kämpfen und uns lieber bis auf den letzten Mann tödten lassen als uns ergeben; aber wenn ihr es vorzieht, Begnadigung zu erbitten, so werde ich sie euch verschaffen. Wählt also." Die Soldaten zogen die Begnadigung vor.[1] Also begab sich Kais, begleitet von seinen vornehmsten Stammgenossen, zu Moâwija und bat um Gnade für sich und die Seinigen. Zugleich erinnerte er ihn an die Worte des Propheten, der auf seinem Sterbebette die „Vertheidiger" den anderen Moslim's empfohlen hatte, indem er gesagt: „Ehret diese Männer, welche dem Propheten auf der Flucht Obdach gewährt und den Erfolg seiner Sache begründet haben." Am Schluß seiner Rede gab er zu verstehen, daß die „Vertheidiger" sich glücklich schätzen würden, wenn er ihre Dienste annehmen wollte; denn, trotz ihrer Frömmigkeit, trotz ihres Widerwillens, einem Ungläubigen zu dienen, konnten sie sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, ihre hohen und einträglichen Stellen zu verlieren. Moâwija antwortete ihnen mit folgenden Worten: „Ich begreife gar nicht, ihr Vertheidiger, welches Anrecht ihr auf meine Gnade haben könntet. Bei Gott! ihr seid ja meine allererbittertsten Feinde gewesen! Waret ihr es doch, die in der Schlacht von Ciffîn bald meinen Untergang herbeigeführt hättet, als ihr mit euren blitzenden Lanzen den Tod in die Reihen meiner Soldaten warft. Die Satiren eurer Dichter sind für mich eben so viele Nadelstiche gewesen. Und jetzt, da Gott befestigt hat, was ihr umwerfen wolltet, sagt ihr zu mir: Beachte die Empfehlung des Propheten? Nein, zwischen uns gibt es keine Gemeinschaft." Da Kais so in seinem Stolz verwundet wurde, änderte er seinen Ton und sagte: „Unser Anrecht an deine Güte ist kein anderes, als daß wir gute Moslim's sind, und das genügt in den Augen Gottes; es ist freilich wahr, daß Diejenigen, welche sich verbündet haben, den Propheten zu bekämpfen, andere Ansprüche bei euch geltend machen können; wir neiden sie ihnen nicht. Es ist wahr, wir sind deine Feinde gewesen; jedoch, hättest du es gewollt, so wäre der Krieg zu vermeiden gewesen. Unsere Dichter sollen dich mit ihren Satiren verfolgt haben? Nun, was sie Falsches gesagt haben, wird vergessen werden, und was sie Wahres gesagt haben, wird bleiben.

[1]) Abû-'l-machâsin Bd. I S. 113.

Deine Macht hat sich befestigt, das bedauern wir. Damals in der Schlacht von Ciffîn, als wir beinahe deinen Untergang verursacht hätten, da fochten wir unter der Fahne eines Mannes, welcher durch Gehorsam gegen Gott das Rechte zu thun glaubte. Was die Empfehlung des Propheten anbelangt, so wird sich darnach richten, wer an ihn glaubt; aber da du sagst, daß zwischen uns eine völlige Unvereinbarkeit besteht, so kann von nun an Gott allein dich verhindern, Böses zu thun, Moâwija!" — „Entferne dich augenblicklich!" rief der Khalif ihm zu, ganz entrüstet über so viel Kühnheit. [1]

Die „Vertheidiger" waren unterlegen. Die Macht kehrte natürlich zu den Stammhäuptlingen zurück, zu dem alten Adel. Dennoch waren die Syrer nicht befriedigt! Sie hatten gehofft, die Freude einer vollständigen und ganzen Rache zu genießen. Dies erlaubte die Mäßigung Moâwija's ihnen nicht; aber sie wußten wohl, daß einst der Tag erscheinen werde, an dem man von neuem anfangen werde, und daß, wenn dieser Tag endlich gekommen, es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen müsse. Der „Vertheidiger" Eingeweide wandten sich ihnen im Leibe um vor Aerger, Zorn und Wuth. So lange Moâwija lebte, war die Macht der Omaijaden zu fest gegründet, als daß sie irgend etwas hätten unternehmen können; aber Moâwija war nicht unsterblich, und die Mediner, weit davon entfernt, dem Unmuthe zu erliegen, bereiteten sich vor zu einem neuen Kampfe.

In dieser Zwischenzeit erzwungener Unthätigkeit war die Aufgabe der Krieger den Dichtern zugefallen; von beiden Seiten ergoß der Haß sich in blutigen Satiren. Noch außerdem quälte man einander ohne Aufhören; es gab tägliche Häkeleien, unaufhörliche Aergernisse; die Syrer und die Fürsten des Hauses Omaija versäumten keine Gelegenheit, die „Vertheidiger" ihren Haß und ihren Abscheu fühlen zu lassen, und diese zahlten zurück in gleicher Münze. [2]

[1]) Masûdî S. 277, 278.

[2]) Siehe Raichân fol. 138 r. — 139 r.; Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 295—297; Raichân fol. 139 r. und v., 140 r.; Masûdî 537 d, fol. 141 r. und v

IV.

Ehe er starb, hatte Moâwija seinem Sohne Jezîd anempfohlen, fortwährend sein Auge auf Chosain zu richten, den zweiten Sohn Alî's (Chasan, der älteste, lebte nicht mehr), und auf den Emigrirten Abdallâh, den Sohn des Zobair, welcher dem Schwiegersohne des Propheten den Thron streitig gemacht hatte. Diese beiden Männer waren in der That gefährlich. Als Chosain dem Abdallâh in Medina, wo sie beide wohnten, begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe guten Grund, zu glauben, daß der Khalif todt ist." — „Welchen Entschluß wirst du in diesem Falle fassen?" fragte Abdallâh ihn. — „Niemals," erwiderte Chosain, „werde ich Jezîd als meinen Herrn anerkennen; er ist ein Trunkenbold, ein Wüstling und betreibt die Jagd mit wilder Leidenschaft." Der Andere schwieg still, aber die Ansicht Chosain's war auch vollkommen die seinige.

Jezîd hatte nichts von der Mäßigung seines Vaters, noch von dessen Achtung für Wohlanständigkeit, noch von seiner Neigung für ruhiges und bequemes Leben. Er war das treue Abbild seiner Mutter, einer stolzen Beduinin, welche, wie sie in schönen Versen ausgedrückt hat, das Pfeifen des Sturmes in der Wüste kunstvoller Musik vorzog und ein Stück Brot unterm Zelte den auserlesensten Speisen, welche man ihr in dem wundervollen Palaste von Damask darbot. Von ihr in der Wüste der Beni-Kelb erzogen, brachte Jezîd eher die Eigenschaften eines Stammhäuptlings auf den Thron als die eines Monarchen und priesterlichen Herrschers. Prunk und Etikette verachtend, freundlich gegen Jedermann,[1] fröhlich, großmüthig, beredt,

[1]) Nullam umquam sibi regalis fastigii causâ gloriam appetivit, sed cum omnibus civiliter vixit. Isidor von Beja cap. 18.

ein guter Dichter, Liebhaber der Jagd, des Weins, des Tanzes, der Musik, empfand er nur mäßige Sympathie für die kalte und strenge Religion, zu deren Oberhaupt ihn der Zufall gemacht und die sein Großvater vergebens zu bekämpfen gesucht hatte. Die oft falsche Andacht, die häufig künstlich erzwungene Frömmigkeit der alten Kämpfer des Islam schreckten sein freimüthiges Wesen ab; er verbarg nicht seine Vorliebe für jene Zeit, welche die Gottesgelehrten die Zeit der „Unwissenheit" nannten; er überließ sich ohne Gewissensbisse den Vergnügungen, die der Koran verboten hatte, gefiel sich darin, alle Launen seines grillenhaften und wankelmüthigen Geistes zu befriedigen, und that sich um keines Menschen willen Zwang an.

In Medina verabscheute und verwünschte man ihn, in Syrien betete man ihn auf den Knieen an.[1]

Wie gewöhnlich hatte die Partei der alten Moslim's Häuptlinge in Ueberfülle, aber keine Soldaten. Chosain, welcher, nachdem er die Wachsamkeit des zu leichtgläubigen Statthalters von Medina betrogen, sich mit Abdallâh auf das heilige Gebiet von Mekka geflüchtet hatte, empfing also mit außerordentlicher Freude die Briefe der Araber von Cûfa, die lebhaft in ihn drangen, sich an ihre Spitze zu stellen, indem sie versprachen, ihn als Khalifen anzuerkennen und zu veranlassen, daß die ganze Bevölkerung des Irâk sich zu seinen Gunsten erkläre. Die Gesandten aus Cûfa folgten einander sehr schnell; der letzte war der Träger einer Bittschrift von riesenhafter Ausdehnung: Die Unterschriften, mit denen sie bedeckt war, füllten nicht weniger als hundertundfünfzig Blätter. Vergebens flehten klar sehende Freunde ihn an und beschworen ihn, sich nicht in ein so kühnes Unternehmen zu werfen und den Versprechungen wie der erkünstelten Begeisterung einer Bevölkerung zu mißtrauen, welche seinen Vater betrogen und verrathen hatte. Chosain zeigte mit Stolz auf all die unzähligen Bittschriften, welche er empfangen hatte und die, wie er sagte, kaum ein Kameel alle tragen könnte, und zog es vor, auf den Rath seines unheilvollen Ehrgeizes zu hören. Er gehorchte seinem Schicksal und begab sich nach Cûfa, zur großen Zufriedenheit seines sogenannten

[1]) Vir nimium gratissime habitus bei Isidor. Alles was dieser beinahe gleichzeitige Schriftsteller über den Charakter der Omajaden sagt, ist von großem Interesse, weil es die Ansicht der in Spanien eingewanderten Syrer wiedergibt, während die arabischen Schriftsteller, die überdieß weniger alt sind, diese Fürsten gewöhnlich vom Gesichtspunkt der Männer von Medina betrachten. — Siehe auch die Elegie auf den Tod Jezid's bei Wright, Opuscula Arabica S. 118, 119.



Freundes Abdallâh, welcher, wiewohl unfähig, öffentlicher Weise gegen den Enkel des Propheten zu kämpfen, sich innerlich freute, ihn aus eigenem Antriebe seinem Untergange entgegen gehen und seinen Kopf dem Henker freiwillig darbieten zu sehen.

Die Frömmigkeit spielte gar keine Rolle in der Ergebenheit, welche der Irâk für Chosain zeigte. Diese Provinz war in einer ausnahmsweisen Lage. Obgleich Moâwija von Geburt ein Mediner war, hatte er dennoch eine wesentlich syrische Dynastie begründet. Unter seiner Regierung hatte die Provinz Syrien sich ein besonderes Uebergewicht erworben. Damask war von nun an Hauptstadt des Reiches geworden; unter dem Khalifat Alî's hatte Cûfa diese Ehre gehabt. Gekränkt in ihrem Stolz, zeigten die Araber des Irâk gleich zu Anfang einen sehr ungestümen, aufrührerischen und anarchischen, mit einem Worte einen sehr arabischen Geist. Die Provinz wurde zum Sammelplatz von politischen Zänkereien, zur Höhle von Räubern und Todtschlägern. Da vertraute Moâwija die Statthalterschaft seinem natürlichen Bruder Zijâd an. Zijâd mäßigte die Hitzköpfe nicht; er schlug sie nieder. Stets von Soldaten, Schergen und Häschern gedeckt, zerschmetterte er mit seiner eisernen Hand den geringsten Versuch zur Störung der politischen oder geselligen Ordnung. Bald herrschte die größte Unterwürfigkeit und die vollkommenste Sicherheit in der Provinz; aber zu gleicher Zeit herrschte daselbst auch der schrecklichste Despotismus. Daher kam es, daß der Irâk bereit war, Chosain anzuerkennen.

Aber der Schrecken hatte schon mehr Allgewalt über die Gemüther gewonnen, als die Einwohner selbst muthmaßten. Zijâd lebte nicht mehr, aber er hatte einen seiner würdigen Sohn hinterlassen. Er hieß Obaidallâh. Ihm vertraute Jezîd die Aufgabe, die Verschwörung in Cûfa zu unterdrücken, als damals der Statthalter dieser Stadt, Nomân, ein Sohn Baschîr's, solche Mäßigung an den Tag legte, daß er dem Khalifen verdächtig schien. Als Obaidallâh an der Spitze seiner Truppen von Baçra abmarschirt war, ließ er sie in einiger Entfernung von Cûfa Halt machen. Das Gesicht mit einem Schleier verhüllt, begab er sich bei Einbruch der Nacht und nur von zehn Mann begleitet, in die Stadt. Um die Absichten der Einwohner zu sondiren, hatte er auf seinem Wege einige Personen aufstellen lassen, welche ihn begrüßen mußten, als ob er Chosain wäre. Mehrere der Edlen unter den Bürgern boten ihm auch Gastfreundschaft an. Der vermeintliche Chosain verwarf ihre Anerbietungen, und gefolgt von einer erregten Menge, welche rief: „Es lebe Chosain!" ging er gerades-

öffnen sich für uns, die Huri's erwarten uns!"[1] Und indem er sich in das dichteste Handgemenge warf, focht er wie ein Löwe, bis er, von Hieben durchstochen, verschied. Als die Araber des Irâk nun sahen, daß es sich um ihre Ehre handelte, fochten sie ihrerseits besser, als man es von ihnen geglaubt hätte; und die Reiterei Alî's machte einen so kräftigen Angriff, daß die Syrer zurückwichen. Moâwija, der die Schlacht verloren glaubte, setzte schon einen Fuß in den Steigbügel, um die Flucht zu ergreifen, als Amr, der Sohn Aci's, sich ihm nahte. Zu diesem sagte der Fürst: „Nun, hast du, der sich immer rühmt, aus jeder Schlinge sich herausziehen zu können, nicht vielleicht ein Mittel gefunden gegen das Unglück, das uns bedroht? Erinnere dich, daß ich dir die Statthalterschaft von Aegypten versprochen habe, im Falle, daß ich siegen würde, und sage du mir, wie ich es machen soll."[2]

Ihm antwortete Amr, welcher in der Armee Alî's geheime Verbindungen hatte: „Du mußt denjenigen Soldaten, welche ein Exemplar des Korans besitzen, befehlen es an der Spitze ihrer Lanzen zu befestigen, und dann mußt du zu gleicher Zeit ankündigen, daß du diesem Buche die Entscheidung anheim stellst. Ich stehe dir dafür, daß dieser Rath gut ist."

In der Vermuthung einer möglichen Niederlage hatte Amr im Voraus diesen Theatercoup mit mehreren Häuptlingen der feindlichen Armee besprochen,[3] unter denen Aschath, der treuloseste Mann jener Zeit, der vornehmste war. Er hatte nicht viel Ursache dem Islam und seinen Stiftern anzuhangen; denn zur Zeit als er noch ein Heide und Häuptling des Stammes Kinda war, maßte er sich stolz den Titel eines Königs an, und als er den Islam unter Abû-Bekr abgeschworen hatte, mußte er sehen, wie die Moslim's der ganzen Besatzung seiner Festung Nodschair die Köpfe abschnitten.

Moâwija befolgte den Rath, welchen Amr ihm gegeben hatte, und befahl, die Exemplare des Korans an die Lanzen zu heften. Das heilige Buch war in dieser achtzigtausend Mann starken Armee nur selten: man fand kaum fünfhundert Exemplare;[4] aber das war in den Augen Aschath's und seiner Freunde genug; sie schaarten sich um den Khalifen und riefen: „Wir nehmen die Entscheidung des Buches Gottes an; wir wollen Waffenstillstand!"

---

[1]) Weil Bd. I S. 225.
[2]) Raichân fol. 197; Masûdî, fol. 231 r.
[3]) Siehe Weil Bd. I S. 227.
[4]) Masûdî fol. 231 r.

„Das ist eine List, eine ruchlose Falle," sagte Alî, indem er vor Unwillen bebte; „kaum wissen diese Syrer, was der Koran ist; sie übertreten die Befehle desselben unaufhörlich!"

„Aber weil wir für das Buch Gottes kämpfen, so dürfen wir es nicht verwerfen."

„Wir kämpfen, um diese Menschen zu zwingen, sich den Gesetzen Gottes zu ergeben; denn sie haben sich gegen den Allmächtigen erhoben und sein heiliges Buch verworfen. Glaubst du denn, daß dieser Moâwija, dieser Amr und dieser ‚Sohn der Hölle', glaubst du, daß alle diese Anderen sich um die Religion oder um den Koran kümmern? Da kenne ich sie besser als du; ich habe sie schon in ihrer Kindheit gekannt und habe sie gekannt, als sie zu Männern geworden waren; aber gleichviel, Mann oder Kind, sie waren immer dieselben Bösewichter."[1]

„Einerlei, sie berufen sich auf das Buch Gottes, und du berufst dich auf dein Schwert."

„Ach! ich sehe nur zu deutlich, daß ihr mich verlassen wollt. Geht also, geht, und vereinigt euch mit Denen, die noch übrig sind von jenem Bündniß, welches sich zur Bekämpfung unseres Propheten bildete! Geht und schlagt euch zu jenen Männern, welche sagen: Gott und sein Prophet — Betrug und Lüge ist das Alles!"

„Schicke sogleich zu Aschtar" — er war Führer der Cavallerie — „den Befehl zum Rückzug; wo nicht, so erwartet dich das Schicksal Othmân's."[2]

Da er wußte, daß sie im Nothfall vor der Ausführung dieser Drohung nicht zurückschrecken würden, gab Alî nach. Er schickte den Befehl zum Rückzuge dem siegreichen Feldherrn, als er gerade den Feind mit gezücktem Säbel verfolgte. Aschtar weigerte sich zu gehorchen. Da erhob sich ein neuer Tumult. Alî wiederholte seinen Befehl. „Aber dann weiß der Khalif wohl nicht," rief der tapfere Aschtar, „daß der Sieg unser ist? Soll ich denn in dem Augenblick mich zurückziehn, da der Feind eine vollständige Niederlage erleiden wird?" — „Und wozu würde dir denn dein Sieg nützen," antwortete ihm ein Araber aus Irâk, einer der Gesandten „wenn unterdessen Alî getödtet würde?"

Trotz alle dem ließ der Feldherr zum Rückzug blasen.

An diesem Tage konnte der frühere König der Kinda die Süßig-

---

[1]) Masûdî fol. 232 r. und v.
[2]) Schahrastânî S. 85, 86.



keit der Rache schmecken; er war es, der den Anfang zur Vernichtung jener frommen Moslim's machte, die ihn seiner Königswürde beraubt und seine Stammgenossen zu Nodschair getödtet hatten. Alî sandte ihn zu Moâwija, um diesen fragen zu lassen, auf welche Art nach seiner Meinung der Streit durch den Koran entschieden worden. Moâwija antwortete: „Alî und ich wollen jeder einen Schiedsrichter ernennen. Diese beiden Schiedsrichter sollen nach dem Koran entscheiden, welcher von uns Beiden das meiste Recht zum Khalifat habe. Was mich anbetrifft, so wähle ich Amr, den Sohn Alî's:"

Als Aschath diese Antwort an Alî gebracht hatte, wollte dieser letztere seinen Vetter Abdallâh, einen Sohn des Abbâs, wählen. Das wurde ihm aber nicht erlaubt: dieser nahe Anverwandte würde zu parteiisch sein. Und als Alî darauf seinen tapfern Feldherrn Aschtar vorschlug, rief man: „Wer hat denn die Welt in Brand gesetzt, wenn nicht gerade Aschtar?" Der treulose Aschath sagte: „Wir wollen keinen anderen Schiedsrichter als Abû-Mûsâ." — „Aber dieser Mann grollt mir," rief Alî, „weil ich ihm die Statthalterschaft von Cûfa genommen habe; er hat mich verrathen, er hat die Araber verhindert, mir in den Krieg zu folgen, wie könnte ich ihn mit meinen Angelegenheiten betrauen?" — „Wir wollen aber keinen Andern als ihn," antwortete man, und die schrecklichsten Drohungen begannen von neuem. Endlich, des Streites müde, gab Alî seine Einwilligung.

Zwölftausend von seinen Soldaten verließen darauf sogleich seine Sache, nachdem sie ihn vergeblich aufgefordert hatten, den Vertrag, welchen er soeben geschlossen, für nichtig zu erklären; denn diesen sahen sie als eine Gotteslästerung an, da die Entscheidung dieses Streites nicht den Menschen sondern Gott allein zukomme. Es waren Verräther unter ihnen, wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß Aschath von ihrer Partei war; meistens waren sie indeß fromme „Leser des Korans", zuverlässige Männer, ihrer Religion sehr zugethan und sehr orthodox; aber sie verstanden die Orthodoxie ganz anders als Alî und die medinische Aristokratie. Seit langer Zeit schon völlig entrüstet über die Verderbtheit und die Heuchelei der Gefährten Mohammed's, welche die Religion nur als Mittel zur Bewerkstelligung ihrer Pläne weltlichen Ehrgeizes gebrauchten, hatten diese „Nonconformisten"[1] beschlossen, sich bei ehester Gelegenheit von der officiellen Kirche zu trennen. Republikaner und Demokraten, sowohl hinsichtlich der Religion wie der Politik, und zugleich strenge Moralisten (so daß sie eine schwere

[1]) Auf Arabisch **Khawâridsch.**

Sünde der Ungläubigkeit gleich achteten), zeigen sie uns verschiedene Berührungspunkte mit den englischen Independenten des siebenzehnten Jahrhunderts, der Partei Cromwell's.[1]

Der Schiedsrichter, welchen Alî ernannt hatte, ward nach Einigen von seinem Collegen betrogen; nach Anderen betrog er seinen Herrn. Wie dem auch sei, der Krieg begann von neuem. Alî erfuhr Mißgeschick über Mißgeschick, Unfall über Unfall. Sein glücklicher Nebenbuhler nahm ihm zuerst Aegypten, nachher Arabien. Als er sich zum Herrn von Medina gemacht, sagte der syrische Feldherr von der Kanzel herab: „Ihr Ausiten und Khazradschiten! Wo ist denn nun jener ehrwürdige Greis, welcher früher diesen Platz einnahm?... Bei Gott! wenn ich den Zorn Moâwija's, meines Herrn, nicht fürchtete, so würde ich keinen von euch verschonen!... Leistet dem Moâwija den Eid, ohne Unwillen dabei zu empfinden, dann wird man euch begnadigen." Der größte Theil der „Vertheidiger" war damals in der Armee Alî's; die Anderen ließen sich den Schwur abzwingen.[2]

Bald darauf kam Alî als Opfer eines jungen nonconformistischen Mädchens um; er hatte ihren Vater und Bruder enthaupten lassen, und als ihr Vetter sie zur Frau begehrte, forderte sie als Preis ihrer Hand den Kopf des Khalifen (661).

Chasan, sein Sohn, wurde der Erbe seiner Ansprüche auf das Khalifat. Dieser war wenig zum Anführer einer Partei geeignet: träger und sinnlicher Natur, zog er ein angenehmes stilles und üppiges Leben dem Ruhme, der Macht und den Sorgen des Thrones vor. Der wahre Anführer der Partei war von nun an der „Vertheidiger" Kais, der Sohn Sad's, ein Mann von riesenhafter Größe, athletischer Gestalt, ein wahrer Typus körperlicher Kraft; er hatte sich in zwanzig Schlachten durch seine glänzende Tapferkeit ausgezeichnet. Seine Frömmigkeit war exemplarisch: er erfüllte seine religiösen Pflichten, wenn es sein mußte, selbst mit Gefahr seines Lebens. Als er sich eines Tages niedergebeugt hatte, um sein Gebet zu verrichten, bemerkte er eine große Schlange an der Stelle, wohin er eben seinen Kopf legen wollte. Zu gewissenhaft, um sein Gebet zu unterbrechen, setzte er es fort und stützte ruhig seinen Kopf zur Seite des kriechenden Thieres. Die Schlange umwand seinen Hals, that ihm jedoch nichts zu Leide. Als er sein Gebet beendet hatte, ergriff er die Schlange und schleuderte sie weit von sich.[3] Dieser fromme Moslim haßte Moâwija, nicht

[1]) Wir werden später Gelegenheit finden, auf diese merkwürdige Secte zurückzukommen.
[2]) Weil Bd. I S. 246.
[3]) Masûdi S. 278.

nur weil er ihn als Feind seiner Stammgenossen überhaupt, und seiner Familie insbesondere ansah, sondern auch weil er ihn für ungläubig hielt; nie hat Kais zugeben wollen, daß Moâwija ein Moslim sei. Diese beiden Männer haßten sich dermaßen, daß zur Zeit als Kais noch Statthalter von Aegypten für Alî war, sie in Briefwechsel traten, nur um sich das Vergnügen zu verschaffen, einander Beleidigungen zu sagen. Der Eine fing seinen Brief an mit: „Jude, Sohn eines Juden," der Andere antwortete: „Du Heide, Sohn eines Heiden! Du hast den Islam mit Widerwillen und gezwungen angenommen; aber du hast ihn nach deinem freien Gefallen verworfen. Dein Glaube, solltest du überhaupt irgend welchen haben, ist von ganz neuem Datum, aber deine Heuchelei ist alt." [1]

Chasan verbarg gleich von Anfang an seine friedlichen Absichten sehr schlecht. „Strecke deine Hand aus," sagte Kais zu ihm; „ich werde dir den Eid leisten, wenn du zuvor geschworen hast, dich nach dem Buche Gottes zu richten wie nach den Gesetzen, die der Prophet uns gegeben, und unsere Feinde zu bekämpfen." — „Ich schwöre," erwiderte Chasan, „mich nach Allem zu richten, was ewig ist, nach dem Buche Gottes sowie nach den Gesetzen des Propheten; aber du sollst dich ebenfalls verpflichten, mir zu gehorchen; du sollst Diejenigen bekämpfen, die ich selbst bekämpfe, und du sollst Frieden schließen, sobald ich selbst ihn schließe." Man leistete ihm den Eid, allein seine Worte hatten einen sehr schlechten Eindruck gemacht. „Das ist der rechte Mann nicht, den wir nöthig haben," sagte man einander; „er will keinen Krieg." Was die „Vertheidiger" betrifft, so war Alles verloren, sobald Moâwija siegte. Es dauerte nicht lange, bis ihre Befürchtung sich bewahrheitet hatte. Obgleich Chasan über eine beträchtliche Armee disponiren konnte, blieb er doch während mehrerer Monate unthätig zu Madâjin; vielleicht unterhandelte er schon mit Moâwija. Endlich schickte er Kais an die Grenze von Syrien, aber mit zu wenig Truppen, so daß der tapfere „Vertheidiger" durch die Ueberzahl überwältigt wurde. Als die Flüchtlinge in der größten Unordnung in Madâjin ankamen, mißhandelten sie Chasan, der, wenn er sie auch nicht dem Feinde ausgeliefert hatte, jedenfalls eine zweideutige Rolle spielte. Darauf beeilte Chasan sich, Frieden mit Moâwija zu schließen, indem er sich verpflichtete, keine Ansprüche mehr auf das Khalifat zu erheben. Moâwija setzte ihm einen glänzenden Gehalt aus und versprach seinen Anhängern vollkommene Amnestie.

---

[1]) Mobarrad S. 304, 305; Masûdî S. 277.

Kais hatte indeß noch fünftausend Mann unter seinem Befehl, die nach dem Tode Alî's sich alle zum Zeichen der Trauer den Kopf kahl geschoren hatten. Mit dieser kleinen Armee wollte er den Krieg fortsetzen; aber da er nicht recht wußte, ob seine Soldaten seinen brennenden Eifer theilten, sagte er zu ihnen: „Wenn ihr wollt, so laßt uns fortfahren zu kämpfen und uns lieber bis auf den letzten Mann tödten lassen als uns ergeben; aber wenn ihr es vorzieht, Begnadigung zu erbitten, so werde ich sie euch verschaffen. Wählt also." Die Soldaten zogen die Begnadigung vor.[1] Also begab sich Kais, begleitet von seinen vornehmsten Stammgenossen, zu Moâwija und bat um Gnade für sich und die Seinigen. Zugleich erinnerte er ihn an die Worte des Propheten, der auf seinem Sterbebette die „Vertheidiger" den anderen Moslim's empfohlen hatte, indem er gesagt: „Ehret diese Männer, welche dem Propheten auf der Flucht Obdach gewährt und den Erfolg seiner Sache begründet haben." Am Schluß seiner Rede gab er zu verstehen, daß die „Vertheidiger" sich glücklich schätzen würden, wenn er ihre Dienste annehmen wollte; denn, trotz ihrer Frömmigkeit, trotz ihres Widerwillens, einem Ungläubigen zu dienen, konnten sie sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, ihre hohen und einträglichen Stellen zu verlieren. Moâwija antwortete ihnen mit folgenden Worten: „Ich begreife gar nicht, ihr Vertheidiger, welches Anrecht ihr auf meine Gnade haben könntet. Bei Gott! ihr seid ja meine allererbittertsten Feinde gewesen! Waret ihr es doch, die in der Schlacht von Ciffîn bald meinen Untergang herbeigeführt hättet, als ihr mit euren blitzenden Lanzen den Tod in die Reihen meiner Soldaten warft. Die Satiren eurer Dichter sind für mich eben so viele Nadelstiche gewesen. Und jetzt, da Gott befestigt hat, was ihr umwerfen wolltet, sagt ihr zu mir: Beachte die Empfehlung des Propheten? Nein, zwischen uns gibt es keine Gemeinschaft." Da Kais so in seinem Stolz verwundet wurde, änderte er seinen Ton und sagte: „Unser Anrecht an deine Güte ist kein anderes, als daß wir gute Moslim's sind, und das genügt in den Augen Gottes; es ist freilich wahr, daß Diejenigen, welche sich verbündet haben, den Propheten zu bekämpfen, andere Ansprüche bei euch geltend machen können; wir neiden sie ihnen nicht. Es ist wahr, wir sind deine Feinde gewesen; jedoch, hättest du es gewollt, so wäre der Krieg zu vermeiden gewesen. Unsere Dichter sollen dich mit ihren Satiren verfolgt haben? Nun, was sie Falsches gesagt haben, wird vergessen werden, und was sie Wahres gesagt haben, wird bleiben.

[1]) Abû-'l-machâsin Bd. I S. 113.

Deine Macht hat sich befestigt, das bedauern wir. Damals in der Schlacht von Ciffîn, als wir beinahe deinen Untergang verursacht hätten, da fochten wir unter der Fahne eines Mannes, welcher durch Gehorsam gegen Gott das Rechte zu thun glaubte. Was die Empfehlung des Propheten anbelangt, so wird sich darnach richten, wer an ihn glaubt; aber da du sagst, daß zwischen uns eine völlige Unvereinbarkeit besteht, so kann von nun an Gott allein dich verhindern, Böses zu thun, Moâwija!" — „Entferne dich augenblicklich!" rief der Khalif ihm zu, ganz entrüstet über so viel Kühnheit.[1]

Die „Vertheidiger" waren unterlegen. Die Macht kehrte natürlich zu den Stammhäuptlingen zurück, zu dem alten Adel. Dennoch waren die Syrer nicht befriedigt! Sie hatten gehofft, die Freude einer vollständigen und ganzen Rache zu genießen. Dies erlaubte die Mäßigung Moâwija's ihnen nicht; aber sie wußten wohl, daß einst der Tag erscheinen werde, an dem man von neuem anfangen werde, und daß, wenn dieser Tag endlich gekommen, es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen müsse. Der „Vertheidiger" Eingeweide wandten sich ihnen im Leibe um vor Aerger, Zorn und Wuth. So lange Moâwija lebte, war die Macht der Omaijaden zu fest gegründet, als daß sie irgend etwas hätten unternehmen können; aber Moâwija war nicht unsterblich, und die Mediner, weit davon entfernt, dem Unmuthe zu erliegen, bereiteten sich vor zu einem neuen Kampfe.

In dieser Zwischenzeit erzwungener Unthätigkeit war die Aufgabe der Krieger den Dichtern zugefallen; von beiden Seiten ergoß der Haß sich in blutigen Satiren. Noch außerdem quälte man einander ohne Aufhören; es gab tägliche Häkeleien, unaufhörliche Aergernisse; die Syrer und die Fürsten des Hauses Omaija versäumten keine Gelegenheit, die „Vertheidiger" ihren Haß und ihren Abscheu fühlen zu lassen, und diese zahlten zurück in gleicher Münze.[2]

[1]) Masûdî S. 277, 278.

[2]) Siehe Raichân fol. 138 r. — 139 r.; Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 295—297; Raichân fol. 139 r. und v., 140 r.; Masûdî 537 d, fol. 141 r. und v

IV.

Ehe er starb, hatte Moâwija seinem Sohne Jezîd anempfohlen, fortwährend sein Auge auf Chosain zu richten, den zweiten Sohn Alî's (Chasan, der älteste, lebte nicht mehr), und auf den Emigrirten Abdallâh, den Sohn des Zobair, welcher dem Schwiegersohne des Propheten den Thron streitig gemacht hatte. Diese beiden Männer waren in der That gefährlich. Als Chosain dem Abdallâh in Medina, wo sie beide wohnten, begegnete, sagte er zu ihm: „Ich habe guten Grund, zu glauben, daß der Khalif todt ist." — „Welchen Entschluß wirst du in diesem Falle fassen?" fragte Abdallâh ihn. — „Niemals," erwiderte Chosain, „werde ich Jezîd als meinen Herrn anerkennen; er ist ein Trunkenbold, ein Wüstling und betreibt die Jagd mit wilder Leidenschaft." Der Andere schwieg still, aber die Ansicht Chosain's war auch vollkommen die seinige.

Jezîd hatte nichts von der Mäßigung seines Vaters, noch von dessen Achtung für Wohlanständigkeit, noch von seiner Neigung für ruhiges und bequemes Leben. Er war das treue Abbild seiner Mutter, einer stolzen Beduinin, welche, wie sie in schönen Versen ausgedrückt hat, das Pfeifen des Sturmes in der Wüste kunstvoller Musik vorzog und ein Stück Brot unterm Zelte den auserlesensten Speisen, welche man ihr in dem wundervollen Palaste von Damask darbot. Von ihr in der Wüste der Beni-Kelb erzogen, brachte Jezîd eher die Eigenschaften eines Stammhäuptlings auf den Thron als die eines Monarchen und priesterlichen Herrschers. Prunk und Etikette verachtend, freundlich gegen Jedermann, [1] fröhlich, großmüthig, beredt,

[1]) Nullam umquam sibi regalis fastigii causâ gloriam appetivit, sed cum omnibus civiliter vixit. Isidor von Beja cap. 18.



ein guter Dichter, Liebhaber der Jagd, des Weins, des Tanzes, der Musik, empfand er nur mäßige Sympathie für die kalte und strenge Religion, zu deren Oberhaupt ihn der Zufall gemacht und die sein Großvater vergebens zu bekämpfen gesucht hatte. Die oft falsche Andacht, die häufig künstlich erzwungene Frömmigkeit der alten Kämpfer des Islam schreckten sein freimüthiges Wesen ab; er verbarg nicht seine Vorliebe für jene Zeit, welche die Gottesgelehrten die Zeit der „Unwissenheit" nannten; er überließ sich ohne Gewissensbisse den Vergnügungen, die der Koran verboten hatte, gefiel sich darin, alle Launen seines grillenhaften und wankelmüthigen Geistes zu befriedigen, und that sich um keines Menschen willen Zwang an.

In Medina verabscheute und verwünschte man ihn, in Syrien betete man ihn auf den Knieen an.[1]

Wie gewöhnlich hatte die Partei der alten Moslim's Häuptlinge in Ueberfülle, aber keine Soldaten. Chosain, welcher, nachdem er die Wachsamkeit des zu leichtgläubigen Statthalters von Medina betrogen, sich mit Abdallâh auf das heilige Gebiet von Mekka geflüchtet hatte, empfing also mit außerordentlicher Freude die Briefe der Araber von Cûfa, die lebhaft in ihn drangen, sich an ihre Spitze zu stellen, indem sie versprachen, ihn als Khalifen anzuerkennen und zu veranlassen, daß die ganze Bevölkerung des Irâk sich zu seinen Gunsten erkläre. Die Gesandten aus Cûfa folgten einander sehr schnell; der letzte war der Träger einer Bittschrift von riesenhafter Ausdehnung: Die Unterschriften, mit denen sie bedeckt war, füllten nicht weniger als hundertundfünfzig Blätter. Vergebens flehten klar sehende Freunde ihn an und beschworen ihn, sich nicht in ein so kühnes Unternehmen zu werfen und den Versprechungen wie der erkünstelten Begeisterung einer Bevölkerung zu mißtrauen, welche seinen Vater betrogen und verrathen hatte. Chosain zeigte mit Stolz auf all die unzähligen Bittschriften, welche er empfangen hatte und die, wie er sagte, kaum ein Kameel alle tragen könnte, und zog es vor, auf den Rath seines unheilvollen Ehrgeizes zu hören. Er gehorchte seinem Schicksal und begab sich nach Cûfa, zur großen Zufriedenheit seines sogenannten

[1]) Vir nimium gratissime habitus bei Isidor. Alles was dieser beinahe gleichzeitige Schriftsteller über den Charakter der Omajaden sagt, ist von großem Interesse, weil es die Ansicht der in Spanien eingewanderten Syrer wiedergibt, während die arabischen Schriftsteller, die überdieß weniger alt sind, diese Fürsten gewöhnlich vom Gesichtspunkt der Männer von Medina betrachten. — Siehe auch die Elegie auf den Tod Jezid's bei Wright, Opuscula Arabica S. 118, 119.



Freundes Abdallâh, welcher, wiewohl unfähig, öffentlicher Weise gegen den Enkel des Propheten zu kämpfen, sich innerlich freute, ihn aus eigenem Antriebe seinem Untergange entgegen gehen und seinen Kopf dem Henker freiwillig darbieten zu sehen.

Die Frömmigkeit spielte gar keine Rolle in der Ergebenheit, welche der Irâk für Chosain zeigte. Diese Provinz war in einer ausnahmsweisen Lage. Obgleich Moâwija von Geburt ein Mediner war, hatte er dennoch eine wesentlich syrische Dynastie begründet. Unter seiner Regierung hatte die Provinz Syrien sich ein besonderes Uebergewicht erworben. Damask war von nun an Hauptstadt des Reiches geworden; unter dem Khalifat Alî's hatte Cûfa diese Ehre gehabt. Gekränkt in ihrem Stolz, zeigten die Araber des Irâk gleich zu Anfang einen sehr ungestümen, aufrührerischen und anarchischen, mit einem Worte einen sehr arabischen Geist. Die Provinz wurde zum Sammelplatz von politischen Zänkereien, zur Höhle von Räubern und Todtschlägern. Da vertraute Moâwija die Statthalterschaft seinem natürlichen Bruder Zijâd an. Zijâd mäßigte die Hitzköpfe nicht; er schlug sie nieder. Stets von Soldaten, Schergen und Häschern gedeckt, zerschmetterte er mit seiner eisernen Hand den geringsten Versuch zur Störung der politischen oder geselligen Ordnung. Bald herrschte die größte Unterwürfigkeit und die vollkommenste Sicherheit in der Provinz; aber zu gleicher Zeit herrschte daselbst auch der schrecklichste Despotismus. Daher kam es, daß der Irâk bereit war, Chosain anzuerkennen.

Aber der Schrecken hatte schon mehr Allgewalt über die Gemüther gewonnen, als die Einwohner selbst muthmaßten. Zijâd lebte nicht mehr, aber er hatte einen seiner würdigen Sohn hinterlassen. Er hieß Obaidallâh. Ihm vertraute Jezîd die Aufgabe, die Verschwörung in Cûfa zu unterdrücken, als damals der Statthalter dieser Stadt, Nomân, ein Sohn Baschîr's, solche Mäßigung an den Tag legte, daß er dem Khalifen verdächtig schien. Als Obaidallâh an der Spitze seiner Truppen von Baçra abmarschirt war, ließ er sie in einiger Entfernung von Cûfa Halt machen. Das Gesicht mit einem Schleier verhüllt, begab er sich bei Einbruch der Nacht und nur von zehn Mann begleitet, in die Stadt. Um die Absichten der Einwohner zu sondiren, hatte er auf seinem Wege einige Personen aufstellen lassen, welche ihn begrüßen mußten, als ob er Chosain wäre. Mehrere der Edlen unter den Bürgern boten ihm auch Gastfreundschaft an. Der vermeintliche Chosain verwarf ihre Anerbietungen, und gefolgt von einer erregten Menge, welche rief: „Es lebe Chosain!“ ging er gerades-

wegs auf das Schloß zu. Nomân ließ in aller Eile die Thore desselben schließen. „Oeffnet mir," rief Obaidallâh, „daß der Enkel des Propheten eintreten könne!" — „Kehre wieder dahin zurück, woher du gekommen," antwortete ihm Nomân; „ich sehe dein Verderben voraus und möchte nicht, daß man sagen könnte: Chosain, der Sohn Alî's, ist in dem Schlosse Nomân's getödtet worden." Mit dieser Antwort zufrieden, nahm Obaidallâh den Schleier ab, welcher sein Gesicht bedeckte. Als die Menge seine Züge erkannte, fuhr sie, von Angst und Schrecken ergriffen, sogleich auseinander, während Nomân ihn ehrerbietig grüßte und ihn bat, in sein Schloß einzutreten. Am folgenden Tage verkündete Obaidallâh dem in der Moschee versammelten Volke, daß er ein Vater für die Guten, ein Henker für die Bösen sein werde. Ein Auflauf entstand, wurde aber sogleich unterdrückt. Von da an wagte niemand mehr, von Rebellion zu reden.

Der unglückliche Chosain erhielt diese Nachricht nicht weit von Cûfa. Kaum hundert Mann hatte er bei sich und dazu meist seine Verwandten; dennoch setzte er seinen Weg fort; ihn verließ die tolle und blinde Leichtgläubigkeit nicht, welche wie ein Verhängniß den Prätendenten eigen zu sein scheint: wäre er nur erst vor den Thoren Cûfa's, so würden die Einwohner dieser Stadt sich für seine Sache bewaffnen — das war seine Ueberzeugung. Nahe bei Kerbelâ sah er sich den Truppen gerade gegenüber, welche Obaidallâh ihm entgegen geschickt und denen er eingeschärft hatte, ihn lebendig oder todt zu fangen. Aufgefordert, sich zu ergeben, ließ er sich in eine Unterhandlung ein. Der Führer der omaijadischen Truppen kam den erhaltenen Befehlen nicht nach, sondern schwankte. Er war ein Koraischite und als Sohn eines der ersten Jünger Mohammed's verabscheute er den Gedanken, das Blut eines Sohnes der Fâtima zu vergießen. So sandte er zu seinem Vorgesetzten, ihn um neue Instructionen zu bitten, indem er ihn mit den Vorschlägen Chosain's bekannt machen ließ. Bei Empfang dieser Botschaft fing selbst Obaidallâh an, einen Augenblick zu zweifeln. „Was!" sagte darauf zu ihm Schamir, ein Edler von Cûfa und Befehlshaber in der omaijadischen Armee, ein Araber aus der alten Zeit, ganz gleich seinem Enkel, dem wir später in Spanien begegnen werden — „was, der Zufall hat deinen Feind dir in die Hände geliefert, und du wolltest ihn schonen? Nein, er muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben." Obaidallâh sandte also in diesem Sinne einen Befehl an den Führer seiner Truppen ab. Chosain weigerte sich, sich bedingungslos zu ergeben; demunerachtet griff man ihn nicht

an. Nun schickte Obaidallâh neue Truppen unter Schamir, welchem er gesagt hatte: „Wenn der Koraischite darauf beharrt, nicht kämpfen zu wollen, sollst du ihm den Kopf abschneiden und den Befehl statt seiner übernehmen.“[1] Aber kaum war Schamir im Lager angekommen, so zögerte der Koraischite nicht länger und gab das Zeichen zum Angriff. Vergebens rief Chosain seinen Feinden zu: „Wenn ihr an die von meinem Großvater gestiftete Religion glaubt, wie werdet ihr da am Tage der Auferstehung euer Beginnen rechtfertigen können?“ — vergebens ließ er den Koran an die Lanzen befestigen; auf Schamir's Befehl griff man ihn mit dem Säbel in der Hand an und tödtete ihn. Seine Gefährten blieben fast alle auf dem Schlachtfelde, nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten (10. October 680).

Die Nachwelt, welche stets bereit ist, das Schicksal der Prätendenten zu bemitleiden, und welche zugleich sich wenig kümmert um Recht und Ruhe der Völker oder um das Elend, das aus Bürgerkriegen entsteht, wenn sie nicht gleich im Keim erstickt werden — die Nachwelt hat in Chosain das Opfer einer verabscheuenswerthen Freventhat gesehen. Der persische Fanatismus hat das Seinige hinzugefügt: er hat von einem Heiligen geträumt, da, wo es sich nur um einen Abenteurer handelte, der durch eine sonderbare Gedankenverwirrung, durch einen bis zum Wahnsinn gesteigerten Ehrgeiz sich in den Abgrund gestürzt hatte. Die große Mehrzahl der Zeitgenossen urtheilte anders: sie sah in Chosain einen des Hochverraths schuldigen Meineidigen, weil er bei Moâwija's Lebzeiten seinen Treueid dem Jezîd geleistet und weil er keinen Grund, kein Anrecht auf das Khalifat geltend machen konnte.

Derjenige, welcher die Stelle des Prätendenten, die der Tod Chosain's erledigt hatte, übernahm, war weniger verwegen und hielt sich für klüger. Es war Abdallâh, der Sohn Zobair's. Scheinbar war er ein Freund Chosain's gewesen; jedoch seine wahrhaften Gefühle blieben weder für Chosain noch für dessen Freunde ein Geheimniß. „Sei ruhig und zufrieden, Sohn Zobair's,“ sagte Abdallâh, der Sohn des Abbâs, nachdem er von Chosain Abschied genommen und ihn vergebens beschworen hatte, doch nicht die Reise nach Cûfa zu unternehmen; dann führte er drei damals wohlbekannte Verse an: „Die Luft ist frei für dich, o Lerche! Lege deine Eier, zwitschere und schnäble, so viel du willst;.... Chosain reist nach Irâk und

[1]) Ibn Badrûn S. 164.

überläßt dir den Chidschâz." Wiewohl er heimlich den Titel eines Khalifen angenommen hatte, seit Chosain's Abreise ihm freies Feld gelassen, heuchelte dennoch der Sohn Zobair's tiefen Schmerz, als die Nachricht vom Untergang Chosain's die heilige Stadt erreichte, und beeilte sich, eine sehr pathetische Rede zu halten. Er war ein geborener Redner; Keiner war im Stil besser geschult als er, Keiner besaß in so hohem Grade die Kunst, seine Gedanken zu verbergen und Gefühle zur Schau zu tragen, die er nicht empfand, Keiner verstand sich besser darauf, den Durst nach Reichthümern und nach Macht, der ihn verzehrte, unter solchen Schlagwörtern wie: Pflicht, Tugend, Religion, Frömmigkeit zu verhüllen. Darin lag das Geheimniß seiner Kraft; dadurch wußte er dem gemeinen Mann Achtung einzuflößen. Jetzt, da Chosain ihn nicht mehr in Schatten stellen konnte, rief er ihn zum gesetzmäßigen Khalifen aus, lobte seine Tugenden und seine Frömmigkeit, verschwendete die Beinamen von Schurken und Treulosen an die Araber des Irâk und schloß seine Rede mit folgenden Worten, die Jezîd, wenn er es für passend hielt, auf sich beziehen konnte: „Niemals sah man diesen heiligen Mann die Musik dem Koran vorziehen, weichliche Gesänge der durch Gottesfurcht hervorgebrachten Zerknirschung oder Trunkgelage dem Fasten, die Freuden der Jagd den Zusammenkünften zu frommer Unterhaltung... Diese Menschen werden bald die Früchte ihrer gottlosen That ernten."[1]

Vor allen Dingen mußte er nun trachten, die einflußreichsten Häuptlinge der Emigrirten zu gewinnen. Wohl sah er voraus, daß er sie nicht so leicht über die wahren Beweggründe seiner Empörung werde täuschen können wie das gemeine Volk; er ahnte, daß er Hindernissen begegnen werde, besonders bei Abdallâh, dem Sohne des Khalifen Omar, weil dieser ein wahrhaft uneigennütziger, aufrichtig frommer und sehr klar sehender Mann war. Indessen ließ er sich nicht entmuthigen. Der Sohn des Khalifen Omar hatte eine Frau, die ebenso leichtgläubig wie fromm war. Bei ihr mußte er anfangen, das wußte der Sohn Zobair's wohl. Diese suchte er auf und sprach mit der ihm gewohnten Beredsamkeit zu ihr von seinem Eifer für die Sache der „Vertheidiger", der „Ausgewanderten", des Propheten und Gottes; und als er bemerkte, daß seine salbungsvollen Worte tiefen Eindruck auf sie gemacht hatten, bat er sie, ihren Mann zu überreden, ihn als Khalifen anzuerkennen. Sie versprach, ihr Möglichstes

---

[1]) Nouveau Journ. asiat. Bd. IX S. 332.

zu thun, und als sie am Abend ihrem Manne das Nachtmahl auftrug, sprach sie von Abdallâh mit den größten Lobsprüchen und schloß mit den Worten: „Ja, wahrlich! er trachtet nur nach dem Ruhme des Ewigen!" — „Du hast," antwortete ihr Mann ganz kalt, „das prächtige Gefolge gesehen, welches Moâwija damals bei seiner Wallfahrt hatte, besonders jene herrlichen weißen Maulthiere mit purpurnen Schabracken behangen, auf denen junge Mädchen saßen mit blendendem Schmuck, mit Perlen- und Diamanten-Kronen; das hast du doch wohl Alles gesehen, nicht wahr? Nun, was dein Mann Gottes sucht, wonach er trachtet — das sind jene Maulesel." — Und er blieb ruhig beim Abendbrot, ohne weiter davon hören zu wollen.[1]

Schon seit einem halben Jahre stand der Sohn Zobair's in offener Empörung gegen Jezîd, wiewohl dieser ihn in Ruhe ließ. Das war mehr, als man hatte erwarten können von einem Khalifen, bei dem Geduld und Sanftmuth nicht die hervorragendsten Eigenschaften waren; aber einerseits glaubte er, daß Abdallâh kaum gefährlich sei, da er — klüger wie Chosain — Mekka nie verließ; andererseits wollte er nicht, ohne durch eine zwingende Nothwendigkeit dazu veranlaßt zu sein, eine Stätte mit Blut beflecken, die schon während des Heidenthums das Vorrecht genossen hatte, sowohl für Menschen als für Thiere ein unverletzbares Heiligthum zu sein. Eine solche Entweihung würde, das wußte er wohl, die Erbitterung der Andächtigen aufs höchste gesteigert haben.

Aber seine Geduld ermüdete zuletzt. Er forderte Abdallâh zum letzten Male auf, ihn anzuerkennen. Abdallâh weigerte sich. Alsbald schwor der Khalif in seinem Zorn, daß er nicht anders den Eid der Treue von diesem Rebellen annehmen werde, als wenn man ihn, an Hals und Händen mit Ketten beladen, vor ihn führen werde. Aber sobald der erste Augenblick des Zornes vorüber war, reute ihn sein Schwur, da er im Grunde ein gutmüthiger Mann war. Jedoch verpflichtet, ihn zu halten, ersann er ein Mittel, dies zu thun, ohne den Stolz Abdallâh's zu sehr zu verwunden. Er beschloß, ihm eine silberne Kette zu schicken und dieser einen prachtvollen Mantel beizulegen, mit dem er sich bekleiden sollte, um die Kette allen Blicken zu entziehen.

Die Männer, welche der Khalif zu Ueberreichung dieser sonderbaren Geschenke an den Sohn Zobair's erwählte, waren zehn an der Zahl. An der Spitze dieser Deputation stand Nomân, der Sohn Ba-

[1]) Aghânî Bd. I S. 18; vgl. Ibn-Badrûn S. 199.

schîr's, der gewöhnliche Vermittler zwischen der frommen Partei und den Omaijaden; seine Collegen, nicht so versöhnlicher Art wie er, waren Häuptlinge von verschiedenen in Syrien ansässigen Stämmen.

Die Abgesandten erreichten den Ort ihrer Bestimmung. Wie vorauszusehn war, weigerte Abdallâh sich, die Geschenke des Khalifen anzunehmen; indessen weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, suchte Nomân ihn durch weise Gründe zur Unterwürfigkeit zu stimmen. Sie hatten häufige Unterredungen, die übrigens zu keinem Resultate führten; da sie aber den andern Abgesandten geheim blieben, wurde der Argwohn eines dieser letzteren wach; es war Ibn-Idhâh, Häuptling des Stammes der Ascharîten, des zahlreichsten und mächtigsten zu Tiberias.[1] „Dieser Nomân ist dennoch ein Vertheidiger, dachte er; er wäre wohl im Stande, den Khalifen zu verrathen; ist er doch ein Verräther an seiner Partei, an seinem Stamme." Und als er eines Tages Abdallâh begegnete, redete er ihn an und sagte zu ihm:

„Sohn des Zobair, ich kann dir schwören, daß dieser Vertheidiger keine anderen Befehle vom Khalifen erhalten hat als wir anderen Abgesandten alle. Er ist unser Führer, und das ist Alles; aber bei Gott! ich muß dir gestehen, ich weiß nicht, was ich von diesen geheimen Zusammenkünften denken soll. Ein Vertheidiger und ein Emigrirter sind Vögel von dem selben Gefieder, und weiß Gott, ob sich hier nicht etwas anspinnt!"

„Worein mischest du dich?" antwortete ihm Abdallâh mit höchster Verachtung. „So lange ich hier bin, kann ich Alles thun, was mir gefällt. Hier bin ich so unverletzbar wie jene Taube, die durch die Heiligkeit des Ortes beschützt wird. Du würdest nicht wagen, sie zu tödten, nicht wahr? denn das wäre ein Verbrechen, eine Entweihung."

„Glaubst du, daß solch eine Rücksicht mich abhalten könnte?"

Indem er sich an einen Edelknaben wandte, der seine Waffen trug, rief er diesem zu: „Junger Mann, gib mir meinen Bogen und die Pfeile!"

Als der Edelknabe seinem Befehle nachgekommen war, nahm der syrische Häuptling einen Pfeil, legte ihn auf die Mitte seines Bogens, richtete ihn auf die Taube und sagte: „Taube, sage mir, ist Jezîd, der Sohn Moâwija's, dem Weine ergeben? Sage Ja, wenn du es wagst, und dann, bei Gott! werde ich dich mit diesem Pfeile durchbohren... Taube, hast du es vor, Jezîd, den Sohn Moâwija's, der Khalifen-

---

[1]) Achmed ibn-abî Jakûb fol. 62 v.

würde zu berauben und dich vom Volke Mohammed's zu trennen, und rechnest du darauf, nicht bestraft zu werden, weil du dich auf heiligem Grunde befindest? Sagst du mir, daß dies dein Gedanke ist, so will ich dich mit diesem Pfeile durchbohren."

„Du siehst wohl, daß der Vogel dir nicht antworten kann," sagte Abdallâh mit mitleidiger Miene, indem er vergebens trachtete, seine Unruhe zu verbergen.

„Der Vogel kann mir nicht antworten, das ist wahr, aber du kannst es, Sohn Zobair's! Höre genau zu: ich schwöre, entweder wirst du Jezîd den Eid leisten, du magst wollen oder nicht, oder du wirst das Banner der Aschariten [1] in diesem Thale wehen sehen, und alsdann werde ich die Vorrechte, welche du für diesen Ort in Anspruch nimmst, wenig achten!"

Der Sohn Zobair's erblaßte bei dieser Drohung. Kaum konnte er an solche Gottlosigkeit glauben, selbst bei einem Syrer; endlich wagte er es, mit schüchterner und zitternder Stimme zu fragen:

„Würde man es wirklich so weit treiben und die Gottlosigkeit begehen, auf diesem heiligen Boden Blut zu vergießen?"

„Man wird es wagen", erwiderte der syrische Häuptling mit vollkommener Ruhe; „und möge die Verantwortlichkeit dann auf Den fallen, welcher diesen Ort dazu gewählt hat, um gegen das Oberhaupt des Staates und der Religion Verschwörungen anzuzetteln." [2]

Wäre Abdallâh fest überzeugt gewesen, daß dieser Häuptling der Dolmetscher von Gefühlen war, welche seine Landsleute erfüllten, so würde er der moslimischen Welt und sich selbst vielleicht viel Unglück erspart haben; denn der Sohn Zobair's mußte unterliegen, ebenso wie der Schwiegersohn und der Enkel des Propheten unterlegen waren, wie all diese Moslim's vom alten Schlage, die Söhne der Gefährten und Freunde Mohammed's unterliegen mußten: unerhörte Unglücksfälle, furchtbare Katastrophen, die sich immer wieder erneuerten, warteten ihrer Aller. Für ihn indessen war die Stunde des Verhängnisses noch nicht gekommen. Es war im Buche des Schicksals bestimmt, daß zuvor das unglückliche Medina durch voll-

---

[1]) Dies war, wie wir gesehen haben, der Name des Stammes, dessen Häuptling Ibn-Idhâh war.

[2]) Aghânî Bd. I S. 18.

ständigen Verfall, durch die Verbannung oder den Mord seiner Kinder die verhängnißvolle Ehre büßen sollte, dem flüchtigen Propheten ein Asyl geboten und den wahren Gründern des Islam das Leben gegeben zu haben — diesen fanatischen Helden, welche Arabien im Namen eines neuen Glaubens unterjochten und dadurch dem Islam eine blutbefleckte Wiege gaben.

V.

Es war im Jahre 682. Die Sonne war soeben hinter den Bergen untergegangen, welche sich gegen Westen der Stadt Tiberias ausdehnen, dieser Stadt, deren früherer Glanz heutigen Tages nur noch aus Ruinen zu entnehmen ist, die aber in der Zeit, von der wir sprechen, die Hauptstadt des Jordan-Districtes war und die zeitweilige Residenz des Khalifen Jezîd I. Von den silbernen Strahlen des Mondes beleuchtet, spiegelten sich die Minarets der Moscheen und die Thürme der Wälle in den klaren, durchsichtigen Wellen des Sees, jenes Galiläischen Meeres, welches bei dem Christen so viele, seinem Herzen theuere Erinnerungen wach ruft — da verließ eine kleine Karavane, die nächtliche Kühle benutzend, die Stadt und nahm ihre Richtung südwärts.

In den neun Reisenden, welche sich an der Spitze der Karavane befanden, konnte man sogleich Leute von Stande erkennen; indessen kündigte doch nichts in ihnen Höflinge des Khalifen an, der zu seiner nächsten Umgebung gewöhnlich nur Personen nicht so reifen Alters wählte und solche, die nicht so ernst und sauer aussahen wie diese.

Sie gingen eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach einer der Reisenden das Stillschweigen:

„Nun, ihr Brüder," sagte er, „was denkt ihr jetzt von ihm? Wir wollen wenigstens eingestehen, daß er großmüthig gegen uns gewesen ist. Sind's nicht hunderttausend Silberstücke, die du von ihm erhalten hast, Sohn Chandhala's?"

„Ja, er hat mir diese Summe gegeben," erwiderte der Befragte; „aber er trinkt Wein, ohne darin etwas Sündhaftes zu sehen; er spielt die Guitarre; bei Tage hat er Jagdhunde zu seiner Gesellschaft und Nachts

Straßenräuber; er begeht Blutschande mit seinen Schwestern und seinen Töchtern, er betet niemals[1] — kurz, er hat keine Religion, das ist augenscheinlich. Was sollten wir nun thun, lieben Brüder? Glaubt ihr, es sei uns erlaubt, ferner einen solchen Menschen zu dulden? Wir haben ihn vielleicht länger getragen, als wir es hätten thun sollen, und wenn wir fortfahren auf diesem Wege, so fürchte ich, es werden noch Steine vom Himmel fallen, uns zu zerschmettern. Was meinst du, Sohn Sinân's?"

„Ich will es dir sagen, erwiderte der letztere. Sobald wir nach Medina zurückgekehrt sind, müssen wir feierlich erklären, daß wir nicht länger diesem Wüstling, diesem Sohne eines Wüstlings, gehorchen wollen; darnach werden wir wohl thun, dem Sohne eines Emigrirten den Eid zu leisten."

Im nämlichen Augenblicke, als er diese Worte aussprach, kam ein Mann von der entgegengesetzten Seite und ging über die Landstraße. Die Kapuze seines Mantels, welche über das Gesicht herabgelassen war, hätte den Reisenden seine Züge verdeckt, selbst wenn ihre immer lebhafter werdende Unterhaltung ihre Aufmerksamkeit nicht gänzlich in Anspruch genommen hätte.

Als die Karavane außerhalb des Bereiches seiner Stimme war, stand der Mann mit der Kapuze still. Seine Begegnung war, nach arabischer Ansicht, von schlimmer Vorbedeutung, denn er war einäugig; außerdem malte sich Haß und Grausamkeit in dem furchtbaren Blicke, welchen er mit seinem Einen Auge diesen Männern nachschoß. Als sie sich in die Ferne verloren, sprach er in langsamem und feierlichem Ton: „Ich schwöre, daß, wenn ich dir jemals wieder begegne und dich tödten kann, Sohn Sinân's, ich es thun werde, wiewohl du der Gefährte Mohammed's bist."[2]

In den Reisenden wird man schon Mediner erkannt haben. Es waren die hervorragendsten Männer dieser Stadt, beinahe lauter „Vertheidiger" oder Emigrirte, und die Gründe, welche sie an den Hof des Khalifen geführt hatten, waren folgende.

Es hatten sich in Medina Vorzeichen des Aufruhrs offenbart, und es gab dort ziemlich ernste Streitigkeiten wegen Ackerland und Dattel-Pflanzungen, welche Moâwija früher den Einwohnern der Stadt abgekauft hatte, die nun aber von diesen in Anspruch genommen wurden

---

[1]) Vgl. Sojûtî, Tarikh al-khulafâ S. 209 ed. Lees.

[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 170 r.; 169 r.; Samhûdî, Pariser Manuscr. n° 763 bis, fol. 31 r.

unter dem Vorwande, daß Moâwija ihre Bezahlung zurückgehalten und sie gezwungen habe, ihm diese Grundstücke um den hundertsten Theil ihres Werthes zu verkaufen.[1] Da der Statthalter Othmân sich mit der Hoffnung schmeichelte, der Khalif, sein leiblicher Vetter, werde diesen Zwist leicht auf eine oder die andere Art zu schlichten wissen und durch seine liebenswürdige Weise und wohlbekannte Großmuth die medinischen Adeligen wieder versöhnen, hatte er diesen Adeligen vorgeschlagen, die Reise nach Tiberias zu unternehmen, und sie hatten eingewilligt. Aber der Statthalter hatte in der besten Absicht eine große Unklugheit, eine unverzeihliche Unbesonnenheit begangen; denn er konnte sich sagen, daß die Edlen von Medina nichts mehr wünschten denn als Augenzeugen von der Gottlosigkeit seines Vetters erzählen zu können, um ihre Mitbürger zum Aufstande zu reizen. Anstatt sie zu einem Besuch am Hofe des Khalifen zu veranlassen, hätte er sie um jeden Preis davon zurückhalten müssen.

Was man vorhersehen konnte, war eingetroffen. Wahr ist es, daß Jezîd den Abgesandten aufrichtige und rücksichtsvolle Gastfreundschaft bewiesen hatte; er zeigte sich sehr freigebig; dem „Vertheidiger" Abdallâh, einem Sohne des Chandhala (eines edlen und tapfern Kriegers, welcher im Kampfe für Mohammed zu Ochod gefallen war) gab er hunderttausend Silberstücke; den anderen Abgesandten hatte er, je nach ihrem Range, zwanzig- oder zehntausend gegeben;[2] aber da er sich um niemandes willen, wer es auch gewesen, Zwang anthat und sein Hof kein vollkommenes Muster der Mäßigung und Enthaltsamkeit war, so hatten seine freien Sitten wie seine Vorliebe für die Beduinen — welche gelegentlich, man kann es nicht leugnen, ihre Räubersitten zeigten — diese strengen und starren Bürger und natürlichen Feinde der Wüstensöhne über die Maßen empört.

Als sie wieder in ihrer Geburtsstadt angekommen waren, ergossen sie sich in Klagen über die Gottlosigkeit des Khalifen. Ihre vielleicht etwas übertriebenen Berichte, ihre von heiligem Unwillen durchdrungenen Schmähungen machten einen so großen Eindruck auf Herzen, die schon vorher bereit waren, blindlings alles Böse, das man in Betreff Jezîd's sagen würde, zu glauben, daß sich bald ein höchst sonderbarer Auftritt in der Moschee zutrug. Als die Mediner sich daselbst vereinigt hatten, rief einer von ihnen: „Ich verwerfe Jezîd, wie ich jetzt meinen Turban wegwerfe," und

[1]) Raichân fol. 200 v.; Samhûdî a. a. O.

[2]) Weil Bd. I. S. 326. Der zehnte Abgesandte, Mondhir, Sohn Zobair's, begleitete seine Collegen auf ihrer Reise nach Medina nicht; denn er hatte von Jezîd die Erlaubniß erhalten, nach Irâk zu gehen; siehe Ibn-Khaldûn fol. 169 r.



indem er es sagte, nahm er seine Kopfbedeckung ab. Dann fügte er hinzu: „Jezîd hat mich zwar mit Geschenken überhäuft, das muß ich gestehen, aber er ist ein Trunkenbold, ein Feind Gottes.“ — „Und ich,“ sagte ein Anderer, „ich verwerfe Jezîd, wie ich hier meine Sandalen fortwerfe.“ Ein Dritter: „Ich werfe ihn wie meinen Mantel fort.“ Ein Vierter: „Ich werfe ihn wie meinen Stiefel weg.“ Andere Personen ahmten ihnen nach, und bald hatte man in der Moschee einen seltsamen Anblick, einen Haufen von Turbanen, Mänteln, Stiefeln und Sandalen.

Da nun der Fall Jezîd's auf diese Weise ausgesprochen war, so beschloß man, alle Omaijaden, die sich in der Stadt befänden, auszustoßen. Man gab ihnen demzufolge zu verstehen, daß sie sich unverzüglich aufmachen müßten, daß sie aber zuvor schwören sollten, niemals den Truppen zu helfen, welche gegen die Stadt marschiren würden, sie vielmehr abzuwehren, und im Fall die Sache ihre Kräfte übersteige, nicht mit den syrischen Truppen wieder in die Stadt einzuziehen. Othmân, der Statthalter, versuchte, obwohl vergebens, den Rebellen die Gefahr begreiflich zu machen, welcher sie sich durch seine Vertreibung aussetzten. „Bald wird“, sagte er zu ihnen, „eine zahlreiche Armee hier erscheinen, um euch zu zermalmen, und dann werdet ihr euch glücklich preisen, daß ihr wenigstens euren Statthalter nicht vertrieben habt. Wartet doch mit meiner Verjagung, bis ihr den Sieg davon getragen habt. Nicht in meinem Interesse sondern in eurem sage ich euch dies; denn ich möchte gern verhindern, daß euer Blut vergossen werde.“ Weit entfernt, diesen Gründen nachzugeben, überhäuften die Mediner sowohl ihn als Jezîd mit Verwünschungen. „Mit dir wollen wir gerade anfangen“, sagten sie, „und die Austreibung deiner Verwandten wird der deinigen auf dem Fuße nachfolgen.“

Die Omaijaden waren rasend darüber. „Was für eine böse Sache! Welch verabscheuenswerthe Religion!“[1] rief Merwân aus, welcher nacheinander Minister des Khalifen Othmân und Statthalter von Medina gewesen war, der jetzt aber kaum Jemanden finden konnte, der sich seiner Frau und seiner Kinder annehmen wollte. Dennoch mußte man sich den Umständen beugen. Nachdem die Omaijaden den erzwungenen Eid geleistet hatten, machten sie sich, vom Hohngeschrei des Pöbels verfolgt, auf den Weg; man ging sogar so weit, ihnen Steine nachzuwerfen, und Choraith, der Springer — ein

[1]) Diese Worte finden sich im Aghânî S. 19 Z. 19; eine Stelle bei Abû-Ismaʿîl al Baçrî (Futûch as-Schâm S. 237 Z. 10) zeigt, glaube ich, daß man sie so übersetzen muß, wie ich es gethan habe.

Freigelassener, der so genannt ward, weil er im Gehen gleichsam springen mußte, seitdem einer der früheren Statthalter ihm einen Fuß hatte abschneiden lassen — stachelte unaufhörlich die Reitthiere jener Unglücklichen an, welche gleich niederen Verbrechern aus einer Stadt fortgetrieben wurden, in der sie so lange Zeit als Herrscher gewohnt. Endlich erreichte man Dhû-Khoschob, woselbst die Verbannten bis auf neue Befehle bleiben sollten.

Ihre erste Sorge war, einen Eilboten an Jezîd abzusenden, um ihn von ihrem Unglück zu benachrichtigen und ihn um Beistand zu bitten. Die Mediner erfuhren dies, und sogleich machten sich etwa fünfzig ihrer Reiter auf, um die Omaijaden aus ihrer Raststätte zu verjagen. Der „Springer" verfehlte nicht, diese neue Gelegenheit zur Befriedigung seiner Rache wahrzunehmen; er und ein Mitglied der Familie der Beni-Chazm (eine Familie unter den „Vertheidigern", welche den Mord des Khalifen Othmân dadurch erleichtert hatte, daß sie ihr Haus den Aufrührern zur Verfügung gestellt) stachelten das Kameel, auf dem Merwân ritt, so stark, daß das Thier bald seinen Reiter abgeworfen hätte. Halb aus Furcht, halb aus Mitleid stieg Merwân von seinem Kameel und sagte: „Lauf und rette dich!" Als man an einem Orte, welcher Sowaidâ hieß, angelangt war, sah Merwân einen seiner Clienten, der dieses Dorf bewohnte, auf sich zukommen, um ihn zu bitten, daß er sein Mahl mit ihm theile. „Der Springer und seine würdigen Gefährten erlauben mir nicht, mich aufzuhalten," antwortete ihm Merwân. „Gebe der Himmel, daß wir diesen Menschen einst in unsere Gewalt bekommen! Dann soll es nicht an uns liegen, wenn seine Hand nicht das Schicksal theilt, das seinen Fuß betroffen." Als man endlich in Wadî-l-korâ angekommen war, erlaubte man den Omaijaden, dort zu bleiben.[1]

Inzwischen wäre der Zwiespalt bald unter den Medinern selbst ausgebrochen.[2] So lange es sich nur noch um die Vertreibung der Omaijaden, ihre Mißhandlung und Beschimpfung gehandelt, hatte die vollkommenste Uebereinstimmung nicht einen Augenblick unter den Einwohnern der Stadt aufgehört; aber dies änderte sich, als man einen Khalifen wählen mußte. Die Koraischiten wollten keinen „Vertheidiger", und die „Vertheidiger" wollten keinen Koraischiten haben. Da indessen das Bedürfniß der Uebereinstimmung empfunden wurde, beschloß man, die große Frage in der Schwebe zu lassen und eine provisorische Re-

[1]) Aghânî Bd. I S. 18—20. Wie Weil ganz richtig gesagt, ist das Wort alaihi, S. 18 letzte Zeile, zu streichen.

[2]) Raichân fol. 200 v.

gierung zu wählen. Einen neuen Khalifen wollte man dann erst wählen, wenn Jezîd enthront sein würde.[1]

Diesem hatte der von den Omaijaden abgesandte Eilbote Rechenschaft abgelegt von Dem, was sich ereignet. Als er die Kunde vernahm, war er eher verwundert und unwillig über das passive Verhalten seiner Anverwandten als erzürnt auf die Aufrührer.

„Konnten denn die Omaijaden nicht einmal tausend Mann zusammenbringen, wenn sie ihre Freigelassenen versammelten?" fragte er.

„Sicherlich," antwortete ihm der Bote, „hätten sie ohne Mühe dreitausend zusammenbringen können."

„Und haben sie mit so beträchtlicher Macht nicht einmal versucht, nur eine Stunde lang Widerstand zu leisten?"

„Die Zahl der Aufrührerischen war zu groß; jeder Widerstand würde unausführbar gewesen sein."[2]

Hätte Jezîd nur seinem gerechten Unwillen nachgegeben gegen Männer, die sich empört, nachdem sie seine Geschenke und sein Geld ohne Bedenken angenommen hatten, so würde er sofort eine Armee abgesandt haben, sie zu züchtigen; aber noch wollte er es, wenn irgend möglich, vermeiden, mit den Frommen auf immer zu brechen; vielleicht erinnerte er sich, daß der Prophet gesagt hatte: „Derjenige, welcher seinen Säbel gegen die Mediner ziehen wird, wird von Gott, von den Engeln und von den Menschen verdammt werden;"[3] und so legte er zum zweiten Male einen Beweis von Mäßigung ab, den man ihm um so viel höher anrechnen muß, als er nicht in seinem Charakter lag. Um noch einmal den Weg zur Milde zu versuchen, schickte er den „Vertheidiger" Nomân, den Sohn Baschîr's, nach Medina. Es war vergebens. Es ist wahr, daß die „Vertheidiger" nicht ganz unempfindlich blieben für die weisen Rathschläge ihres Stammgenossen, der ihnen vorstellte, sie seien zu schwach, zu gering an Zahl, um der syrischen Armee zu widerstehen; aber die Koraischiten wollten einmal den Krieg, und ihr Anführer Abdallâh, der Sohn Motî's, sagte zu Nomân: „Entferne dich, denn du bist nur gekommen, um die Eintracht, welche, Gott sei Dank! jetzt unter uns besteht, zu zerstören." — „Ja, du bist sehr tapfer, sehr kühn in diesem Augenblicke," antwortete ihm Nomân; „aber ich weiß, was du thun wirst, wenn die

---

1) Weil Bd. I S. 326 Anmerkung.
2) Aghâni Bd. I S. 21.
3) Sojûti, Tarîkh al-khulafâ S. 209, ed. Lees.

syrische Armee vor den Thoren Medina's steht, dann wirst du auf dem schnellsten deiner Maulthiere nach Mekka fliehen und diese Unglücklichen, die „Vertheidiger", ihrem Schicksale überlassen. Sie werden auf ihren Straßen, in ihren Moscheen und vor den Thüren ihrer Häuser getödtet werden." Als er endlich die Vergeblichkeit all seiner Anstrengungen sah, kehrte Român zu Jezîd zurück und legte ihm von dem schlechten Erfolge seiner Sendung Rechenschaft ab.[1] „Wenn es denn durchaus nöthig ist," sagte darauf der Khalif, „so will ich sie von den Pferden meiner Syrer zertreten lassen."[2]

Die zehntausend Mann starke Armee, welche gegen Chidschâz marschirte, sollte nicht allein Medina, sondern auch die andere heilige Stadt, Mekka, bezwingen. Da der Truppenführer, welchem Jezîd den Oberbefehl derselben anvertraut hatte, eben gestorben war, so drängten sich die anderen Befehlshaber herzu; vor Begierde brennend, ein für allemal der neuen Aristokratie ein Ende zu machen, stritten sie sich um die Ehre, seine Stelle einzunehmen.[3] Noch hatte Jezîd sich nicht für den einen oder den andern der verschiedenen Bewerber ausgesprochen, als ein im Kriegshandwerk ergrauter Mann sich mit in die Reihen stellte.

Es war der Einäugige, dem wir auf der Straße bei Tiberias begegnet sind.

Keiner konnte vielleicht die alte Zeit und das heidnische Princip so gut vertreten wie dieser Einäugige, Moslim, der Sohn Okba's, vom Stamme Mozaina.[4] Es war in ihm nicht einmal ein Schatten vom mohammedanischen Glauben; alles was in den Augen der Moslim's heilig ist, war ihm gar nichts. Moâwija kannte seine Gefühle und schätzte sie; er hatte ihn seinem Sohne anempfohlen als den Mann, der am geeignetsten wäre, die Mediner, im Fall sie sich widersetzten, zu bezwingen.[5] Wenn er indeß nicht an die göttliche Sendung Mohammed's glaubte, so glaubte er um so fester an die abergläubischen Vorurtheile des Heidenthums, an die prophetischen Träume, an die geheimnißvollen Worte, welche aus den Gharkad's hervorgingen, einer Art großer Dornsträuche, welche während des Heidenthums in

---

¹) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 169 r. und v.

²) Samhûdî.

³) Siehe die Anmerk. I am Ende des Werkes.

⁴) Mehrere Handschriften haben irrig Morrî statt Mozanî. Die richtige Lesart findet sich bei Fâkihî fol. 400 r.

⁵) Ibn-Khaldûn fol. 169 v.; Samhûdî.



manchen Gegenden Arabiens für Orakel galten. Dies legte er an den Tag, als er sich Jezîd vorstellte und zu ihm sagte: „Jeder, den du nach Medina schickst, wird vollkommen scheitern. Ich allein kann siegen ... Ich sah im Traum einen Gharkad, aus dem der Ruf erscholl: Durch die Hand Moslim's! ... Ich näherte mich dem Orte, von welchem die Stimme kam, und ich hörte sie sagen: Du bist es, der Othmân an den Medinern, seinen Mördern, rächen soll!"[1]

Ueberzeugt, daß Moslim der Mann sei, den er nöthig habe, ernannte Jezîd ihn zum Oberbefehlshaber und gab ihm seine Befehle mit den Worten: „Ehe du die Mediner angreifst, sollst du sie drei Tage lang auffordern, sich zu ergeben; wenn sie sich weigern, dies zu thun, so greife sie an, und wenn du den Sieg davon trägst, sollst du die Stadt drei Tage lang der Plünderung Preis geben; was deine Soldaten dort finden an Geld, Nahrung und Waffen soll alles ihnen gehören.[2] Darnach sollst du die Mediner schwören lassen, daß sie meine Sklaven sein wollen, und Jedem, der dies zu thun sich weigert, sollst du den Kopf abschlagen lassen."[3]

Die Armee, in welcher sich Ibn-Idhâh, der Häuptling der Ascharîten befand,[4] dessen Unterredung mit dem Sohne Zobair's wir berichtet haben, langte ohne Unfall in Wâdî-l-korâ an, woselbst sich die aus Medina verdrängten Omaijaden befanden. Moslim ließ einen nach dem andern kommen, um mit ihnen über die besten Mittel zu berathen, die er anwenden müsse, um sich zum Herrn der Stadt zu machen. Als ein Sohn des Khalifen Othmân sich weigerte, den Eid zu brechen, welchen die Mediner ihm abgenommen hatten, sagte der jähzornige Moslim zu ihm: „Wenn du nicht der Sohn Othmân's wärest, würde ich dir den Kopf abhauen; aber wenn auch dich, werde ich doch keinen anderen Koraischiten schonen, der mir seine Stütze und seinen Rath verweigern sollte." Nun kam die Reihe an Merwân. Auch er empfand Gewissensbisse; andererseits fürchtete er für seinen Kopf, denn bei Moslim folgte die Ausführung der Drohung sehr schnell; zudem war auch sein Haß gegen die Mediner zu groß als daß er diese Gelegenheit, ihn zu befriedigen, hätte verlieren mögen. Glücklicherweise wußte er, daß man mit dem Himmel unterhandeln könne, daß man ein Gelöbniß brechen könne, ohne dies zu zeigen. Er

---

1) Aghâni Bd. I S. 21.
2) Ibn-Khaldûn; Samhûdî.
3) Fâkihî fol. 400 r.
4) Ibn-al-Athîr, Pariser Man. (C. P.) Bd. III fol. 78 r.

gab also seinem Sohne Abdalmelik, der nicht geschworen hatte, seine Aufträge. „Tritt du vor mir ein," fügte er hinzu, „vielleicht wird Moslim, wenn er dich angehört hat, mich nicht mehr befragen." Nachdem Abdalmelik Zutritt zum Oberbefehlshaber erhalten, rieth er ihm, mit seinen Truppen bis zu den ersten Palmen-Pflanzungen vorzurücken, dort müsse die Armee die Nacht zubringen und am folgenden Morgen gegen Charra, östlich von Medina, vorrücken so daß die Mediner, welche nicht verfehlen würden, dem Feinde entgegen zu gehen, die Sonne im Gesicht haben würden![1] Auch ließ Abdalmelik durchblicken, daß sein Vater sich schon mit gewissen Medinern würde verständigen können, die, wenn der Kampf im Gange sei, vielleicht ihre Mitbürger verrathen würden.[2] Sehr zufrieden mit Dem, was er erfahren, rief Moslim mit ironischem Lächeln: „Welch ein bewundernswerther Mann ist doch dein Vater!", und ohne Merwân zu zwingen, mehr zu sagen, befolgte er pünktlich den Rath Abdalmelik's und schlug sein Lager östlich von Medina an der großen Straße auf, welche nach Cûfa führt. Den Medinern ließ er ankündigen, er gebe ihnen eine Frist von drei Tagen, um sich zu besinnen. Nach Verlauf der drei Tage antworteten die Mediner, daß sie sich weigerten, sich zu ergeben.[3]

Wie Merwân vorausgesehen hatte, kamen die Mediner, anstatt den Feind in ihrer Stadt, die sie, so weit möglich, befestigt hatten, zu erwarten, ihm in vier Haufen entgegen, je nach ihrer verschiedenen Abstammung vertheilt (26. August 683). Die Emigrirten hatten Makil, den Sohn Sinân's[4] an ihrer Spitze; er war ein Gefährte Mohammed's gewesen und hatte an der Spitze seines Stammes Aschdscha an der Eroberung von Mekka Theil genommen. Er muß hohes Ansehen in Medina genossen haben, weil die Emigrirten ihm den Oberbefehl gaben, wiewohl er nicht ihres Stammes war. Diejenigen der Koraischiten, welche man nicht zu den Emigrirten rechnete, die sich aber zu verschiedenen Zeiten nach der Einnahme von Mekka in Medina niedergelassen hatten, waren in zwei Haufen getheilt, deren einer von Abdallâh, dem Sohne Motî's, der andere von einem Gefährten des Propheten befehligt wurde. Der allerbeträchtlichste Heereshaufen

¹) Ibn-Khaldûn.
²) Raichân fol. 200 v.
³) Ibn-Khaldûn.
⁴) Siehe über ihn Nawawî S. 567, Ibn-Kotaiba S. 152, Samhûdî fol. 32.

endlich hatte zum Befehlshaber Abdallâh, den Sohn Chandhala's. Indem man tiefe, ehrfurchtsvolle Stille beobachtete, rückte man gegen Charra vor, wo sich die Gottlosen, die Heiden befanden, die man bekämpfen wollte.

Der Befehlshaber der syrischen Armee war gefährlich krank; indeß ließ er sich auf einem Sessel den Reihen um weniges voraus tragen, vertraute sein Banner einem tapferen Edelknaben an, einem Griechen von Geburt, und rief seinen Soldaten zu: „Ihr Araber aus Syrien! zeigt jetzt, daß ihr euren Anführer zu vertheidigen versteht! Zum Angriff!"

Der Kampf begann. Die Syrer griffen den Feind mit solchem Ungestüm an, daß drei Haufen der Mediner, derjenige der Emigrirten und die der Koraischiten, weichen mußten; aber der vierte Heereshaufen, derjenige der „Vertheidiger", zwang die Syrer, sich zurückzuziehen und sich um ihren Feldherrn zu schaaren. Von beiden Seiten schlug man sich mit Erbitterung, als der unerschrockene Fadhl, welcher auf Seiten Abdallâh's, des Sohnes Chandhala's, an der Spitze von zwanzig Reitern kämpfte, zu seinem Anführer sprach: „Stelle die ganze Reiterei unter meinen Befehl, dann werde ich suchen, bis zu Moslim durchzudringen, damit einer von uns, er oder ich, das Leben lasse." Nachdem Abdallâh dies zugegeben, griff Fadhl so tapfer an, daß die Syrer von neuem zurückwichen. „Noch ein solcher Angriff wie jener, meine lieben und tapferen Freunde," rief er dann, „und bei Gott! wenn ich ihren Führer gewahr werde, wird einer von uns diesen Tag nicht überleben. Denkt daran, daß der Sieg der Lohn der Tapferkeit ist!" Seine Krieger griffen abermals mit verdoppeltem Muth an, durchbrachen die Reihen der syrischen Reiter und drangen bis zu der Stelle vor, an der Moslim sich befand. Fünfhundert Fußgänger mit gefällten Spießen umringten ihn; aber Fadhl bahnte sich mit seinem Säbel einen Weg, spornte sein Pferd gerade auf Moslim's Banner zu, versetzte dem Edelknaben, der es trug, einen heftigen Schlag, der ihm Helm und Schädel spaltete, und schrie dann: „Beim Herrn der Caaba! ich habe den Tyrannen getödtet!" — „Nein, du irrst," antwortete ihm Moslim; krank wie er war, ergriff er selbst sein Banner und ermuthigte seine Syrer wieder durch Wort und Beispiel. Fadhl sank, von Stichen durchbohrt, ganz nahe bei Moslim nieder.

Im Augenblick als die Mediner den Haufen des Ibn-Idhâh und andere bereit sahen, sich von neuem auf sie zu stürzen, hörten sie in ihrer Stadt den Siegesruf erschallen: „Gott ist groß!" Sie waren

verrathen: Merwân hatte dem Moslim Wort gehalten. Durch seine glänzenden Versprechungen gewonnen, hatten die Beni-Châritha, ein Geschlecht, welches zu den „Vertheidigern" gehörte, heimlich syrische Truppen in die Stadt gelassen. Sie war jetzt in der Macht des Feindes, Alles war verloren; die Mediner befanden sich zwischen zwei Feuern. Die meisten stürzten schnell in die Stadt, um die Kinder und Frauen zu retten; einige, wie Abdallâh, der Sohn Motî's,[1] flohen in der Richtung nach Mekka; aber Abdallâh, der Sohn Chandhala's, entschlossen diesen verhängnißvollen Tag nicht zu überleben, rief den Seinen zu: „Unsere Feinde werden obsiegen. In weniger als einer Stunde wird Alles entschieden sein. Ihr frommen Moslim's, ihr Bewohner der Stadt, welche dem Propheten Zuflucht gewährt hat, eines Tages müssen wir alle aufhören zu leben, und der schönste Tod ist der des Märtyrers. So wollen wir denn heute uns tödten lassen, heute, wo Gott die Gelegenheit uns darbietet, für seine heilige Sache zu sterben!" Schon regneten die syrischen Pfeile von allen Seiten herab, da rief er von neuem: „Diejenigen, welche unmittelbar ins Paradies einzugehen begehren, mögen meiner Fahne folgen!" Alle folgten ihr; alle fochten wie Verzweifelte, entschlossen ihr Leben theuer zu verkaufen. Abdallâh trieb seine Söhne, einen nach dem andern, ins dichteste Gemenge; er sah sie alle als Opfer fallen. Während Moslim Demjenigen Gold versprach, der ihm einen feindlichen Kopf brächte, hieb Abdallâh rechts und links Köpfe ab, und die Ueberzeugung, daß eine noch viel schrecklichere Strafe seine Opfer jenseits des Grabes erwarte, bereitete ihm wilde Freude. Nach arabischer Sitte recitirte er im Kämpfen Verse. Sie sprachen die Gedanken eines Schwärmers aus, der sich an den Glauben klammert, um nach seinem Gefallen hassen zu können. „Du stirbst," rief er jedem seiner Opfer zu, „du stirbst, aber deine Missethaten überleben dich! Gott hat es uns gesagt, er hat es uns in seinem Buche gesagt: Die Hölle erwartet die Ungläubigen!" Endlich erlag er. Sein Bruder mütterlicherseits fiel, tödtlich verwundet, an seiner Seite. „Jetzt, da ich durch die Degen dieser Männer sterbe, bin ich sicherer, ins Paradies zu gehen, als wenn ich von den heidnischen Dailemiten getödtet worden wäre;" dies waren seine letzten Worte. Es war eine furchtbare Schlächterei. Unter den Gefallenen befanden sich siebenhundert Männer, welche den Koran auswendig wußten; achtzig waren mit der heiligen Würde der Gefährten Mohammed's bekleidet. Keiner der ehrwürdigen Greise, welche

[1]) Ibn Kotaiba S. 201.

zu Bedr gekämpft hatten, wo der Prophet seinen ersten Sieg über die Mekkaner errang, überlebte diese furchtbare Katastrophe.

Die aufgebrachten Sieger zogen in die Stadt, nachdem ihr Befehlshaber ihnen die Erlaubniß gegeben hatte, sie an drei auf einander folgenden Tagen zu plündern. Da ihre Pferde ihnen hinderlich waren, galoppirten die Reiter auf die Moschee zu, um einen Stall aus ihr zu machen! Nur ein einziger Mediner befand sich in diesem Augenblick darin; das war Sa'îd, der Sohn Mosaijab's, der gelehrteste Theologe seiner Zeit. Er sah, wie die Syrer in die Moschee eindrangen und wie sie ihre Pferde an der Stelle zwischen der Kanzel und dem Grabe des Propheten anbanden — einer heiligen Stelle, welche Mohammed einen Garten des Paradieses genannt hatte! Beim Anblick dieser entsetzlichen Entweihung, blieb Sa'îd wie angebannt und völlig erstarrt, denn er glaubte, die ganze Natur sei von einem unheilvollen Ereigniß bedroht. „Seht doch diesen Blödsinnigen, diesen Gelehrten," sagten die Syrer hohnlachend zu einander; aber sie thaten ihm nichts zu Leide, denn sie waren zu sehr auf das Plündern bedacht.

Es wurde nichts geschont. Man führte die Kinder als Sklaven fort oder ermordete sie und schändete die Frauen; in der Folge gaben tausende von diesen Unglücklichen eben so vielen Parias das Leben, die für immer mit dem Namen der „Kinder von Charra" gebrandmarkt blieben.

Unter den Gefangenen befand sich Makil der Sohn Sinân's. Er verschmachtete vor Durst und beklagte sich bitter darüber. Moslim ließ ihn vor sich führen und empfing ihn mit so wohlwollender Miene, wie es ihm irgend möglich war.

„Du bist durstig, nicht wahr, Sohn Sinân's?" fragte er ihn.

„Ja, Feldherr."

„Gib ihm von jenem Getränke, welches der Khalif uns gegeben hat," sagte Moslim, indem er sich an einen seiner Soldaten wandte.

Als man diesem Befehl nachgekommen war und Makil getrunken hatte, sagte Moslim wieder:

„Jetzt hast du wohl keinen Durst mehr?"

„Nein, nicht mehr."

„Nun denn," sagte der Befehlshaber und änderte auf einmal Ton und Miene, du hast zum letzten Male getrunken. Bereite dich zum Sterben."

Der Greis fiel auf die Kniee und bat um Gnade.

„Wie? du hoffst, daß ich dich schone? Bist du es nicht, dem ich auf der Straße nahe bei Tiberias begegnet bin, in der Nacht als du

mit den anderen Abgesandten nach Medina zurückkehrtest? Bist du es nicht, den ich Jezîd mit Schimpfwörtern überhäufen hörte? und bist du es nicht, den ich habe sagen hören: Sobald wir wieder in Medina sind, müssen wir feierlich erklären, daß wir diesem Wüstling und Sohne eines Wüstlings nicht mehr gehorchen wollen; darnach werden wir wohl thun, dem Sohne eines Emigrirten unsern Huldigungseid zu leisten? Nun, in jenem Augenblicke habe ich geschworen, daß ich, sobald ich dir wieder begegnen und dein Leben in meiner Gewalt haben sollte, dich tödten würde. Bei Gott, ich werde meinen Schwur halten! Tödtet diesen Mann!"

Sein Befehl wurde sogleich vollstreckt.

Darauf wurden die Mediner, welche noch in der Stadt waren (die meisten hatten ihr Heil in der Flucht gesucht), aufgefordert, Jezîd ihren Eid zu leisten. Es war nicht der gewöhnliche Eid, der Eid, durch welchen man sich verpflichtete, dem Khalifen so lange zu gehorchen, wie er selbst dem Koran und den Gesetzen Mohammed's gehorchen würde. Nein, die Mediner mußten schwören, Sklaven Jezîd's sein zu wollen, Sklaven, die er frei machen oder verkaufen könne nach seinem Wohlgefallen; dies war die Formel, sie mußten ihm die unumschränkte Gewalt über Alles, was sie besaßen, über ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Leben zuerkennen. Der Tod erwartete Die, welche sich weigerten, den entsetzlichen Eid zu leisten. Jedoch zwei Koraischiten erklärten mit Festigkeit, daß sie nur den Eid schwören würden, der von jeher gebräuchlich gewesen war. Sofort befahl Moslim, sie zu köpfen. Merwân wagte es, diesen Befehl zu tadeln, da er selbst ein Koraischite war; aber Moslim stieß ihn mit seinem Stock in den Leib und sagte ingrimmig zu ihm: „Bei Gott, wenn du selbst das gesagt hättest, was sie zu sagen gewagt, würde ich dich getödtet haben!" Dessen ungeachtet wagte Merwân noch einmal um Gnade zu bitten für einen Anderen, welcher mit seiner Familie verwandt war und sich auch geweigert hatte zu schwören. Der syrische Befehlshaber ließ sich nicht erweichen. Anders war es, als ein Koraischite, dessen Mutter dem Stamme Kinda angehörte, den Eid verweigerte und einer der Anführer aus der syrischen Armee, welcher zu den Sacûn's, einem Neben-Stamme der Kinda's, gehörte, rief: „Der Sohn unserer Schwester wird niemals einen solchen Eid schwören." Er wurde von Moslim dessen enthoben.[1]

[1]) Ibn-al-Athîr Bd. III. fol. 78 r. — 79 v.; Samhûdî fol. 31 r. f; Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 169 v. — 170 v.; Raichân fol. 200 v., 201 r.

Die Araber aus Syrien hatten ihre Rechnung mit jenen fanatischen Sectirern, welche Arabien mit dem Blute ihrer Väter überschwemmt hatten, abgeschlossen. Der alte Adel hatte den neuen zerschmettert. Jezîd hatte als Repräsentant der alten Aristokratie von Mekka sowohl den Mord des Khalifen Othmân als die Niederlagen gerächt, welche die Mediner, unter Mohammed's Fahne kämpfend, seinem Großvater zugefügt hatten. Diese Reaction des heidnischen Princips gegen das moslimische war grausam, schrecklich und unerbittlich. Nie richteten sich die „Vertheidiger" wieder auf nach diesem verhängnißvollen Schlage; ihre Kraft war auf immer gebrochen. Ihre beinahe verödete Stadt blieb einige Zeit den Hunden überlassen, die umliegenden Felder dem Wild;[1] denn die meisten Einwohner hatten sich mit der afrikanischen Armee vereinigt, um sich ein neues Vaterland zu suchen und ein weniger hartes Loos in ferner Gegend. Die anderen waren sehr zu beklagen; die Omaijaden ließen keine Gelegenheit vorübergehen, sie unter dem Druck ihrer Geringschätzung, ihrer Verachtung, ihres unerbittlichen Hasses seufzen zu lassen, sie mit Abscheu und Bitterkeit völlig zu überschütten. Zehn Jahre nach der Schlacht von Charra ließ Chaddschâdsch, der Statthalter der Provinz, mehrere heilige Greise, welche Gefährten Mohammed's gewesen waren, brandmarken. Für ihn war jeder Mediner ein Mörder Othmân's; als ob dieses Verbrechen, selbst angenommen, daß die „Vertheidiger" schuldiger daran gewesen als sie es wirklich waren, nicht genügend durch das Blutbad von Charra und die Plünderung Medina's gebüßt worden wäre! Und als Chaddschâdsch die Stadt verließ, rief er: Gott sei gelobt, der mir erlaubt, mich von der unreinsten aller Städte zu entfernen, von der Stadt, welche immer die Güte des Khalifen mit Verrätherei und Aufruhr zu belohnen wußte! Bei Gott! mahnte mein Herrscher mich nicht in jedem Briefe diese Niederträchtigen zu schonen, so würde ich ihre Stadt zerstören, und sie sollten rings um die Kanzel des Propheten herum ächzen und schreien!"

Als diese Worte einem der Greise hinterbracht wurden, welche Chaddschâdsch hatte brandmarken lassen, sagte er: „Eine furchtbare Strafe wird ihn im andern Leben erwarten! Was er gesagt hat, ist eines Pharao würdig!"[2] Die Ueberzeugung, daß ihre Tyrannen in den ewigen Flammen gemartert werden würden, war von nun an der einzige Trost und die einzige Hoffnung dieser Unglücklichen. Aber

¹) Samhûdî fol. 31 r.
²) Ibn-al-Athîr Bd. IV fol. 17 v.

dieser Tröstung gaben sie sich mit Wollust hin. Vorhersagungen der Gefährten Mohammed's, Prophezeihungen des Mohammed selbst, Wunder, zu ihren Gunsten gewirkt, alles dies nahmen sie mit gieriger und unersättlicher Leichtgläubigkeit auf. Der Theologe Sa'îd, welcher damals, als die syrischen Reiter in die Moschee kamen und daraus einen Pferdestall machen wollten, sich darin befand, erzählte Jedem, der es hören wollte, daß, als er im Tempel geblieben, er zur Stunde des Gebetes eine Stimme aus dem Grabe des Propheten gehört, welche die feierlichen zur Ankündigung dieser Stunde gebräuchlichen Worte gesprochen habe.[1] In dem schrecklichen Moslim, dem Manne der Mozaina's, sahen die Mediner das furchtbarste Ungeheuer, welches die Erde je getragen; sie glaubten, er würde seines Gleichen erst am Ende der Welt finden in einem Manne des selben Stammes; sie erzählten, der Prophet habe gesagt: „Die Letzten, welche auferweckt werden, sind zwei Männer der Mozaina's. Sie werden die Erde unbewohnt finden. Sie werden nach Medina kommen und dort nichts als Wild sehen. Darauf werden zwei Engel vom Himmel niedersteigen, sie auf den Bauch werfen und so an den Ort hin schleifen, wo sie die anderen Menschen finden werden.“[2]

Unterdrückt, allen Beschimpfungen Preis gegeben, mit Füßen getreten, konnten die Mediner nichts Anderes thun als das Beispiel nachahmen, welches ihre Mitbürger ihnen gegeben, welche sich bei der afrikanischen Armee anwerben ließen. Das thaten sie. Von Afrika gingen sie nach Spanien. Beinahe alle Abkömmlinge der alten „Vertheidiger“ befanden sich in der Armee, mit welcher Mûsâ die Meerenge überschritt. Sie ließen sich in Spanien nieder, besonders in den östlichen und westlichen Provinzen, wo ihr Stamm der zahlreichste von allen wurde.[3] In Medina waren sie verschwunden. Als ein Reisender des dreizehnten Jahrhunderts in dieser Stadt ankam und aus Neugier fragte, ob sich hier noch Nachkommen der „Vertheidiger“ befänden, konnte man ihm nur einen einzigen Mann zeigen und eine einzige Frau; sie waren beide schon alt.[4] Es ist also erlaubt, die berühmte Abstammung jener etwa zehn armen Familien in Zweifel zu ziehen, welche in den Vorstädten Medina's wohnen und Nachkommen der „Vertheidiger“ zu sein behaupten.[5]

---

[1]) Samhûdî; Raichân.
[2]) Samhûdî fol 30 r.
[3]) Makkarî Bd. I. S. 187.
[4]) Derselbe a. a. O.
[5]) Siehe Burckhardt, Travels in Arabia Bd. II S. 237. Nach Bur-

Aber selbst in Spanien waren die „Vertheidiger" nicht sicher vor dem Hasse der Araber von Syrien. An den Ufern des Guadalquivir sehen wir den Streit wieder beginnen zu einer Zeit, wo Spanien zum Statthalter einen Koraischiten hatte, der in der unheilvollen Schlacht von Charra in den Reihen der medinischen Armee gekämpft und nach der Zerstreuung des Heeres die Flucht ergriffen hatte, um zur afrikanischen Armee überzugehen.

Was jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist ein Kampf von anderer Natur, der sich aber auch auf der spanischen Halbinsel fortsetzte. Bei der Erzählung desselben werden wir Gelegenheit haben, im Vorübergehen von Abdallâh, dem Sohne Zobair's zu sprechen und zu sehen, daß das Schicksal dieses anderen Repräsentanten der Gefährten Mohammed's nicht weniger unglücklich war als das der Mediner.

ton (Pilgrimage Bd. II S. 1) sind nur noch vier dieser Familien in Medina vorhanden.

VI.

Mit Ausnahme solcher Kämpfe, welche durch fundamentale Principien angeregt werden, die von jeher in Streit mit einander lagen und ewig liegen werden, gibt es keine Kämpfe, weder in Asien noch in Europa, zwischen Moslim's oder zwischen Christen, die mit mehr Beharrlichkeit geführt worden wären, als die aus der Racen-Feindschaft entstandenen. Indem nämlich solche Feindschaft sich durch Jahrhunderte fortpflanzt, überlebt sie lange Zeit alle politischen, socialen und religiösen Umwälzungen. Wir haben schon beiläufig bemerkt, daß die arabische Nation aus zwei verschiedenen, mit einander verfeindeten Völkern bestand; hier aber ist der Ort, diese Thatsache mit größerer Genauigkeit und in den nöthigen Einzelheiten darzustellen.

Zufolge der Gewohnheit der Orientalen, eine ganze Nation von einem einzigen Menschen abstammen zu lassen, behauptete das älteste der beiden Völker, von einem gewissen Kachtân entsprossen zu sein, den die Araber, als sie die Bibel kennen lernten, mit Joktan, einem Nachkommen Sem's nach der Genesis, identificirten. Die Nachkommenschaft Kachtân's hatte, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, das südliche Arabien an sich gerissen und die Race ungewissen Ursprungs, welche dieses Land bewohnte, unterjocht. Die Kachtâniden tragen gewöhnlich den Namen der Jemeniten, welcher der blühendsten Provinz des südlichen Arabiens entnommen ist; unter diesem Namen werden wir sie in der Folge anführen.

Das andere Volk, entsprossen von Adnân, einem Nachkommen Ismaels, wie man behauptet, bewohnte Chidschaz, eine Provinz, welche sich von Palästina bis Jemen erstreckt und worin Mekka und Medina

liegen; ferner den Nadschd, nämlich die weite Hochebene, die, von einigen Hügelreihen durchzogen, ganz Central-Arabien einnimmt, kurz, den Norden Arabiens. Man gibt diesem Volke die Namen: Ma'badditen, Nizâriten, Modhariten oder Kaisiten; all diese Namen bezeichnen das selbe Volk oder einen Theil dieses Volkes; denn Kais stammte von Modhar ab, dieser war einer der Söhne Nizâr's, und Nizâr war der Sohn des Ma'add. Zur Bezeichnung dieses Volkes werden wir den Ausdruck Ma'additen gebrauchen.

In der Geschichte Europa's gibt es nichts dem bisweilen versteckten, öfter auflodernden Hasse der beiden arabischen Völker Aehnliches; sie erwürgten sich unter einander bei den nichtigsten Anlässen. So wurde das Gebiet von Damask zwei Jahre lang der Schauplatz eines grausamen Krieges, weil ein Ma'addite eine Melone im Garten eines Jemeniten gepflückt hatte,[1] und in der Provinz Murcia floß sieben Jahre lang das Blut in Strömen, weil ein Ma'addite, als er zufällig an der Besitzung eines Jemeniten entlang ging, gedankenlos ein Weinblatt abgerissen hatte.[2] Freilich war auch in Europa die Feindschaft der Racen sehr groß; aber hier war sie wenigstens begründet; hier hatte Sieg und Unterwerfung statt gefunden. In Arabien aber war keine Race von der anderen unterdrückt worden. Allerdings hatte ehemals ein Theil der Ma'additen, diejenigen von Nadschd, die Obergewalt des Königs von Jemen anerkannt und ihm Tribut bezahlt; aber sie hatten es selbst gewollt; denn diese zügellosen Horden bedurften eines Herrn, welcher sie verhinderte, sich unter einander zu tödten, eines Herrn, der nicht aus einer ihrer Familien gewählt war, damit die anderen ihm den Gehorsam nicht verweigerten. Selbst wenn die ma'additischen Stämme sich augenblicklich unter einem Häuptlinge ihrer Wahl geeinigt und sich dann wieder von dieser Abhängigkeit befreit hatten, wie das von Zeit zu Zeit vorkam, zwangen innere Kriege sie doch bald, zu solcher Abhängigkeit zurückzukehren. Da sie nur zwischen der Anarchie und der Fremdherrschaft zu wählen hatten, sagten die Stammhäuptlinge nach einem langen Bürgerkriege zu einander: „Uns bleibt gar nichts Anderes übrig als uns von neuem dem Könige von Jemen zu ergeben. Wir zahlen ihm einen Tribut an Schafen und Kameelen, und er verhindert es, daß der Starke den Schwächeren erdrücke."[3] Später, als Jemen von den Abessiniern erobert worden,

1) Abû-l-feda Bd. II S. 64.
2) Ibn-Adhâri Bd. II S. 84.
3) Caussin Bd. II S. 285.

hatten die Ma'abditen des Nadschd aus eigenem Antriebe einem anderen Fürsten jemenitischer Abkunft, dem Könige von Chîra, die schwache Autorität zugestanden, welche sie bisher dem Könige von Jemen zuerkannten. Zwischen so völlig freiwilliger Unterwerfung und der Unterjochung durch ein fremdes Volk ist ein bedeutender Unterschied.

Außerdem wurde durch die Verschiedenheit der Sprachen und Gewohnheiten in Europa eine unübersteigbare Schranke aufgerichtet zwischen den beiden Völkern, welche die Eroberung gezwungener Weise auf dem selben Boden vereinigt hatte. In dem moslimischen Reiche war es nicht so. Lange Zeit vor Mohammed hatte die jemenitische oder chimjaritische Sprache, wie man sie nennt — entstanden aus einer Mischung des Arabischen und des Idioms der Besiegten — dem reinen Arabisch den Platz eingeräumt, der Sprache der Ma'abditen, welche sich ein gewisses geistiges Uebergewicht erworben hatten. Außer einigen unbedeutenden, dialektischen Verschiedenheiten sprachen also die beiden Völker die selbe Sprache, und niemals kam es in den moslimischen Armeen vor, daß ein Ma'abdite es schwierig gefunden hätte, einen Jemeniten zu verstehen.[1] Sie hatten außerdem die selben Neigungen, die selben Vorstellungen, die selben Gewohnheiten, denn die große Masse des Volkes war beiderseits nomadisch. Endlich hatten sie, da beide den Islam angenommen, die selbe Religion. Mit einem Worte, die Verschiedenheit, welche zwischen ihnen bestand, war viel weniger fühlbar als diejenige, welche zwischen den germanischen Völkern bestand zur Zeit als die Barbaren das römische Reich überschwemmten.

Und dennoch, wiewohl die Ursachen, welche den Racenhaß in Europa erklären, im Orient nicht vorhanden sind, trägt dort diese Antipathie einen Charakter von solcher Zähigkeit, wie man es bei uns nicht findet. Nach Verlauf von drei- oder vierhundert Jahren hat sich die Feindschaft der Abstammung in Europa verwischt; unter den Beduinen aber dauert sie seit fünfundzwanzig Jahrhunderten; sie steigt bis zu den ersten historischen Zeiten der Nation hinauf und ist heutigen Tages noch fern vom Erlöschen.[2] „Die Feindschaft der Abstammung,"

---

[1]) In Mahra hatte sich freilich die alte Sprache erhalten, und die anderen Araber verstanden die Sprache dieser Provinz beinahe gar nicht. Siehe Içtakhri S. 14.

[2]) Siehe über diesen letzten Punkt Volney, Voyage en Syrie et en Egypte Bd. I S. 440; Deutsche Morgenländ. Zeitschr. Bd. V S. 501; Bd. VI S. 389, 390; Robinson, Palästina, deutsche Uebers. Bd. II S. 481, 601 und die Anmerkung, in welcher der Verfasser auf die Reisen von Niebuhr und Burckhardt verweist.



sagte ein alter Dichter, „ist von unseren Vorfahren auf uns gekommen, und so lange diese noch Nachkommen haben, wird sie dauern.“[1] Ferner hat sie in Europa nicht den grausamen Charakter gehabt, wie im Orient; sie hat bei unseren Vorfahren nicht die zartesten und heiligsten Gefühle der Natur erstickt; ein Sohn hat nicht seine Mutter bloß aus dem Grunde gehaßt, weil sie einer anderen Race angehörte als sein Vater. „Du betest für deinen Vater,“ sagte Jemand zu einem Jemeniten, welcher eine feierliche Procession um den Tempel von Mekka hielt; „aber warum betest du nicht auch für deine Mutter?“ — „Für meine Mutter?“ erwiderte der Jemenite mit einer Miene voll Verachtung; „wie könnte ich für die beten? Sie war eine Maʿadditin.“[2]

Dieser Haß, welcher sich von Generation zu Generation fortpflanzt trotz vollkommener Gemeinschaft der Sprache, der Rechte, der Gewohnheiten, der Ideen, der Religion und selbst bis zu einem gewissen Grade der Abstammung, insofern jedes der beiden Völker semitischen Stammes ist — dieser Haß, der aus keinerlei Ereignissen zu erkären ist, liegt im Blute; das ist Alles, was sich darüber sagen läßt. Die Araber des siebenten Jahrhunderts wären wahrscheinlich ebenso wenig im Stande gewesen, die wahre Ursache desselben zu erklären als die Jemeniten, welche in jetziger Zeit die Wüsten in der Umgebung Jerusalems durchziehen und, wenn die Reisenden sie fragen, warum sie die geschworenen Feinde der Kaisiten (Maʿadditen) aus der Gegend Hebron's seien, antworten, daß sie durchaus nichts weiter davon wissen als nur, daß dieser gegenseitige Haß von undenklichen Zeiten her stamme.[3]

Weit davon entfernt, den instinctiven Haß der beiden Völker zu vermindern, hat der Islam ihm vielmehr eine Stärke und ein Feuer verliehen wie er es vorher nicht hatte. Die Jemeniten und die Maʿadditen, die einander immer mit Mißtrauen beobachteten, wurden von nun an gezwungen, unter dem selben Banner zu kämpfen, auf der selben Scholle zu leben, die Früchte des Sieges zu theilen, und diese fortwährenden Beziehungen, diese täglichen Annäherungen erzeugten eben so viele Wortwechsel und Reibungen. Zugleich gewann diese Feindschaft ein Interesse und eine Wichtigkeit wie sie es damals noch nicht haben konnte, als sie noch auf eine beinahe unbekannte Ecke

---

[1]) Chamâsa des Bochtori, Leydener Manuscript S. 35.
[2]) Mobarrad S. 195.
[3]) Robinson Bd. II S. 601.

Asiens beschränkt war. Seitdem befleckte sie Spanien und Sicilien, die Wüsten des Atlas und die Ufer des Ganges mit Blut und übte nicht nur auf das Schicksal der besiegten Völker einen beträchtlichen Einfluß sondern auch auf das Geschick aller romanischen und germanischen Völker, weil sie die Moslim's auf dem Wege ihrer Eroberungen aufhielt in dem Augenblick, als sie Frankreich und den ganzen Occident bedrohten.

In der ganzen Weite des moslimischen Reiches haben diese beiden Völker sich bekämpft; aber dieses Reich war zu ausgedehnt und es war nicht Einheit genug unter den Stämmen, als daß der Kampf hätte gemeinsam und im Voraus auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein können. Jede Provinz hatte also ihren besonderen Krieg, ihren Krieg ganz für sich allein; und die Namen der beiden Parteien, die man immer den beiden Stämmen entnahm, welche in der Gegend, wo man sich schlug, die zahlreichsten waren, wichen beinahe überall von einander ab. In Khorâsân zum Beispiel trugen die Jemeniten den Namen Azditen und die Ma'additen den der Temîmiten, weil die Stämme Azd und Temîm dort die beträchtlichsten waren.[1] In Syrien, der Provinz, mit der wir uns hauptsächlich zu beschäftigen haben, waren auf der einen Seite die Kelbiten, auf der andern die Kaisiten. Die ersteren, jemenitischer Abstammung, bildeten die Mehrzahl der arabischen Bevölkerung,[2] denn als unter dem Khalifat Abû-Bekr's und Omar's viele jemenitische Stämme sich nach Syrien begaben, um sich dort niederzulassen, zogen die Ma'additen es vor, sich in Irâk festzusetzen.[3]

Die Kelbiten und die Kaisiten waren dem Moâwija gleich aufrichtig ergeben, denn, Dank seiner vorsichtigen und weisen Politik, wußte er zwischen ihnen ein gewisses Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und sich die Liebe der Einen wie der Anderen zu gewinnen. Indessen so wohlberechnet seine Maßregeln auch waren, konnte er doch nicht verhindern, daß ihr gegenseitiger Haß von Zeit zu Zeit ausbrach; unter seiner Regierung lieferten die Kelbiten und die Fezâra's, ein Stamm der Kaisiten, sich sogar eine Schlacht bei Banât-Kain.[4] Auch

---

[1]) Commentar des Sokkari zum Diwan des Ferazdak, Oxforder Manuscr. fol. 93 v.

[2]) Içtakhri S. 13.

[3]) Tabari Bd. II S. 254; Abû-Isma'il al Baçri, Futuch as-Schâm S. 12, 195.

[4]) Wüstenfeld, Genealogische Tabellen S. 265.

erfuhr Moâwija von Seiten der Kaisiten Schwierigkeiten, als er Jezîd zu seinem Nachfolger anerkannt haben wollte; denn die Mutter Jezîd's war eine Kelbitin; sie war die Tochter des Mâlik-ibn-Bahdal, des Häuptlings dieses Stammes, und für die Kaisiten war deshalb Jezîd, der in der Wüste Semâwa in der Familie seiner Mutter aufgewachsen war, nicht mehr ein Omaijade, sondern ein Kelbite.[1] Es ist unbekannt, auf welche Art Moâwija ihre Stimmen gewann; nur dies ist gewiß, daß sie zuletzt Jezîd als Thronerben anerkannten und ihm treu blieben, so lange er regierte. Aber seine Regierung dauerte nur drei Jahre. Er starb im November 683, zwei und einen halben Monat nach der Schlacht von Charra, erst achtunddreißig Jahre alt.

Bei seinem Tode befand sich das weite Reich auf einmal ohne Herrscher. Allerdings starb Jezîd nicht ohne einen Sohn zu hinterlassen, er hatte deren mehrere; aber das Khalifat war nicht erblich, sondern wählbar. Dieses große Princip war nicht von Mohammed aufgestellt worden sondern vom Khalifen Omar, dem es nicht so ganz wie dem Propheten an politischem Verstande fehlte und der als Gesetzgeber einer unbestrittenen Autorität genoß. Er ist es, der in einer in der Moschee von Medina gehaltenen Rede gesagt hatte: „Wenn Jemand sich einfallen läßt, irgend Einen zum Herrscher auszurufen, ohne daß alle Moslim's darüber berathschlagt haben, dessen Einsetzung soll null und nichtig sein.[2] Es ist wahr, daß man immer die Anwendung des Princips vermieden hatte und daß Jezîd selbst nicht durch das Volk gewählt worden war, aber sein Vater hatte wenigstens die Vorsichtsmaßregel getroffen, ihm als seinem zukünftigen Nachfolger den Eid leisten zu lassen. Jezîd hatte die Vorsicht vernachlässigt; der Tod hatte ihn in der Blüthe seiner Jahre ereilt, und sein ältester Sohn, welcher wie sein Großvater Moâwija hieß, hatte kein Recht auf das Khalifat. Indessen wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, sich Anerkennung zu verschaffen, wenn die Syrer, die während dieses Zeitabschnittes die Khalifen creirten, einig genug gewesen wären, um ihn zu unterstützen. Dies waren sie nicht, und Moâwija selbst, so sagt man, begehrte des Thrones nicht. Die Gesinnung dieses jungen Mannes ist in tiefes Geheimniß gehüllt. Wenn man den Geschichtschreibern Glauben beimessen darf, wäre Moâwija nicht im geringsten seinem Vater ähnlich gewesen; in seinen Augen soll die Sache, welche die Mediner verfochten, die gute Sache gewesen sein, und er soll, als er den Sieg bei Charra,

---

1) Chamâsa S. 319, 658.

2) Sîrat ar-rasûl im Journal des savants 1832 S. 542.

die Plünderung Medina's und den Tod der alten Gefährten Mohammed's erfuhr, in Thränen ausgebrochen sein.[1] Aber diese Geschichtschreiber, welche, von theologischen Gedanken eingenommen, bisweilen die Geschichte verdreht haben, berichten in Widerspruch mit einem spanischen beinahe gleichzeitigen Chronisten,[2] dem so zu sagen die in Spanien lebenden Syrer in die Feder dictirten. Er behauptet, Moâwija sei das treue Ebenbild seines Vaters gewesen. Wie dem auch sei, die Kaisiten wollten einem Prinzen, der eine Kelbitin zur Großmutter und eine Kelbitin zur Mutter gehabt, nicht gehorchen; sie wollten die Oberherrschaft des Kelbiten Chassân ibn-Mâlik ibn-Bahdal, des Statthalters von Palästina und vom Jordan-Districte nicht, welcher die Führung der Geschäfte im Namen des Sohnes seines Neffen übernommen hatte.[3] Ueberall nahmen sie eine feindliche Stellung ein, und einer ihrer Häuptlinge, Zofar, vom Stamme Kilâb, erhob das Banner des Aufruhrs in der Landschaft Kinnesrîn, von wo er den kelbitischen Statthalter, Sa'îd ibn-Bahdal verjagte. Da Zofar natürlich dem Prätendenten der Kelbiten einen anderen entgegenstellen mußte, so erklärte er sich für Abdallâh, den Sohn Zobair's, dessen Sache den Kaisiten im Grunde vollkommen gleichgiltig war. Die fromme Partei hatte dadurch einen sehr sonderbaren Verbündeten gewonnen. Da er die Interessen der Söhne der Gefährten Mohammed's aufrecht erhalten wollte, glaubte Zofar, es sei seine Pflicht, eine erbauliche Predigt auf der Kanzel zu halten. Aber obgleich ein großer Redner und vortrefflicher Dichter, wie alle heidnischen Araber, war er unglücklicher Weise weder an die religiösen Formeln gewöhnt noch an den salbungsvollen Stil. Nachdem er die Hälfte seines ersten Satzes gesprochen, blieb er stecken. Seine Waffenbrüder brachen in Gelächter aus.[4]

Moâwija II. überlebte seinen Vater vierzig Tage, oder zwei Monate, oder auch drei Monate — man weiß es nicht genau, und es kommt nichts darauf an. Die Verwirrung stieg bis zum Gipfel. Die Provinzen, welche es müde waren, von den Syrern als eroberte Länder behandelt zu werden, hatten das Joch abgeschüttelt. In Irâk erhob man täglich einen Khalifen oder einen Emir, der am nächsten Tage wieder abgesetzt ward.[5] Ibn-Bahdal hatte seinen Plan noch

[1]) Raichân fol. 202 r.

[2]) Isidor c. 18.

[3]) Chamâsa S. 319; vgl. Raichân fol. 187 r.

[4]) Raichân fol. 187 r.

[5]) Siehe Ibn Khaldûn Bd. II fol. 171 r. und v.

nicht entworfen; bald wollte er sich zum Khalifen erklären lassen; bald, da er sah, daß er nur von seinen Kelbiten anerkannt werden würde, erklärte er sich bereit, dem Omaijaden zu gehorchen, welchen das Volk wählen würde.[1] Aber bei den geringen Aussichten auf Erfolg war es schwer, einen Omaijaden zu finden, der sich zur traurigen Rolle eines Prätendenten verstehen wollte. Walîd, ein Enkel Abû-Sofjân's und früherer Stadthalter von Medina, übernahm sie: aber im Augenblick, als er sein Gebet über der Leiche Moâwija's II. verrichtete, starb er.[2] Ibn-Bahdal hätte das Khalifat gern an Khâlid, den Bruder Maâwija's II. gegeben; aber da dieser erst sechszehn Jahre zählte und die Araber nur einem Erwachsenen gehorchen, wagte er es nicht. Daher bot er das Khalifat dem Othmân an: dieser, welcher die Sache seiner Familie für gänzlich verloren hielt, schlug es ab und vereinigte sich mit dem glücklichen Prätendenten Ibn-Zobair, dessen Partei sich täglich mehrte. In Syrien erklärten sich alle Kaisiten für ihn. Wie sie schon Herren von Kinnesrîn waren, wurden sie es auch bald von Palästina, und der Statthalter von Emesa, Nomân, der Sohn Baschîr's des „Vertheidigers", erklärte sich für Ibn-Zobair.[3] Ibn-Bahdal dagegen konnte nur auf einen einzigen District rechnen, nämlich den des Jordan, den am wenigsten bedeutenden der fünf Districte Syriens.[4] Dort hatte man geschworen, ihm zu gehorchen, aber unter der Bedingung, daß er das Khalifat keinem der Söhne Jezîd's geben wolle, weil sie zu jung wären. In dem Districte von Damask, dem wichtigsten von allen, war der Statthalter Dhachhâk, aus dem Stamme Fihr,[5] Anhänger keiner Partei. Er war mit sich selbst nicht im Reinen: als Befehlshaber der Leibwache Moâwija's I. und einer seiner vertrautesten Freunde, wollte er nichts von dem mekkanischen Prätendenten wissen; als Ma'addite wollte er nicht gemeinschaftliche Sache mit dem Häuptling der Kelbiten machen; daher seine Zögerung und seine Unentschiedenheit. Um seine Absichten und die des Volkes von Damask zu ergründen, schickte Ibn-Bahdal ihm einen Brief, der bestimmt war, am Freitag in der Moschee gelesen zu werden. Dieser Brief war voll Lobes über die Omaijaden und voll Schmähungen gegen Ibn-Zobair; aber da Ibn-Bahdal fürchtete, daß Dhachhâk sich weigern könnte, ihn dem Volke vorzulesen, war er so vor-

[1]) Chamâsa S. 319.
[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 170 v.
[3]) Raichân fol. 187 r.; Ibn-Khaldûn fol. 172 r.
[4]) Siehe Itçakhrî S. 37.
[5]) Fihriten hießen die Koraischiten der Umgegend von Mekka.

sichtig, seinem Boten eine Abschrift desselben zu geben und ihm zu sagen: „Wenn Dhachhâk jenen Brief den Arabern von Damask nicht vorliest, so mußt du ihnen diesen hier vorlesen." Was er vorausgesehen, geschah. Als Dhachhâk am Freitag die Kanzel bestieg, sagte er kein einziges Wort von dem Briefe, den er erhalten hatte. Da erhob sich der Bote Ibn-Bahdal's und las ihn dem Volke vor. Kaum war diese Vorlesung zu Ende, da erhob sich Geschrei von allen Seiten. „Ibn-Bahdal sagt die Wahrheit!" riefen Einige. „Nein, er lügt!" schrieen Andere. Der Tumult wurde entsetzlich, und der heilige Raum, welcher, wie überall in den moslimischen Ländern, sowohl zu religiösen Feierlichkeiten als zu politischen Berathungen diente, hallte wieder von den Schimpfwörtern, mit denen Kelbiten und Kaisiten einander überschütteten. Endlich brachte Dhachhâk sie zum Stillschweigen, beendete die religiöse Feier und verblieb dabei, sich nicht auszusprechen.[1]

Dies war die Lage Syriens, als die Soldaten Moslim's wieder in ihr Heimatland kamen. Aber nicht mehr Moslim befehligte sie. Im Folgenden schildern wir mit wenigen Worten, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte.

Moslim, welcher schon zur Zeit der Schlacht von Charra sehr krank gewesen war, hatte der strengen Gesundheitsregel entsagt, die ihm von den Aerzten vorgeschrieben worden. „Jetzt, da ich die Rebellen gezüchtigt habe, werde ich zufrieden sterben," hatte er gesagt; „und da ich die Mörder Othmân's getödtet habe, wird Gott mir meine Sünden verzeihen."[2] Als er noch drei Tagereisen von Mekka enfernt war und sein Ende nahen fühlte, ließ er den Befehlshaber Hoçain kommen, welchem Jezîd das Commando über die Armee für den Fall, daß Moslim sterben würde, bestimmt hatte. Hoçain war vom Stamme Sacûn und folglich ein Kelbite wie Moslim, aber Moslim verachtete ihn, denn er zweifelte an seiner Einsicht und an seiner Festigkeit. Er fuhr ihn deshalb mit der plumpen Offenheit an, welche den Grundzug seines Charakters ausmachte und die wir nicht bemänteln dürfen, und sagte zu ihm: „Du Esel! du wirst den Oberbefehl an meiner statt übernehmen. Ich für meinen Theil würde ihn dir nicht anvertrauen, aber es muß der Wille des Khalifen geschehen. Höre jetzt meinen Rath; ich weiß, daß du seiner bedarfst, denn ich kenne dich. Sei auf deiner Hut gegen die List der Koraischiten, schließe dein Ohr gegen ihre honigsüßen Reden und denke daran, daß du, wenn du vor

---

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 172 v.

[2]) Abû-'l-machâsin, bei Weil Bd. I S. 331 Anmerkung.

Mekka stehst, nur drei Dinge zu thun hast: bis aufs äußerste zu kämpfen, die Einwohner in Ketten zu legen und nach Syrien zurückzukehren."[1] Nachdem er das gesagt, hauchte er den letzten Seufzer aus.

Als Hoçain Mekka belagerte, benahm er sich, als ob er sich vorgenommen hätte, zu beweisen, daß die Vorurtheile Moslim's in Bezug auf ihn durchaus nicht begründet wären. Weit davon entfernt, es an Kühnheit fehlen zu lassen, weit entfernt, sich durch religiöse Bedenken hemmen zu lassen, that er es Moslim an Gotteslästerungen noch zuvor. Mit seinen Wurfmaschinen ließ er auf den Tempel, die Caaba, so enorme Steine schleudern, daß die Säulen des Gebäudes zertrümmert wurden. Auf sein Anstiften warf während der Nacht ein syrischer Reiter eine Fackel, die er an der Spitze seiner Lanze befestigt hatte, auf das Zelt Ibn-Zobair's, welches im Hofe der Moschee aufgeschlagen war Das Zelt gerieth sogleich in Brand, und die Flamme ergriff die Vorhänge, welche den Tempel einhüllten. So wurde die heilige Caaba, die ehrwürdigste aller moslimischen Moscheen, gänzlich vom Feuer verzehrt.[2] — Von einer Menge von Nichtbekehrten unterstützt und für den Augenblick ihren Haß gegen die Orthodoxen vergessend, waren die Mekkaner voll Begeisterung herzugeströmt, um den heiligen Grund und Boden zu beschützen. Sie hielten die Belagerung mit großem Muth aus, als die Nachricht vom Tode Jezîd's auf einmal die Lage der Dinge gänzlich änderte. Dem Sohne Zobair's verursachte diese unerwartete Nachricht eine unsagbare Freude; für Hoçain war sie ein Donnerschlag. Anstatt daß Moslim sich mit Leib und Seele den Herren gewidmet hätte, denen er diente, kannte dieser starre, egoistische und berechnende Feldherr zu gut die Gährung der Parteien in Syrien, als daß er nicht vorausgesehen hätte, es werde dort ein Bürgerkrieg ausbrechen, und da er sich über die Schwäche der Omaijaden keiner Täuschung hingab, sah er in der Unterwerfung unter den mekkanischen Khalifen das einzige Rettungsmittel für seine ernstlich gefährdete Armee und für sich selbst, der es noch mehr war. Er ließ also Ibn-Zobair einladen, sich mit ihm in der folgenden Nacht zu besprechen an einem Orte, den er bezeichnete. Als Ibn-Zobair sich zu

---

[1]) Fâkihî fol. 400 v.; Raichân fol. 201 v; Ibn-Khaldûn fol. 170 v.

[2]) Es gibt andere Nachrichten über die Veranlassung dieses Brandes; aber die, welche ich im Texte gebe, hält Ibn-Khaldûn für die einzig glaubwürdige (fol. 170 v.); sie allein findet sich auch bei dem ältesten und zuverlässigsten Gewährsmann, bei Fâkihî (fol. 400 v.).

dieser Unterredung eingefunden hatte, sagte Hoçain ihm mit leiser Stimme, um von den Syrern nicht gehört zu werden:

„Ich bin bereit, dich als Khalifen anzuerkennen, aber nur unter der Bedingung, daß du dich verpflichtest, eine allgemeine Amnestie zu erlassen und keine Rache zu nehmen für das während der Belagerung von Mekka und in der Schlacht von Charra vergossene Blut."

„Nein," gab ihm Ibn-Zobair laut zur Antwort, „ich würde selbst dann nicht zufrieden sein, wenn ich zehn Feinde für jeden meiner Gefährten tödtete."

„So sei Der verwünscht, der dich von nun an noch als verständigen Mann betrachtet," rief Hoçain darauf. „Bis jetzt habe ich an deine Klugheit geglaubt; aber da ich leise zu dir spreche, antwortest du mir mit lauter Stimme, und da ich dir das Khalifat anbiete, drohst du mir mit dem Tode!"

Von nun an überzeugt, daß keine Versöhnung zwischen ihm und diesem Manne möglich sei, brach Hoçain sofort die Unterredung ab und machte sich mit seiner Armee wieder auf den Weg nach Syrien. Unterwegs begegnete ihm Merwân. Als dieser nach der Schlacht von Charra wieder in Medina eingezogen, aber auf Befehl des Ibn-Zobair von neuem aus dieser Stadt vertrieben worden, war er nach Damask zurückgekehrt. Hier hatte er die Sache seiner Familie beinahe trostlos gefunden und in einer Zusammenkunft mit Dhachhâk sich verpflichtet, sich nach Mekka zu begeben, um Ibn-Zobair anzukündigen, daß die Syrer bereit seien, seinen Befehlen zu gehorchen;[1] dies war das beste Mittel, sich bei seinem alten Feinde wieder in Gunst zu setzen. Auf dieser Reise von Damask nach Mekka begegnete Merwân dem Hoçain.[2] Dieser versicherte ihn, daß er den mekkanischen Prätendenten nicht anerkennen werde, und erklärte, daß er, wenn er den Muth habe, das omaijadische Banner wieder zu erheben, auf seine Unterstützung rechnen könne. Nachdem Merwân diesen Vorschlag angenommen, beschloß man zu Dschâbia eine Art Reichsversammlung zusammenzuberufen, auf der man über die Wahl eines Khalifen berathschlagen werde.

Aufgefordert, sich zu dieser Reichsversammlung zu begeben, kamen Ibn-Bahdal und seine Kelbiten dahin. Auch Dhachhâk versprach zu kommen und entschuldigte sich über sein bis dahin eingehaltenes Verfahren. Wirklich machte er sich mit den Seinigen auf den Weg; aber unterwegs verweigerten die Kaisiten, weiter zu gehen, überzeugt, daß

---

1) Raichân fol. 187 v; Chamâsa S. 318.

2) Ibn-Khaldûn fol. 172 v.

die Kelbiten ihre Stimmen nur Dem geben würden, der es mit ihrem Stamme hielt, nämlich Khâlid, dem jüngeren Bruder Moâwija's II. Deshalb kehrte Dhachhâk sogleich wieder um und lagerte sich in dem Wiesengrunde Râhit westlich von Damask.[1] Indessen wurde es den Kaisiten klar, daß ihr Zank mit den Kelbiten bald durch die Waffen ins Reine gebracht werden müsse, und je näher der entscheidende Augenblick heranrückte, desto mehr fühlten sie, wie unnatürlich ihre Verbündung mit dem Haupte der frommen Partei sei. Da sie viel mehr Sympathie mit Dhachhâk, dem alten Waffenbruder Moâwija's I. hatten, sagten sie zu ihm: „Warum willst du dich nicht zum Khalifen erklären? Du bist nicht weniger werth als Ibn-Bahdal oder Ibn-Zobair." Durch diese Worte geschmeichelt und zu glücklich, aus seiner falschen Stellung heraustreten zu können, widersetzte Dhachhâk sich diesem Vorschlage der Kaisiten nicht und nahm ihre Eidschwüre entgegen.[2]

Die Berathungen der Kelbiten dauerten nicht weniger als vierzig Tage. Ibn-Bahdal und seine Freunde wollten das Khalifat dem Khâlid geben — die Kaisiten hatten sich also nicht getäuscht, als sie dieses Vorhaben bei ihnen vermutheten — und Hoçain konnte sie nicht zur Wahl seines Candidaten, des Merwân, bewegen. Mochte er auch sagen: „Aber wie? Unsere Feinde setzen uns einen alten Mann entgegen; sollen wir ihnen einen jungen Mann, der beinahe noch ein Kind ist, gegenüberstellen?" Darauf antwortete man ihm, daß Merwân zu mächtig sei, und sagte: „Wenn Merwân das Khalifat erhielte, so würden wir seine Sklaven werden; er hat zehn Söhne, zehn Brüder und zehn Neffen."[3] Außerdem betrachtete man ihn damals als Fremden. Der Zweig der Omaijaden, zu welchem Khâlid gehörte, war in Syrien einheimisch geworden; aber Merwân und seine Familie hatten immer in Medina gelebt. Dennoch gaben Ibn-Bahdal und seine Freunde endlich nach und ließen sich Merwân gefallen; aber sie gaben ihm zu fühlen, daß sie ihm durch Uebertragung des Khalifats eine große Gunst erzeigten. Sie schrieben ihm eben so harte als demüthigende Bedingungen vor. Merwân mußte sich feierlichst verpflichten, alle wichtigen Aemter den Kelbiten anzuvertrauen, nur nach ihrem Rathschluß zu regieren und ihnen jährlich eine

---

1) Raichân fol. 187 v; Chamâsa; Ibn Khaldûn fol. 172 r. und v.
2) Chamâsa S. 318.
3) Ibn-Khaldûn fol. 172 v.
4) Siehe Chamâsa S. 659 Vers 5 des Gedichtes.

sehr beträchtliche Summe zu bezahlen.[1] Ibn-Bahdal ließ außerdem anordnen, daß der junge Khâlid der Nachfolger Merwân's werden und bis dahin die Statthalterschaft von Emesa erhalten solle.[2] Nachdem Alles so geordnet war, sagte Mâlik, der Sohn Hobaira's, einer der Häuptlinge des Stammes Sacûn, der sich als eifriger Anhänger Khâlid's erwiesen hatte, mit stolzer und drohender Miene zu Merwân: „Den Eid leisten wir dir nicht, den man dem Khalifen als Nachfolger des Propheten leistet, denn indem wir unter deinem Banner kämpfen, haben wir nur die Güter dieser Erde im Auge. Wenn du uns also gut behandelst, wie Moâwija und Jezîd es gethan, werden wir dir beistehen; wo nicht, wirst du auf deine Kosten die Erfahrung machen, daß wir keine größere Vorliebe für dich haben als für jeden andern Koraischiten.[3]

Als die Reichsversammlung von Dschâbia am Ende des Monats Juni im Jahre 684,[4] mehr als sieben Monate nach Jezîd's Tode, zu Ende gekommen, marschirte Merwân, begleitet von den Kelbiten, Ghassâniten, Saksakiten, Sacûniten und anderen jemenitischen Stämmen, gegen Dhachhâk, dem die drei Statthalter, welche seine Partei behaupteten, ihre Contingente geschickt hatten. Zofar befehligte in Person die Truppen aus Kinnesrîn, seiner Provinz. Während des Marsches erhielt Merwân eine eben so unerwartete als angenehme Nachricht: Damask hatte sich für ihn erklärt. Ein Häuptling des Stammes Ghassân hatte, anstatt sich nach Dschâbia zu begeben, sich in der Hauptstadt versteckt gehalten. Nachdem er die Jemeniten auf die Nachricht von der Erwählung Merwân's versammelt, hatte er sich durch Ueberrumpelung der Stadt Damask bemächtigt und den von Dhachhâk ernannten Statthalter gezwungen, sein Heil in so schleuniger Flucht zu suchen, daß er nicht einmal den öffentlichen Schatz hatte mit sich nehmen können. Der verwegene Ghassânite beeilte sich, Merwân von dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens zu benachrichtigen und ihm Geld, Waffen und Soldaten zu schicken.[5]

Als die beiden Armeen, oder vielmehr die beiden Völker sich einander gegenüberstanden auf der Wiese Râhit, vergingen zuerst zwanzig

---

1) Masûdî. — Alles dies gleicht ziemlich der „Capitulation", welche der dänische Adel von Dem beschwören ließ, den er zum Könige erwählt hatte.

2) Ibn-Khaldûn.

3) Masûdî.

4) Ibn-Khaldûn.

5) Ibn-al-Athîr Bd. III fol. 84 v.; Ibn-Khaldûn.

Tage mit Scharmützeln und Zweikämpfen. Endlich wurde der Kampf allgemein. Er war blutiger als ein anderer je zuvor gewesen, sagt ein arabischer Geschichtschreiber, und nachdem die Kaisiten achtzig ihrer Anführer verloren hatten, unter denen Dhachhâk selbst sich befand, wurden sie vollständig in die Flucht geschlagen.[1]

Zwischen den Kelbiten und Kaisiten wurde diese „Schlacht auf der Wiese" niemals vergessen und zweiundsiebenzig Jahre später fing sie, so zu sagen, in Spanien wieder an. Sie war der Gegenstand, welchen die Dichter der beiden rivalisirenden Parteien mit Vorliebe vor allen anderen behandelten; von der einen Seite in Freuden- und Siegesgesängen, von der anderen in Schmerzensrufen und Rachegeschrei.

Im Augenblicke, da Alles floh, hatte Zofar zwei Anführer vom Stamme Solaim an seiner Seite. Sein Renner war der einzige, der es an Schnelle mit denjenigen der ihn verfolgenden Kelbiten aufnehmen konnte, und als seine beiden Gefährten sahen, daß die Feinde sie einholen würden, riefen sie ihm zu: „Fliehe, Zofar, fliehe; man wird uns tödten." Zofar spornte sein Pferd und entkam; seine beiden Freunde wurden niedergemacht.[2]

„Welches Glück," sagte er später, „könnte ich noch genießen, nachdem ich Ibn-Amr und Ibn-Man verlassen habe, nachdem Hammâm[3] getödtet worden? Nie hatte man mich feige gesehen; aber an diesem unheilvollen Abend, als ich verfolgt ward, als mich Feinde umgaben und niemand mir zu Hilfe eilte, an dem Abend habe ich meine beiden Freunde verlassen und bin wie ein Feiger entflohen!.. Kann wohl ein einziger Tag der Schwäche all meine Heldenthaten austilgen? Sollen wir die Kelbiten in Ruhe lassen? Sollen unsere Lanzen sie nicht treffen? Sollen unsere zu Râhit gefallenen Brüder nicht gerächt werden?... Ja, auf der frisch aufgeworfenen Erde, die ihre Gebeine bedeckt, wird das Gras wachsen; aber niemals werden wir sie vergessen und auf immer werden wir einen unerbittlichen Haß gegen unsere Feinde bewahren. Gib mir meine Waffen, Weib! Nach meiner Ansicht muß der Krieg ewig dauern. Ja, die Schlacht von Râhit hat eine Kluft zwischen Merwân und uns geöffnet".[4]

Ein kelbitischer Dichter antwortete ihm in einem Gedichte, von welchem nur die folgenden zwei Verse übrig geblieben:

„Ja, in der That, die Schlacht von Râhit hat dem Zofar eine Krankheit zugezogen, von der er niemals genesen wird. Nie wird er aufhören, Solaim, Amir und Dhobjân zu beweinen, die in dieser Schlacht getödtet worden, und in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht, wird er unaufhörlich den Schmerz der Wittwen und Waisen durch seine Verse erneuen."[5]

---

[1]) Ibn-al-Athîr; Ibn-Khaldûn. Siehe Anmerk. II am Ende des Werkes.

[2]) Masûdî.

[3]) Ein Häuptling der Nomairiten; s. Chamâsa S. 318.

[4]) Masûdî; Chamâsa S. 72; Raichân fol. 187 v.; Ibn-Badrûn S. 185; Chamâsa des Bochtorî S 34.

[5]) Raichân fol 187 v

Ein anderer kelbitischer Dichter[1] besang den Sieg seiner Stammgenossen. „Welche Schmach für die Kaisiten! während sie aus Leibeskräften flohen, ließen sie ihre Banner im Stich, und diese fielen gleich den Vögeln, die, wenn sie durstig sind, Kreise in der Luft beschreiben und dann aufs Wasser losstürzen.“ Der Dichter zählt nacheinander die kaisitischen Häuptlinge auf; jeder Stamm beweint den Verlust des seinigen. Die Feigen! sie sind im Rücken geschlagen worden! „In der That, es waren auf der Wiese Leute, welche aus Herzenslust bebten; das waren die, welche dort den Kaisiten die Nasen, Hände und Ohren abschnitten und sie verstümmelten.“

[1]) Chamâsa S. 317, wo Kelbî zu lesen anstatt Kilâbî; vgl. S. 656.

VII.

Während Merwân, der infolge des Sieges, den er auf der Wiese Râhit errungen, Herr von Syrien geworden, auch Aegypten unterwerfen wollte, warf Zofar, der von nun an das Haupt seiner Partei war, sich auf Karkîsiâ, eine Festung in Mesopotamien, östlich von Kinnesrîn, da wo der Khâbûr (Chaboras) sich in den Euphrat ergießt. Allmählich wurde Karkîsiâ der Versammlungsplatz für die kaisitischen Heerführer. Seit der offene Krieg unmöglich geworden, mußten sie sich mit nächtlichen Angriffen und versteckten Ausfällen begnügen; aber dabei wenigstens vernichteten sie Alles mit Feuer und Schwert. Befehligt von einem der Hauptleute Zofar's, Omair, dem Sohne des Chobâb, plünderten sie die kelbitischen Felder in der Wüste Semâwa, gaben keinen Pardon und trieben die Grausamkeit so weit, daß sie den Frauen den Leib aufschlitzten. Als Zofar sie mit Beute beladen und mit Blut bedeckt wiederkehren sah, sagte er:

„Jetzt, ihr Kelbiten, sind die harten Zeiten für euch gekommen; wir werden uns rächen; wir werden euch bestrafen. In der Wüste Semâwa seid ihr nicht mehr sicher; verlasset sie also, nehmt die Söhne Bahdal's mit euch, und geht, euch einen Zufluchtsort zu suchen, wo gemeine Sklaven die Olive bauen.“ [1]

Dennoch spielten die Kaisiten zu dieser Zeit nur eine untergeordnete Rolle. Karkîsiâ war allerdings der Schrecken und die Plage der Umgegend, allein es war doch nur ein Räubernest, welches Merwân keine ernste Besorgniß einflößen konnte, und da es ihm vor Allem darauf ankam, Irâk zu erobern, mußte er andere, viel mehr zu fürchtende Feinde bekämpfen.

---

[1]) Raichân fol. 187 v.; vgl. Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 301.

In Irâk spielte sich damals ein vollständiges und merkwürdiges Schauspiel ab. Die sonderbarsten und ungewöhnlichsten Lehrsätze bestritten einander die Popularität; Erb- und Wahlrecht, Despotismus und Freiheit, göttliches Recht und Volksherrschaft, Fanatismus und Indifferentismus lagen mit einander in Fehde; die arabischen Sieger und die persischen Besiegten, die Reichen und die Armen, die Schwärmer und die Ungläubigen bekämpften sich hier. Anfangs gab es auch Gemäßigte, welche weder von den Omaijaden noch von Ibn-Zobair etwas wissen wollten. Vielleicht empfand kein Mensch in Irâk Sympathieen für den Charakter des letzteren und ebenso wenig für die Principien, die er verfolgte; und doch, nachdem jeder Versuch zur Herstellung einer Volksregierung in Baçra wie in Cûfa gescheitert war, ließen sich die Gemäßigten endlich herbei, ihn anzuerkennen, weil sie ihn als den Einzigen betrachteten, der im Stande sei, ein wenig Ordnung in der Provinz aufrecht zu erhalten. Die Einen, Moslim's ohne Widerwillen aber auch ohne Eifer, führten, ihrer Natur entsprechend, ein ruhiges, behagliches und träges Leben. Die Anderen, noch unbekümmerter um das Morgen, wollten lieber zweifeln als sich mit fortreißen lassen, lieber verneinen als hoffen. Sie beteten nur Einen Gott an und opferten nur ihm. Dieser Gott war das Vergnügen, die Befriedigung der Sinne. Der feine und geistreiche Omar ibn-abî-Rabîa, der Anakreon der Araber, hatte ihre Liturgie geschrieben. Die beiden angesehensten und einflußreichsten Edlen von Baçra, Achnaf und Châritha, repräsentirten die beiden Farben dieser Partei. Der Name des ersteren ist fast in alle Ereignisse dieser Zeit verflochten; aber er thut kaum etwas Anderes als Rath geben; er spricht immer, handelt niemals. Als Häuptling der Temîmiten genoß er in seinem Stamme so unumschränktes Ansehen, daß Moâwija I. öfters sagte: „Wenn er in Wuth geräth, so theilen hunderttausend Temîmiten seinen Grimm, ohne ihn nach der Ursache zu fragen.“ Glücklicherweise war er dessen nicht fähig; seine Langmuth war sprüchwörtlich: selbst wenn er seinen Stamm unter die Waffen rief, wußte man, daß er es nur der schönen Zabrâ, seiner Geliebten, die ihn völlig beherrschte, zu Gefallen that. „Zabrâ ist heute schlechter Laune“, sagten sich dann die Soldaten. Da er in allen Dingen das richtige Maß beobachtete, hielt auch seine Frömmigkeit die Mittelstraße zwischen Leidenschaft und Gleichgiltigkeit. Er that Buße für seine Sünden, aber diese Buße war nicht allzu hart. Als Sühne für jede einzelne Sünde zog er seinen Finger durch die Flamme einer Kerze, und wenn er vor Schmerz ein wenig aufschrie, sagte er: „Warum hast du diese Sünde begangen?“ Sich durch einen klugen

und wohlüberlegten Egoismus, der aber nicht bis zur Falschheit oder Niederträchtigkeit ging, leiten zu lassen; die Neutralität unter den Parteien, so lange er irgend konnte, zu beobachten; sich jeder noch so ungesetzmäßigen Regierungsform anzubequemen, ohne sie zu tadeln, aber auch ohne ihr zu schmeicheln, ohne nach Gunst zu haschen: das war der Gang seines Verfahrens, den er sich von Jugend auf vorgezeichnet hatte und von dem er niemals abwich. Sein Charakter war ohne Weitherzigkeit, ohne Hingebung, ohne Großartigkeit. Darum war dieser Repräsentant der Mittelstraße, des Gemein-Selbstischen, dieser Freund des Aufschiebens und der halben Maßregeln eben so wenig im Stande, Begeisterung einzuflößen als sie zu empfinden; aber alle Welt liebte ihn wegen seiner Sanftmuth, seiner liebenswürdigen, nachgebenden und immer gleichen Gemüthsart.[1]

Als glänzender und geistvoller Typus des alten heidnischen Adels galt Châritha für einen starken Trinker und leugnete dieses auch nicht. Der District, den er allen anderen vorzog, als er eine Präfectur zu wählen hatte, war der, welcher den wohlschmeckendsten Wein erzeugte. Seine religiösen Gefühle waren kein Geheimniß für seine Freunde. „Welch sonderbares Schauspiel,“ sagte ein Dichter seiner Familie, „den Châritha beim öffentlichen Gebete zugegen zu sehen, ihn, der so ungläubig ist, wie man es nur sein kann.“[2] Aber er war von ganz außerordentlicher Höflichkeit; man rühmte seine eben so heitere als unterrichtende Unterhaltung;[3] und außerdem zeichnete er sich vor seinen Mitbürgern durch Tapferkeit aus. Denn es ist zuzugeben: die Irâkaner waren meistens von unglaublicher Feigheit. Als Obaidallâh noch Statthalter der Provinz war, hatten zweitausend Irâkaner, welche er zur Bezwingung von etwa vierzig Nonconformisten ausgesandt, nicht gewagt, dieselben anzugreifen. „Mir ist es ziemlich einerlei, ob Obaidallâh mein Lob in einer Leichenpredigt ausspricht,“ hatte ihr Führer gesagt; „ich will lieber, daß er mich tadelt.“[4]

Die beiden anderen Parteien, die der Nonconformisten und die der Schiiten, waren beide aus lauter aufrichtigen und andächtigen Gläubigen zusammengesetzt. Aber diese beiden Secten, welche im Anfang

---

[1]) Ibn Khallicân Bd. I S. 323 f., ed. Slane; Ibn-Nobâta bei Rasmussen, Additamenta ad historiam Arabum S. 16 f. des Textes.

[2]) Mobarrad S. 699. „Ungläubiger als Chimâr“, sagt der Text; siehe über diese sprüchwörtliche Redensart Maidânî Bd. II S. 384.

[3]) Ibn-Khallicân Bd. I S. 325 ed. Slane.

[4]) Mobarrad S. 651.

ziemlich nahe an einander grenzten, schieden sich beim Fortgang je mehr und mehr und vertraten endlich einen ganz entgegengesetzten Begriff von Religion und Staat.

Die Nonconformisten waren edle und feurige Seelen, welche in einem Jahrhundert des Egoismus sich völlige Reinheit des Herzens bewahrt hatten, welche ihr Streben nicht an die Güter dieser Erde hängten, welche eine zu große Idee von Gott hatten, um ihm maschinenmäßig zu dienen, um sich in gewöhnliche und leichte Frömmigkeit einzuschläfern; sie waren wirkliche Jünger Mohammed's, aber des Mohammed, wie er in der ersten Epoche seiner Mission gewesen, als noch Tugend und Frömmigkeit seine begeisterte Seele ganz erfüllten, während die Orthodoxen von Medina eher die Jünger des anderen Mohammed waren, des Betrügers, der mit unersättlichem Eifer darnach strebte, die ganze Welt durchs Schwert zu erobern. In einer Zeit, wo der Bürgerkrieg so grausam die Provinzen des weiten Reiches verwüstete, wo jeder Stamm auf seinen edlen Ursprung einen Anspruch der Herrschaft gründete, hielten sie sich an die schönen Worte des Korans: Alle Moslim's sind Brüder. „Fragt uns nicht," sagten sie, „ob wir von Kais oder vielleicht von Temîm abstammen; wir alle sind Söhne des Islam, wir alle huldigen der Einheit Gottes; und Derjenige, welchen Gott den Anderen vorzieht, ist Der, welcher ihm am besten seine Dankbarkeit erzeigt.[1] Indessen, wenn sie Gleichheit und Brüderschaft predigten, so kam dies daher, weil sie sich eher aus der Classe der Arbeiter recrutirten als aus den Adeligen.[2] In gerechter Empörung über die Verderbtheit ihrer Zeitgenossen, welche sich ohne Gewissensbisse und ohne Scham allen Ausschweifungen und Lastern ergaben und glaubten, es sei zur Tilgung aller Sünden genügend, dem öffentlichen Gebete beizuwohnen und die Wallfahrt nach Mekka zu machen, predigten sie, daß der Glaube ohne Werke ungenügend sei, und daß die Sünder eben so gut bestraft werden würden als die Ungläubigen.[3] In der That hatte man damals von der lossprechenden Kraft des Glaubens die allerübertriebensten Vorstellungen. Und was war denn am Ende dieser Glaube? Oftmals nur einfacher Deismus, nichts mehr. Die Schöngeister mit ihren lockeren Sitten rechneten, wenn sie überhaupt noch an den Himmel glaubten, darauf, ihn wohlfeil zu erkaufen. „Worauf willst du dich verlassen,

¹) Mobarrad S. 588.
²) Mobarrad S. 704.
³) Schahrastânî und Mobarrad a. v. St.

wenn dieser Tag einst für dich kommen wird?" fragte der fromme Theologe Chasan von Baçra den Dichter Ferazdak, den „Ausschweifenden", welcher mit ihm bei einem Leichenbegängniß zugegen war. „Auf das Zeugniß, welches ich seit sechzig Jahren von der Einheit Gottes ablege," erwiderte der Dichter ganz ruhig.[1] Die Nonconformisten protestirten gegen diese Theorie. „Auf die Weise," sagten sie, „wäre ja Satan selbst der ewigen Verdammniß entronnen; denn war nicht selbst er von der Einheit Gottes überzeugt?"[2]

In den Augen jener leichtsinnigen, leeren, zweifelsüchtigen, halbheidnischen Menschen war eine so leidenschaftliche, mit so strenger Tugend gepaarte Religion Ketzerei. Man muß sie ausrotten, sagte man zu einander; denn bisweilen fällt es dem Skepticismus ein, die Frömmigkeit im Namen der Philosophie zu achten, wie es der Frömmigkeit auch wohl in den Sinn kommt, die unabhängige Vernunft im Namen Gottes zu ächten. Die Regierung ihrerseits war mit vollem Recht beunruhigt durch diese Demokraten, diese Nivellirer. Die Omaijaden hätten sie wohl gewähren lassen, sie sogar gelobt, wenn sie sich darauf beschränkt hätten, zu erklären, daß die Anführer der orthodoxen Partei, die sogenannten Heiligen des Islam, wie Talcha, Zobair, Alî und Aischa, die Wittwe des Propheten, nichts weiter als ehrgeizige Heuchler gewesen seien; aber sie gingen weiter. Abgesehen davon, daß sie, nach dem Beispiel der Othodoxen von Medina, die Omaijaden als Ungläubige behandelten, bestritten sie den Koraischiten das ausschließliche Recht zum Khalifat und leugneten kühn, daß der Prophet gesagt, das geistliche und zeitliche Regiment gehöre nur diesem Stamme an. Jeder, so predigten sie, könne zum Khalifat erwählt werden, welches auch seine Stellung sei, ob er dem höchsten Adel angehöre oder der niedrigsten Classe der Gesellschaft, ob er Koraischite oder Sklave sei — eine gefährliche Theorie, welche das öffentliche Recht an der Wurzel untergrub. Das war noch nicht Alles: indem sie eine vollkommene Gesellschaft träumten, predigten diese reinen und für die Freiheit begeisterten Seelen, ein Khalif sei nur dazu nothwendig, um die Bösen zu zügeln; die wahrhaft Gläubigen, die tugendhaften Menschen, könnten sehr gut ohne ihn bestehen.[3]

Indem nun Regierung und Aristokratie des Irâk sich die Hand reichten, um mit gemeinsamer Anstrengung die Nonconformisten und

[1]) Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 543.
[2]) Schahrastâni S. 91.
[3]) Schahrastâni S. 87, 90.

ihre Lehrsätze auszurotten, wie früher der syrische Adel die Omaijaden in ihrem Kampfe gegen die Gefährten des Propheten unterstützt hatte, begann eine grausame und entsetzliche Verfolgung. Der Statthalter Obaidallâh leitete sie. Er, der Skeptiker, der Philosoph, er, welcher den Enkel des Propheten hatte tödten lassen, vergoß nun in Strömen das Blut dieser Männer, die er im Grunde seines Herzens als die wahren Jünger Mohammed's anerkennen mußte! Nicht als ob sie für den Augenblick zu fürchten gewesen wären: in zwei blutigen Schlachten von Alî besiegt, predigten sie nicht mehr öffentlich, sondern verbargen sich und hatten sogar ihren Führer abgesetzt, weil er ihre Unthätigkeit, ihren Umgang mit Arabern, die nicht von ihrer Secte waren, mißbilligte;[1] aber es war -- und das wußten ihre Feinde wohl -- ein unter der Asche verscharrter Feuerbrand, welcher nur auf einen Luftzug wartete, um wieder angefacht zu werden. Sie verbreiteten heimlich ihre Grundsätze mit lebendiger, hinreißender und schwungvoller Beredsamkeit, die, weil sie von Herzen kam, unwiderstehlich wirkte „Ich muß diese Ketzerei im Keim ersticken," erwiderte Obaidallâh, als man ihm einwarf, daß diese Sectirer nicht gefährlich genug seien, um Anlaß zu so viel Grausamkeit zu geben; „diese Leute sind mehr zu fürchten als ihr denkt; ihre geringsten Reden entzünden die Geister, ebenso wie ein leichter Funken einen Haufen Binsen in Flammen setzt."[2]

Die Nonconformisten ertrugen diese furchtbare Prüfung mit wahrhaft bewundernswerther Festigkeit. Vertrauensvoll und ergeben, bestiegen sie das Schaffot mit festem Tritt, während sie ihre Gebete und Verse aus dem Koran hersagten, und empfingen den Streich des Henkers, indem sie den Herrn lobpriesen. Niemals brach auch nur einer unter ihnen sein Wort, um sein bedrohtes Leben zu retten. Ein Beamter hielt einen Sectirer auf der Straße an. „Erlaube mir, einen Augenblick in mein Haus zu treten, damit ich mich reinige und darauf bete." — „Und wer steht mir dafür, daß du zurückkommst?" — „Gott!" antwortete der Nonconformist. Er kam zurück.[3] Ein anderer, der im Gefängniß saß, setzte alle, selbst seinen Kerkermeister durch seine beispiellose Frömmigkeit und seine überzeugende Beredsamkeit in Erstaunen. „Eure Lehre scheint mir herrlich und heilig," sagte der Kerkermeister zu ihm, „und ich will dir einen Dienst erweisen. Ich

¹) Mobarrad S. 647.
²) Mobarrad S. 647.
³) Mobarrad S. 659.

will dir erlauben, daß du fortgehst, um deine Familie zu besuchen, wenn du mir versprichst, daß du bei Tagesanbruch wieder zurück sein willst.“ — „Ich verspreche es dir,“ erwiderte der Nonconformist, und seitdem ließ der Kerkermeister ihn jeden Abend nach Sonnenuntergang fortgehen. Aber in einer Nacht, als eben der Nonconformist bei seiner Familie weilte, kamen Freunde zu ihm, um zu erzählen, daß der Statthalter im Zorn darüber, daß einer seiner Henker ermordet worden sei, den Befehl gegeben habe, alle Ketzer zu enthaupten, die sich in den Gefängnissen befänden. Trotz der Bitten seiner Freunde, trotz der Thränen seines Weibes und seiner Kinder, welche ihn beschworen, sich doch nicht einem gewissen Tode auszuliefern, kehrte der Nonconformist in sein Gefängniß zurück; denn er sagte: „Würde ich mich vor Gott zeigen können, wenn ich mein Wort gebrochen hätte?“ Als er beim Eintritt in sein Gefängniß sah, daß das Antlitz des guten Kerkermeisters voll Betrübniß war, sagte er zu ihm: „Beruhige dich, ich weiß von der Absicht deines Herrn.“ — „Was! du weißt davon und bist dennoch zurückgekommen?“ rief der Kerkermeister voll Staunen und Bewunderung.[1]

Die Frauen wetteiferten an Muth mit den Männern. Als die fromme Baldschâ davon benachrichtigt worden, daß Obaidallâh Tags zuvor ihren Namen ausgesprochen habe, welches so viel galt wie ein Todesurtheil, wollte sie nicht dem Rathe ihrer Freunde folgen, sich zu verbergen. „Wenn er mich gefangen nimmt, desto schlimmer für ihn; denn Gott wird ihn dafür bestrafen,“ sagte sie; „aber ich will nicht, daß auch nur ein einziger unserer Brüder meinetwegen beunruhigt werde.“ Ruhig und ergeben erwartete sie die Henker, welche ihr Hände und Füße abschnitten und den Rumpf auf den Marktplatz warfen.[2]

Solcher Heldenmuth, solche Größe und so viel Heiligkeit machten die Theilnahme und Bewunderung der gerechten Seelen rege und flößten bisweilen selbst den Henkern Achtung ein. Beim Anblick dieser hageren und blassen Männer, welche nichts aßen und kaum schliefen[3] und die mit einem Heiligenschein umgeben schienen, wurde ihr Arm oft, wenn er eben zum Todesstreich erhoben war, von heiligem Schauer ergriffen.[4] Später war es nicht mehr die Achtung, welche sie zaudern machte, sondern die Furcht. Die verfolgte Secte war zu einer ge-

[1]) Mobarrad S. 647, 648.
[2]) Mobarrad S. 647.
[3]) Schahrastâni S 89; Mobarrad S. 590.
[4]) Mobarrad S. 670.

heimen Gesellschaft geworden, deren Mitglieder einer für den anderen Bürge standen. Am Tage nach einer Hinrichtung konnte man sicher sein, den Henker erwürgt zu finden.[1] Dies war schon ein Anfang bewaffneten Widerstandes, der aber die Ueberspannten der Partei noch nicht befriedigte. Und in der That war die geduldige Ergebung in jene Qualen in den Augen der Secte und selbst der anderen Moslim's, weit davon entfernt ein Verdienst zu sein, eher eine Schwäche. Die moslimische Religionsgemeinschaft ist wesentlich eine kämpfende und zwar in noch anderem Sinne als die katholische Kirche. Daher warfen die Ueberspannten den Gemäßigten ihr Zusammenhalten mit „Räubern und Ungläubigen" vor[2], ihre Unthätigkeit, ihre Feigheit, und die Dichter, welche diesem Tadel beistimmten, forderten zum Kampfe auf,[3] als man erfuhr, daß die Armee Moslim's die beiden heiligen Städte angreifen würde. Dies war der entscheidende Moment in dem Schicksal der Secte, deren hervorragendster Mann zur Zeit Nâfi, der Sohn Azrak's war. Er eilte mit seinen Freunden zur Vertheidigung des heiligen Gebietes herbei, und Ibn-Zobair, welcher aussprach, daß er, um die Araber zu bekämpfen, den Beistand der Dailemiten, der Türken, der Heiden, der Barbaren annehmen würde,[4] empfing ihn mit offenen Armen und versicherte ihn sogar, daß er seine Lehren theile. So lange die Belagerung von Mekka dauerte, verrichteten die Nonconformisten Wunderthaten; doch es währte nicht lange, da bemerkten sie, daß zwischen ihnen und dem Haupte der Orthodoxen keine Vereinigung möglich sei. Also kehrten sie nach Baçra zurück; und die Unordnung benutzend, ließen sie sich in der Provinz Ahwâz nieder, nachdem sie die Beamten der Regierung daraus vertrieben hatten.

Seitdem begnügten sich die Nonconformisten — diejenigen von Ahwâz wenigstens, welche die Araber nach dem Namen des Vaters Nâfi's die Azrakiten nennen — nicht mehr damit, allen Verkehr mit den Arabern, die ihrer Secte fremd waren, aufzuheben, es für Sünde zu erklären, daß man in ihrer Gesellschaft lebe, Thiere, die von ihnen getödtet waren, esse, Heirathen mit Angehörigen ihrer Familien eingehe: sondern durch mehrere Jahre der Verfolgung erbittert und racheburstig gemacht, nahmen sie einen grausamen und wilden Charakter an, zogen aus ihren Grundsätzen die strengsten Consequenzen und

---

[1]) Mobarrad S. 648 und anderwärts.
[2]) Mobarrad S. 577.
[3]) Mobarrad S. 661.
[4]) Mobarrad S. 678.

schöpften aus dem Koran, den sie ebenso auslegten wie gewisse Secten in England und Schottland im siebenzehnten Jahrhundert die Bibel ausgelegt haben, Beweise zur Rechtfertigung und Sanction ihres unerbittlichen Hasses. Da die anderen Araber alle entweder Ungläubige oder Sünder seien, was auf Eins herauskomme, müsse man sie vernichten, wenn sie sich weigerten, die Glaubenslehren des Volkes Gottes anzunehmen, da doch Mohammed den heidnischen Arabern keine andere Wahl gelassen habe als den Islam oder den Tod. Keiner dürfe geschont werden, nicht einmal die Frauen oder die Säuglinge; denn Noah habe im Koran gesagt: „Herr, laß auf der Erde keine ungläubige Familie bestehen; denn wenn du sie darauf ließest, würden sie deine Diener verführen und nur gottlose und ungläubige Kinder zur Welt bringen.“ [1] Man hatte sie ausrotten wollen: nun wollten sie ihrerseits ihre Verfolger ausrotten. Aus Märtyrern wurden sie Henker.

Bald darauf rückten sie bis auf zwei Tagereisen Entfernung vor Baçra und bezeichneten ihren Weg durch Ströme von Blut. Eine nicht zu beschreibende Bestürzung herrschte in dieser Stadt. Die Einwohner, welche, wie bekannt, gewöhnlich ihre Feigheit mit empörender Schamlosigkeit eingestanden, konnten jetzt nur auf ihre eigene Stärke und ihren eigenen Muth rechnen; denn es war gerade zu der Zeit, als sie sich von der Herrschaft der Omaijaden befreit hatten und sich noch weigerten, Ibn-Zobair anzuerkennen. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, waren sie leichtsinnig genug gewesen, an die Spitze ihrer Regierung den Koraischiten Babba zu stellen, [2] einen Mann von übermäßiger Corpulenz, eine vollkommene Null. Dennoch verlieh ihnen, da sie ihre Güter, ihre Frauen, ihre Kinder und ihr eigenes Leben zu retten hatten, der Ernst der Gefahr einige Energie, und sie gingen dem Feinde mit mehr Eifer und Muth entgegen als sie gewöhnlich gezeigt hatten, wenn es zum Kampfe ging. Bei Dûlâb wurde man handgemein und schlug sich einen Monat lang. Nâfi wurde in einem dieser Kämpfe getödtet; die Araber von Baçra verloren ihre drei Führer, welche einander im Oberfehl folgten, [3] und endlich, von einem so langen Feldzuge ermüdet, durch so viele Kämpfe, die ohne

---

[1]) Mobarrad S. 680, 683.

[2]) Vgl. Ibn-Khaldûn Bd. II fol 171 v. mit Mobarrad S. 688. Ueber den Ursprung des Beinamen Babba s. Tha'âlibî, Latâif al-ma'ârif S 27 ed. Jong.

[3]) Mobarrad S. 688—690.



entscheidenden Erfolg geblieben, entmuthigt, durch Anstrengungen, an die sie so wenig gewöhnt, völlig erschöpft, fühlten sie, daß sie den Willen für die That gehalten, und kehrten an ihren heimatlichen Heerd zurück. Darauf würde Irâk von den wilden Sectirern überfluthet worden sein, wenn nicht Chāritha an der Spitze seiner Stammgenossen, der Ghoddân's, ihnen den Durchmarsch versperrt hätte. „Ewige Schande über uns", sagte er zu seinen Waffengefährten, „wenn wir unsere Brüder von Baçra der brutalen Wuth der Nonconformisten überlassen." Als Freiwilliger kämpfend, ohne mit einer amtlichen Würde bekleidet zu sein, bewahrte er Irâk vor der furchtbaren Plage, die es bedrohte.

Da jedoch die Gefahr noch immer drohend blieb, da Chârita zu jeder Stunde geschlagen werden konnte und da nichts damals den Feind hinderte, bis nach Baçra vorzudringen, sahen die Einwohner dieser Stadt kein anderes Mittel zu ihrem Heil als sich mit Ibn-Zobair zu verbünden und ihn als Khalifen anzuerkennen. Das thaten sie. Ibn-Zobair schickte ihnen einen Statthalter. Dieser Statthalter vertraute den Befehl der Truppen seinem Bruder an, Namens Othmân. Als Othmân sich dem Feinde gegenüber befand und sah, daß er an Zahl den Anderen überlegen war, sagte er zu Chāritha, der sich mit ihm vereinigt hatte:

„Was! ist dies ihre ganze Armee?"

„Ha! du kennst sie nicht," antwortete Châritha; „sie werden dir genug zu schaffen machen; dafür stehe ich dir."

„Bei Gott!" erwiderte Othmân mit verächtlicher Miene, „ehe ich mich zu Tische setze, will ich sehen, ob sie es verstehen, sich zu schlagen."

„Wisse, Feldherr, daß diese Leute, einmal in Schlachtordnung gestellt, niemals weichen."

„Ich weiß, daß die Irâkaner feige sind. Und am Ende, was weißt du, Châritha, vom Kriege?... Du verstehst andere Dinge besser."

Othmân hatte diese Worte mit bezeichnender Geberde begleitet, und Châritha, wüthend darüber, daß er von diesem Fremden, diesem Frömmler den doppelten Vorwurf der Feigheit und der Trunkenheit hatte ertragen müssen, hielt sich mit seinen Mannen beiseite, ohne Theil am Kampfe zu nehmen.

Othmân sah seine Truppen die Flucht ergreifen und kam, ein Opfer seiner Verwegenheit, auf dem Schlachtfelde um. Die Nonconformisten machten sich eben daran, die Früchte ihres Sieges zu ernten,

als Châritha die zu Boden gefallene Fahne aufhob, seine Stammgenossen in Schlachtordnung stellte und den Anlauf der feindlichen Armee aufhielt. „Wäre Châritha nicht gewesen," sagte ein Dichter mit Recht, „so hätte kein Irâkaner diesen verhängnißvollen Tag überlebt. Wenn man fragt: Wer ist es, der die Provinz gerettet hat? so werden Ma'abditen und Jemeniten einstimmig sagen: Er ist es!"

Unglücklicher Weise wußten die Frömmler, welche Ibn-Zobair nach einander absandte, um Irâk zu regieren, diesen Mann nicht zu schätzen, den einzigen, welcher noch, inmitten dieser allgemeinen Feigheit, Beweise von Muth und Geistesstärke gegeben hatte. Man sagte ihnen, er sei ein Trunkenbold, ein Ungläubiger, und sie blieben hartnäckig dabei, ihm die amtliche Stellung zu versagen, um welche er anhielt, ihm die Verstärkungen zu verweigern, deren er durchaus bedurfte, um den Angriffen des Feindes Stand zu halten. Mehr und mehr bedrängt, konnte der tapfere Krieger seine erschöpfte Armee nur durch einen Rückzug retten, der einer Flucht gleich kam. Vom Feinde verfolgt, erreichten sie den kleinen Tigris und stürzten sich schleunig in Böte, um hinüber zu fahren. Schon waren die Barken in der Mitte des Stromes, als Chârita Wehrufe vernahm, die ein tapferer Temîmite ausstieß, welcher, zur Einschiffung zu spät gekommen, Gefahr lief, vom Feinde erreicht zu werden. Er befahl sogleich dem Schiffer, zurück ans Ufer zu fahren. Der Schiffer gehorchte; aber das Ufer, an dem er landete, war sehr steil, und der schwerbewaffnete Temîmite ließ sich in die Barke hinab. Durch die Wucht seines Falles schlug sie um; Alle wurden von den Wellen verschlungen.[1]

Irâk hatte seinen letzten Vertheidiger verloren. Der Feind drang vorwärts; schon war er dabei, eine Brücke über den Euphrat zu schlagen. Viele Einwohner hatten Baçra verlassen, um anderswo einen Zufluchtsort zu suchen; andere machten sich bereit, ihnen zu folgen, und die Furcht, welche die schrecklichen „Kahlköpfe" verbreiteten, war so groß, so allgemein, daß der Statthalter niemanden fand, der sich mit dem Befehl der Armee befassen wollte. Aber auf einmal erfüllte wie durch Eingebung des Himmels ein einziger Gedanke alle Gemüther, ein einziger Ruf erscholl aus jedem Munde: „Nur Mohallab kann uns retten!"[2]

Und Mohallab rettete sie. Er war anerkannter Maßen ein ausgezeichneter Mann und in jeder Hinsicht der begeisterten Bewunderung

---

1) Mobarrad S. 698—700.

2) Mobarrad S. 701; vgl. 593 und Ibn-Kotaiba S. 203.



würdig, welche ihm von einem christlichen Helden, dem Cid, bewiesen wurde, als dieser sich in seinem Palaste von Valencia die Großthaten der alten Helden des Islam vorlesen ließ.[1] Da seinem Scharfblick nichts entging, sah er gleich von vornherein, daß ein Krieg dieser Art Etwas ganz Anderes von dem Feldherrn fordere als bloße militärische Talente, daß um diese Fanatiker, die stets bereit waren zu siegen oder zu sterben, und die noch dann, wenn sie von feindlichen Lanzen ganz und gar durchstochen waren, über ihre Gegner herfielen mit dem Rufe: „Zu dir, Herr, kommen wir!"[2] — daß um sie zu bezwingen, man ihnen nicht allein kriegsgewohnte und wohlgeschulte Soldaten entgegen setzen müsse sondern solche, die von gleich hoher religiöser Begeisterung beseelt wären. Und er bewirkte ein Wunder: er verstand es, die zweifelsüchtigen Irâkaner in Eifriggläubige umzuwandeln, sie zu überzeugen, daß die Nonconformisten die erbittertsten Feinde des Ewigen seien, und ihnen das Verlangen nach der Märtyrerkrone einzuflößen. Als der Muth ihnen sank, war er so kühn, Mohammed einige prophetische Worte beizulegen, die seinen Soldaten den Sieg versprachen,[3] denn — ein sonderbarer Contrast! — ihm war die Gabe zu betrügen eben so eigen wie der erhabenste Muth. Hierauf weigerten die Soldaten sich nicht mehr und erlangten den Sieg, weil sie überzeugt waren, der Himmel habe ihnen denselben versprochen. So entstand in diesem Kriege, welcher neunzehn Jahre dauerte,[4] ein Wetteifern voll Leidenschaft und Fanatismus, und es läßt sich nicht sagen, welche Partei sich als die hitzigste, erbittertste und unversöhnlichste bewies. „Wenn ich von einer Seite heidnische Dailemiten kommen sehe und von der anderen Nonconformisten," sagte man in der Armee Mohallab's, „so würde ich mich auf die letzteren stürzen; denn Derjenige, welcher von ihnen getödtet stirbt, wird dort oben eines Heiligenscheines sich erfreuen, der zehnmal glänzender ist als der, welcher die anderen Märtyrer schmücken wird.[5]

Während man in Baçra alle Kräfte, alle Energie anwenden mußte, um die Nonconformisten niederzuhalten, beunruhigte eine andere Secte, die der Schiiten, sowohl die Omaijaden als Ibn-Zobair in hohem Grade.

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. II S. 25.

[2]) Mobarrad S. 623.

[3]) Ibn-Khallicân Heft IX S. 48 ed. Wüstenfeld.

[4]) Schahrastâni S. 89.

[5]) Mobarrad S. 704.

Wenn die Principien der Nonconformisten nothgedrungen in Demokratie auslaufen mußten, so leiteten die der Schiiten geradeswegs auf den Despotismus hin. Da sie nicht zugeben konnten, daß der Prophet die Unvorsichtigkeit begangen habe, die Wahl seines Nachfolgers der Menge zu überlassen, stützten sie sich auf gewisse ziemlich zweideutige Aussprüche Mohammed's, um zu beweisen, daß er ganz besonders Alî als seinen Nachfolger bezeichnet habe und daß das Khalifat in der Familie des Gatten Fâtima's erblich sein solle. So betrachteten sie nicht allein die Omaijaden sondern auch Abû-Bekr, Omar und Othmân als Usurpatoren. Sie erhoben zugleich den Khalifen zum Rang eines Gottes, denn sie glaubten, daß er niemals sündige, daß er keiner Schwäche und keiner Unvollkommenheit der menschlichen Natur theilhaftig sei. Von dieser Vergötterung des Khalifen kam diese von Kaisân[1] begründete Secte, welche zu dieser Zeit herrschte, durch logische Folgerung zu der traurigen Lehre, daß Glaube, Religion und Tugend einzig und allein in der passiven Unterwürfigkeit und im unbegrenzten Gehorsam gegen die Befehle dieses Gottmenschen beständen,[2] ein seltsamer und bizarrer Gedanke, der, dem arabischen Charakter antipathisch, im Gehirn der alten Anhänger Zoroaster's ausgebrütet worden, welche gewohnt gewesen waren, in ihren Königen und Priestern Abkömmlinge der Götter, der himmlischen Geister, der Gottheiten zu sehen, und auf die Oberhäupter der neuen Religion die selbe Verehrung übertrugen, welche sie vorher ihren Herrschern gezollt hatten.[3] Denn die Schiiten waren eine wesentlich persische Secte; sie recrutirten sich vornehmlich aus den Freigelassenen,[4] das heißt aus Persern. Daher kommt es auch, daß diese Secte ihren Glaubenslehren den entsetzlichen Anstrich eines blinden und wüthenden Krieges gegen die Gesellschaft gab: diese Perser, welche die herrschende Nation haßten und sie um ihre Reichthümer beneideten, verlangten jetzt ihren Antheil an den irdischen Gütern.[5] Dennoch waren ihre Führer gewöhnlich Araber, welche die Leichtgläubigkeit und den Fanatismus dieser Sectirer zu ihrem Nutzen auszubeuten wußten. Um diese Zeit ließen sie sich von Mokhtâr leiten, einem zugleich gewaltthätigen und

[1]) Einige arabische Schriftsteller halten mit Unrecht Kaisân für Eine Person mit Mokhtâr. Kaisân wurde später Befehlshaber der Leibwache Mokhtâr's; s. Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 176 v.

[2]) Schahrastânî S. 108, 109

[3]) De Sacy, Exposé de la religion des Druzes Bd. I, Einleitung S. XXVII.

[4]) Tabarî bei Weil Bd. I S. 378 Anmerkung

[5]) Ibn-Khaldûn a. a. St.

heimtückischen Menschen; er war ein Held und ein Bösewicht, ein Tiger an Wuth und ein Fuchs an Schlauheit. Wechselsweise hatte er als Nonconformist, als Orthodoxer — als Zobairite, wie man damals sagte — und als Schiite alle Parteien durchgemacht, von jener an, welche die Demokratie repräsentirte, bis zu der, welche den Absolutismus predigte. Um diesen fortwährenden Wechsel, der wohl geeignet war, seine Aufrichtigkeit und Treue zweifelhaft erscheinen zu lassen, zu rechtfertigen, hatte er sich einen Gott nach seinem Bilde geschaffen, einen dem Wesen nach veränderlichen Gott, welcher heute gerade das Gegentheil weiß, will und befiehlt von Dem, was er gestern gewußt, gewollt und befohlen hat. Diese absonderliche Lehre hatte für ihn noch einen anderen Vortheil: da er sich einbildete, die Zukunft voraussagen zu können, so schützte sie seine Ahnungen und Visionen vor der Kritik; denn wenn der Erfolg sie nicht rechtfertigte, sagte er: „Gott hat sich anders besonnen.“[1] Und dennoch, trotz des entgegengesetzten Anscheins, war niemand weniger inconsequent, weniger veränderlich als er. Wenn er wechselte, so wechselte er nur die Mittel. Alle seine Handlungen hatten nur Einen Hebel: zügellosen Ehrgeiz; alle seine Bemühungen waren nur auf Ein Ziel gerichtet: Macht und Herrschaft. Er verachtete Alles, was Andere fürchteten oder verehrten. Sein stolzer Geist schwebte mit geringschätzender Verachtung über allen politischen Systemen und allen religiösen Glaubenssätzen, die er als ebenso viele Lockspeisen ansah, zur Täuschung der Menge erfunden, oder als eben so viele Vorurtheile, deren ein kluger Mann sich bedienen müsse, um zu seinen Zielen und Absichten zu gelangen. Aber obgleich er alle Rollen mit unglaublicher Geschicklichkeit spielte, so paßte die eines Oberhauptes der Schiiten doch am besten für seine Eigenthümlichkeit. Keine andere Secte war so arglos und leichtgläubig, keine andere hatte diesen Charakter des blinden Gehorsams, welcher seiner herrschsüchtigen Natur eben recht war.

Durch einen kühnen Handstreich entriß er Cûfa dem Ibn-Zobair; dann ließ er seine Truppen der syrischen Armee entgegen gehen, welche vom Khalifen Abdalmelik, der eben seinem Vater Merwân gefolgt, gegen ihn geschickt worden war. Die Einwohner von Cûfa hatten nur auf diesen Augenblick gewartet, um sich zu empören; denn zitternd vor Unwillen und Zorn trugen sie das Joch des Betrügers und der Perser, ihrer „Sklaven“, wie sie sie nannten;[2] aber Mokhtâr wußte Zeit zu

[1]) Schahrastânî S. 110.
[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 179 v.

gewinnen, indem er sie mit Betheuerungen und Versprechungen hinhielt, und ließ unterdessen seinem Feldherrn Ibrâhîm den Befehl zugehen, aufs schnellste zurückzukommen. Im Augenblicke, wo sie es am wenigsten erwarteten, sahen die Rebellen sich von Ibrâhîm und seinen Schiiten mit dem Säbel in der Hand überfallen. Als der Aufstand in Blut ertränkt worden, ließ Mokhtâr zweihundertundfünfzig Personen gefangen nehmen und köpfen; die meisten von ihnen hatten gegen Chosain bei Kerbelâ gekämpft. Der Tod Chosain's diente ihm nur als Vorwand; sein Beweggrund war, den Arabern die Lust zu benehmen, von vorn wieder anzufangen. Und sie hüteten sich wohl, es zu thun: um den Streichen des Henkerbeiles zu entschlüpfen, wanderten sie in Masse aus.

Als er darnach seinen Truppen Befehl gegeben, von neuem gegen die syrische Armee vorzurücken, unterließ Mokhtâr nichts, was ihre Begeisterung und ihre Schwärmerei hätte anfachen können. Im Augenblick des Abmarsches zeigte er ihnen einen alten Sessel, den er für den mäßigen Preis von zwei Silberstücken von einem Zimmermann gekauft, dann mit Seidenzeug hatte überziehen lassen und nun für den Thron Ali's ausgab. „Dieser Thron", sagte er zu seinen Soldaten, soll euch Das sein, was die Arche des Bundes für die Kinder Israel's war. Stellt ihn an den Platz, wo der Kampf am blutigsten ist, und sucht ihn zu vertheidigen."[1] Dann fügte er hinzu: „Wenn ihr den Sieg erringt, so ist es, weil Gott euch beigestanden hat; aber im Fall ihr eine Schlappe erleidet, laßt euch nicht entmuthigen; denn es ist mir offenbart worden, daß Gott euch alsdann Engel zu Hilfe senden wird, die ihr in Gestalt von weißen Tauben werdet in den Wolken fliegen sehen." Es ist hier zu bemerken, daß Mokhtâr seinen Vertrauten Tauben gegeben hatte, die in den Taubenschlägen von Cûfa aufgezogen waren, mit dem Befehl, sie los zu lassen, sobald ein unheilvoller Ausgang zu befürchten stehe.[2] Diese Vögel sollten also Mokhtâr ankündigen, daß der Augenblick gekommen, wo er auf sein eigenes Heil bedacht sein müsse, und sollten zu gleicher Zeit die leichtgläubigen Soldaten anspornen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um die Niederlage in einen Sieg umzuwandeln.

Die Schlacht fand statt an den Ufern des Khâzir, nicht weit von Mosûl (August 686). Die Schiiten waren anfangs im Nachtheil. Da ließ man die Tauben los. Der Anblick dieser Vögel hob ihren

¹) Mobarrad S. 667.
²) Mobarrad S. 665.

Muth; sie warfen sich mit begeistertem Fanatismus und mit zügelloser Wuth über den Feind und riefen: „Die Engel, die Engel!“ Zugleich vernahm man einen anderen Ruf im linken Flügel der syrischen Armee. Diese war gänzlich aus Kaisiten zusammengesetzt; Omair, der frühere Hauptmann Zofar's befehligte sie. Die Nacht zuvor hatte er eine Zusammenkunft mit dem Führer der Schiiten gehabt. Jetzt warf er sein Banner zu Boden und rief: „Rache, Rache für die Schlacht auf der Wiese!“ Alsbald blieben die Kaisiten unbewegliche, aber nicht gleichgiltige Zuschauer des Kampfes, und bei Einbruch der Nacht war die syrische Armee, die ihren Oberbefehlshaber Obaidallâh verloren, in voller Flucht.[1]

Während Mokhtâr noch im Siegesrausche taumelte, flehten die Ausgewanderten von Cûfa Moçab, den Bruder Ibn-Zobair's und Statthalter von Baçra, an, den Betrüger anzugreifen, und versicherten ihn, daß er sich nur zu zeigen habe, damit alle vernünftigen Männer sich für ihn erklärten. Moçab gab ihren Bitten nach und rief Mohallab nach Baçra zurück, zog mit ihm gegen die Schiiten, errang über sie zwei Siege und schloß Mokhtâr ein, der sich in die Citadelle von Cûfa geworfen hatte. Als dieser letztere den Untergang seiner Partei für unvermeidlich hielt, entschloß er sich, ihn nicht zu überleben. „Wir wollen uns auf die Belagerer werfen,“ sagte er zu seinen Soldaten. „Besser ist es, als Tapfere zu sterben denn hier vor Hunger zu verderben oder uns wie Schafe hinschlachten zu lassen.“ Aber er hatte seine Wunderkraft verloren: von sechs- oder siebenhundert Mann gehorchten nur zwanzig seinem Aufruf. Sie verkauften ihr Leben theuer. Den anderen nützte ihre Feigheit nichts. Sie waren, wie die Ausgewanderten sagten, Banditen und Meuchelmörder, und der unbarmherzige Moçab überlieferte sie alle dem Henker (687). Aber er genoß seines Glückes nicht lange. Ohne es zu wollen, hatte er dem Bruder seines Nebenbuhlers einen besonderen Dienst geleistet, indem er ihn von den Schiiten, seinen gefürchtetsten Feinden, befreite, und da Abdalmelik jetzt von dieser Seite nichts mehr zu fürchten hatte, traf er umfassende Vorbereitungen, um die Zobairiten in Irâk anzugreifen. Um keinen Feind hinter sich zu lassen, fing er damit an, Karkîsiâ zu belagern, wo Zofar eine sehr sonderbare Rolle spielte. Bald gab er vor, für Ibn-Zobair zu kämpfen, bald verschaffte er den Schiiten Lebensmittel und schlug ihnen vor, er wolle mit ihnen gegen die

---

[1]) Mobarrad S. 666, 667; Maçûdi fol. 125 r. u. v.

Syrer ziehen.[1] Alle Feinde der Omaijaden, wie verschieden auch ihre Ansprüche, waren für ihn Verbündete und Freunde. Als Zofar von Abdalmelik eingeschlossen war, welcher auf die Vorstellungen der Kelbiten hin seine kaisitischen Soldaten klüglich vom Kampfe entfernt gehalten hatte, vertheidigte er sein Versteck mit außerordentlicher Hartnäckigkeit; einmal machten seine Soldaten sogar einen so heftigen Ausfall, daß sie bis zum Zelte des Khalifen vordrangen, und da es diesem darauf ankam, mit ihnen fertig zu werden, um gegen Moçab vorrücken zu können, leitete er eine Unterhandlung ein, welche er abbrechen wollte, sobald die Zerstörung von vier Thürmen ihm die Hoffnung gäbe, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, und die er wieder anknüpfen wollte, sobald der Sturm zurückgeschlagen würde. Um den Preis von etwas Geld zur Vertheilung unter die Soldaten des Khalifen, erhielt Zofar die ehrenvollsten Bedingungen: Amnestie für seine Waffenbrüder und für sich selbst den Befehl über Karkîsiâ.[2] Zur Befriedigung seines Stolzes bedang er sich überdies aus, daß man ihn nicht nöthige, vor dem Tode Ibn-Zobair's dem omaijadischen Khalifen seinen Eid zu leisten. Und um endlich ihre Aussöhnung vollständig zu besiegeln, kamen sie unter sich darin überein, daß Maslama, der Sohn des Khalifen, eine Tochter Zofar's heirathen solle. Nach Abschluß des Friedens begab Zofar sich zu Abdalmelik, welcher ihn mit großer Achtung empfing und ihn aufforderte, sich neben ihn auf seinen Thron zu setzen.[3] Es war ein rührender Anblick, diese beiden Männer, die so lange Feinde gewesen waren, sich Versicherungen brüderlicher Freundschaft geben zu sehen. Trügerischer Schein! Daß die Freundschaft Abdalmelik's für Zofar glühendem Hasse weiche, dazu bedurfte es nur der Erinnerung an einen einzigen Vers. Ein edler Jemenite, Ibn-Dhî-'l-calâ, trat in das Zelt, und als er sah, welchen Ehrenplatz Zofar einnahm, fing er an zu weinen. Der Khalif befragte ihn um die Ursache seiner Rührung. „Gebieter der Gläubigen", sagte er, „wie sollte ich nicht bittere Thränen vergießen, wenn ich diesen unlängst noch gegen dich empörerischen Mann, dessen Säbel noch vom Blute meiner Familie trieft, die ein Opfer ihrer Diensttreue gegen dich wurde, wenn ich diesen Mörder der Meinigen, wie ich ihn nennen muß, neben dir auf dem Throne sitzen sehe, an dessen Fuß ich stehe?" — „Wenn ich ihn an

---

1) Ibn-Khaldûn fol. 174 v., 175 r.

2) Ibn-Khaldûn erwähnt der Bedingung nicht; s. aber Nouveau Journ. asiat. Bd. XIII S. 305.

3) Ibn-Khaldûn fol 182 v. 183 r.

meine Seite gesetzt habe," antwortete der Khalif, „geschah es nicht deshalb weil ich ihn über dich erhöhen wollte, sondern nur weil seine Sprache auch die meine ist und weil seine Unterhaltung mich anzieht."

Der Dichter Akhtal, welcher in diesem Augenblick in einem anderen Zelte beim Trinken war, wurde von dem Empfange, der Zofar vom Khalifen zu Theil geworden, benachrichtigt. Er haßte, ja er verabscheute den Räuber von Karkîsiâ, welcher oft auf dem Punkte gestanden hatte, seinen ganzen Stamm, den von Taghlib, auszurotten. „Ich will jetzt", sagte er, „ihm einen solchen Hieb versetzen, wie ihn Ibn-Dhî-'l-calâ nicht versetzen konnte." Alsbald begab er sich zum Khalifen, sah ihn einige Augenblicke starr an und recitirte dann folgende Verse:

„Das Getränk, welches meine Schale füllt, hat den hellen Glanz des lebhaften, blitzenden Hahnenauges. Es begeistert die Seele des Trinkers. In Demjenigen, welcher dreimal seinen Becher damit füllt bis zum Rande und ihn austrinkt, unvermischt mit Wasser, wächst der Wunsch, Wohlthaten auszustreuen. Er geht und wiegt sich sanft hin und her wie das schöne koraischitische Mädchen, welches die Falten seines Kleides im Winde flattern läßt."

„Weshalb recitirst du mir diese Verse?" sagte der Khalif zu ihm „Du hast gewiß einen Hintergedanken im Kopf."

„Es ist wahr, Gebieter der Gläubigen," erwiderte Akhtal, „viele Gedanken bestürmen mich mit Recht, wenn ich neben dir auf deinem Throne diesen Mann sitzen sehe, welcher gestern noch sagte: Zwar wird das Gras wachsen auf der frischaufgeworfenen Erde, welche die Gebeine unserer Brüder deckt; aber niemals werden wir sie vergessen, und ewig werden wir gegen unsere Feinde unerbittlichen Haß hegen."

Bei diesen Worten sprang Abdalmelik auf, wie von einer Wespe gestochen. Wüthend und schnaubend vor Zorn, mit wildfunkelnden Augen, versetzte er Zofar einen heftigen Fußtritt in die Brust und stieß ihn vom Throne hinab. Zofar gestand nachher, er habe sich nie seiner Todesstunde näher gefühlt als in diesem Augenblick.[1]

Die Zeit der aufrichtigen Versöhnung war noch nicht gekommen, und die Kaisiten zögerten nicht, den Omaijaden einen neuen Beweis ihres tiefgewurzelten Hasses zu geben. Zofar hatte die Armee Abdalmelik's durch eine Abtheilung von Kaisiten verstärkt, welche sein Sohn Hodhail befehligte, als sie gegen Moçab kämpfen sollte; aber sobald die beiden Armeen einander gegenüber standen, gingen diese

---

[1]) Nouveau journ. asiat. Bd. XIII S. 304—307.

Kaisiten mit Waffen und Gepäck zum Feinde über.[1] Dieser Abfall hatte indeß nicht die traurigen Folgen wie jener Omair's. Im Gegentheil lächelte das Glück dem Abdalmelik. Von Natur leicht und beweglich, hatten die Irâkaner schon ihre Beschwerden gegen die Omaijaden vergessen; denn sie waren immer nur wenig zum Kämpfen aufgelegt, für wen es auch sein mochte. Da sie mit vollem Recht keine große Lust hatten, sich für einen Thronbewerber, den sie verachteten, tödten zu lassen, hatten sie den Abgesandten Abdalmelik's, welche mit Händen voll Gold und den lockendsten Versprechungen Irâk durchzogen, ein williges Ohr geliehen. So war Moçab umgeben von Heerführern, welche sich den Omaijaden schon verkauft hatten und welche, nachdem die Schlacht einmal begonnen, nicht zögerten, ihre wahren Gefühle kund zu thun. „Ich will nicht," sagte zu ihm einer, dem er befohlen hatte, anzugreifen, „ich will nicht, daß mein Stamm untergehe im Kampf für eine Sache, die ihn nichts angeht." — „Wie? du befiehlst mir, gegen den Feind zu marschiren?" sagte ein anderer, ihn mit unverschämter und spöttischer Miene ansehend; „keiner meiner Soldaten würde mir folgen, und wenn ich allein zum Angriff ginge, würde ich mich lächerlich machen."[2] Für einen stolzen und tapferen Mann wie Moçab war, gab es nur Einen Entschluß. Er wandte sich zu seinem Sohn Isâ und sagte: „Geh, kündige deinem Oheim an, daß die treulosen Irâkaner mich verrathen haben, und sage deinem Vater Lebewohl; er hat nur noch wenige Augenblicke zu leben." — „Nein, mein Vater," antwortete ihm der Jüngling, „nimmer sollen die Koraischiten mir vorwerfen, daß ich dich in der Stunde der Gefahr verlassen habe." Vater und Sohn warfen sich in das dichteste Kampfgemenge, und bald darauf brachte man ihre Köpfe vor Abdalmelik (690).

Ganz Irâk leistete dem Omaijaden den Eid. Mohallab, der noch Tags zuvor von dem den Nonconformisten schon bekannten Tode Moçab's nichts wußte, hatte in einer Zusammenkunft mit den Oberhäuptern seiner Anhänger erklärt, daß Moçab sein Herr sei in dieser und in jener Welt, daß er bereit sei, für ihn zu sterben und daß es die Pflicht jedes guten Moslims sei, Abdalmelik, diesen Sohn eines Verfluchten, zu bekämpfen — dieser Mohallab ahmte dem Beispiele seiner Landsleute nach, sobald er das Schreiben erhalten hatte, wodurch der omaijadische Khalif ihn in all seinen Aemtern und Würden bestätigte. Auf diese Weise verstanden die Irâkaner, selbst

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 181 v.

[2]) Ibn-Badrûn S. 189.



die besten, Ehre und Treue! „Entscheidet jetzt selbst, auf welcher Seite der Irrthum ist, auf eurer oder auf unserer," riefen die Nonconformisten in ihrem gerechten Unwillen, „und habt wenigstens die Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß ihr als Sklaven der Güter dieser irdischen Welt, jeder Macht, wenn sie euch nur bezahlt, dient und schmeichelt, ihr Satanskinder!"[1]

[1]) Weil Bd. I S. 411, 412; Mobarrad S. 736.

VIII.

Abdalmelik war dem Ziele seiner Wünsche nahe. Um ohne Nebenbuhler über die moslimische Welt zu herrschen, brauchte er nur noch Mekka zu erobern, die Residenz und den letzten Zufluchtsort seines Mitbewerbers. Das wäre in der That eine Entheiligung gewesen, und Abdalmelik wäre vor dem bloßen Gedanken zurückgeschreckt, wenn er die selben frommen Empfindungen sich bewahrt hätte, die ihn in seiner Jugend beseelten.[1] Allein er war nicht mehr der junge offenherzige und feurige Mann, welcher, in der Aufwallung heiligen Unwillens, Jezîd den Feind des Ewigen nannte, weil er es gewagt hatte, Soldaten gegen Medina, die Stadt des Propheten zu schicken.[2] Die Jahre, der Verkehr mit der Welt und die Ausübung der Macht hatten in ihm seine kindliche Aufrichtigkeit und seinen ungefälschten Glauben erstickt, und man erzählt, daß am Tage, da sein Vetter Aschdak aus dem Leben schied, an dem Tage da Abdalmelik sich mit dem zwiefachen Verbrechen des Meineides und des Meuchelmordes befleckte, er das Buch Gottes geschlossen und mit finsterer nnd kalter Miene gesagt habe: „Von nun an haben wir nichts mehr mit einander gemein."[3] Auch waren seine religiösen Gefühle zu bekannt, als daß irgend Jemand sich darüber gewundert hätte zu hören, er habe Truppen gegen Mekka gesandt; aber Jedermann war erstaunt, daß der Khalif zum Befehlshaber dieser wichtigen Unternehmung einen Mann

---

[1]) Siehe Sojûtî, Tarikh al-khulafâ S. 216, 217, ed. Lees.
[2]) Mobarrad S. 636.
[3]) Mobarrad S. 635.

wählte, der aus dem Staube entsprossen war, einen gewissen Chadschâdsch, welcher früher das bescheidene Amt eines Schulmeisters in Tâjif in Arabien bekleidet hatte und der damals sich glücklich geschätzt hatte, wenn er, „Abends und Morgens" kleine Knaben unterrichtend, so viel verdienen konnte, um sich ein Stück trockenes Brot zu kaufen.[1] Nur dadurch bekannt, daß er ein wenig Disciplin in die Leibwache Abdalmelik's gebracht,[2] daß er eine Heeresabtheilung in Irâk befehligt hatte, wobei der Feind ihm durch seine Flucht die Möglichkeit nahm, sich entweder durch Tapferkeit oder Feigheit auszuzeichnen, endlich noch dadurch, daß er sich unter der Regierung Merwân's von den Zobairiten hatte schlagen lassen[3] — verdankte er seine Ernennung einem höchst sonderbaren Umstande. Als er um die Ehre anhielt, die Armee, welche Ibn-Zobair einschließen sollte, zu befehligen, antwortete ihm der Khalif anfangs mit einem stolzen und abweisenden: „Schweig'!"[4] aber Abdalmelik, der sonst an sehr wenig glaubte, hielt — wie es solche normale Anomalien des menschlichen Herzens gibt — auf Träume viel; und Chaddschâdsch wußte Gebrauch davon zu machen. „Ich habe," sagte er, „geträumt, daß ich dem Ibn-Zobair die Haut abgezogen," und sofort vertraute der Khalif ihm den Befehl an, um den er angehalten hatte.[5]

Ibn-Zobair hatte mit ziemlicher Ruhe und Ergebung die Nachricht vom Verluste Irâk's und vom Tode seines Bruders empfangen. Doch erklärt sich dies daraus, daß er nicht ohne Unruhe über die Pläne Moçab's gewesen war, welcher, seiner Meinung nach, ein wenig zu gern den großen Herrn spielte. Auch tröstete er sich um so leichter über seinen Verlust, als dieser ihm zur Entfaltung seines Rednertalentes Gelegenheit gab; denn er hielt eine Leichenrede, welche uns vielleicht kalt und geschraubt erscheinen würde, die er selbst aber ohne Zweifel sehr erbaulich glaubte und in welcher er höchst unbefangen aussprach, daß der Tod seines Bruders ihn zugleich mit Trauer und Freude erfüllt habe: mit Trauer, „weil er sich eines Freundes beraubt sehe, dessen Tod für ihn eine brennende Wunde sei und ihm als verständigem Manne nichts übrig lasse als zur Geduld und Ergebung seine Zuflucht zu nehmen," mit Freude, „weil Gott, seinem Bruder

---

1) Ibn-Kotaiba S. 272.
2) Ibn-Khallicân Bd. I S. 182 ed. Slane.
3) Ibn-Kotaiba S. 201.
4) Fâkihî fol. 401 r.
5) Ibn-Kotaiba S. 202.

die Glorie des Martyriums gewährend, ihm ein Zeugniß seiner Huld habe geben wollen.“ [1] Aber als er nicht predigen sondern kämpfen sollte, als er Mekka von allen Seiten eingeschlossen und den Schrecknissen der furchtbarsten Hungersnoth Preis gegeben sah, da wankte sein Muth. Nicht daß ihm jener gemeine Muth abgegangen wäre, welchen jeder Soldat, wenn er nicht ein sehr großer Feigling ist, auf dem Schlachtfelde besitzt; aber ihm fehlte die moralische Energie, und nachdem er sich zu seiner Mutter begeben, einer Frau, die trotz ihrer hundert Jahre von wahrhaft römischem Stolze beseelt war, sagte er zu ihr:

„Mutter, alle Welt hat mich verlassen, und meine Feinde bieten mir noch annehmbare Bedingungen an. Was denkst du, daß ich thun solle?“

„Sterben,“ sagte sie.

„Aber ich fürchte,“ erwiderte er mit sehr jämmerlicher Miene, „ich fürchte, wenn ich den Streichen der Syrer unterliege, werden sie ihre Rache an meinem Leichnam befriedigen.“

„Und was schadet dir das? Hat denn das Schaf, nachdem es geschlachtet worden, davon zu leiden, wenn man ihm die Haut abzieht?“

Diese stolzen Worte machten die Schamröthe in Ibn-Zobair's Gesicht steigen, und schnell versicherte er seine Mutter, daß er ihre Gefühle theile und daß er keine andere Absicht gehabt habe, als sie zu prüfen. Wenige Augenblicke nachher kam er, von Kopf zu Fuß in Rüstung, zu ihr zurück, um ihr sein letztes Lebewohl zu sagen. Sie drückte ihn an ihr Herz. Da berührte ihre Hand ein Panzerhemd.

„Wenn man entschlossen ist zu sterben, hat man das nicht nöthig,“ sagte sie.

„Ich habe diese Rüstung angelegt, nur um dir einige Hoffnung einzuflößen,“ erwiderte er ein wenig betroffen.

„Der Hoffnung habe ich entsagt; nimm das ab.“

Er gehorchte. Nachdem er dann einige Stunden in der Caaba beim Gebete verweilt hatte, stürzte er sich auf seine Feinde und, ein Held ohne Heldenmuth, starb er auf ehrenvollere Weise als er gelebt. Sein Kopf wurde nach Damask geschickt, sein Leichnam umgekehrt an einen Galgen gehängt (692).

[1]) Nouveau Journ. asiat. Bd X S. 140.



Während der sechs bis acht Monate langen Belagerung von Mekka hatte Chaddschâdsch großen Muth, unermüdliche Thätigkeit, beispiellose Beharrlichkeit, und — um nichts zu verschweigen — daneben eine Gleichgiltigkeit gegen heilige Dinge an den Tag gelegt, die ihm von den Theologen niemals verziehen wurde, die aber bewies, wie er sich mit Leib und Leben der Sache seines Herrn ergeben. Nichts hatte ihn aufgehalten, weder die seit undenklichen Zeiten heilig gehaltene Unverletzbarkeit des Tempels noch was man Zeichen des himmlischen Zornes zu nennen pflegt. Als eines Tages, während die Syrer beschäftigt waren, Steine auf die Caaba zu werfen, ein Gewitter ausbrach, wurden zwölf Soldaten vom Blitz erschlagen. Von abergläubischem Schrecken ergriffen, hielten die Syrer ein und wollten nicht wieder anfangen: aber schnell streifte Chaddschâdsch sein Gewand in die Höhe, ergriff einen Stein, legte ihn in die Wurfmaschine, zog ihre Stricke an und sagte mit leichtfertiger und ungezwungener Miene: „Das bedeutet nichts; ich kenne dieses Land und bin darin geboren, Gewitter sind hier sehr häufig."

So viel Aufopferung für die Sache der Omaijaden verdiente eine glänzende Belohnung. So wurde denn Chaddschâdsch von Abdalmelik zum Statthalter für Mekka und wenige Monate darauf für ganz Chidschâz gewählt. Da er von Geburt ein Kaisite war, würde wahrscheinlich seine Beförderung den Kelbiten Argwohn und Unruhe eingeflößt haben, wäre er ein Mann von vornehmer Geburt gewesen; aber er war nur ein Emporkömmling, ein Mann ohne Bedeutung. Außerdem konnten auch die Kelbiten sich die wichtigen Dienste zu Nutze machen, welche sie während der Belagerung Mekka's geleistet; sie konnten zum Beispiel sagen, daß der unheilvolle Stein, welcher Ibn-Zobair getödtet habe, von einem der Ihrigen, von Chomaid ibn-Bahdal, geworfen worden sei.[1] Was sie aber vollends beruhigte, war, daß der Khalif sich selbst darin gefiel, ihre Tapferkeit und ihre Treue zu loben, daß er ihren Führern in Versen und in Prosa schmeichelte und den Hof machte,[2] daß er fortfuhr, ihnen alle Aemter, mit Beiseitesetzung ihrer Feinde, zu geben, und endlich daß sie mehrere Prinzen für sich hatten, wie zum Beispiel Khâlid, den Sohn Jezîd's I., und Abdalazîz, den Bruder des Khalifen und Sohn einer Kelbitin.

Indessen fehlte es auch den Kaisiten nicht an Gönnern bei Hofe.

---

¹) Chamâsa S. 658.

²) Siehe die Verse Abdalmelik's, welche im Raichân angeführt sind, fol. 204 r.

Vor allem vertrat Bischr, ein Bruder des Khalifen und Sohn einer Kaisitin, ihre Interessen und ihren Streit, und da er bei jeder Gelegenheit sagte, daß sie die Kelbiten an Tapferkeit überträfen, entzündeten seine Prahlereien dermaßen den Zorn Khâlid's, daß dieser eines Tages zu den Kelbiten sagte:

„Gibt es niemanden unter euch, der sich damit befassen würde, eine Razzia in der Wüste der Kaisiten zu machen? Es ist durchaus nothwendig, daß der Stolz der Prinzen, welche kaisitische Mütter haben, gedemüthigt werde, denn sie unterlassen nicht, zu behaupten, daß die Kaisiten in allen Kämpfen vor und nach der Zeit des Propheten die Oberhand über uns behalten haben."

„Ich will mich sehr gern mit dieser Sache befassen," antwortete Chomaid ibn-Bahdal, „wenn du mir dafür stehst, daß der Sultan mich nicht bestrafen wird."

„Ich stehe dir für Alles."

„Aber wie willst du es denn machen?"

„Nichts ist einfacher. Du weißt, daß seit Ibn-Zobair's Tode die Kaisiten dem Khalifen noch nicht den Zehnten bezahlt haben. Ich werde dir also einen Befehl geben, angeblich von Abdalmelik geschrieben, der dir die Vollmacht ertheilt, den Zehnten unter den Kaisiten auszuheben. Auf diese Weise wirst du leicht Gelegenheit finden, sie so zu behandeln wie sie es verdienen.

Ibn-Bahdal machte sich auf, jedoch um keinen Argwohn zu erwecken, mit einem nicht sehr zahlreichen Gefolge; er wußte überdies, daß er überall, wo er Stammgenossen treffen würde, Soldaten genug haben könne. Nachdem er bei den Beni-Abd-Wadd und den Beni-Olaim, zwei Zweigstämmen der Kelbiten, welche in der Wüste, südlich von Dûma und Khabt wohnten, angekommen war, theilte er ihnen den Plan Khâlid's mit, und als die tapfersten und entschlossensten Männer dieser beiden Stämme erklärt hatten, daß sie nichts lieber wollten als ihm folgen, schlug er mit ihnen seinen Weg tief in die Wüste ein und ließ sie zugleich schwören, daß sie für die Kaisiten ganz ohne Mitleid sein wollten.

Ein Mann aus den Fazâra's, einem Nebenstamme der Kaisiten, war ihr erstes Opfer. Er stammte von einem reichen und mächtigen Geschlechte; sein Großvater, Chodhaifa ibn-Badr, war in dem berühmten Kriege von Dâchis Führer der Dhobjâniten gewesen, aber da er das Unglück hatte, eine Sklavin zur Mutter zu haben, verachteten seine Stammgenossen ihn dermaßen, daß sie sich weigerten, ihm eine ihrer Töchter zur Ehe zu geben (weshalb er genöthigt gewesen

war, sich in einem jemenitischen Stamme ein Weib zu suchen), und weil sie ihm zu ihrer Gesellschaft keinen Zutritt gewähren wollten, hatten sie ihn bis an die Grenzen des Lagers verbannt. Dieser Unglückliche sprach eben mit lauter Stimme sein Morgengebet; das stürzte ihn ins Verderben. Seiner Stimme folgend, machten die Kelbiten sich über ihn her, erwürgten ihn, und um zum Morde noch den Raub zu gesellen, bemächtigten sie sich seiner Kameele, hundert an der Zahl. Als sie darauf noch fünf Familien antrafen, die ebenfalls von Chodhaifa abstammten, griffen sie diese an. Der Kampf war sehr erbittert und zog sich bis zum Abend hin; da aber lagen alle Kaisiten auf dem Kampfplatze, und ihre Feinde hielten sie für todt. Indessen waren sie es nicht; ihre Wunden, obgleich zahlreich, waren dennoch nicht tödtlich, und dem Sande, welcher von heftigem Ostwinde aufgewirbelt sie bedeckte und das Blut hemmte, hatten sie es zu verdanken, daß sie alle dem Tode entkamen.

Die Kelbiten, welche ihren Weg während der Nacht fortsetzten, begegneten am folgenden Morgen einem anderen Abkömmling Chodhaifa's, Namens Abdallâh. Dieser Greis war mit seiner Familie auf der Reise begriffen, aber es war niemand bei ihm, welcher im Stande gewesen wäre, Waffen zu tragen, außer seinem Sohne Dschad, welcher, sobald er die kelbitische Bande ankommen sah, seine Waffen ergriff, aufs Pferd stieg und sich in einiger Entfernung hielt. Nachdem die Kelbiten abgestiegen waren, fragte Abdallâh sie, wer sie seien. Sie antworteten, daß sie von Abdalmelik abgesandt worden, den Zehnten einzuforden.

„Könnt ihr mir eine Vollmacht zeigen zum Beweise Dessen, was ihr sagt?“ fragte der Greis.

„Gewiß,“ antwortete ihm Ibn-Bahdal, „die Vollmacht ist hier“ dabei zeigte er ihm ein amtliches Schreiben mit dem Siegel des Khalifen.

„Und welchen Inhalts ist dieses Schreiben?“

Man las ihm Folgendes vor: „Abdalmelik, der Sohn Merwân's, an Chomaid ibn-Bahdal. Dem besagten Chomaid ibn-Bahdal wird durch Vorliegendes befohlen, bei allen Beduinen, deren er habhaft werden kann, den Zehnten zu erheben. Derjenige, welcher diesen Zehnten bezahlen und sich auf der Liste einschreiben wird, soll als gehorsamer und treuer Unterthan betrachtet werden; wer dagegen sich weigert, es zu thun, wird für einen Rebellen gegen Gott, gegen seinen Propheten und gegen den Herrscher der Gläubigen gehalten werden.“

„Sehr wohl, ich bin bereit, euch zu gehorchen und euch meinen Zehnten zu entrichten."

„Das genügt nicht, du mußt noch mehr thun."

„Was denn?"

„Wir verlangen, daß du jeden Einzelnen deines Stammes aufsuchst, um von allen den Zehnten zu erheben, und daß du uns einen Ort bestimmst, woselbst wir dieses Geld aus deinen Händen in Empfang nehmen können."

„Das ist mir unmöglich. Die Fazâra's leben zerstreut über die ganze Weite der Wüste; ich bin nicht mehr jung, wie ihr seht; wie könnte ich nun eine so weite Reise unternehmen, da ich außerdem nur Einen meiner Söhne bei mir habe. Ihr aber, die ihr so weit her kommt und an lange Reisen gewöhnt seid, werdet meine Stammgenossen bei weitem leichter finden können als ich; ihr könnt jeden Tag eines ihrer Lager treffen, denn sie halten überall an, wo es gute Weide gibt."

„Das alles ist uns wohlbekannt. Nicht um Weideplätze zu suchen, haben sie sich in der Wüste zerstreut, sondern weil sie sich der Ablieferung des Zehnten entziehen wollen. Sie sind Empörer."

„Ich kann euch schwören, daß es treue Unterthanen sind; nur um Weideplätze zu suchen..."

„Laß uns davon schweigen und thue, was wir dir sagen."

„Ich kann es nicht. Hier ist der Zehnte, welchen ich dem Khalifen schuldig bin, nehmt ihn!"

„Dein Gehorsam ist nicht aufrichtig; denn dein Sohn da wirft uns von seinem Pferde herab verächtliche Blicke zu."

„Von meinem Sohne habt ihr nichts zu fürchten; nehmt meinen Zehnten und geht fort, wenn ihr wirklich Zehnten-Einsammler seid."

„Dein Benehmen zeigt uns nur zu deutlich, daß man die Wahrheit gesagt, als man uns versicherte, daß du und deine Stammgenossen für Ibn-Zobair gekämpft habt."

„Das haben wir nicht gethan. Wir haben ihm richtig den Zehnten bezahlt; aber weil wir Beduinen von Politik nichts verstehen, haben wir ihn stets Dem bezahlt, der Herr des Landes war."

„Beweise uns, daß du die Wahrheit sagst, und laß deinen Sohn vom Pferde steigen."

„Was habt ihr mit meinem Sohne zu thun? dieser Jüngling ist angst geworden, als er bewaffnete Reiter erblickt hat."

„So mag er herab steigen; er hat nichts zu fürchten."

Der Greis näherte sich seinem Sohne, um ihm zu sagen, er möge absteigen.

„Mein Vater," antwortete ihm der Jüngling, „ich sehe es ihren Augen an, mit denen sie mich verschlingen, daß sie mich niedermachen wollen. Gib ihnen, was du willst und magst, aber laß mich mich selbst vertheidigen."

Nachdem er wieder zu den Kelbiten zurückgekehrt war, sagte Abdallâh zu ihnen:

„Dieser Jüngling fürchtet für sein Leben. Nehmt meinen Zehnten und laßt uns in Ruhe."

„Wir nehmen nichts an, so lange dein Sohn dort zu Pferde bleibt."

„Er will nicht gehorchen, und wozu soll es euch auch nützen?"

„Wohlan, du zeigst dich also als Empörer. Sklave, bringe mir mein Schreibzeug! Hier ist unser Geschäft zu Ende. Wir werden dem Herrscher der Gläubigen schreiben, daß Abdallâh, der Enkel Ojaina's, uns verhindert hat, unseren Auftrag bei den Beni-Fazâra zu erfüllen."

„Thut das nicht, ich beschwöre euch, denn ich bin einer solchen Handlung gar nicht schuldig."

Ohne auf das Bitten des Greises zu achten, schrieb Ibn-Bahdal einen Brief und gab ihn einem seiner Reiter. Dieser machte sich sogleich auf den Weg nach Damask.

Ganz bestürzt über das Geschehene, rief Abdallâh aus:

„Beschuldigt mich doch nicht so ungerechter Weise! Ich beschwöre euch in Gottes Namen, stellt mich nicht in den Augen des Khalifen als Rebellen dar; ich bin ja bereit, all seinen Befehlen zu gehorchen!"

„Also laß deinen Sohn absteigen."

„Man hat uns eine schlimme Meinung von euch gegeben, aber versprecht uns, daß ihm nichts Böses geschehen soll."

Als nun die Kelbiten ihm dies aufs feierlichste versprochen hatten, sagte Abdallâh zu seinem Sohne:

„Gott soll mich verfluchen, wenn du nicht vom Pferde steigst!"

Da gehorchte Dschad, und nachdem er seine Lanze vom Pferde geworfen, näherte er sich den Kelbiten langsam und sagte mit hohler Stimme:

„Dieser Tag wird dir Unheil bringen, mein Vater!"

Wie der Tiger mit dem Feinde spielt, den er unter seiner Tatze hält, ehe er ihm den letzten Schlag gibt, ebenso fingen die Kelbiten

an, den Jüngling zu verspotten und zu verhöhnen; dann streckten sie ihn auf den Felsen nieder, um ihn zu erwürgen. In seiner Todesangst warf der Unglückliche noch einen letzten Blick auf seinen Vater, einen Blick der Traurigkeit, der Ergebung und des Vorwurfs.

Des Greises weiße Haare flößten den Kelbiten trotz ihrer Grausamkeit eine gewisse Ehrfurcht ein. Da sie ihm nicht den Hals abschneiden mochten, wie sie es seinem Sohne gethan, versuchten sie, ihn mit Stockschlägen zu tödten und ließen ihn anscheinend leblos auf dem Sande liegen. Er kam ins Leben zurück; aber von Gewissensbissen gefoltert, hörte er nicht auf zu sagen: „Wenn ich auch alles erduldete Elend vergessen könnte, niemals wird der Blick, welchen mein Sohn mir zuwarf, als ich ihn seinen Henkern auslieferte, aus meinem Gedächtnisse schwinden."

Das Pferd Dschad's konnte nicht dazu gebracht werden, die Stelle zu verlassen, wo der Mord begangen worden. Das treue Thier blieb stehen, die Augen immer auf den Boden geheftet und im Sande, der noch die Blutspuren seines Herrn trug, mit den Hufen scharrend, bis es vor Hunger starb.

Andere Morde folgten den schon begangenen. Unter den Opfern war auch Borda, der Sohn eines vornehmen Häuptlings Chalchala, und die blutdürstigen Kelbiten kehrten erst nach Damask zurück, als die Kaisiten, denen ihre wahren Absichten endlich klar geworden, sich ihrer blinden Wuth dadurch entzogen, daß sie sich noch tiefer in die Wüste begaben.

Alle Kelbiten waren wie trunken vor Freude und Stolz, und ein Dichter der Dschohainiten, eines Stammes, welcher wie der Stamm Kelb von Kodhâa sich herleitete, gab ihren Gefühlen mit sonderbarer Energie und fanatischer Begeisterung Ausdruck.

„Wißt ihr es, meine Brüder," sagte er, „wißt ihr Verbündeten der Kelbiten es? Wißt ihr, daß der unerschrockene Chomaid ibn-Bahdal den Kelbiten Gesundheit und Freude wiedergebracht hat? Wißt ihr, daß er die Kaisiten mit Schimpf bedeckt hat, daß er sie gezwungen, ihre Lager abzubrechen? Es bedurfte sehr furchtbarer Niederlagen, damit sie sich dazu verstanden... Unbegraben liegen die Opfer des Chomaid ibn-Bahdal auf dem Sande der Wüste; von ihren Siegern verfolgt, haben die Kaisiten nicht Zeit gehabt, sie einzuscharren. Freuet euch, meine Brüder! Die Siege der Kelbiten sind die unsrigen; sie und wir sind zwei Hände Eines Körpers, wenn im Kampfe die rechte Hand abgehauen ist, schwingt die linke Hand den Säbel.

Groß war auch die Freude der omaijadischen Prinzen, welche kelbitische Frauen zu Müttern hatten. Sobald sie von dem Geschehenen

Nachricht erhalten, sagte Abdalazîz in Gegenwart des Khalifen zu seinem Bruder Bischr:

„Nun, weißt du schon, wie die Brüder meiner Mutter die der deinigen behandelt haben?"

„Was haben sie denn gethan?" fragte Bischr.

„Kelbitische Reiter haben ein kaisitisches Lager angegriffen und vernichtet."

„Unmöglich! Die Brüder deiner Mutter sind zu feige und zu memmenhaft, als daß sie wagen könnten, mit meinen Oheimen sich zu messen."

Aber am folgenden Morgen mußte Bischr sich davon überzeugen, daß sein Bruder die Wahrheit gesagt hatte. Chalchala, Saʿîd und ein dritter Häuptling der Fazâra's kamen ohne Mantel, baarfuß und in zerrissenen Kleidern in Damask an, warfen sich ihm zu Füßen und flehten ihn an um seinen Schutz und daß er ihre Sache in seine Hand nehmen möchte. Dies versprach er ihnen, begab sich zu seinem Bruder, dem Khalifen, und sprach mit so viel Wärme zu Gunsten seiner Schützlinge, daß Abdalmelik, trotz seines Hasses gegen die Kaisiten, versprach, die den Fazâra's zukommende Geldentschädigung vom Solde der Kelbiten zurückzulegen. Aber diese Entscheidung, obgleich gesetzmäßig, genügte den Fazâra's nicht. Nicht Geld war es, was sie wollten; es war Blut. Als sie den Vergleich, welchen man ihnen vorgeschlagen, abgewiesen hatten, sagte der Khalif: „Nun, so soll der öffentliche Schatz euch sofort die Hälfte der euch schuldigen Summe bezahlen, und wenn ihr mir in der Folge treu bleibt — was ich allerdings sehr bezweifle — so werde ich euch auch die andere Hälfte bezahlen." Ueber diesen beleidigenden Argwohn aufgebracht, um so mehr vielleicht als sie nicht behaupten konnten, daß er der Begründung ermangele, außerdem fest entschlossen, das Recht der Wiedervergeltung zu fordern, waren die Fazâriten schon auf dem Punkte, noch einmal sich zu weigern; da nahm Zofar sie beiseite und rieth ihnen, das Geld, welches man ihnen anbot, anzunehmen, damit sie es zum Ankauf von Pferden und Waffen gebrauchen könnten. Da dieser Gedanke ihnen gefiel, willigten sie darein, das Geld anzunehmen, und nachdem sie eine Menge Waffen und Pferde gekauft hatten, nahmen sie ihren Rückweg in die Wüste.

Als sie wieder bei ihrem Lager angekommen waren, riefen sie den Rath des Stammes zusammen. In dieser Versammlung sprach Chalchala einige feurige Worte, die seine Stammgenossen zur Rache gegen die Kelbiten aufregen sollten. Seine Söhne unterstützten ihn; aber unter den Mitgliedern des Rathes waren einige, welche, weniger von Haß

verblendet als die anderen, ein solches Unternehmen für gefährlich und verwegen hielten. „Dein eigenes Haus," sagte einer der Gegner zu Chalchala, „ist in diesem Augenblick zu sehr geschwächt, um Theil an dem Kampfe nehmen zu können. Die Kelbiten, diese Hyänen, haben den größten Theil deiner Krieger getödtet und dir all deine Reichthümer geraubt. Unter diesen Umständen, davon bin ich überzeugt, wirst du uns nicht begleiten." — „Sohn meines Bruders," antwortete ihm Chalchala, „ich werde mit den Anderen gehen, denn die Wuth sitzt mir im Herzen... Sie haben mir meinen Sohn getödtet, meinen Borda, den ich so sehr liebte," fügte er mit hohler Stimme hinzu; und dieses schmerzliche Gedenken brachte ihn in einen jener Anfälle von Wuth, denen er seit dem Tode seines Sohnes unterworfen war, so daß er ein scharfes, durchdringendes Geschrei ausstieß, welches eher dem Gebrüll eines seiner Jungen beraubten wilden Thieres glich als den Tönen der menschlichen Stimme. „Wer hat Borda gesehen?" rief er. „Wo ist er? Gebt ihn mir zurück, er ist mein Sohn, mein geliebter Sohn, die Hoffnung, der Stolz meines Geschlechts!" Darauf fing er an, langsam die Namen aller Einzelnen aufzuzählen, welche unter dem Schwerte der Kelbiten umgekommen waren, und bei jedem Namen, den er aussprach, rief er aus: „Wo ist er?... Wo ist er?... Rache! Rache!"

Alle, sogar Die, welche noch einen Augenblick zuvor sich als die Ruhigsten und als die größten Gegner des Planes gezeigt hatten, ließen sich durch diese rauhe und wilde Beredsamkeit verblenden und hinreißen; man beschloß einen Feldzug gegen die Kelbiten und machte sich auf den Marsch gegen Banât-Kain, wo sich ein kelbitisches Lager befand. Sobald die Nacht vorüber, stürzten die Fazâra's unerwartet auf ihre Feinde los, indem sie riefen: „Rache für Borda, Rache für Dschad, Rache für all unsere Brüder!" Die Repressalien waren so unmenschlich grausam wie die Gewaltthätigkeiten gewesen, die sie hervorgerufen hatten. Ein einziger Kelbite entkam, Dank der unvergleichlichen Schnelligkeit seines Laufens, alle anderen wurden niedergemacht, und die Fazâra's untersuchten genau ihre Leichen, um zu sehen, ob vielleicht einer der Kelbiten noch athme, ihn dann während des Todeskampfes noch zu beschimpfen und ihm endlich den Rest zu geben.

Sobald der Prinz Bischr die Nachricht von dieser Razzia erhalten hatte, schritt er zur Wiedervergeltung. In Gegenwart des Khalifen sagte er zu seinem Bruder Abdalazîz:

„Nun, weißt du schon, wie die Brüder meiner Mutter die der deinigen behandelt haben?"

„Wie?" rief Abdalazîz, „haben sie eine Razzia gemacht, nachdem der Frieden schon geschlossen war und der Khalif sie entschädigt hatte?"

Ganz entrüstet über das soeben Vernommene, gebot ihnen der Khalif Stillschweigen in einem Tone, der keine Erwiderung gestattete; doch wollte er, um einen endgiltigen Entschluß fassen zu können, zuvor noch genauere Nachrichten abwarten. Bald darauf erschien ein Kelbite, ohne Mantel, baarfüßig und in zerrissenem Gewande vor Abdalazîz. Dieser brachte ihn sogleich zum Khalifen und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, wirst du es dulden, daß man Diejenigen, die du unter deinen Schutz genommen hast, beleidige? daß man deine Befehle mißachte? daß man von dir Geld annehme, um es gegen dich zu gebrauchen, und daß man deine Unterthanen erwürge?" Der Kelbite erzählte darauf, was geschehen. Völlig erbittert und wuthentbrannt, wollte der Khalif nicht einmal an einen Vergleich denken. Entschlossen, die Kaisiten die ganze Wucht seiner Rache und seines eingefleischten Hasses fühlen zu lassen, schickte er unverzüglich an Chaddschâdsch, den damaligen Statthalter von ganz Arabien, den Befehl, alle erwachsenen Fazâriten sogleich über die Klinge springen zu lassen.

Obgleich dieser Stamm mit dem seinigen verbündet war, stand Chaddschâdsch nicht an zu gehorchen. Er war seinem Stamme zwar sehr ergeben, zu gleicher Zeit aber auch voll Ehrsucht. Er begriff sofort, daß für ihn und seine Partei nur Eine Stellung zu nehmen sei, nur Ein Weg zu verfolgen. Die gute und gesunde Logik, mit der er begabt war, belehrte ihn, daß Widersetzlichkeit hier zu nichts führen werde, daß er suchen müsse, die Gunst des Khalifen wieder zu gewinnen, und daß, um dahin zu gelangen, er sich ohne Einschränkung und ohne Rückhalt all seinen Befehlen unterwerfen müsse, selbst wenn er die Zerstörung des hochverehrten Heiligthums oder die Todesstrafe eines nächsten Anverwandten fordern sollte. Aber sein Herz blutete ihm dabei. „Wenn ich die Fazâra's ausgerottet habe, sagte er in dem Augenblicke, als er sich mit seinen Truppen auf den Marsch begab, wird mein Name gebrandmarkt und verabscheut werden als der des entartetsten Kaisiten, den jemals die Erde getragen." Außerdem war der ihm gewordene Befehl sehr schwer auszuführen. Die Ghatafâniten, Verbündete der Fazâriten, hatten geschworen, ihnen Beistand zu leisten, und noch mehr, der selbe Schwur war von allen kaisitischen

Stämmen durchweg geleistet worden. Die erste Aeußerung der Feindschaft sollte also das Signal zu einem grausamen Bürgerkriege werden, dessen Ausgang unmöglich vorherzusehen war. Chaddschâdsch wußte nicht, was zu thun sei, als die Ankunft Chalchala's und Sa'îd's ihn aus aller Verlegenheit brachte. Diese beiden Führer waren damit zufrieden, ihre Rache an Banât-Kain gesättigt zu haben, und bebten zurück vor dem Gedanken, einen Krieg sich entzünden zu sehen, der für ihre Stämme die traurigsten Folgen haben konnte; darum opferten sie sich selbst mit edler Hingabe, um von ihren Stammgenossen die Uebel abzuwenden, von denen sie bedroht waren; denn bei ihnen hatte die Liebe zu ihrem Stamme die nämliche Stärke und Beharrlichkeit wie bei den Kelbiten der Haß. Indem sie ihre Hände zutraulich in die des Chaddschâdsch legten, sagten sie zu ihm: „Warum zürnst du den Fazâriten? Wir beiden sind ja die wahrhaft Schuldigen." Froh über die unerwartete Lösung des Knotens, hielt der Statthalter sie als Gefangene zurück und schrieb sogleich an den Khalifen, um ihm zu sagen, daß er nicht gewagt habe, sich in einen Krieg gegen alle kaisitischen Stämme einzulassen, und um ihn zu beschwören, sich mit zwei Anführern zu begnügen, welche sich freiwillig in seine Hände gegeben hätten. Der Khalif zollte seinem Verfahren vollen Beifall und befahl ihm, die beiden Gefangenen nach Damask zu senden.

Als diese in den großen Saal geführt wurden, woselbst sich der Herrscher umgeben von Kelbiten befand, befahlen die Wachen ihnen, den Khalifen zu begrüßen. Anstatt aber zu gehorchen, fing Chalchala an, mit starker und volltönender Stimme folgende Verse eines Gedichtes, das er vor Zeiten gemacht hatte, zu declamiren:

„Heil unsern Verbündeten, Heil den Abîten, den Mâziniten, den Schamkhiten[1]; Heil vor allen meinem getreuen Freunde Abû-Wahb[2]! Jetzt mag man mich zum Tode führen, da ich meinen Blutdurst gegen die Kelbiten, der mich verzehrte, gestillt habe. Ich habe das Glück genossen; ich habe Alle, die sich unter meinem Schwerte befanden, niedergemacht; da sie nicht mehr leben, freut sich mein Herz einer süßen Ruhe."

Um seine Unverschämtheit mit Unverschämtheit zu erwidern, verstümmelte der Khalif, als er das Wort an ihn richtete, mit Absicht seinen Namen, wie wenn er zu unbekannt sei, als daß man ihm die Ehre des richtigen Aussprechens zu erweisen brauche. Anstatt Chalchala nannte er ihn Chalchal; aber sogleich unterbrach ihn der Andere, indem er sagte:

---

[1]) Dies sind die Namen dreier Nebenstämme der Fazâriten.

[2]) Einer der Mâziniten

„Chalchala nenne ich mich."

„O nein, Chalchal."

„Keineswegs; Chalchala ist richtig; so hat mein Vater mich genannt, und mir scheint, ihm kommt es eher zu als jedem Anderen, meinen Namen zu wissen."

„Nun denn, Chalchala — weil es einmal Chalchala sein soll — du hast Diejenigen beschimpft, welche ich, ich selbst, der Beherrscher der Gläubigen, unter meine Obhut genommen; du hast meine Befehle mißachtet und mir mein Geld gestohlen."

„Dergleichen habe ich nicht gethan; ich habe mein Gelübde gehalten, meinen Haß befriedigt und meine Rache gestillt."

„Jetzt aber überliefert Gott dich der rächenden Hand der Gerechtigkeit."

„Ich bin keines einzigen Verbrechens schuldig, Sohn Zarkâ's!" (Es war eine Beleidigung, Abdalmelik mit diesem Namen zu nennen, denn er verdankte ihn einer Ahnfrau zweifelhaften Andenkens.[1]

Der Khalif lieferte ihn dem Kelbiten Soair aus, welcher an ihm das Blut seines Vaters, der zu Banât-Kain getödtet worden war, zu rächen hatte.

„Sage mir doch, Chalchala," sprach Soair, „wann hast du meinen Vater zum letzten Male gesehen?"

„Zu Banât-Kain war es," antwortete der Andere mit völlig ungezwungener Miene. „Damals zitterte er von Kopf bis zu Fuß, der arme Mann."

„Bei Gott! ich werde dich tödten."

„Du? Du lügst. Bei Gott! Du bist zu niederträchtig und zu feige, um einen Mann zu tödten wie ich bin. Ich weiß, daß ich sterben werde, aber deswegen, weil es dem Sohne Zarkâ's nicht anders gefallen wird."

Als er dies gesagt hatte, ging er zum Richtplatze mit völliger Gleichmuth und beinahe frecher Fröhlichkeit, indem er von Zeit zu Zeit Bruchstücke aus alten Dichtungen der Wüste recitirte. Er bedurfte durchaus nicht der ermuthigenden Worte, die der Prinz Bischr an ihn richtete, welcher Zeuge seiner Hinrichtung sein wollte und ganz stolz auf seine unerschütterliche Festigkeit war. Im selben Augenblick, als Soair den Arm erhob, um ihm den Kopf abzuschlagen, sagte er zu ihm: „Gib

[1]) Siehe Aghânî Bd. I S. 27.

Acht, daß es ein so schöner Schlag sei wie der, den ich deinem Vater gegeben."

Sein Gefährte Saʿîd, welchen der Khalif an einen anderen Kelbiten ausgeliefert hatte, ertrug sein Schicksal mit fast ebenso tiefer Verachtung des Lebens wie er. [1]

---

[1]) Chamâsa S. 260–264. Vergl. über den Tod Chalchala's Mobarrad S. 870.

IX.

Während die Syrer einander beraubten und tödteten, waren die Irâkaner, diese unverbesserliche und unbeugsame Race, nicht ruhiger, und noch lange Zeit nachher erinnerten sich die ungestümen Adeligen von Cûfa und Baçra mit Sehnsucht dieser zügellosen Zeit, dieser guten Zeit, wie sie dieselbe nannten, wo sie, umgeben von zehn oder zwanzig Clienten,[1] durch die Straßen stolzierten, mit gehobenem Kopf und drohendem Blick, immer bereit, den Degen zu ziehen, sobald sich ihnen ein anderer Adeliger mit allzu stolzer Miene zeigte, gewiß, daß, wenn sie auch zwei oder drei Gegner zu Boden strecken sollten, der Statthalter doch zu nachsichtig sein würde, um sie zu bestrafen. Nicht allein ließen die Statthalter sie ganz gewähren, sondern durch ihre Eifersucht und den Haß gegen Mohallab setzten sie Irâk noch den feindlichen Einfällen der Nonconformisten aus, die immerhin, trotz ihrer zahllosen Niederlagen, zu fürchten waren. In der That, es war Veranlassung genug, sie mit Neid zu erfüllen. In Mohallab sah jeder Irâkaner den größten Feldherrn seines Vaterlandes, und, was mehr bedeutet, seinen eigenen Retter; kein anderer Name war so beliebt als seiner, und da er seine Bedingungen gemacht hatte, ehe er einwilligte, den Oberbefehl zu übernehmen, hatte er ein sehr großes Vermögen angesammelt, welches er mit stolzer Nachlässigkeit verausgabte. Er schenkte hunderttausend Geldstücke Dem, der zu ihm kam und ihm ein Gedicht voll Lobpreisungen für ihn declamirte, und hunderttausend Geldstücke wieder Einem, der zu ihm sagte, er sei der Verfasser dieses

---

[1]) Mobarrad S. 220.

Gedichtes.[1] Er stellte daher alle Statthalter in Schatten durch seinen Luxus, seinen fürstlichen Reichthum und seine grenzenlose Freigebigkeit wie nicht minder durch den Glanz seines Ruhmes und seiner Macht. „Die Araber dieser Stadt haben nur noch Augen für diesen Mann", sagte traurig der Omaijade Khâlid[2], der erste Statthalter von Baçra nach der Wiederherstellung. Darum rief er Mohallab vom Schauplatz seiner Großthaten ab und verurtheilte ihn zur Unthätigkeit, indem er ihm Ahwâz als Statthalterschaft gab. Den Befehl über die Armee, die dreißigtausend Mann stark war, verlieh er seinem eigenen Bruder Abdalazîz, einem jungen Mann ohne Erfahrung, aber nicht ohne Stolz, denn er sagte, indem er eine wichtige Miene und eine siegesstolze Haltung annahm: „Die Einwohner von Baçra behaupten, daß allein Mohallab diesen Krieg zu Ende bringen könne, aber sie werden es bald sehen!" Er büßte seine thörichte Anmaßung mit einer blutigen und furchtbaren Niederlage, denn er verachtete den weisen Rath seiner Hauptleute, die ihm abriethen, einen Reiterhaufen zu verfolgen, welcher sich fliehend stellte; Abdalazîz fiel in einen Hinterhalt, verlor alle seine Truppenführer, eine Anzahl Soldaten und sogar seine junge schöne Gattin. Er selbst entkam nur wie durch ein Wunder den Säbeln von etwa dreißig Feinden, die ihn auf seiner Flucht verfolgten.

Diesen Unstern hatte Mohallab vorausgesehen. Aus diesem Grunde hatte er einem seiner Vertrauten aufgetragen, ihm Tag für Tag Nachricht von Allem zu geben, was sich bei der Armee zutrüge. Nach der Niederlage kam dieser Mann, ihn aufzusuchen.

„Was für Neuigkeiten?" rief ihm Mohallab zu, sobald er ihn von Weitem erblickte.

„Ich bringe solche, die du mit Freuden vernehmen wirst: er ist geschlagen worden und seine Armee vollständig zerrüttet."

„Wie? Unglücklicher, glaubst du, daß ich froh sei, zu erfahren, daß ein Koraischite geschlagen worden und eine moslimische Armee in voller Zerrüttung ist?"

„Es macht wenig aus, ob du Freude oder Kummer davon hast; die Nachricht ist wenigstens sicher und das ist genug."[3]

Die Erbitterung gegen Khâlid, den Statthalter, war in der ganzen

---

[1]) Ibn-Khallicân Heft IX S. 51 ed. Wüstenfeld.

[2]) Khâlid ibn-Abdallâh ibn-Asîd (nicht Osaid; das treffliche Manuscript des Mobarrad hat alle Vocale).

[3]) Mobarrad S. 740—745.

Provinz sehr groß. „So geht es," sagte man zu ihm, „wenn man einen jungen Mann von zweifelhaftem Muthe gegen den Feind schickt, anstatt diesem den edlen und redlichen Mohallab entgegen zu stellen, diesen Helden, der Dank seiner Kriegserfahrung alle Gefahren vorhersieht und ihnen ausweichen kann."[1] Khâlid ergab sich darein, solche Vorwürfe zu vernehmen, wie er sich schon an den Gedanken der Schande seines Bruders gewöhnt hatte; aber wenn er in Betreff des Ehrenpunktes nicht sehr empfindlich war, so hielt er dagegen auf seine Stellung, auf sein Leben sehr viel, und mit stets wachsender Angst erwartete er die Ankunft eines Eilboten aus Damask. Da er das Bedürfniß empfand, wie es schwachen Menschen eigen zu sein pflegt, daß eine stärkere Natur als seine eigene ihn beruhige, ließ er Mohallab kommen und fragte ihn:

„Was, meinst du, wird Abdalmelik mit mir beginnen?"

„Er wird dich absetzen," antwortete ihm der Feldherr lakonisch, denn er grollte ihm noch zu sehr, als daß er geneigt gewesen wäre, seine Unruhe zu beschwichtigen.

„Und hätte ich nicht," fuhr Khâlid fort, „vielleicht noch etwas Schlimmeres zu befürchten, wiewohl ich sein Verwandter bin?"

„Sicherlich," erwiderte Mohallab mit nachlässiger Miene, „denn im Augenblick, wo der Khalif erfahren wird, daß dein Bruder Abdalazîz von den Nonconformisten Persiens geschlagen ist, wird er auch vernehmen, daß dein Bruder Omaja von Denen des Bachrain in die Flucht getrieben worden."

Der so sehr gefürchtete Eilbote kam endlich an mit einem Briefe für Khâlid. In diesem Briefe machte Abdalmelik ihm die bittersten Vorwürfe über sein lächerliches und strafbares Benehmen, kündigte ihm seine Absetzung an und endete mit den Worten: „Wenn ich dich bestrafen wollte wie du es verdienst, würde ich dich meinen Unwillen auf eine viel grausamere Weise empfinden lassen, aber ich will unseres Bündnisses gedenken und darum beschränke ich mich darauf, dich abzusetzen."

An Stelle Khâlid's ernannte der Khalif seinen eigenen Bruder Bischr, der schon Statthalter von Cûfa war, auch zum Statthalter von Baçra und befahl ihm zugleich, das Commando der Truppen an Mohallab zu geben, und ihm achttausend Mann aus Cûfa zur Verstärkung zu schicken.

Es war unmöglich, unter den obwaltenden Umständen eine unglück-

---

[1]) Mobarrad S. 746.

lichere Wahl zu treffen. Bischr, durch und durch ein eifriger Kaisite, wie aus dem oben Erzählten deutlich ist, verfolgte alle jemenitischen Stämme mit gleichem Haß und verabscheute das naturgemäße Oberhaupt dieser Stämme in Irâk. Auch gerieth er, nachdem er den Befehl des Khalifen erhalten, in solche Wuth, daß er schwur, er wolle Mohallab tödten. Sein erster Minister, Mûsa ibn-Noçair (später Eroberer Spaniens)[1] mußte sich viele Mühe geben, ihn zu beruhigen; eiligst schrieb er dem Feldherrn und rieth ihm, große Vorsicht anzuwenden; er solle sich gleich unter die Menge mischen, um Bischr zu begrüßen, wenn dieser seinen Einzug in Baçra halte, dagegen möge er nicht zur Audienz kommen. Mohallab folgte seinem Rathe.

Im Palaste von Baçra angelangt, gab Bischr den vornehmen Männern der Stadt Audienz, und als er die Abwesenheit Mohallab's bemerkte, fragte er nach der Ursache. „Der Feldherr hat dich auf der Straße unter der Menge begrüßt," antwortete man ihm; „aber er fühlt sich zu unwohl, um hierher zu kommen und dir seine Aufwartung zu machen." Bischr glaubte in dem Uebelbefinden des Feldherrn einen vortrefflichen Vorwand gefunden zu haben, um ihn nicht an die Spitze der Truppen zu stellen. Seine Schmeichler verfehlten nicht, ihm zu sagen, daß er als Statthalter sehr wohl das Recht habe, selbst einen Feldherrn zu ernennen; indessen da er nicht wagte, dem ausdrücklichen Befehle des Khalifen den Gehorsam zu verweigern, faßte er den Entschluß, an diesen einige Männer abzusenden mit dem Auftrag, ihm einen Brief zu übergeben, in welchem er sagte, daß Mohallab krank sei, daß es aber in Irâk Feldherrn gäbe, die sehr geeignet wären, seine Stelle zu übernehmen.

Als diese Gesandtschaft in Damask angekommen war, hatte Abdalmelik eine besondere Unterredung mit Ibn-Chakîm, dem Führer derselben, und sagte zu ihm:

„Ich weiß, daß du von großer Rechtschaffenheit und seltenem Verstande bist; sage mir also frei heraus: wer ist deiner Meinung

---

[1]) Da er anfangs Zobairite war, hatte Mûsâ-ibn-Noçair der Schlacht auf der Wiese beigewohnt. Von Merwân verbannt, hatte er um den Schutz des Abdalaziz, des Sohnes dieses Khalifen, gebeten und ihn erhalten. Seitdem war er einer der festesten Stützen der Omaijaden geworden. — Ibn-Asâkir, Gesch. der Stadt Damask, Manuscr. der Biblioth. Atif in Constantinopel, Artikel Mûsâ ibn-Noçair. De Slane hat die Güte gehabt, mir die Abschrift, welche er von diesem Artikel gemacht, mitzutheilen.



nach der Feldherr, welcher die nöthigen Talente und Eigenschaften besitzt, um diesen Krieg mit Erfolg zu Ende zu bringen?"

Obgleich Ibn-Chakîm kein Jemenite war, antwortete er, ohne zu zögern, dies sei Mohallab.

„Aber er ist krank," erwiderte der Khalif.

„Sein Kranksein ist nicht der Art," antwortete Ibn-Chakîm mit schalkhaftem Lächeln, „daß es ihn verhindern könnte, den Befehl zu übernehmen."

„Ah, ich verstehe," sagte der Khalif darauf: „Bischr will den selben Weg betreten wie Khâlid."

Augenblicklich schrieb er ihm und befahl ihm in gebieterischer und entschiedener Weise, Mohallab und keinen Anderen an die Spitze der Truppen zu stellen.

Bischr gehorchte, aber mit einigem Unwillen. Als Mohallab ihm die Liste der Krieger übergeben, die er anzuwerben wünschte, strich er die Namen der tapfersten aus, und als er dann Ibn-Mikhnaf, den Befehlshaber der Hilfstruppen von Cûfa, hatte kommen lassen, sagte er zu ihm: „Du weißt, daß ich dich achte und dir vertraue. Wenn dir nun an der Erhaltung meiner Freundschaft gelegen ist, so thue was ich dir sage: leiste keinem einzigen Befehle, welchen dieser Barbar aus Omân dir geben wird, Folge und richte es so ein, daß alle seine Maßregeln ein elendes Ende nehmen. Ibn-Mikhnaf verneigte sich, was Bischr als ein Zeichen der Bejahung nahm; aber er hatte sich nicht an den Rechten gewandt. Vom selben Geschlecht, und was noch mehr galt, aus dem selben Stamme wie Mohallab, war Ibn-Mikhnaf nicht geneigt, gegen ihn die verhaßte Rolle zu spielen, die der Statthalter ihm bestimmte, und sobald er aus dem Palaste herausgetreten, sagte er zu seinen Freunden: „Sicherlich, dieser Bursche hat den Verstand verloren, da er mich fähig hält, den ausgezeichnetsten Häuptling meines Stammes zu verrathen."

Die Armee rückte ins Feld, und obgleich Mohallab seiner besten Offiziere und tapfersten Soldaten beraubt war, gelang es ihm dennoch, die Nonconformisten zurückzuschlagen, zuerst vom Euphrat, dann aus Ahwâz, dann aus Râm-Hormoz; da aber wurde die glänzende Reihe seiner Siege plötzlich durch die Nachricht vom Tode Bischr's unterbrochen. Was dieser zänkische Mensch bei seinen Lebzeiten nicht hatte bewirken können, das bewirkte sein Tod. Er verursachte in der Armee eine entsetzliche Unordnung. Da sie in ihrem Egoismus meinten, der Krieg gehe nur die Araber von Baçra an, empörten sich die Soldaten von Cûfa gegen ihren Befehlshaber Ibn-Mikhnaf und

entliefen massenhaft, um an ihren heimischen Heerd zurückzukehren. Die meisten Soldaten von Baçra folgten ihrem Beispiel. Niemals war in diesem so langen und hartnäckigen Kriege die Gefahr drohender gewesen. Irâk wurde eine Beute der vollständigsten Anarchie; nicht der geringste Schatten von Autorität und Ordnung! Bischr's Hauptmann in Cûfa hatte die Ausreißer mit dem Tode bedrohen lassen, wenn sie nicht auf ihren Posten zurückkehren würden: aber anstatt irgend eine Antwort zu geben, zogen sie in ihre Stadt ein, und von Bestrafung war keine Rede.[1] Bald mußten die Nonconformisten die Hand voll Tapferer, welche den Fahnen Mohallab's treu geblieben, vernichten, alle früheren Grenzen überschreiten und Irâk überschwemmen. Sie hatten die Unglücklichen, welche damals bei der Flucht des Abdalazîz in ihre Hände gefallen waren, in einem Erdgeschoß, woselbst man sie, mit Ketten beladen, eingesperrt hatte, den Hungertod sterben lassen;[2] und wer weiß, ob sie nicht ein ähnliches Schicksal allen „Heiden" der Provinz zudachten?

Alles hing vom neuen Statthalter ab. Wenn die Wahl des Khalifen eine schlechte war, wie all seine Wahlen bis dahin gewesen, so war Irâk verloren.

Abdalmelik ernannte Chaddschâdsch.

Dieser, welcher sich damals in Medina befand, hatte kaum seine Ernennung erhalten, als er sich mit nur zwölf Begleitern nach Cûfa aufmachte (December 694). Kaum dort angekommen, begab er sich in die Moschee, wo das Volk, schon von seinem Erscheinen benachrichtigt, versammelt war. Den Säbel an der Seite, den Bogen in der Hand und das Gesicht zur Hälfte bedeckt von dem breiten Musselin seines Turbans, trat er ein, bestieg die Kanzel und ließ seinen schwachen und unsicheren Blick (denn er war kurzsichtig[3]) lange Zeit über die Versammlung schweifen, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Irâkaner, welche dieses lange Stillschweigen für Schüchternheit hielten, wurden unwillig darüber, und da sie, wiewohl nicht sehr tapfer in ihren Thaten, doch sehr dreist in Worten waren, besonders wenn es galt, einen Statthalter zu beleidigen, fingen sie schon an, unter einander zu sagen: „Möge Gott die Omaijaden zu Schanden machen, weil sie die Statthalterschaft unserer Provinz einem solchen Blödsinnigen anvertraut haben!" Schon bot sich einer der Unverschämtesten

---

[1]) Mobarrad S. 747—751.

[2]) Mobarrad S. 741.

[3]) Siehe Ibn-Kotaiba S. 202.

an, ihm einen Stein an den Kopf zu werfen, als Chaddschâdsch auf einmal das Stillschweichen brach, welches er bis dahin so hartnäckig beobachet hatte. Ein kühner Neuerer in Redekunst und Politik, begann er nicht mit den gewöhnlichen Formeln zur Ehre Gottes und des Propheten. Er lüftete den Turban, welcher sein Gesicht bedeckte, und fing an, indem er die folgenden Verse eines alten Dichters vortrug:

„Ich bin die aufgehende Sonne. Wo sich ein Hemmniß findet — ich übersteige es. Daß man mich kennen lerne, brauche ich mich nur zu entschleiern."

Dann fuhr er mit langsamer und feierlicher Stimme fort:

„Wohl erblicke ich Köpfe, zur Ernte reif... und der Schnitter bin ich... Zwischen den Turbanen und den Bärten, welche über die Brüste wallen, sehe ich Blut... Blut..."

Dann wurde er nach und nach lebhafter und sagte:

„Bei Gott, ihr Irâkaner, ich lasse mich nicht verjagen durch drohende Blicke. Ich gleiche nicht jenen Kameelen, welche man durch das Getöse eines leeren, ausgetrockneten Schlauches erschreckt, daß sie in gestrecktem Galopp laufen. Wie man das Maul eines Pferdes untersucht, um sein Alter zu erfahren und ob es zur Arbeit tauglich sei, so hat man meinen Mund untersucht und gefunden, daß ich meine Weisheitszähne habe.

„Der Beherrscher der Gläubigen hat seine Pfeile aus dem Köcher gezogen; er hat sie vor sich ausgebreitet; er hat sie einzeln aufmerksam und sorgfältig untersucht. Nachdem er sie alle geprüft, hat er entschieden, daß ich der härteste sei und am schwierigsten zu brechen. Darum hat er mich zu euch geschickt... Seit geraumer Zeit wandelt ihr den Weg der Gesetzlosigkeit und des Aufruhrs; aber, das schwöre ich! ich werde mit euch umgehen wie man mit den Dornenbüschen umgeht, deren man sich als Feuerung bedienen will. Man schlingt einen Strick um sie und schneidet sie dann ab.[1] Ich werde euch braun und blau schlagen, gerade wie die Hirten die Kameele halb todt prügeln, die sich auf der Weide verspätet haben, wenn die anderen schon herein sind. Und das merkt euch wohl: was ich sage, thue ich auch; die Pläne, welche ich fasse, führe ich aus; wenn ich einmal die Form einer Sandale auf das Leder gezeichnet habe, schneide ich kühn hinein.

„Der Beherrscher aller Gläubigen hat mir befohlen, euch euren Sold auszubezahlen und euch auf den Kriegsschauplatz zu führen,

[1]) Siehe über die Redensart, welche der Redner hier gebraucht, Mobarrad S. 46.



wo ihr unter dem Befehle Mohallab's kämpfen sollt. Drei Tage gebe ich euch zu euren Vorbereitungen, und bei Allem, was heilig ist, schwöre ich euch, sobald dieser Zeitpunkt verstrichen, werde ich allen Denen den Kopf abschneiden, die nicht fort sind...

„Und nun, junger Mann, lies ihnen den Brief des Beherrschers der Gläubigen vor."

Der Aufgerufene las folgende Worte: „Abdalmelik, der Beherrscher der Gläubigen, an alle Moslim's von Cûfa. Heil euch!"

Es war Gebrauch, daß das Volk diese Formel mit den Worten beantwortete: „Und Heil dem Beherrscher der Gläubigen!" Aber diesmal beobachtete die Zuhörerschaft ein düsteres Schweigen. Wiewohl man instinctmäßig fühlte, daß man in diesem Redner mit dem barschen und packenden Worte, das zugleich farbenreich und nervig war, seinen Meister gefunden hatte, wollte man es sich selbst noch nicht gern eingestehen.

„Hör' auf!" sagte Chaddschâdsch zum Vorleser, und sich dann wieder ans Volk wendend, schrie er: „Was heißt das? der Beherrscher der Gläubigen begrüßt euch, und ihr antwortet ihm nicht? Bei Gott, ich werde es schon verstehen, euch eine Lehre der Höflichkeit zu geben... Fange noch einmal an, junger Mann!"

Bei diesen kurzen Worten hatte Chaddschâdsch einen so drohenden und furchtbaren Ausdruck in seine Miene, in die Züge seines Gesichtes und in den Ton seiner Stimme gelegt, daß als der Vorleser von neuem die Worte: „Heil euch!" aussprach, die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme rief: „Heil dem Beherrscher der Gläubigen!" [1]

Die selben Mittel wurden zu Baçra gebraucht, und der selbe Erfolg ergab sich auch hier. Mehrere Bewohner dieser Stadt hatten, als sie von Dem, was sich in Cûfa zugetragen, benachrichtigt worden, nicht einmal die Ankunft des neuen Statthalters abgewartet, um sich der Armee Mohallab's anzuschließen, [2] und höchst angenehm überrascht über den ungewohnten Eifer der Irâkaner, rief der Feldherr in freudiger Aufwallung: „Gott sei gelobt! endlich ist ein Mann in Irâk erschienen." [3] Aber wehe Dem, welcher im geringsten zögerte oder auch nur eine Spur von Widerstand zeigte; denn für Chaddschâdsch bedeutete das

[1]) Mobarrad S. 220, 221.
[2]) Mobarrad S. 753.
[3]) Weil Bd. 1 S. 433.

Leben eines Menschen sehr wenig. Zwei oder drei Personen mußten dies zu ihrem Schaden erfahren.

Indessen täuschte sich Chaddschâdsch, wenn er glaubte, gewonnenes Spiel zu haben. Als die Irâkaner sich ein wenig von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, schämten sie sich, daß sie sich, wie Kinder von dem Schulmeister, hatten einschüchtern und beängstigen lassen, und im Augenblick als Chaddschâdsch eine Truppenabtheilung dem Mohallab zuführte, wurde ein Streit über den Sold das Signal zu einer Meuterei, die bald das furchtbare Ansehen einer Empörung annahm. Das Losungswort war die nothwendige Absetzung des Statthalters; die Rebellen schworen, von Abdalmelik seine Abberufung zu fordern, und drohten, daß sie selbst ihn absetzen würden, sollte jener sich weigern. Von aller Welt verlassen, nur mit Ausnahme seiner Verwandten, seiner vertrauten Freunde und der Diener seines Hauses, sah Chaddschâdsch die Rebellen sein Zelt plündern und seine Frauen entführen. Wäre er nicht durch Furcht vor dem Khalifen zurückgehalten worden, er hätte sie getödtet. Jedoch verlor er keinen Augenblick den Muth. Er verwarf unwillig die Rathschläge seiner Freunde, welche wünschten, er möchte sich mit den Rebellen in eine Verhandlung einlassen. Stolz und als ob er noch Herr der Situation wäre, sagte er: „Ich werde es nur dann thun, wenn sie mir zuvor ihre Häuptlinge ausliefern." Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er seine unbeugsame Hartnäckigkeit mit dem Leben bezahlt haben, wenn ihn in diesem kritischen Augenblicke die Kaisiten seinem Schicksale überlassen hätten; aber sie hatten schon in ihm ihre Hoffnung, ihre Stütze und ihr Haupt erkannt; sie hatten verstanden, daß, wenn sie das Verfahren verfolgten, welches er ihnen vorgeschrieben, sie sich aus ihrer Erniedrigung wieder erheben und zur Macht kommen würden. Drei kaisitische Häuptlinge, unter welchen der tapfere Kotaiba ibn-Moslim hervorragte, eilten herbei zu seiner Hilfe; ein Stammgenosse Mohallab's und ein unzufriedener temîmitischer Rebellen-Häuptling ahmten ihrem Beispiele nach, und sobald Chaddschâdsch sechstausend Mann um sich versammelt sah, zwang er die Empörer, die Schlacht anzunehmen. Einen Augenblick war er nahe daran, sie zu verlieren; aber es gelang ihm, seine Truppen wieder zu sammeln, und der Führer der Empörer wurde von einem Pfeil getödtet. So trug er den Sieg davon, welchen er durch seine Gnade gegen die Besiegten vollkommen und entscheidend machte: er verbot, sie zu verfolgen, bewilligte ihnen Amnestie und begnügte sich damit, die Köpfe von neunzehn Rebellen-Häuptlingen, die im Kampf getödtet waren, in Mohallab's Lager zu schicken, damit sie als Warnung

dienten für Die, welche etwa in ihrem Herzen den Wunsch hegten, sich zu empören.[1]

Zum ersten Male hatten die Kaisiten, die sonst gewöhnlich alle Aufstände begünstigten, die bestehende Macht aufrecht erhalten, und als sie nun einmal diesen Weg eingeschlagen, gingen sie entschlossen vorwärts; sie wußten, daß es das einzige Mittel war, um sich wieder bei dem Khalifen in Gnade zu setzen.

Nachdem er die Ordnung hergestellt hatte, war Chaddschâdsch nur noch von Einem Gedanken beseelt, nämlich dem, Mohallab aufzumuntern und anzuspornen; denn er hatte ihn im Verdacht, den Krieg in seinem eigenen Interesse fortsetzen zu wollen. Er untermengte bei dem ihm natürlichen Ungestüm schlechte Maßregeln mit guten, schrieb ihm Brief auf Brief, warf ihm aufs härteste seine Langsamkeit, seine Unthätigkeit, seine Feigheit, wie er es nannte, vor, drohte ihm mit dem Tode oder wenigstens mit Absetzung[2] und schickte ihm einen Bevollmächtigten nach dem andern ins Lager.[3] Da sie dem Geschlechte des Statthalters angehörten und übereifrig waren, Rath zu ertheilen, besonders wenn man sie nicht darum befragte, brachten diese Bevollmächtigten bisweilen Unordnung in die Armee[4] und flohen in der Schlacht.[5] Aber der Zweck wurde erreicht. Noch waren keine zwei Jahre verflossen, seit Chaddschâdsch zum Statthalter des Irâk ernannt worden, und die Nonconformisten streckten ihre Waffen (gegen Ende des Jahres 696).

Chaddschâdsch, zum Vicekönig aller östlichen Provinzen ernannt, als Belohnung all seiner treuen und nützlichen Dienste, hatte noch manchen Aufstand zu unterdrücken; aber er unterdrückte sie alle, und in dem Maße wie er die Krone auf dem Haupte seines Herrn befestigte, hob er sein Geschlecht aus dem Stande der Erniedrigung, in den es gesunken, empor und suchte es mit dem Khalifen zu versöhnen. Dies gelang ihm ohne zu große Schwierigkeit. Gezwungen, sich bald auf die Kelbiten, bald auf die Kaisiten zu stützen, konnte der Khalif in seiner Wahl kaum zweifelhaft sein. Gewöhnlich haben die Könige nicht sonderliche Zuneigung zu Denen, die auf ihre Erkenntlichkeit Anspruch haben, weil sie zu ihrer Erhebung beigetragen. Die Dienste,

---

1) Ibn-Khaldûn fol. 186 r. und v.
2) Mobarrad S. 756.
3) Mobarrad S. 759, 765.
4) Mobarrad S. 766.
5) Mobarrad S. 785

welche sie geleistet, hatten den Kelbiten einen Hochmuth eingeflößt, welcher anfing, lästig zu werden; bei jeder Gelegenheit riefen sie es dem Khalifen ins Gedächtniß, daß ohne sie weder er noch sein Vater den Thron würden bestiegen haben; sie betrachteten ihn als sich verpflichtet, das heißt als ihr Geschöpf und ihr Eigenthum. Die Kaisiten dagegen, die um jeden Preis wünschten, er möge vergessen, daß sie die Feinde seines Vaters und seine eigenen gewesen, bewarben sich auf den Knieen um seine Gunst und gehorchten blindlings all seinen Worten, all seinen Winken. Sie errangen den Sieg und stachen ihre Nebenbuhler aus.[1]

Die in Ungnade gefallenen Kelbiten erhoben lautes Geschrei. Die Macht des Khalifen hatte sich in dieser Zeit zu sehr befestigt, als daß sie sich gegen ihn hätten auflehnen können; aber ihre Dichter warfen ihm seine Undankbarkeit bitter vor und ersparten ihm keine Drohungen. Dschauwâs, der Vater des Sad, welchen wir später in Spanien als Opfer des Hasses der Kaisiten werden umkommen sehen, sagte Folgendes:

„Abdalmelik! Du hast uns nicht belohnt, und wir haben doch tapfer für dich gekämpft, haben dir die Freuden und Güter dieser Welt verschafft. Denkst du noch daran, was sich zu Dschâbia in Dschaulân zugetragen? Wäre Ibn-Bahdal nicht bei der Versammlung, die dort gehalten wurde, zugegen gewesen, würdest du ein unbekanntes Leben führen, und Keiner aus deiner Familie würde das öffentliche Gebet in der Moschee halten. Und dennoch, nachdem du die höchste Gewalt erhalten und ohne Nebenbuhler geblieben bist, hast du uns den Rücken gewendet, und wenig fehlte daran, daß du uns als Feinde behandelt hättest. Sollte man nicht sagen, daß du nicht ahnest, welch sonderbaren Wechsel die Zeit mit sich bringen könne?"

In einem anderen Gedichte sagte er:

„Die Familie des Omaija hat gewollt, daß wir unsere Lanzen in das Blut ihrer Feinde tauchten, und jetzt will sie nicht, daß wir an ihrem Glück Theil haben! Haus des Omaija! Zahllose Haufen trotziger Krieger, welche ein Kriegsgeschrei erhoben, das nicht dein eigenes war, haben wir bekämpft mit unsern Lanzen, unsern Säbeln, und haben die Gefahr, die dich bedrohete, abgewendet. Gott wird uns vielleicht für unsere Dienste lohnen und auch dafür, daß wir mit unsern Waffen diesen Thron befestigt haben; aber das Haus des Omaija wird uns sicherlich nicht belohnen. Fremdlinge, ihr kommt aus Chidschâz, einem Lande, welches die Wüste gänzlich von dem unsrigen trennt, und Syrien kannte keinen unter euch.[2] Zu gleicher Zeit zogen die Kaisiten gegen euch; in ihren Augen funkelte Haß, und ihr Banner flatterte in den Lüften..."

Ein anderer kelbitischer Dichter, einer von Denen, welche früher

[1]) Chamâsa S. 658.

[2]) Man erinnert sich, daß der Zweig der Omaijaden, welchem Merwân angehörte, in Medina ansässig war.

die Schlacht auf der Wiese besungen hatten, richtete folgende Verse an die Omaijaden:

„Zu jener Zeit, da ihr keinen Thron hattet, haben wir von dem Throne zu Damask Die gestürzt, die sich erkühnt hatten, ihn einzunehmen, und haben ihn euch verliehen. In mancher Schlacht haben wir euch Beweise unserer Aufopferung gegeben, und in der Schlacht auf der Wiese habt ihr den Sieg nur unserer mächtigen Hilfe verdankt. Wollet darum nicht mit Undankbarkeit unsere guten und treuen Dienste lohnen; früher waret ihr gut gegen uns: hütet euch, Tyrannen zu werden. Selbst vor der Zeit Merwân's, als die Augen eines omaijadischen Emirs von Sorgen wie von einem dicken Schleier verfinstert waren, haben wir diesen Schleier zerrissen, so daß jener das Licht sehen konnte. Als er schon nahe daran war zu unterliegen und mit den Zähnen knirschte, haben wir ihn gerettet,[1] und darauf rief er voll Wonne: Gott ist groß! Wenn der Kaisite prahlt, dann könnt ihr ihm die Tapferkeit ins Gedächtniß zurückrufen, die er im Felde von Dhachhâk, östlich von Dschaubar gezeigt hat.[2] Kein einziger Kaisite hat sich da als herzhafter Mann bewiesen: alle schwangen sich auf ihre Pferde und suchten das Heil in der Flucht!"[3]

Klagen, Murren, Drohen — nichts half den Kelbiten. Die Zeit ihrer Größe war vorüber, auf immer vorüber. Freilich konnte die Politik des Hofes sich ändern, und später änderte sie sich in der That, so daß die Kelbiten fortfuhren, eine wichtige Rolle zu spielen, besonders in Afrika und Spanien; niemals aber wurden sie wieder, was sie unter Merwân gewesen: der mächtigste unter den jemenitischen Stämmen. Dieser Rang kam von nun an den Azditen zu; die Familie Mohallab's hatte die des Ibn-Bahdal verdrängt. Zu gleicher Zeit nahm der Kampf, ohne im geringsten an Heftigkeit abzunehmen, eine viel größere Ausbreitung an: von nun an hatten die Kaisiten sämmtliche Jemeniten zu Feinden.

Die Regierung Walîd's, welcher im Jahre 705 seinem Vater Abdalmelik folgte, war der Höhepunkt für die Macht der Kaisiten: „Mein Sohn," sagte Abdalmelik auf seinem Sterbebette, „bewahre stets die größte Achtung vor Chaddschâdsch; ihm allein verdankst du den Thron, er ist dein Degen, er ist dein rechter Arm, und du hast seiner mehr

---

[1]) Der Commentator Tibrîzî hat diesen Vers schlecht erklärt, denn er hat nicht bemerkt, daß mit poetischer Licenz das Wort naffasna gebraucht ist statt naffasnâ; vergl. Ibn-Kotaiba S. 201 Z. 18 und Chamâsa S. 263 Z. 6 und 7, wo talana und naaina steht anstatt talanâ und naainâ, wie aus der 11. Zeile dieser Seite zu ersehen. Ebenso Makkarî Bd. I S. 893 Z. 15, wo zu lesen nach Anmk. d.

[2]) Das heißt: in der Schlacht auf der Wiese.

[3]) Chamâsa S. 656—659.

nöthig, als er deiner bedarf."[1] Walîd vergaß diese Empfehlung nie. Er sprach: „Mein Vater sagte oft: Chaddschâdsch ist die Haut meiner Stirn; aber ich sage: Chaddschâdsch ist die Haut meines Angesichtes."[2] Dieses Wort ist der summarische Inhalt seiner ganzen Regierung, welche außerdem an Eroberungen und an militärischem Ruhme fruchtbarer als jede andere war; denn unter ihr geschah es, daß der Kaisite Kotaiba die moslimischen Fahnen auf die Mauern von Samarcand pflanzte, daß Mohammed ibn-Kâsim, ein Vetter des Chaddschâdsch, Indien bis an den Fuß des Himalaja eroberte und daß am andern Ende des Reiches die Jemeniten, nachdem sie die Eroberung des nördlichen Afrika bewerkstelligt, Spanien dem weiten Reiche, das der Prophet gegründet, einverleibten. Aber für die Jemeniten war es eine unheilvolle Zeit, besonders für die beiden hervorragendsten aber nicht ehrenwerthesten Männer dieser Partei: Jezîd, den Sohn Mohallab's, und Mûsâ, den Sohn Noçair's. Zu seinem Unglück hatte Jezîd, der seit seines Vaters Tode Haupt seines Hauses war, dem Chaddschâdsch sehr auffällige Veranlassung zum Hasse gegeben. Wie alle Mitglieder seiner Familie, welche unter der Regierung der Omaijaden für die freigebigste galt gleich den Barmeciden unter den Abbâsiden[3] säete er das Geld auf allen Schritten aus, und da er glücklich sein und alle Welt um sich her glücklich haben wollte, vergeudete er sein Vermögen in Vergnügungen, Kunstliebhabereien und unüberlegten Schenkungen, die er mit aristokratischer Freigebigkeit ausstreute. Einmal, so erzählt man, unterwegs auf einer Wallfahrt nach Mekka, gab er einem Barbier, der ihm eben den Bart geschoren, tausend Silberstücke. Ganz bestürzt über den Empfang einer so beträchtlichen Summe, rief der Barbier voll Freude aus: „Nun will ich gleich meine Mutter aus der Sklaverei lösen." Ueber solche Kindesliebe gerührt, gab Jezîd ihm noch tausend Silberstücke. „Wenn ich je wieder in meinem Leben einen Andern rasire, so will ich verdammt sein, meine Frau zu verstoßen," erwiderte der Barbier, und Jezîd gab ihm noch zweitausend Silberstücke.[4] Man erzählt eine Menge ähnlicher Züge von ihm, welche alle den Beweis liefern, daß das Geld unter seinen verschwenderischen Händen wie Wasser zerfloß; aber da kein noch so unermeßlich großes Vermögen eine bis zur Tollheit getriebene Verschwendung

---

[1]) Sojûtî, Tarîkh al-khulafâ S. 221 ed. Lees.

[2]) Historia Khalifatus al-Walîdi, ed. Anspach S. 13.

[3]) Ibn-Khallicân Heft X S. 107 ed. Wüstenfeld.

[4]) Ibn-Khallicân Heft X S. 105.

ertragen kann, sah Jezîd, um seinem Untergange zu entgehen, sich genöthigt, den Schatz des Khalifen anzugreifen. Von Chaddschâdsch verurtheilt, dem Schatze sechs Millionen wieder zu erstatten, konnte er nur die Hälfte dieser Summe bezahlen, wurde in einen Kerker geworfen und grausam gefoltert. Nach Verlauf von vier Jahren[1] gelang es ihm, mit zweien seiner Brüder, welche seine Gefangenschaft theilten, zu entfliehen. Während Chaddschâdsch in dem Wahne, sie seien darauf ausgegangen, Khorâsân in Aufruhr zu setzen, Boten an Kotaiba sandte, die ihm einschärfen sollten, auf der Hut zu sein und die Empörung im Keime zu ersticken, durchwanderten sie, unter Führung eines Kelbiten,[2] die Wüste Samâwa, um von Solaimân, dem Bruder des Khalifen, Schutz zu erflehen. Nach den von Abdalmelik getroffenen Verfügungen war er Erbe des Thrones und Haupt der jemenitischen Partei. Solaimân schwor, daß, so lange er leben werde, die Söhne Mohallab's nichts zu fürchten hätten; er erbot sich, dem Schatze die drei Millionen, welche Jezîd nicht hatte abtragen können, zu bezahlen, und bat um Gnade für ihn. Er erlangte sie nur mit großer Mühe und durch eine Art Theatercoup. Von nun an blieb Jezîd im Palaste seines Beschützers, den Augenblick ersehnend, der seiner Partei wiederum die Herrschaft geben würde. Wenn man ihn fragte, warum er sich nicht ein eigenes Haus kaufe, antwortete er: „Was sollte ich damit machen? bald werde ich eines bekommen, welches ich nicht mehr zu verlassen brauche: den Palast eines Statthalters, wenn Solaimân Khalif wird, ein Gefängniß, wenn er es nicht wird.“[3]

Der andere Jemenite, der Eroberer Spaniens, stammte nicht, wie Jezîd, aus hoher Familie. Er war ein Freigelassener, und wenn er zu der damals in Ungnade stehenden Partei gehörte, so kam es daher, weil sein Herr, der Prinz Abdalazîz, der Bruder des Khalifen Abdalmelik und Statthalter von Aegypten, mit großer Wärme sich der Sache der Kelbiten annahm, weil, wie wir gesehen haben, seine Mutter von dieser Race war. Schon unter der Regierung Abdalmelik's, als er noch Steuereinnehmer zu Baçra war, hatte Mûsâ sich des Unterschleifs schuldig gemacht. Der Khalif wurde dessen gewahr und gab Chaddschâdsch den Befehl, ihn gefangen zu nehmen. Bei Zeiten davon unterrichtet, floh Mûsâ nach Aegypten, wo er den Schutz seines Herrn

---

1) Ibn-Khaldûn fol. 196 v.
2) Derselbe a. a. O.
3) Ibn-Khallicân Heft X S. 112—115.

erflehte. Dieser nahm ihn unter seine Obhut und begab sich an den Hof, um die Sache in Ordnung zu bringen. Der Khalif verlangte hunderttausend Goldstücke als Entschädigung. Abdalaziz bezahlte die Hälfte der Summe und ernannte später Mûsâ zum Statthalter von Afrika; denn um diese Zeit wurde der Statthalter dieser Provinz durch den Statthalter von Aegypten ernannt.[1] Nachdem er Spanien erobert hatte, fuhr Mûsâ, im Ueberflusse des Reichthums und auf dem Gipfel des Ruhmes und der Macht, fort, mit der selben Keckheit wie früher, den Khalifen zu übervortheilen. Wahr ist es, daß zu jener Zeit sich Jeder mit Finanzgeschäften befaßte; Mûsâ's Unrecht war, es zu sehr zu übertreiben und nicht zur herrschenden Partei zu gehören. Seit einiger Zeit hatte Walîd ein aufmerksames Auge auf sein Verfahren gehabt; er befahl ihm daher, sich nach Syrien zu begeben, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen. So lange er konnte, wich Mûsâ diesem Befehl aus; als er aber endlich gezwungen war zu gehorchen, verließ er Spanien und versuchte, bei Hofe angelangt, den Zorn des Khalifen durch prächtige Geschenke, die er ihm darbot, zu entwaffnen. Es war vergebens. Die Gefühle des Hasses, die seit langer Zeit sich bei seinen Gefährten, bei Târik, bei Moghîth und Anderen angesammelt hatten, machten sich jetzt Luft; sie überhäuften ihn mit Beschuldigungen, die nur zu vielen Beifall fanden. Der untreue Statthalter wurde während einer Sitzung schimpflich aus dem Audienzsaale gewiesen. Der Khalif hatte nicht weniger im Sinne, als ihn zum Tode zu verurtheilen; aber da mehrere Männer von Ansehen, welche Mûsâ durch Geldgeschenke gewonnen hatte, darum baten, daß sein Leben ungefährdet bleibe, wurde ihnen dies gewährt, und der Khalif begnügte sich damit, ihm eine beträchtliche Geldbuße aufzuerlegen.[2]

Kurze Zeit darauf starb Walîd und hinterließ seinem Bruder Solaimân den Thron. Der Fall der Kaisiten folgte unmittelbar und war schrecklich. Chaddschâdsch lebte nicht mehr. „Allâh, gewähre mir den Tod, ehe der Beherrscher der Gläubigen gestorben, und gib mir zum Herrn keinen Fürsten, der ohne Mitgefühl für mich ist;"[3] — so hatte sein Gebet gelautet, und Gott hatte ihn erhört; aber seine Clienten, seine Schützlinge, seine Freunde hatten noch alle Stellen

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. I S. 24, 25.
[2]) Isidor c. 38, 40.
[3]) Tabari bei Weil Bd. I S. 553.

inne: sie wurden sofort entlassen und durch Jemeniten ersetzt. Jezîd ibn-abî-Moslim, ein Freigelassener und Schreiber Chaddschâdsch's, verlor die Statthalterschaft des Irâk und wurde in den Kerker geworfen, welchen er erst nach fünf Jahren beim Regierungsantritt des kaisitischen Khalifen Jezîd II. verlassen durfte, worauf er sogleich Statthalter von Afrika wurde.[1] So plötzlich wendete sich damals oft das Geschick. Unglücklicher als er, wurde der unerschrockene Kotaiba enthauptet, und der berühmte Eroberer Indiens Mohammed ibn-Kâsim, ein Vetter des Chaddschâdsch, starb auf der Folter, während Jezîd, der Sohn Mohallab's, welcher unter der vorhergehenden Regierung auf dem Punkte gestanden hatte, das selbe Schicksal zu erfahren, als Günstling Solaimân's unumschränker Gewalt sich erfreute.

Mûsâ allein zog keinen Nutzen von dem Siege der Partei, zu welcher er gehörte. Er hatte Solaimân schwer beleidigt in der eiteln Hoffnung, sich die Gunst Walîd's zu erwerben. Im Augenblick als Mûsâ in Syrien ankam, war Walîd schon so gefährlich krank, daß man seinen Tod nahe glaubte, und Solaimân, welchen selbst nach den reichen Geschenken, die Mûsâ jedenfalls dem Walîd anbieten würde, gelüstete, hatte den Statthalter auffordern lassen, seine Reise zu verzögern, damit er nicht eher in Damask ankäme, als bis sein Bruder schon gestorben sei und er selbst den Thron bestiegen habe. Da Mûsâ in diese Bitte nicht eingewilligt und die Söhne Walîd's folglich die ihrem Vater von ihm gemachten Geschenke geerbt hatten, grollte Solaimân ihm;[2] darum erließ er ihm die Geldbuße nicht, die ihm auferlegt worden, die er übrigens mit Hilfe seiner zahlreichen Clienten in Spanien[3] und der Mitglieder des Stammes Lakhm, zu welchem seine Gemahlin gehörte, leicht bezahlen konnte.[4] Weiter trieb Solaimân indessen seine Rache nicht. Wohl gibt es über das Schicksal Mûsâ's eine lange Reihe von Sagen, die eine rührender als die andere, aber sie sind alle von Romanzenschreibern erfunden worden zu einer Zeit, in der man schon vollkommen vergessen hatte, wie das Verhältniß der Parteien im achten Jahrhundert gewesen war, und wo man sich nicht mehr erinnerte, daß Mûsâ, wie uns ein eben so alter als glaubwürdiger

---

[1]) Abû-Ali-Tanûkhi, Al-faragu bada's-schiddati, Leyden. Manuscr. 61 S. 73.

[2]) Ibn-Chabîb, Oxford. Manuscr. S. 153.

[3]) Isidor c. 40. Pro multâ opulentiâ, sagt dieser Autor, parvum impositum onus existimat, atque mirâ velocitate impositum pondus exactat.

[4]) Akhbâr madschmûa fol. 62 r.



Schriftsteller[1] erzählt, des Schutzes und der Freundschaft Jezîd's, des Sohnes Mohallab's, des allmächtigen Günstlings Solaimân's genoß. Keine, nicht einmal die scharfsinnigste Begründung, vermöchte diese haltlosen Gerüchte zu stützen, für welche man sich auf keine glaubwürdige Autorität berufen kann und die in vollkommenem Widerspruche mit der umständlichen Erzählung eines gleichzeitigen Schriftstellers stehen.[2]

Als einzige Ausnahme in der Geschichte der Omaijaden, war der Nachfolger Solaimân's, Omar II., kein Parteimann: er war ein ehrwürdiger Priester, ein heiliger Mann, welcher den größten Abscheu hatte vor dem Geschrei des Zwiespaltes und Hasses; er dankte Gott, daß er ihn nicht in jener Zeit hatte leben lassen, wo die Heiligen des Islam, Alî, Aischa und Moâwija sich bekämpften; er mochte nicht einmal von diesen unseligen Streitigkeiten sprechen hören. Ausschließlich beschäftigt mit religiösen Interessen und mit der Ausbreitung des Glaubens, erinnert er an jenen vortrefflichen und ehrwürdigen Papst, welcher zu den Florentinern sagte: „Seid weder Ghibellinen noch Guelfen, seid nur Christen und Bürger!" Omar II. gelang es nicht besser als Gregor X. seinen großherzigen Traum zu verwirklichen. Jezîd II., welcher ihm folgte und welcher eine Nichte des Chaddschâdsch geheirathet hatte, war ein Kaisite. Darnach bestieg Hischâm den Thron. Anfangs begünstigte er die Jemeniten. Er ersetzte mehrere Statthalter, welche von seinem Vorgänger ernannt worden, durch Männer dieser Partei[3] und erlaubte ihnen, nachdem sie wieder zu Ansehen und Macht gekommen, Die, welche eben gestürzt waren, grausam zu verfolgen.[4] Indessen als er aus Gründen, die wir später auseinander setzen werden, sich für die andere Partei erklärt hatte, nahmen die Kaisiten Rache, besonders in Afrika und Spanien.

Da die arabische Bevölkerung dieser beiden Länder beinahe ausschließlich jemenitisch war, blieben sie gewöhnlich sehr ruhig, so lange sie von Männern dieser Partei regiert wurden; aber unter kaisitischen Statthaltern wurden diese Länder ein Schauplatz der allerschauerlichsten Gewaltthätigkeiten. Dies war der Fall nach dem Tode Bischr's, des Kelbiten, des Statthalters von Afrika. Vor seinem Tode

---

[1]) **Belâdhorî**, Leyden. Manuscr. S. 270.

[2]) Dieser Schriftsteller ist Isidor von Beja.

[3]) In Khorâsân z. B. wurde der Kaisite Moslim al-Kilâbî durch den Jemeniten Asad al-Kasrî ersetzt.

[4]) Siehe Abû-'l-machâsin Bd. I S. 288.

hatte dieser Bischr die Statthalterschaft der Provinz einem seiner Stammgenossen anvertraut, der sich, wie es scheint, schmeichelte, daß der Khalif Hischâm ihn schließlich als Statthalter bestätigen werde. Seine Hoffnung wurde getäuscht: Hischâm ernannte den Kaisiten Obaida vom Stamme Solaim. Der Kelbite erfuhr es; aber er hielt sich für mächtig genug, um sich mit Waffengewalt zu behaupten.

Es war an einem Freitag Morgen im Monat Juni oder Juli des Jahres 728. Der Kelbite hatte sich eben angekleidet und stand im Begriff, sich zur Moschee zu begeben, um dem öffentlichen Gebete beizuwohnen, als plötzlich seine Freunde in das Zimmer stürzten und riefen: „Der Emir Obaida hat soeben die Stadt betreten!" Von dieser Schreckensnachricht völlig niedergeschmettert und anfangs in Dumpfheit versunken, erholte der Kelbite sich nur, um noch die Worte auszurufen: „Gott allein ist mächtig! Die Stunde des letzten Gerichtes wird ebenso unvermuthet kommen!" Seine Füße versagten ihm den Dienst; vor Schrecken erstarrt fiel er zu Boden.

Obaida hatte eingesehen, daß um seine Autorität zu zeigen, er die Hauptstadt überraschen müsse. Zu seinem Glück hatte Kairawân keine Mauern. Er marschirte mit den Kaisiten in tiefster Stille auf Seitenwegen und drang unversehens ein, während die Einwohner der Stadt ihn noch in Syrien oder Aegypten vermutheten.

Nachdem er sich zum Herrn der Stadt gemacht, verfuhr er gegen die Kelbiten mit beispielloser Strenge. Er ließ sie in Kerker werfen und dann auf die Folter bringen, und um die Habsucht seines Herrn zu befriedigen, erpreßte er von ihnen unerhörte Summen.[1]

Nun kam die Reihe an Spanien, das Land, dessen Statthalter von dem Statthalter Afrika's ernannt wurde, welches aber bis dahin erst Ein Mal einem Kaisiten gehorcht hatte. Nachdem die ersten Versuche Obaida's gescheitert waren, schickte er im Monat April des Jahres 729 den Kaisiten Haitham vom Stamme Kilâb dorthin[2] und bedrohte die Araber von Spanien mit den strengsten Züchtigungen, wenn sie wagen würden, den Befehlen des neuen Statthalters sich zu widersetzen. Die Jemeniten murrten; vielleicht hatten sie sich sogar gegen den Kaisiten verschworen; dieser glaubte es wenigstens, und die

[1]) Ibn-Adhâri Bd. I S. 36; Ibn-al-Abbâr S. 47, 49.

[2]) Mocharram 111. Ibn-Baschcowâl bei Makkari Bd. II S. 10. Es ist Kilâbi zu lesen, wie man es bei Makkari, bei Ibn-Khaldûn u. s. w. findet, nicht Kinâni, wie es sich bei anderen Schriftstellern findet. Es ist leicht, diese beiden Namen in arabischer Schrift zu verwechseln.

geheimen Vorschriften Obaida's befolgend, ließ er die Häuptlinge jener Partei ins Gefängniß werfen, entriß ihnen durch schreckliche Martern das Geständniß einer Verschwörung und ließ sie köpfen. Unter seinen Opfern befand sich ein Kelbite, welcher wegen seiner vornehmen Abkunft, seiner Reichthümer und seiner Beredsamkeit hohe Achtung genoß; es war Sad, der Sohn jenes Dschauwâs,[1] welcher in seinen Versen dem Khalifen Abdalmelik so heftige Vorwürfe gemacht hatte wegen seiner Undankbarkeit gegen die Kelbiten und dessen Tapferkeit während der Schlacht auf der Wiese das Schicksal des Reiches entschieden und Merwân den Thron verschafft hatte. Die Kelbiten schäumten vor Unwillen wegen der Bestrafung des Sad und einige unter ihnen, wie Abrasch, der Schreiber Hischâm's[2], die noch nicht allen Einfluß bei Hofe verloren hatten, bedienten sich dessen so erfolgreich, daß der Khalif ihnen erlaubte, einen gewissen Mohammed nach Spanien zu schicken, mit dem Befehl, Haitham zu bestrafen und die Statthalterschaft der Provinz dem Jemeniten Abderrachmân al-Ghâfikî zu übertragen, welcher sich großer Beliebtheit erfreute. Als Mohammed in Cordova angekommen war, fand er Abderrachmân nicht dort, da er sich versteckt hatte, um den Verfolgungen des Tyrannen zu entgehen; Haitham aber nahm er gefangen, ließ ihn mit ledernen Riemen schlagen und ihm den Kopf rasiren, was damals der Strafe der Brandmarkung gleich kam; darnach ließ er ihn, mit Ketten beladen, auf einen Esel setzen, den Kopf nach rückwärts gekehrt und die Hände auf den Rücken gebunden, und gab den Befehl, ihn so durch die Stadt zu führen. Nachdem dieses Urtheil an ihm vollzogen worden war, ließ er ihn nach Afrika hinüberbringen, damit der Statthalter dieser Provinz über sein Schicksal bestimme. Aber man konnte nicht wohl von Obaida erwarten, daß er Den bestrafe, welcher nur nach den Befehlen sich gerichtet, die er selbst ihm gegeben. Seinerseits glaubte der Khalif, den Kelbiten vollständige Genugthuung gegeben zu haben, obwohl sie ihre Anforderungen noch weiter trieben und nach arabischen Vorstellungen meinten, der Tod Sad's könne nur durch den seines Mörders gesühnt werden. Hischâm schickte also an Obaida einen so zweideutigen Befehl, daß dieser ihn zum Vortheil Haitham's auslegen konnte.[3] Das war für die Kelbiten eine große Enttäuschung; aber sie ließen sich nicht entmuthigen, und einer ihrer berühmtesten Häuptlinge,

---

1) Siehe Anmerk. III am Ende des Werkes.

2) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 49 und Weil Bd. I S. 654.

3) Isidor c. 57.

Abû-'l-Khattâr, welcher ein Freund Sad's gewesen und im Gefängniß, in das Obaida ihn geworfen, unerschöpflichen Haß gegen diesen Feldherrn und gegen die Kaisiten überhaupt geschöpft hatte, verfaßte folgendes Gedicht, das dazu bestimmt war, dem Khalifen übergeben zu werden:

„Du erlaubst den Kaisiten, unser Blut zu vergießen, Sohn Merwân's; aber wenn du uns beharrlich Gerechtigkeit verweigerst, werden wir das Urtheil Gottes anrufen; er wird billiger sein gegen uns. Man sollte glauben, du habest die Schlacht auf der Wiese vergessen und wissest nicht mehr, wer dir damals den Sieg verschafft hat; dennoch waren es unsere Leiber, die dir als Schilde dienten gegen die feindlichen Lanzen, und uns allein hattest du damals als Kämpfer zu Pferd und zu Fuß. Aber seit du das Ziel deiner Wünsche erreicht hast und, Dank uns, in Genüssen schwelgst, willst du uns nicht mehr beachten. So handelst du fortwährend gegen uns seit der langen Zeit, daß wir dich kennen. Aber hüte dich und gib dich keiner trügerischen Sicherheit hin; sobald der Krieg wieder entbrannt ist und du deinen Fuß auf deiner Strickleiter gleiten fühlst, ist es leicht möglich, daß die Stricke, welche du fest geknüpft glaubst, sich lösen... Das hat man oft gesehen..."

Der Kelbite Abrasch, Hischâm's Schreiber, übernahm es, ihm jene Verse vorzulesen. Die Drohung eines Bürgerkrieges machte einen so tiefen Eindruck auf den Khalifen, daß er augenblicklich die Entsetzung Obaida's aussprach, indem er mit vielleicht geheucheltem Zorn ausrief: „Möge Gott diesen Sohn einer Christin verdammen, weil er sich meinen Befehlen nicht unterworfen hat!" [1]

---

[1]) Siehe meine Notices sur quelques manuscrits arabes S. 47—49, 257 und Ibn-Adhârî Bd. I S. 36, 37.

X.

Der Kampf der Jemeniten und Kaisiten blieb nicht ohne Einfluß auf das Geschick der besiegten Völker, denn jede der beiden Parteien hatte, besonders hinsichtlich der Kriegssteuer, verschiedene Grundsätze. Hierfür und für vieles Andere hatte Chaddschâdsch seiner Partei den zu verfolgenden Weg vorgezeichnet. Es ist bekannt, daß nach gesetzlicher Verfügung die Christen und Juden, welche unter der moslimischen Herrschaft leben, sobald sie den Islam angenommen haben, der Kopfsteuer überhoben sind, welche denen auferlegt ist, die im Glauben ihrer Vorfahren beharren. Dieser dem Geize vorgehaltenen Lockspeise verdankte die moslimische Religionsgemeinschaft, daß sie tagtäglich eine Menge Bekehrter in ihren Schooß aufnehmen konnte, welche, ohne vollkommen von der Wahrheit ihrer Lehrsätze überzeugt zu sein, vor Allem das Geld und die weltlichen Interessen in Erwägung zogen. Die Theologen freuten sich dieser schnellen Ausbreitung des Glaubens; aber der Schatz litt furchtbar darunter. Die Kopfsteuer von Aegypten zum Beispiel, belief sich noch unter dem Khalifat Othmân's auf zwölf Millionen; aber wenige Jahre nachher, als unter dem Khalifate Moâwija's die meisten Kopten den Islam angenommen hatten, war sie bis auf fünf Millionen gefallen.[1] Unter Omar II. fiel sie noch mehr; aber es machte diesem frommen Khalifen wenig Kummer, und als einer seiner Hauptleute ihm die Botschaft schickte: „Wenn dieser Stand der Dinge in Aegypten auf die Länge anhält, werden alle Dhimmî's Moslim's werden, und wir werden da-

[1]) Achmed ibn-abî Jakûb, Kitâb al-buldân fol. 69 v.

durch die Einkünfte, welche sie dem Staatsschatz einbringen, verlieren," antwortete er ihm: „Ich würde mich sehr freuen, wenn alle Dhimmî's Moslim's werden wollten, denn Gott hat seinen Propheten als Apostel gesandt und nicht als Steuereinnehmer."[1] Anders dachte Chaddschâdsch. Er bekümmerte sich wenig um die Verbreitung des Glaubens, und um bei dem Khalifen gut angeschrieben zu bleiben, hatte er den neubekehrten Moslim's des Irâk die Entrichtung der Kopfsteuer nicht erlassen.[2] Die Kaisiten ahmten überall und beständig das Beispiel nach, das er ihnen gab, und behandelten überdies die Besiegten, ob Moslim's oder nicht, mit unverschämtem Hochmuth und furchtbarer Strenge. Die Jemeniten dagegen, wenn sie auch nicht immer, so lange sie die Macht in Händen hatten, mit größerer Billigkeit und Sanftmuth verfuhren, vereinigten doch, sobald sie in der Opposition waren, ihre Stimme mit derjenigen der Unterdrückten, um den fiscalischen Geist, der ihre Nebenbuhler beseelte, zu tadeln. Als die besiegten Völker die Jemeniten wieder zu Macht und Ansehen gelangen sahen, versprachen sie sich goldene Tage; doch ward ihre Hoffnung oft getäuscht, denn die Jemeniten waren weder die ersten noch die letzten Liberalen, welche die Erfahrung gemacht haben, daß, so lange man in der Opposition, es leicht ist über die Steuern zu schreien, eine Reform des Finanzsystems zu fordern und zu versprechen, im Fall man die Staatsangelegenheiten in die Hände bekommen werde, daß aber, wenn dies erreicht ist, es recht schwierig ist, seine Versprechungen zu halten. „Ich befinde mich in einer ziemlich bedenklichen Lage," sagte der Häuptling der Jemeniten, Jezid, der Sohn Mohallab's, als Solaimân ihn zum Statthalter des Irâk ernannt hatte; „die ganze Provinz hat ihre Hoffnungen auf mich gesetzt; sie wird mich verwünschen, wie sie Chaddschâdsch verwünscht hat, wenn ich sie zwinge, die selben Abgaben wie früher zu entrichten; andererseits würde Solaimân unzufrieden mit mir sein, wenn er nicht ebenso hohe Steuern einnehmen würde, wie sein Bruder gethan, als Chaddschâdsch Statthalter der Provinz war." Um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, nahm er seine Zuflucht zu einem höchst eigenthümlichen Mittel. Nachdem er dem Khalifen erklärt hatte, er wolle die Steuererhebung nicht auf sich nehmen, brachte er ihn zu dem Entschluß, dieses verhaßte

---

[1]) Journ. asiat, Series IV Bd. XVIII S. 433.

[2]) Nowairî, Journ. asiat. Series III Bd. XI S. 580.

Geschäft einem Manne von der soeben unterlegenen Partei zu übertragen.[1]

Ueberdies ist nicht zu leugnen, daß unter den Jemeniten außerordentlich lenksame Männer waren, welche sich sehr leicht mit ihren Principien abfinden konnten und welche, um auf ihren Posten bleiben zu können, ihrem Herrn, ob er Jemenite oder Kaisite war, mit gleicher Hingebung und beispielloser Nachgiebigkeit dienten. Der Kelbite Bischr kann als der Typus dieser Art Menschen angesehen werden, welche immer weniger selten wurden, im Verhältniß als die Sittenverderbniß wuchs und die Liebe zum Stamme dem Ehrgeize und dem Durst nach Reichthum wich. Dieser Bischr, von dem Kaisiten Jezîd II. zum Statthalter von Afrika ernannt, schickte einen seiner Stammgenossen, Namens Anbasa, nach Spanien, welcher sich von den Christen dieses Landes den doppelten Tribut bezahlen ließ;[2] aber als der Jemenite Hischâm den Thron bestiegen hatte, schickte er einen andern seiner Stammgenossen hin, Namens Jachjâ, welcher den Christen Alles wiedererstattete, was man ihnen unrechtmäßiger Weise abgenommen hatte. Ein christlicher Schriftsteller dieser Zeit geht sogar so weit, daß er behauptet, dieser „furchtbare" Statthalter (diesen Beinamen gibt er ihm) habe zu „grausamen" Maßregeln gegriffen, um die Moslim's zur Herausgabe Dessen, was ihnen nicht gehörte, zu zwingen.[3]

Im Allgemeinen waren übrigens die Jemeniten weniger hart gegen die Besiegten als ihre Nebenbuhler und folglich ihnen weniger verhaßt. Vor allem hatte das Volk Afrika's, dieses bunte Gemisch heterogener Völker, welche die Araber von Aegypten bis zum Atlantischen Meere ausgebreitet fanden und welche man mit dem Namen Berbern bezeichnet, eine ganz besondre Vorliebe für sie. Sie waren ein stolzes, kriegsgewohntes Volk und über die Maßen eifersüchtig auf ihre Freiheit. In vielen Beziehungen gleichen die Berbern, wie schon Strabo[4] bemerkt, den Arabern. Wie die Söhne Ismael's lebten sie als Nomaden auf einem beschränkten Gebiet, trieben den Krieg gerade auf die selbe Art wie jene, wie Mûsâ ibn-Noçair, welcher zu ihrer Unterwerfung so viel beitrug, aussagte[5]; wie jene waren sie an

[1]) Ibn-Khallicân Heft X. S. 116 ed. Wüstenfeld; Ibn-Khaldûn fol. 199 r.

[2]) Isidor c. 52.

[3]) Isidor c. 54.

[4]) II, 18.

[5]) Ibn-Abhârî Bd. II S. 20.

Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten gewöhnt, denn die römische Herrschaft blieb meist auf die Küste beschränkt; endlich hatten sie die selbe politische Einrichtung, das heißt eine demokratische, die durch den Einfluß der adeligen Familien gemäßigt wurde, und so wurden sie für die Araber, als diese trachteten, sie zu unterwerfen, Feinde, die ganz anders zu fürchten waren als die gedungenen Truppen und die unterdrückten Unterthanen Persiens und des byzantinischen Reiches. Die angreifende Partei mußte jeden glücklichen Erfolg mit einer blutigen Niederlage büßen. Im selben Augenblik, da sie das Land als Sieger bis zum Strande des Atlantischen Meeres durchzogen, sahen sie sich plötzlich umringt und zerstückelt von Horden, so zahllos wie der Sand am Meere. „Afrika zu erobern, ist eine Unmöglichkeit,“ schrieb ein Statthalter an den Khalifen Abdalmelik; „kaum ist ein Berbernstamm ausgerottet, so tritt ein anderer an seine Stelle.“ Jedoch trotz der Schwierigkeit dieses Unternehmens, ja vielleicht eben wegen der Hindernisse, die ihnen auf jedem Schritt entgegentraten und zu deren Ueberwindung das Ehrgefühl sie trotz Allem zwang, bestanden die Araber hartnäckig auf dieser Eroberung mit bewundernswerthem Muthe und merkwürdiger Beharrlichkeit. Um den Preis von siebenzig Jahren eines mörderischen Krieges wurde die Unterwerfung der Afrikaner erreicht, insoweit daß sie darauf eingingen, die Waffen niederzulegen, sobald man nie mit den erworbenen Rechten großprahlen, ihren höchst empfindlichen Stolz schonen wolle und sie nicht als Besiegte, sondern als seines Gleichen, als Brüder zu behandeln verspreche. Wehe Dem, welcher die Unvorsichtigkeit beging, sie zu beleidigen! In seinem thörichten Hochmuth wollte der Kaisite Jezîd ibn-abî-Moslim, der frühere Schreiber des Chaddschâdsch, sie als Sklaven behandeln: sie ermordeten ihn auf der Stelle, und obgleich Jezîd II. ein Kaisite war, verlangte er doch klüglicher Weise die Bestrafung der Schuldigen und schickte einen Kelbiten hin, um die Provinz zu regieren. Weniger vorsichtig als sein Vorgänger, reizte Hischâm sie zu einem entsetzlichen Aufstande, welcher sich von Afrika aus über Spanien erstreckte.

Hischâm, der im Beginn seiner Regierung als Jemenite ziemlich beliebt war,[1] hatte sich zuletzt für die Kaisiten erklärt, weil er wußte, daß sie bereit sein würden, seine herrschende Leidenschaft, den Durst

[1]) Qui Hiscam primordio suae potestatis satis se modestum ostendens. Isidor c. 55.

nach Gold, zu befriedigen. Nachdem er ihnen also die Provinzen, die er so vortrefflich auszusaugen wußte, überliefert hatte, zog er mehr Geld daraus als irgend einer seiner Vorfahren.[1] Die Statthalterschaft von Afrika vertraute er im Jahre 734, anderthalb Jahre nach der Absetzung Obaida's,[2] dem Kaisiten Obaidallâh an.

Dieser, ein Enkel eines Freigelassenen, war kein gewöhnlicher Mann. Er hatte eine gründliche und glänzende Erziehung genossen und wußte alle bekannten Gedichte und die Kriegsgeschichten der alten Zeit auswendig.[3] Seiner Vorliebe für die Kaisiten lag ein edler und großmüthiger Gedanke zu Grunde. Da er in Aegypten nur zwei kleine kaisitische Stämme gefunden hatte, ließ er eintausend dreihundert arme Familien dieser Stämme dahin kommen und gab sich alle mögliche Mühe, diese Colonie in Flor zu bringen.[4] Seine Achtung für die Familie seines Gebieters hatte etwas Rührendes: inmitten seiner Größe und auf dem Gipfel der Macht gab er laut und ohne sich seines niedrigen Ursprungs zu schämen, seinen Verpflichtungen für den Vater Okba's Ausdruck, der seinen Großvater befreit hatte, und als er Statthalter von Afrika geworden und Okba ihn zu besuchen kam, hieß er ihn sich an seine Seite setzen und bewies ihm so viel Achtung, daß seine Söhne in ihrer den Emporkömmlingen eigenen Eitelkeit darüber unwillig wurden. „Wie?" sagten sie zu ihm, sobald sie allein mit ihm waren, „du läßt diesen Beduinen an deiner Seite sitzen in Gegenwart des Adels und der Koraischiten, die ohne Zweifel sich dadurch beleidigt fühlen werden und dir deshalb zürnen können! Da du ein Greis bist, wird niemand grausam gegen dich sein, und vielleicht wird der Tod dich bald allen feindlichen Absichten entziehen; aber wir, deine Söhne, müssen fürchten, daß die Schande Dessen, was du gethan, auf uns zurückfalle. Und was wird daraus werden, sobald der Khalif erfährt, was vorgegangen? Wird er nicht in Zorn gerathen, wenn er hört, daß du einem solchen Manne mehr Ehre angethan hast als den Koraischiten?" — „Ihr habt Recht, meine Söhne," antwortete Obaidallâh, „ich kann nichts zu meiner Entschuldigung vorbringen, und ich werde Das, was ihr mir vorwerft, nicht wieder thun." Am folgen-

[1]) Isidor c 57.

[2]) Bei Ibn-Adhârî Bd. I S. 37 ist zu lesen: „ein Jahr und sechs Monate (Schawwâl 114 — Rebî II, 116).

[3]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 38.

[4]) Makrîzî, Arabische Stämme in Aegypten S. 39, 40 ed. Wüstenfeld.

den Morgen ließ er Okba und die Edlen in seinen Palast kommen. Er behandelte alle mit der größten Achtung, aber den Ehrenplatz gab er Okba, und nachdem er sich ihm zu Füßen niedergesetzt, ließ er seine Söhne kommen. Als diese in den Saal getreten waren und mit Erstaunen dies Schauspiel betrachteten, stand Obaidallâh auf, und nachdem er Gott und seinen Propheten gepriesen, erzählte er den Edlen die Reden seiner Söhne vom vorhergehenden Tage und fuhr in folgenden Worten fort: „Ich nehme Gott und euch alle zu Zeugen, wiewohl Gott allein genügen würde, und erkläre, daß dieser Mann hier Okba ist, der Sohn jenes Chaddschâdsch, welcher meinem Großvater die Freiheit geschenkt hat. Meine Söhne sind von einer dämonischen Macht verführt worden, welche ihnen diesen tollen Hochmuth eingegeben hat; aber ich habe Gott den Beweis geben wollen, daß ich wenigstens keiner Undankbarkeit mich schuldig machen will und daß ich erkenne, was ich sowohl Gott als diesem Manne verdanke. Ich habe diese Erklärung öffentlich abgeben wollen, weil ich fürchtete, meine Söhne könnten so weit kommen, eine Wohlthat Gottes abzuleugnen und diesen Mann und seinen Vater nicht als ihre Gebieter anzuerkennen. Dies hätte unabwendbar zur Folge gehabt, daß sie von Gott und Menschen verflucht worden wären, denn man hat mich gelehrt, der Prophet habe gesagt: Verflucht sei Der, welcher vorgibt, einer Familie anzugehören, die ihm fremd ist, verflucht, wer seinen Gebieter verleugnet. Auch hat man mir erzählt, Abû-Bekr habe gesagt: Einen Verwandten verleugnen, sollte es auch nur ein entfernter sein, oder vorgeben von einer Familie abzustammen, zu welcher man nicht gehört, ist Undankbarkeit gegen Gott... Meine Söhne, da ich euch ebenso liebe wie mich selbst, habe ich euch dem Fluche des Himmels und der Menschen nicht aussetzen wollen. Ihr habt mir sogar gesagt, der Khalif würde über mich zürnen, wenn er erführe, was ich gethan. Darüber mögt ihr euch beruhigen; der Khalif, dem Gott ein langes Leben verleihen möge, ist zu erhaben, er weiß zu gut, was er Gott schuldig ist, er kennt seine Pflichten viel zu gut, als daß ich fürchten müßte, seinen Zorn durch Erfüllung meiner Pflichten auf mich zu laden; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß er mein Benehmen billigen wird." — „Gut gesprochen!" rief man von allen Seiten. „Es lebe unser Statthalter!' Die Söhne Obaidallâh's, sehr beschämt, daß ihnen eine so große Demüthigung zu Theil geworden, beobachteten düsteres Stillschweigen. Darauf wandte Obaidallâh sich an Okba und sagte: „Herr, meine Pflicht ist, deinen Befehlen zu gehorchen. Der Khalif hat mir ein weites Land anvertraut; wähle dir eine Provinz, welche du

willst." Okba wählte Spanien. „Mein größter Wunsch ist, Theil an dem heiligen Kriege zu nehmen," sagte er, „und dort könnte ich ihn befriedigen."[1]

Jedoch trotzdem daß Obaidallâh einen so erhabenen Charakter hatte und wiewohl er alle Tugenden seiner Nation besaß, war ihm dennoch auch jene tiefe Verachtung für Alles, was nicht arabisch war, im höchsten Grade eigen. In seinen Augen hatten die Kopten, die Berbern, die Spanier und alle Besiegten überhaupt keine andere Bestimmung auf Erden, als im Schweiße ihres Angesichts das große Volk zu bereichern, welches Mohammed das beste aller Völker genannt hatte. Schon als er noch Steuereinnehmer in Aegypten war, hatte er dort den Tribut, welchen die Kopten bezahlten, um das Zwanzigfache erhöht, und dieses im Ganzen so friedliche Volk, welches, seit es unter moslimischer Botmäßigkeit stand, niemals zu den Waffen gegriffen hatte, wurde über diese willkürliche Maßregel so erbittert, daß es sich massenhaft erhob.[2] Als er zum Statthalter von Afrika befördert worden, machte er es sich zur Pflicht, alle Launen und Einfälle der großen Herren von Damask auf Kosten der Berbern zu befriedigen. Da die weiche Wolle der Merinoschafe, aus welcher Kleider von blendender Weiße gewebt wurden, in jener Hauptstadt sehr beliebt war, ließ er den Berbern alle ihre Schafe rauben, welche man sämmtlich schlachtete, obgleich manchmal in einer Heerde von hundert Schafen sich nur eines fand, das diesen weichen Flaum besaß; alle anderen waren sogenannte glatte Schafe und ohne Flaum, d. h. ohne diese besonders weiche Wolle, und waren folglich für den Statthalter ohne Nutzen.[3] Nicht zufrieden, den Berbern ihre Heerden, diese Hauptquelle ihres Wohlstandes oder vielmehr ihr einziges Subsistenzmittel geraubt zu haben, entriß er ihnen auch noch ihre Frauen und Töchter und schickte sie nach Syrien, um dort die Harems zu füllen; denn die arabischen hohen Herren hielten viel auf Berberinnen, die von jeher den Ruf gehabt, es den arabischen Frauen an Schönheit zuvor zu thun.[4]

Fünf Jahre lang duldeten die Berbern Alles stillschweigend; sie

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 60 r. — 61 r.

[2]) Makrîzî, Gesch. der Kopten S. 22 des Textes, ed. Wüstenfeld; s. auch die Anmk. des Herausgebers S. 54.

[3]) Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. I S. 150, 151 des Textes; Akhbâr madschmûa fol. 63 r.

[4]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 39; Ibn-Khaldûn a. a. O.; vgl. Sojûtî Tarîkh al-khulafâ S. 222 Z. 11 ed. Lees.

murrten und häuften in ihren Herzen Haß auf Haß; aber die Nähe einer zahlreichen Armee hielt sie noch in Schranken.

Indessen bereitete sich ein Aufstand vor. Er hatte ebenso sehr einen religiösen als einen politischen Charakter und wurde geleitet von Missionaren und Priestern; denn trotz der unzähligen auffallenden Aehnlichkeiten, die zwischen den Berbern und Arabern statt hatten, bestand doch zwischen diesen beiden Völkern die große und wesentliche Verschiedenheit, daß das eine fromm, mit großer Hinneigung zum Aberglauben war und obendrein voll blinder Verehrung für die Priester, während das andere, ungläubig und spöttisch, den Religionslehrern fast gar keinen Einfluß gönnte. Noch in unserer Zeit haben die afrikanischen Marabut's in allen wichtigen Angelegenheiten unumschränkte Gewalt. Sie allein üben das Recht der Vermittelung, wenn sich zwischen zwei Stämmen Feindschaft erhoben hat. Sie sind es, die bei Gelegenheit der Wahl von Häuptlingen dem Volke Solche vorschlagen, die ihnen dazu am würdigsten scheinen. Ferner sind sie es auch, welche bei den Versammlungen der Stämme, die durch irgendwelche ernste Umstände nothwendig geworden, über die verschiedenen Ansichten Erkundigung einziehen, unter sich besprechen und dem Volke ihre Meinung darüber kund thun. Ihre gemeinschaftlichen Wohnungen werden vom Volke beschafft und unterhalten, und das Volk sorgt überhaupt für Erfüllung ihrer Wünsche.[1] Sonderbar genug und sehr befremdend ist es, daß die Berbern vor ihren Priestern mehr Ehrfurcht haben als vor dem Allmächtigen selbst. „Wenn,' sagt ein französischer Schriftsteller, der die Sitten dieses Volkes gewissenhaft studirt hat, „wenn ein Unglücklicher, den man berauben will, den Namen Gottes anruft, so kann dieser ihn nicht schützen; der eines ehrwürdigen Marabut's aber rettet ihn." Auch haben die Berbern erst eine wichtige Rolle auf der Weltbühne gespielt, nachdem sie von einem Priester, einem Marabut, in Bewegung gesetzt worden. Marabut's waren es, welche die Grundfesten legten zu jenem weiten Reiche der Almoraviden und Almohaden. In ihrem Kampfe gegen die Araber wurden die Berbern des Gebirges lange Zeit von einer Prophetin befehligt, die sie mit übernatürlicher Kraft begabt glaubten, und zu dieser Zeit spielte auch der arabische Heerführer Okba ibn-Nafî zuversichtlich die Rolle eines Zauberers und Marabut's, denn er hatte besser als alle Anderen den Charakter des Volkes,

---

[1]) Daumas, La grande Kabylie S. 53–56.
[2]) Daumas S. 55.

das er bekämpfte, begriffen und gefühlt, daß es um besiegt zu werden, an seiner schwachen Seite angefaßt und daß durch Wunderwerke auf seine Einbildungskraft gewirkt werden müsse. Bald beschwor er Schlangen, bald gab er vor, Stimmen vom Himmel zu hören, und wie kindisch und lächerlich uns auch diese Mittel erscheinen mögen, sie erwiesen sich als so erfolgreich, daß eine Masse von Berbern, erstaunt über die Wunder, welche dieser Mann wirkte, und überzeugt, daß sie ihm ganz vergeblich Widerstand leisten würden, die Waffen niederlegten und sich zum Islam bekehrten.

In dem Zeitraum, von welchem wir sprechen, war bereits diese Religion in Afrika die herrschende. Unter der Regierung des frommen Omar II. hatte sie dort große Fortschritte gemacht, und ein alter Chronist[1] geht so weit, zu behaupten, daß zu Omar's Zeit kein einziger Berber existirt habe, der nicht Moslim gewesen wäre, eine Versicherung, die eben nicht so übermäßig übertrieben scheint, wenn man erwägt, daß diese Bekehrungen nicht immer freiwillig waren, sondern der eigene Vortheil dabei eine große Rolle spielte. Da für Omar die Ausbreitung des Glaubens die wichtigste Angelegenheit seines Lebens war, bediente er sich aller Mittel, die zur Vermehrung der Proselyten beitragen konnten, und sobald man nur willig war, die Worte auszusprechen: „Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet," wurde man von der Kopfsteuer freigesprochen, ohne genöthigt zu sein, sich ganz genau nach den Vorschriften der Religion zu richten. Eines Tages, als der Statthalter von Khorâsân an Omar schrieb und sich beklagte, daß Mehrere nur scheinbar den Islam angenommen hätten, um sich der Kopfsteuer zu entziehen, und hinzufügte, er wisse gewiß, daß diese Männer sich nicht hätten beschneiden lassen, antwortete ihm der Khalif: „Gott hat Mohammed dazu gesandt, um diese Männer zum wahren Glauben zu rufen, nicht um ihnen die Beschneidung zu verschaffen."[2] Er rechnete nämlich auf die Zukunft; unter dieser ungepflegten Vegetation vermuthete er einen reichen und fruchtbaren Boden, in welchem das göttliche Wort keimen und gedeihen könne; er hatte die Vorahnung, daß, wenn auch die neubekehrten Moslim's noch den Vorwurf der Lauheit verdienen möchten, deren Söhne und Enkel, die schon im Islam geboren und erzogen sein würden, einst Diejenigen,

[1]) Ibn-Abd-al-Chacam, bei Weil Bd. I S. 583.
[2]) Ibn Khaldûn fol. 202 r.

welche die Rechtgläubigkeit ihrer Väter in Zweifel gezogen, an Eifer und Andacht übertreffen würden.

Der Erfolg rechtfertigte seine Ahnungen, besonders hinsichtlich der Bewohner Afrika's. So antipathisch, so verhaßt ihnen der Islam früher gewesen, bald ward er ihnen erträglich und nach und nach im höchsten Grade theuer. Aber die Religion, wie sie dieselbe begriffen, war nicht die kalte vorgeschriebene Religion, das traurige Mittelding zwischen Deismus und Unglauben, welches ihnen von unberufenen Missionaren gepredigt wurde, die ihnen nur vorsagten, was sie dem Khalifen schuldig seien, und niemals Das, was der Khalif ihnen schuldig sei — es war die zuversichtliche und leidenschaftliche Religion, wie die Nonconformisten sie lehrten, welche im Orient wie das Wild umzingelt, um ihren Verfolgern zu entgehen, mancherlei Verkleidungen und Namenswechsel vornehmen mußten [1] und unter tausend Gefahren in die heißen Wüsten Afrika's gekommen waren, um sich ein Asyl zu suchen; hier pflanzten sie von nun an ihre Lehren mit unerwartetem Erfolge fort. Nirgends hatten diese glühenden und überzeugungstreuen Lehrer noch so viel Anlage zur Annahme ihrer Glaubenslehren entdeckt: der moslimische Calvinismus hatte endlich sein Schottland gefunden. Die arabische Welt, man muß es gestehen, hatte diese Lehre mit Widerwillen von sich gewiesen, nicht aus Abneigung gegen die politischen Principien des Lehrgebäudes, welche vielmehr dem republicanischen Geiste der Nation entsprachen, sondern weil sie weder die Religion mit Ernst erfassen, noch die unduldsame Moral, durch welche die Sectirer sich auszeichneten, annehmen wollten. Die armen Hüttenbewohner Afrika's dagegen nahmen Alles mit unbeschreiblicher Begeisterung auf. Einfach und unwissend, begriffen sie natürlich nichts von den Speculationen und dogmatischen Spitzfindigkeiten, in welchen Gebildetere sich wohlgefielen. Darum wäre es unnütz, zu untersuchen, welcher Secte sie vorzugsweise sich zuneigten, ob es die Charûriten, Çofriten oder Ibâdhiten waren, denn die Chronisten sind sich in diesem Punkte nicht einig, aber sie hatten genug von diesen Lehrsätzen begriffen, um sich die revolutionären und demokratischen Ideen anzueignen, um den romantischen Hoffnungen auf allgemeine Gleichberechtigung zugänglich zu werden, von denen ihre Lehrer durchdrungen waren, und um überzeugt zu sein, ihre Unterdrücker seien Verworfene, denen die Hölle zu Theil werden würde. Da für sie alle Khalifen, von Othmân an, nichts

[1]) S. die merkwürdigen Abenteuer des nonconformistischen Dichters Imrân ibn-Chittân, Mobarrad S. 579 f.



Anderes als ungläubige Usurpatoren gewesen, hielten sie es nicht für ein Verbrechen, sich gegen den Tyrannen zu erheben, der ihnen ihre Güter und ihre Frauen genommen hatte; es war ein Recht, ja noch mehr: eine Pflicht. Weil bisher die Araber sie von der Herrschaft entfernt gehalten und ihnen nur Das gelassen hatten, was sie ihnen nicht nehmen konnten: die Regierung der Stämme, so glaubten sie natürlich, daß die Lehre von der Volksherrschaft, eine Maxime, die sie in ihrer isolirten Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten gekannt hatten, sehr moslimisch und orthodox sei und daß der allergeringste Berber Kraft des allgemeinen Stimmrechtes auf den Thron erhoben werden könne. So wollte dieses so grausam unterdrückte Volk, aufgeregt durch Fanatiker, die zum Theil Priester, zum Theil Krieger waren und ihrerseits ebenfalls alte Rechnungen mit den sogenannten Orthodoxen abzuschließen hatten, das Joch im Namen Allâh's und seines Propheten abschütteln, im Namen jenes heiligen Buches, auf das Andere sich gestützt haben, um einen furchtbaren Despotismus zu begründen! Wie sonderbar ist doch überall das Schicksal der religiösen Gesetzbücher, dieser reichhaltigen Zeughäuser, welche allen Parteien Waffen liefern, welche bald Diejenigen rechtfertigen, die Ketzer verbrennen und den Absolutismus verkündigen, und bald Denen zustimmen, die Gewissensfreiheit proclamiren, einen König enthaupten und eine Republik begründen!

Die Gemüther waren also in voller Gährung, und man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um zu den Waffen zu greifen, als im Jahre 740 Obaidallâh einen beträchtlichen Theil seiner Truppen auf eine Expedition nach Sicilien schickte. Die Armee rückte ab, und da zu jener Zeit der geringste Vorwand zum Ausbruch eines Aufstandes genügte, hatte der Statthalter von Tingitanien die Unvernunft, gerade diesen Augenblick zu wählen, um das kaisitische System anzuwenden und den Berbern seines Districtes zu befehlen, einen doppelten Tribut zu bezahlen, als ob sie gar nicht Moslim's wären. Alsbald ergriffen sie die Waffen, rasirten sich die Köpfe und steckten den Koran auf die Spitzen ihrer Lanzen, wie es die Gewohnheit der Nonconformisten war.[1] Sie gaben das Commando einem der Ihrigen, dem Maisara, einem der eifrigsten Sectirer, der zugleich Priester, Soldat und Demagoge war; dann griffen sie die Stadt Tanger an, bemächtigten sich ihrer, erwürgten den Statthalter sowie alle anderen Araber, die sie

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 63 r.



fanden, und um ihre Lehrsätze mit der unmenschlichsten Strenge auszuüben, schonten sie nicht einmal der Kinder. Von Tanger marschirte Maisara gegen die Provinz Sûs, welche von Ismaʿîl, dem Sohne Obaidallâh's regiert wurde Ohne seine Ankunft abzuwarten, erhoben sich die Berbern überall, und der Statthalter von Sûs mußte demselben Schicksal unterliegen wie der von Tingitanien. Vergebens versuchten die Araber, Widerstand zu leisten; auf allen Punkten geschlagen, wurden sie gezwungen, das Land zu räumen, und in wenigen Tagen war der ganze Westen, dessen Eroberung ihnen Jahre lang Opfer gekostet, für sie verloren. Die Berbern versammelten sich, um einen Khalifen zu wählen, und so demokratisch war diese Revolution, daß die Wahl nicht auf einen Adeligen sondern auf einen Mann des Volkes fiel, auf den tapferen Maisara, welcher früher ein einfacher Wasserverkäufer auf dem Markte von Kairawân gewesen war.

Ganz unerwartet angegriffen, befahl Obaidallâh Okba dem Statthalter von Spanien, die Küsten Tingitaniens anzugreifen. Okba schickte Truppen dorthin; sie wurden geschlagen. Er schiffte sich nun in eigener Person ein mit beträchtlicheren Kräften, landete an der afrikanischen Küste und ließ alle Berbern, welche ihm in die Hände fielen, über die Klinge springen. Dennoch gelang es ihm nicht, den Aufruhr zu bändigen.

Zu gleicher Zeit als Obaidallâh dem Okba seine Instructionen gegeben, hatte er an den Fihriten Chabîb, den Leiter der sicilischen Expedition, den Befehl geschickt, aufs schnellste die Truppen nach Afrika zurückzuführen, während die spanische Flotte die Sicilianer aufhalten sollte: aber da die Gefahr immer mehr wuchs und die Insurrection sich mit entsetzlicher Schnelligkeit verbreitete, glaubte er die Ankunft dieser Truppen nicht erwarten zu sollen, und sobald er alle disponiblen Streitkräfte zusammengezogen hatte, vertraute er den Befehl dem Fihriten Khâlid an und versprach diesem, ihn durch die Truppen des Chabîb zu verstärken, sobald sie angelangt sein würden. Khâlid setzte sich in Bewegung, traf Maisara in der Umgegend von Tanger und lieferte ihm eine Schlacht. Nach erbittertem Kampfe, der aber nichts entschied, zog Maisara sich nach Tanger zurück, wo seine eigenen Soldaten ihn erdrosselten, sei es, daß sie, daran gewöhnt den Sieg immer auf ihrer Seite zu sehen, ihm zürnten, weil er diesmal nicht gesiegt, sei es, daß der Demagoge seit seiner Erhebung wirklich den demokratischen Lehren seiner Secte untreu geworden war wie die arabischen Chronisten es versichern; in diesem Fall hätten seine Glaubensgenossen nur von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und ihre Pflicht erfüllt, da ihre Lehre ihnen befahl,

den Häuptling oder Khalifen, welcher von den Principien seiner Secte abweiche, abzusetzen und im Nothfall zu tödten.

Nachdem die Berbern einen anderen Führer erwählt hatten, griffen sie von neuem ihre Feinde an und dieses Mal mit mehr Glück: im heißesten Augenblick des Kampfes fiel eine Abtheilung, von dem Nachfolger des Maisara angeführt, den Arabern in den Rücken, welche, da sie sich zwischen zwei Feuern sahen, in schrecklicher Unordnung flohen; aber Khâlid sowie die Vornehmen in seiner Umgebung, zu stolz, um die Schande einer solchen Niederlage zu erleben, warfen sich in die feindlichen Reihen, und indem sie ihr Leben theuer verkauften, ließen sie sich bis auf den letzten Mann tödten. Dieser traurige Kampf, in welchem die Blüthe des arabischen Adels umkam, erhielt den Namen des Kampfes der Edlen.

Chabîb, der zu dieser Zeit aus Sicilien zurückgekommen und bis zu den Grenzen von Tahort vorgedrungen war, wagte nicht, die Berbern anzugreifen, nachdem er den Unstern Khâlid's erfahren hatte; und bald glich Afrika einem gestrandeten Schiffe, das weder Segel noch Lothsen hat, da Obaidallâh von den Arabern selbst abgesetzt worden war, die ihn nicht mit Unrecht beschuldigten, all dies Unglück über sie gebracht zu haben.[1]

Der Khalif Hischâm zitterte vor Schmerz und Wuth, als er den Aufstand der Berbern und die Niederlage seiner Armee erfuhr. „Bei Allâh!" rief er, „sie sollen es erfahren, was der Zorn eines Arabers von der alten Race ist! Ich werde gegen sie eine Armee schicken, wie sie noch nie eine gesehen: die Spitze des Heeres soll schon bei ihnen sein, während der Nachtrab noch bei mir ist." Vier Districte Syriens erhielten Befehl, jeder sechstausend Soldaten zu schaffen; der fünfte Kinnesrîn sollte dreitausend stellen. Mit diesen siebenundzwanzigtausend Mann sollten noch dreitausend Soldaten von der ägyptischen Armee sich vereinen und alle afrikanischen Truppen. Hischâm gab den Befehl über diese Armee und die Statthalterschaft von Afrika einem kaisitischen Feldherrn, der im Kriegshandwerk ergraut war; es war Colthûm, vom Stamme Koschair. Im Falle Colthûm sterben würde,

[1]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 38—41; Ibn Khaldûn, Gesch. Afrika's, ed. Noël des Vergers S. 10 u. 11 des Textes; Derselbe, Gesch. der Berbern Bd I S. 151 des Textes; Akhbâr madschmûa fol. 61 v.; Isidor c. 61; Ibn-al-Kûtîa fol 6 v.



sollte sein Neffe[1] Baldsch ihn ersetzen, und wenn auch dieser sterben würde, sollte das Amt des Führers an den Befehlshaber der Truppen des Jordans, Thalaba, von dem jemenitischen Stamme Amila, fallen. Da er an den Aufrührern eine exemplarische Strafe statuiren wollte, gab der Khalif seinem Feldherrn die Erlaubniß, alle Orte, deren er sich bemächtigen würde, der Plünderung Preis zu geben und alle Insurgenten, die in seine Hände fielen, zu köpfen.

Nachdem er sich zu Führern zwei Officiere gewählt, Clienten der Omaijaden, die das Land kannten, Hârûn und Mogîth, erreichte Colthûm Afrika im Sommer des Jahres 741. Die Araber dieses Landes empfingen die Syrer sehr schlecht, denn diese behandelten sie mit hochmüthiger Härte und wurden eher als Eindringlinge betrachtet denn als Hilfstruppen. Die Einwohner der Städte schlossen die Thore vor ihnen, und als Baldsch, welcher den Vortrab führte, ihnen mit gebieterischem Tone befahl, sie zu öffnen, und ihnen zugleich ankündigte, er habe die Absicht, sich mit seinen Soldaten in Afrika niederzulassen, schrieben sie an Chabîb, der sich noch bei Tahort befand, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Chabîb schickte sogleich einen Brief an Colthûm, in welchem er ihm sagte: „Dein unsinniger Neffe hat gewagt, mir anzukündigen, daß er sich mit seinen Soldaten in unserm Lande niedergelassen habe, er ist sogar so weit gegangen, die Einwohner unserer Städte zu bedrohen. Darum erkläre ich dir, daß wenn deine Armee sie nicht in Ruhe läßt, wir unsere Waffen gegen dich kehren werden." Colthûm machte Entschuldigungen und kündigte ihm zu gleicher Zeit an, daß er bei Tahort mit ihm zusammenstoßen werde. Er kam wirklich an; aber bald fingen der Syrer und der Afrikaner an, sich zu zanken, und Baldsch, welcher sich der Sache seines Oheims mit Wärme annahm, rief: „Da haben wir Den, der uns gedroht hat, seine Waffen gegen uns zu kehren!" — „Nun, Baldsch," erwiderte Abderrachmân, der Sohn Chabîb's, „mein Vater wird bereit sein, dir Genugthuung zu verschaffen, wenn du dich beleidigt fühlst." Die beiden Armeen zögerten nicht lange, Theil an dem Streite zu nehmen, und der Ruf: „Zu den Waffen!" wurde einerseits von den Syrern, andererseits von den Afrikanern, mit denen sich die ägyptischen Soldaten vereinigten, erhoben. Nur mit großer Mühe konnte man es dahin bringen, Blutvergießen zu verhindern und die Eintracht wieder herzustellen. Sie war aber nur Schein.

[1]) Einige Schriftsteller nennen Baldsch einen leiblichen Vetter des Colthûm.



Die jetzt siebenzigtausend Mann starke Armee rückte bis zu einem Orte vor, der Bakdûra oder Nafdûra[1] hieß, woselbst die berberische Armee ihr den Durchmarsch verwehrte. Da die beiden omaijadischen Clienten, welche Colthûm als Führer dienten, sahen, daß die Feinde in der Ueberzahl waren, riethen sie ihm, ein verschanztes Lager aufzuschlagen, eine Schlacht zu vermeiden und sich damit zu begnügen, die umliegenden Dörfer durch Reiter-Abtheilungen plündern zu lassen. Diesen klugen Rath wollte Colthûm befolgen; aber der feurige Baldsch verwarf ihn voll Unwillen. „Hüte dich, zu thun, was er dir räth," sagte er zu seinem Oheim, „und fürchte die Berbern ihrer großen Anzahl wegen nicht; denn sie haben weder Waffen noch Bekleidung." Und Baldsch hatte darin nicht eben Unrecht; die Berbern waren schlecht bewaffnet, trugen als einziges Bekleidungsstück einen Schurz und hatten außerdem sehr wenig Pferde; aber Baldsch hatte nicht bedacht, daß ihr religiöser Enthusiasmus und ihre Freiheitsliebe ihre Kräfte verdoppeln würden. Colthûm, gewohnt, sich von seinem Neffen leiten zu lassen, richtete sich ganz nach seinem Rath, und nachdem er sich entschlossen, eine Schlacht zu liefern, übergab er ihm den Befehl über die syrische Reiterei, betraute Hârûn und Moghîth mit der Führung der afrikanischen Truppen und stellte sich selbst an die Spitze des syrischen Fußvolks.

Baldsch schritt zum Angriff. Er schmeichelte sich, daß diese ungeordnete Menge kaum einen Augenblick seiner Reiterei widerstehen werde; aber die Feinde hatten ein sehr sicheres Mittel gefunden, seine Hoffnungen zu enttäuschen. Sie begannen, gegen die Köpfe der Pferde Säcke voll Kieselsteine zu werfen, und diese Kriegslist wurde mit ausgezeichnetem Erfolge gekrönt: die Pferde der Syrer, dadurch scheu gemacht, bäumten sich, und mehrere Reiter wurden genöthigt, abzusteigen. Dann trieben die Berbern dem Fußvolk ein Menge ungezähmter Stuten entgegen, die sie dadurch wild gemacht, daß sie Schläuche und große Stücke Leder an ihre Schwänze gehängt hatten; sie verursachten große Verwirrung in den Reihen. Dennoch versuchte Baldsch, der mit ungefähr siebentausend der Seinigen zu Pferde geblieben war, einen neuen Angriff. Dieses Mal gelang es ihm, die Reihen der Berbern zu durchbrechen, und sein ungestümer Angriff brachte ihn in den Rücken ihrer Armee; sogleich machten einige Truppen der Berbern Kehrt,

---

1) Die erste Lesart findet sich im Akhbâr madschmûa, die zweite bei Ibn-al-Kûtîa. An einer anderen Stelle des Akhbâr madschmûa (fol. 66 r.) steht **Nakdûra**.



um ihm den Rückzug abzuschneiden, und die anderen bekämpften Colthûm mit so viel Glück, daß Chabîb, Moghîth und Hârûn getödtet wurden und die afrikanischen Araber, da sie ihre Führer verloren und außerdem den Syrern eben nicht hold waren, die Flucht ergriffen. Colthûm leistete mit dem syrischen Fußvolk noch Widerstand. Nachdem ein Säbelhieb ihm den Kopf geschunden, schob er mit wunderbarer Kaltblütigkeit die Haut wieder über die Wunde zurecht, wie ein Augenzeuge uns erzählt. Indem er rechts und links Hiebe austheilte, recitirte er Verse aus dem Koran, deren Inhalt zur Aufmunterung für seine Waffenbrüder geeignet war. „Gott hat," sagte er, „den Gläubigen ihre Güter und ihr Leben abgekauft, um ihnen dagegen das Paradies zu geben; der Mensch stirbt nur dann, wenn es Gottes Wille ist, dem Buche zufolge, welches das Lebensende festsetzt." Aber als alle Vornehmen, welche ihm zur Seite kämpften, einer nach dem andern getödtet worden und er selbst, von Wunden bedeckt, zu Boden gesunken, war die Zerrüttung und Flucht der Syrer vollständig und furchtbar, und die Berbern verfolgten sie mit solcher Erbitterung, daß, nach dem Geständniß der Besiegten, ein Dritttheil dieser großen Armee getödtet und ein anderes Dritttheil gefangen genommen wurde.

Mittlerweile hatte Baldsch, der mit seinen siebentausend Reitern von der Haupt-Armee getrennt worden, sich tapfer vertheidigt und unter den Berbern ein großes Blutbad angerichtet; diese waren aber zu zahlreich, um ihre Todten zu berechnen, und jetzt, da mehrere Abtheilungen, die schon über die Armee seines Oheims glorreich gesiegt, sich auf ihn warfen, wurde er von einer großen Menge bedrängt. Da ihm nichts Anderes übrig blieb, als sich zum äußersten zu entschließen oder zum Rückzug zu greifen, entschloß er sich, sein Heil in der Flucht zu suchen; jedoch die Feinde versperrten ihm den Weg nach Kairawân, den die anderen Flüchtlinge genommen, und so wurde er gezwungen, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Unausgesetzt von den Berbern verfolgt, welche sich auf die im Kampfe getödteten Pferde der Feinde geworfen, erreichten die syrischen Reiter die Nachbarschaft von Tanger, von Müdigkeit gänzlich erschöpft. Vergeblich versuchten sie, in diese Stadt einzudringen, und nahmen deshalb den Weg nach Ceuta; dieses Ortes bemächtigten sie sich und sammelten einige Nahrungsmittel, was ihnen bei der Fruchtbarkeit der Umgebung nicht viel Schwierigkeit machte. Fünf- bis sechsmal versuchten die Berbern, sie anzugreifen; aber da sie in der Belagerung einer Festung keine Erfahrung hatten und die Belagerten sich außerdem mit dem Muthe der Verzweiflung

vertheidigten, sahen sie endlich ein, daß sie ihnen nicht durch Gewalt den letzten Zufluchtsort zu entreißen vermöchten, der ihnen noch geblieben. Also entschlossen sie sich, sie auszuhungern, fingen an, die Felder rings umher zu verheeren, und umgaben sie auf diese Weise zwei Tagereisen in die Runde mit einer Wüstenei. Die Syrer sahen sich genöthigt, sich vom Fleische ihrer Pferde zu nähren; aber die Pferde gingen ihnen aus, und wenn der Statthalter von Spanien fortfahren sollte, ihnen den Beistand zu verweigern, den ihre bedauernswerthe Lage erheischte, liefen sie Gefahr, Hungers zu sterben.[1]

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 62 r. — 64 v.; Ibn Adhâri Bd. I S. 41—43; Isidor c. 63.

XI.

Auf keinen Fall konnten die Araber, welche sich seit dreißig Jahren in Spanien niedergelassen hatten, den in den Mauern Ceuta's eingeschlossenen Syrern die Schiffe gutwillig zugestehen, welche sie von ihnen zur Ueberfahrt nach der Halbinsel verlangten. Die unverschämte Härte, mit welcher diese Kriegsschaaren die Araber von Afrika behandelt hatten, ihre laut ausgesprochene Absicht, sich in diesem Lande niederzulassen, hatte die Araber Spaniens auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die sie zu befürchten hatten, wenn sie ihnen die Mittel verschafften, die Meerenge zu überschiffen. Jedoch wenn schon unter allen Umständen die Syrer wenig Aussicht hatten auf Erlangung Dessen, was sie wünschten, hatten sie unter den gegebenen durchaus keine; denn die medinische Partei regierte Spanien.

Nachdem die Söhne der Gründer des Islam's, der „Vertheidiger" und der Emigrirten, einen ebenso langen als hartnäckigen Krieg gegen die Araber von Syrien — die Heiden, wie sie sie nannten — ausgehalten hatten, waren sie endlich in der blutigen Schlacht von Charra unterlegen; als sie darauf ihre heilige Stadt der Plünderung, ihre Moschee der Verwandlung in einen Stall, ihre Frauen der Entehrung hatten Preis geben sehen; als — wie wenn all diese Entweihungen, all diese Abscheulichkeiten, die uns an die Plünderung Roms durch das grausame Kriegsvolk des Connetabel und an die wüthenden Lutheraner Georg Frundsberg's erinnern, nicht genügt hätten — sie gezwungen worden waren, zu schwören, von nun an nichts als Sklaven des Khalifen sein zu wollen, „Sklaven, die er

nach seinem Belieben freilassen oder verkaufen könne," da hatten sie, wie schon gesagt, ihre einst in hohen Ehren gehaltene Stadt massenhaft verlassen, die jetzt zur Lagerstätte der wilden Thiere wurde. Nachdem dann die Mediner sich in der afrikanischen Armee hatten anwerben lassen, waren sie mit Mûsâ nach Spanien gekommen und ließen sich dort nieder. Wenn schon ihr religiöser Eifer, dem immer ein wenig Sauerteig von Heuchelei, Stolz und weltlichem Ehrgeiz beigemischt war, unterwegs etwas abgekühlt worden, hatten sie nichtsdestoweniger in ihrem Innern einen unerbittlichen Haß gegen die Syrer bewahrt und diesen auf ihre Kinder übertragen; dazu blieben sie überzeugt, daß ihnen, welche die Ehre hatten, Abkömmlinge der glorreichen Gefährten des Propheten zu sein, die Macht mit vollstem Recht gehöre. Einmal, als der Statthalter von Spanien in der berühmten Schlacht bei Poitiers, die er im October 732 Karl Martel lieferte, getödtet worden war, hatten sie sogar schon den einflußreichsten Mann ihrer Partei, Abdalmelik, den Sohn Katan's, zum Statthalter der Halbinsel erwählt; dieser hatte neunundvierzig Jahre früher in ihren Reihen zu Charra gekämpft; aber da dieser Abdalmelik nach dem einstimmigen Zeugniß der Araber und Christen[1] sich der größten Ungerechtigkeiten schuldig gemacht und die Provinz auf übertriebene Weise ausgesogen, hatte er die Macht verloren, seit Afrika seine rechtmäßige Autorität über Spanien wieder in die Hand genommen, das heißt seit Obaidallâh zum Statthalter des Westens ernannt worden war. Obaidallâh hatte, wie wir erzählt haben, die Statthalterschaft der Halbinsel seinem Herrn, dem Okba, übergeben. Bei seiner Ankunft in Spanien hatte dieser den Abdalmelik gefangen nehmen und die Oberhäupter der medinischen Partei nach Afrika transportiren lassen, weil der unruhige und aufrührerische Geist derselben die Ruhe des Landes störte.[2] Dennoch hatten die Mediner sich nicht entmuthigen lassen, und später, als in Folge der großen berberischen Revolution die Macht des Statthalters von Afrika in Spanien völlig erloschen und Okba so krank war, daß man sein Ende nahe glaubte, hatten sie ihn zu überreden gewußt oder vielmehr ihn gezwungen, Abdalmelik zu seinem Nachfolger zu ernennen[3] (Januar 741[4]).

An Abdalmelik hätte also Baldsch sich wenden müssen, um die

[1]) Isidor c. 60; Ibn Baschcowâl bei Makkarî Bd. II. S. 11.
[2]) Isidor c. 61.
[3]) Isidor c. 61, 63.
[4]) Dieses Datum, das einzig richtige, hat Râzî (bei Makkarî Bd. II. S. 11).

Mittel zu erhalten, nach Spanien hinüber zu kommen, und sicher wäre wohl niemand weniger als gerade er dazu bereit gewesen, seine Bitte günstig aufzunehmen. Vergebens versuchte Baldsch, sein Herz zu rühren, indem er ihm in seinen Briefen sagte, er und seine Genossen stürben in Ceuta vor Hunger und doch wären sie ja Araber, so gut wie Abdalmelik selbst. Der alte medinische Häuptling, weit entfernt, Mitleid mit ihrem Elend zu haben, dankte dem Himmel, daß er noch im Alter von neunzig Jahren die unaussprechlich große Süßigkeit der Rache genießen könne. Sie sollten also vor Entkräftung umkommen, die Söhne dieser Barbaren, dieser Gottlosen, welche in der Schlacht von Charra seine Freunde, seine Verwandten niedergemetzelt hatten, die ihn selbst beinahe mit ihren Säbeln durchbohrt hätten, die Medina geplündert und den Tempel des Propheten entweiht hatten! Und die Söhne dieser Unmenschen wagten noch, die thörichte Hoffnung zu hegen, daß man Mitleid mit ihrem Schicksal haben würde, als ob der Rachedurst eines Arabers solche Beleidigungen verzeihen könne, als ob die Leiden eines Syrers einem Mediner Mitgefühl einzuflößen vermöchten! Abdalmelik hatte nur noch Einen Kummer, Eine Sorge, Einen Gedanken: das war, Andere, die den Syrern weniger feindlich gesonnen waren als er, zu verhindern, ihnen Lebensmittel zu verschaffen. Dennoch gelang es trotz all der Vorsichtsmaßregeln, die er gebrauchte, einem edlen Mitleiderfüllten vom Stamme Lakhm, seine Wachsamkeit zu täuschen und zwei mit Korn beladene Böte in den Hafen von Ceuta zu schaffen. Kaum hatte Abdalmelik dies erfahren, als er den großmüthigen Lakhmiten gefänglich einziehen und ihm siebenhundert Riemenhiebe versetzen ließ. Dann befahl er unter dem Vorwande, er habe einen Aufstand erregen wollen, daß man ihm die Augen aussteche und ihn dann köpfe. Sein Leichnam wurde an einen Galgen gehängt, und ein Hund zu seiner Rechten gekreuzigt, damit seine Strafe so schimpflich als möglich sei.

So schienen denn die Syrer zum Hungertode verdammt zu sein, als ein unerwartetes Ereigniß urplötzlich Abdalmelik zwang, sein Verfahren zu ändern.

Die Berbern, welche sich auf der Halbinsel niedergelassen hatten, theilten, wiewohl sie allem Anscheine nach nicht eben unterdrückt waren, dennoch den empfindlichen Haß ihrer afrikanischen Brüder gegen die Araber. Sie waren die eigentlichen Eroberer des Landes; Mûsâ und seine Araber hatten kaum etwas Anderes gethan, als daß sie die Früchte des Sieges ernteten, welchen Târik und seine zwölftausend Berbern über die Armee der Visigothen erfochten: im Augenblick, wo sie an

der Küste Spaniens gelandet, war Alles, was ihnen zu thun übrig blieb, die Besetzung einiger Städte, welche bereit waren, sich bei der ersten Aufforderung zu ergeben. Und dennoch, als es sich darum gehandelt hatte, die Früchte der Eroberung zu theilen, hatten die Araber sich den Löwenantheil zugeeignet: sie hatten den besten Theil der Beute für sich genommen, die Statthalterschaft des Landes und die fruchtbarsten Gegenden. Während sie für sich selbst das schöne und reiche Andalusien behielten, hatten sie die Gefährten Târik's in die dürren Ebenen von La Mancha und Estremadura, auf die rauhen Gebirge von Leon, Galizien und Asturien verwiesen, wo man ohne Ende gegen die nur halb bezwungenen Christen scharmützeln mußte. In Hinsicht des Mein und Dein selbst nicht übergewissenhaft, hatten sie unerbittliche Strenge geübt, sobald es sich um die Berbern handelte. Wenn diese es sich herausnahmen von den Christen, die sich ihnen durch Vergleich ergeben hatten, Lösegeld zu fordern, ließen die Araber sie mit Peitschen und Foltern züchtigen, und mit Ketten beladen, mit Lumpen, die von Insecten wimmelten, kaum bedeckt, in der Tiefe unreiner und verpesteter Kerker schmachten.[1]

Das Geschick Spaniens war außerdem zu eng an das von Afrika geknüpft, als daß die Rückwirkung von Dem, was sich jenseits der Meerenge zugetragen, sich nicht diesseits hätte fühlbar machen müssen. Schon einmal hatte der stolze und tapfere Monûsa, einer der vier vornehmsten berberischen Häuptlinge, welche mit Târik nach Spanien gekommen waren,[2] das Banner der Empörung in der Cerdagne erhoben, als er gehört hatte, daß seine Brüder in Afrika von den Arabern so grausam unterdrückt würden, und der Herzog von Aquitanien Eudes, dessen Tochter er geheirathet, hatte ihn dabei unterstützt.[3] Diesmal fand die Empörung der afrikanischen Berbern einen starken Widerhall in Spanien. Die Berbern dieses Landes hatten mit offenen Armen die Missionare der Nonconformisten aufgenommen, die aus Afrika gekommen waren, um ihnen zu predigen und sie anzureizen, die Waffen zur Ausrottung der Araber zu ergreifen. Ein zugleich politischer und religiöser Auf-

---

¹) Siehe Isidor c. 44.

²) Siehe Sebastian c. 11.

³) Isidor (c. 58), welcher die näheren Umstände dieses Aufstandes angibt, sagt, daß er ausgebrochen sei, als Abderrachmân al-Ghâfikî Statthalter von Spanien war. Die arabischen Schriftsteller verlegen den Aufstand unter die Statthalterschaft des Haitham, des Vorgängers dieses Abderrachmân; siehe Ibn-Adhârî Bd. II. S. 27 und Makkarî Bd. I S. 145.

stand wie jener in Afrika, brach in Galizien aus und theilte sich dem ganzen Norden mit, den District von Saragossa allein ausgenommen, den einzigen dieses Landes, wo die Araber in der Mehrzahl waren. Ueberall wurden die Araber geschlagen und verjagt; alle Truppen, die Abdalmelik nach einander gegen die Aufrührer schickte, wurden vernichtet. Darauf vereinigten sich die Berbern von Galizien, Merida, Coria, Talavera und anderen Orten, erwählten einen Häuptling, einen Imâm, und theilten sich in drei Abtheilungen, wovon die eine Toledo belagern sollte, während die zweite Cordova angreifen und die dritte gegen Algeziras marschiren sollte, um sich der auf der Rhede befindlichen Flotte zu bemächtigen, die Meerenge zu überschreiten, die Syrer in Ceuta zu vernichten und eine Menge afrikanischer Berbern nach Spanien hinüber zu schaffen.

Die Lage der Araber in Spanien war demnach dermaßen unsicher und gefahrvoll geworden, daß Abdalmelik, wie schwer es ihn auch ankam, sich genöthigt sah, die Hilfe jener nämlichen Syrer anzuflehen, welche er bis dahin auf so erbarmungslose Weise ihrem traurigen Schicksal überlassen hatte. Allein er traf auch seine Vorsichtsmaßregeln: zwar versprach er, ihnen Transportschiffe zu senden, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich verbindlich machten, Spanien zu räumen, sowie der Aufstand gedämpft sein würde, und daß jede Abtheilung ihm zehn ihrer Häuptlinge auslieferte, die auf einer Insel bewacht werden und mit ihrem Kopf für die redliche Erfüllung ihres Vertrages haften sollten. Ihrerseits machten die Syrer die Bedingung, daß Abdalmelik sie nicht trenne, wenn er sie nach Afrika zurückführen ließe, und daß er sie an einer Küste absetze, die nicht in der Gewalt der Berbern sei.

Nachdem diese Bedingungen von der einen wie von der anderen Seite angenommen worden, schifften die Syrer sich in Algeziras aus, ganz ausgehungert und mit elenden Lumpen kaum bedeckt. Man verschaffte ihnen Lebensmittel, und da sie fast alle in Spanien Stammgenossen fanden, bemühten diese sich, sie mit allem Nöthigen zu versehen, jeder nach dem Maß seiner Mittel: ein reicher Häuptling unternahm es, Kleidungsstücke für etwa hundert Ankömmlinge zu liefern; ein Anderer, dessen Vermögen weniger beträchtlich war, verschaffte den Anzug für zehn, ein dritter vielleicht für nur einen. Darnach, da es hauptsächlich darauf ankam, die berberischen Truppen, welche gegen Algeziras marschirten und schon bis Medina Sidonia vorgedrungen waren, aufzuhalten, griffen die Syrer, von einigen arabisch-spanischen Truppen verstärkt, sie mit ihrer gewohnten Kampflust an, schlugen sie

in die Flucht und machten reiche Beute. Die zweite berberische Armee, welche gegen Cordova marschirte, vertheidigte sich mit mehr Hartnäckigkeit und fügte sogar den Arabern ziemlich ernste Verluste zu; nichtsdestoweniger wurde sie ebenfalls zur Rückkehr gezwungen. Es blieb nun noch die dritte Armee übrig, die zahlreichste von allen, welche Toledo seit siebenundzwanzig Tagen belagerte. Sie stieß mit dem Feinde zusammen, und die Schlacht, welche an den Ufern des Guazalate geschlagen wurde, endigte mit einer vollständigen Niederlage und Flucht. Da umzingelten und jagten die Sieger die Rebellen wie wilde Thiere über die ganze Halbinsel, und die Syrer, noch gestern Bettler, machten so reiche Beute, daß sie auf einmal viel reicher waren als sie jemals zu hoffen gewagt hätten.

Dank jenen unerschrockenen Soldaten war die berberische Empörung, die anfangs so entsetzlich geschienen, wie durch einen Zauber erdrückt worden; aber Abdalmelik sah sich kaum von diesen Feinden befreit, als er schon daran dachte, sich nun auch von seinen Hilfsheeren zu befreien, die er ebenso sehr fürchtete als er sie haßte. Deshalb beeilte er sich, Baldsch an den Vertrag zu erinnern, den er mit ihm abgeschlossen, und zu fordern, daß er Spanien verlasse. Aber Baldsch und seine Syrer hatten keine Lust, in eine Gegend zurückzukehren, wo sie alle möglichen Unfälle und Leiden hatten kennen lernen; sie hatten Geschmack gewonnen an dem herrlichen Lande, welches der Schauplatz ihrer letzten Großthaten gewesen und wo sie sich bereichert hatten. Darum ist es durchaus nicht zu verwundern, daß sich Hader und Zänkerei erhob unter Männern, welche geborene Feinde waren und überdies in dieser Angelegenheit entgegengesetzte Interessen und Absichten verfolgten. Da der Haß ein schlechter Rathgeber ist, vergrößerte Abdalmelik das Uebel und riß alle vernarbten Wunden wieder auf, indem er den Syrern verweigerte, sie alle auf einmal nach Afrika hinüber schaffen zu lassen, und ihnen erklärte, daß er jetzt, nun sie so viele Pferde, Sklaven und Gepäck hätten, nicht Schiffe genug zur Ausführung dieser Bedingung des Vertrags habe. Da die Syrer zudem sich an der Küste von Elvira (Granada) oder von Todmir (Murcia) auszuschiffen wünschten, erklärte er ihnen, daß dies unmöglich sei; daß alle seine Schiffe im Hafen von Algeziras seien und daß er sie nicht von diesem Theil der Küste entfernen könne, weil die Berbern von Afrika den Versuch machen könnten, dort zu landen; zuletzt gab er sich nicht einmal die Mühe, seine hinterlistigen Gedanken zu verbergen, und hatte die Dreistigkeit, den Syrern anzubieten, sie nach Ceuta zurückbringen zu lassen. Dieser Vorschlag er-

regte sehr großen Unwillen. „Da wäre es besser, uns in das Meer zu werfen als uns den Berbern von Tingitanien auszuliefern," rief Baldsch aus und machte dem Statthalter harte Vorwürfe darüber, daß er ihn mit den Seinigen in Ceuta beinahe habe verhungern und den großmüthigen Lakhmiten, der ihnen Lebensmittel geschickt, auf die schändlichste Weise habe kreuzigen lassen. Von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten. Die Syrer benutzten einen Augenblick, als Abdalmelik nur wenige Truppen in Cordova hatte, trieben ihn aus seinem Palast und proclamirten Baldsch zum Statthalter von Spanien (20. September 741).

Da die Leidenschaften nun entfesselt waren, konnte man voraussehen, daß die Syrer nicht dabei stehen bleiben würden, und die Folge rechtfertigte bald diese Befürchtungen.

Die erste Sorge Baldsch's war, jene syrischen Häuptlinge, welche als Geiseln gedient und auf der kleinen Insel Omm-Chakîm gegenüber Algeziras bewacht wurden, wieder in Freiheit zu setzen. Diese Häuptlinge kamen nun in Cordova völlig aufgeregt und erbittert an. Sie erzählten, daß der Statthalter von Algeziras den Befehlen Abdalmelik's zufolge sie Mangel an Nahrung und Wasser habe leiden lassen und daß ein Edler aus Damask, aus dem jemenitischen Stamme Ghassân, vor Durst gestorben sei. Darum forderten sie nun den Tod Abdalmelik's zur Sühne für den Tod des Ghassâniten. Ihre Klagen, ihre Erzählungen von Allem, was sie gelitten, der Tod eines verehrten Häuptlings, alles das steigerte den Haß, welchen die Syrer gegen Abdalmelik hegten. Sie erklärten, dieser Treulose habe den Tod verdient. Baldsch, dem diese äußerste Maßregel widerstand, suchte sie dadurch zu besänftigen, daß er sagte, man müsse den Tod des Ghassâniten einer zufälligen Vernachlässigung und nicht einem überdachten Vorsatze zuschreiben. „Ihr müßt das Leben Abdalmelik's schonen," fügte er hinzu; „er ist ein Koraischite und überdies ein Greis." Seine Worte blieben wirkungslos; die Jemeniten, welche einen Mann ihres Geschlechts zu rächen hatten und argwohnten, Baldsch wolle Abdalmelik retten, weil dieser von dem Geschlechte Ma'add war, welchem Baldsch ebenfalls angehörte, beharrten auf ihrer Forderung, und Baldsch, welcher wie der größte Theil der Edlen den Befehl nur unter der Bedingung führte, daß er immer den Wünschen und Leidenschaften seiner Soldaten nachgebe, konnte ihrem Geschrei nicht widerstehen; er erlaubte es also, daß man Abdalmelik aus dem Hause, welches er in Cordova besaß und wohin er sich nach seiner Absetzung zurückgezogen hatte, fortschleppe.

Wuthentbrannt schleppten die Syrer den neunzigjährigen Greis zum Richtplatz; in seinem langen weißen Haupthaar glich er (so lautet die sonderbare aber malerische Ausdrucksweise der arabischen Chroniken) einem jungen Strauß. „Memme," schrieen sie, „du bist unseren Schwertern in der Schlacht von Charra entgangen! Um dich für deine Niederlage zu rächen, hast du uns so weit gebracht, Häute und Hunde essen zu müssen! Du hast uns den Berbern ausliefern und verkaufen wollen, uns, die Soldaten des Khalifen!" Bei einer Brücke angelangt, hielten sie still, gaben ihm Ruthenstreiche, stießen ihre Säbel in seine Brust und hefteten seinen Leichnam ans Kreuz. Zu seiner Linken kreuzigten sie einen Hund, zur Rechten ein Schwein.

Ein so barbarischer Mord, eine so schimpfliche Strafe forderten Rache. Der Krieg entbrannte und die Waffen sollten entscheiden, ob die Araber der ersten oder der zweiten Invasion, ob die Mediner oder die Syrer Herren der Insel bleiben würden.

Die Mediner hatten zu Häuptlingen die beiden Söhne Abdalmelik's, Omaija und Katan, welche zur Zeit der Absetzung ihres Vaters die Flucht ergriffen hatten und von denen der eine nach Saragossa, der andere nach Merida gegangen war, um dort Beistand zu suchen. Ihre alten Feinde, die Berbern, machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen; sie rechneten schon darauf, später ihre Waffen gegen die Araber Spaniens zu kehren, aber vor Allem wollten sie sich an den Syrern rächen. Die Mediner hatten noch andere Verbündete; diese waren der Lakhmite Abderrachmân ibn-Alkama, Statthalter von Narbonne, und der Fihrite Abderrachmân, ein Sohn des afrikanischen Feldherrn Chabîb, welcher begleitet von einigen Truppen nach Spanien gekommen war, um sich ein Asyl zu suchen nach der schrecklichen Niederlage, in der sein Vater vor Ankunft der Syrer auf der Halbinsel getödtet worden.[1]

Seit er sich mit Baldsch entzweit hatte, ein geschworener Feind desselben, hatte er den Haß, welchen der alte Abdalmelik gegen die Syrer hegte, dadurch angefacht, daß er ihm von der Dreistigkeist erzählte, welche sie sich in Afrika erlaubt hätten; er hatte ihn in seinem Vorsatz bestärkt, ihnen die Schiffe, welche sie sich von ihm erbaten, nicht zu bewilligen und sie lieber Hungers sterben zu lassen. Jetzt hielt er sich für verpflichtet, den Mord Abdalmelik's zu rächen, weil er sein Stamm-

[1]) So sagt Rakîk (bei Ibn-Adhârî Bd. I S. 43) ausdrücklich, und diese Versicherung hat einen viel höheren Grad von Wahrscheinlichkeit als die anderer Chronisten, welche behaupten, daß Abderrachmân ibn-Chabîb zugleich mit Baldsch nach Spanien gekommen sei.

genosse gewesen, und da er von sehr vornehmer Geburt war, strebte er nach der Statthalterschaft der Halbinsel.[1]

Die Verbündeten hatten vor ihren Feinden den Vortheil der Anzahl, da ihre Armee nach Einigen vierzigtausend, nach Anderen hunderttausend zählte, während Baldsch nur zwölftausend Krieger zusammenbringen konnte, wiewohl er durch eine ziemlich große Anzahl Syrer verstärkt worden war, welche nach vielen unnützen Versuchen zur Rückkehr in ihre Heimat, die Meerenge überschritten hatten. Um seine Armee zu vergrößern, warb er eine Menge christlicher Sklaven an, welche die Felder der Araber und der Berbern bebauten; darauf blieb er in dem Dorf Aqua-Portora, um den Feind daselbst zu erwarten.

Als der Kampf begonnen (im August 742), vertheidigten die Syrer sich so tapfer, daß sie alle Angriffe der Verbündeten zurückschlugen. Da glaubte Abderrachmân, der Statthalter von Narbonne, der für den tapfersten und vorzüglichsten Edelmann ganz Spaniens galt, daß der Tod des Anführers der feindlichen Armee das Schicksal der Schlacht entscheiden werde. „Man zeige mir Baldsch," rief er; „ich schwöre, daß ich entweder ihn tödte oder mich selbst tödten lasse!" — „Da ist er," antwortete man ihm; „der ist es, welcher auf jenem Schimmel reitet und die Fahne trägt." Abderrachmân machte einen so heftigen Angriff mit seinen Reitern von der Grenze, daß die Syrer zurückweichen mußten. Zweimal schlug er Baldsch aufs Haupt; aber gleich darauf von der Reiterei aus Kinnesrîn angegriffen und zurückgeschlagen, zog er die ganze verbündete Armee mit in seine eilige Flucht hinein. Ihre Niederlage war vollkommen, sie verloren zehntausend Mann, und die Syrer, welche nur tausend verloren hatten, zogen als Sieger wieder in Cordova ein.

Die Wunden Baldsch's waren tödtlich; wenige Tage darauf gab er seinen Geist auf, und da der Khalif befohlen, daß wenn Baldsch stürbe, der Jemenite Thalaba ihn ersetzen solle, riefen die Syrer diesen Häuptling zum Statthalter von Spanien aus. Die Mediner konnten sich dazu nicht Glück wünschen. Baldsch hatte, obgleich es ihm nicht gelungen war, wenigstens die Absicht gehabt, den blutdürstigen Gelüsten der Syrer einen Zügel anzulegen: sein Nachfolger versuchte dies nicht einmal. Wollte er sich vielleicht beliebt machen und fühlte er, daß, um zum Ziele zu gelangen, er die Sache eben nur gehen

---

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 51.

lassen müsse, oder erkannte er vielleicht in dem kläglichen Geschrei eines Nachtvogels eine geliebte Stimme, die ihn mahnte, daß er noch an den Medinern den Mord eines nahen Anverwandten, vielleicht eines Vaters, zu rächen habe?[1] Es ist nicht bekannt; aber gewiß ist, daß sein Entschluß, ohne Erbarmen gegen die Mediner zu sein, ihm die Herzen seiner Soldaten gewann und daß er beliebter war, als Baldsch es gewesen.

Sein erster Anfang war nicht glücklich. Als er die in großer Anzahl in der Umgegend von Merida versammelten Araber und Berbern angreifen wollte, wurde er geschlagen und genöthigt, sich in die Hauptstadt des Districtes zurückzuziehen, wo seine Lage bald sehr gefahrvoll wurde. Schon hatte er seinem Hauptmann in Cordova den Befehl gesandt, ihm mit so vielen Truppen wie möglich zu Hilfe zu kommen, als ein glücklicher Zufall ihn rettete. Es war an einem Feiertage, als die Belagerer sich in der Gegend ringsum zerstreut hatten, ohne genügende Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall getroffen zu haben; da benutzte er diese Fahrlässigkeit, griff den Feind unvermuthet an, richtete ein großes Blutbad unter ihm an, und nachdem er tausend Gefangene gemacht hatte und die anderen gezwungen, ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen, führte er ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei. Dies war eine unerhörte Frevelthat, eine Unmenschlichkeit, welche bisher nicht einmal die Syrer zu begehen gewagt hatten. So lange sie Baldsch zum Häuptling gehabt, hatten sie den seit undenklichen Zeiten eingeführten Brauch, welcher sich auch bis auf unsere Tage unter den Beduinen erhalten hat, beachtet, bei allen inneren Kriegen den Frauen und Kindern des Feindes Freiheit zu gewähren, ja sie sogar mit einer gewissen Höflichkeit zu behandeln. Als Thalaba nach Andalusien zurückgekehrt war und zehntausend Gefangene mit sich schleppte, wurde es noch schlimmer. Nachdem er seine Armee sich in Moçâra bei Cordova hatte lagern lassen, befahl er an einem Donnerstag im Mai 743, den Verkauf der Gefangenen vorzunehmen. Es befanden sich unter ihnen mehrere Mediner. Um ihren Stolz für immer zu dämpfen, kamen die Syrer grausam-erfinderischer Weise darin überein, sie nicht meistbietend, sondern mindestbietend zu verkaufen. Ein Mediner, für welchen ein Syrer zehn Goldstücke ge-

[1]) Die Araber glaubten, wenn Jemand eines gewaltsamen Todes gestorben war, daß seine Seele beim Verlassen des Körpers, mit dem sie verbunden gewesen, sich in eine Eule oder in ein Käuzchen verwandele, welches so lange seine Stimme hören lasse, bis der Gestorbene an dem Mörder gerächt worden.

boten hatte, wurde also Demjenigen zuerkannt, welcher einen Hund dagegen bot; ein anderer wurde für einen jungen Ziegenbock verkauft und so noch mehrere. Noch niemals, selbst nicht während der furchtbaren Plünderung Medina's, hatten die Syrer den Söhnen der Gründer des Islam so viele Beschimpfungen, so viele Schande auferlegt.

Diese empörende Scene war noch im vollen Gange, als ein Ereigniß, welches Thalaba und die aufgeregten Männer seiner Partei nicht vorausgesehen hatten, ihr ein Ende machte.

Gemäßigte und vernünftige Männer beider Parteien, welche bekümmert waren über die durch den Bürgerkrieg verursachten Uebel und entrüstet über die entsetzlichen, von verschiedenen Seiten begangenen Frevel und welche fürchteten, die Christen des Nordens möchten die Uneinigkeit der Moslim's dazu benutzen, um die Grenzen ihrer Herrschaft zu erweitern, waren in Verbindung mit dem Statthalter von Afrika, Chandhala, dem Kelbiten, getreten und hatten ihn gebeten, ihnen einen Statthalter zu schicken, der im Stande wäre, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Chandhala hatte sogleich den Kelbiten Abû-'l-Khattâr nach Spanien geschickt, und dieser kam mit seinen Soldaten in Moçâra im selben Augenblicke an, als man dort Araber für Ziegenböcke und Hunde verhandelte. Er zeigte seine Befehle vor, und da er ein Edler aus Damask war, weigerten die Syrer sich nicht, ihn anzuerkennen. Die spanischen Araber begrüßten ihn als ihren Retter, denn seine erste Sorge war, den zehntausend Gefangenen, welche man auf die oben erwähnte Weise verkaufte, die Freiheit zu geben.

Durch weise Maßregeln stellte der neue Statthalter die Ruhe wieder her. Er bewilligte Omaija und Katan, den beiden Söhnen Abdalmelik's, und Allen, welche ihre Partei ergriffen hatten, Amnestie, den ehrgeizigen Abderrachmân ibn-Chabîb ausgenommen, dem es übrigens gelang, die Küste zu erreichen und nach Afrika zu entkommen, woselbst ihn ein glänzendes Geschick erwartete; er entfernte etwa ein Dutzend der unruhigsten Häuptlinge aus Spanien, unter denen sich Thalaba befand, wobei er ihnen sagte, daß sie als Ruhestörer der Halbinsel besser thun würden, ihren brausenden Muth im Kampf gegen die Berbern in Afrika zu verwenden; endlich, da es darauf ankam, die Hauptstadt von der lästigen Gegenwart der Syrer zu befreien, gab er ihnen Ländereien, die dem Staate gehörten, zum Lehen und schärfte den Leibeigenen, welche sie bebauten, ein, den dritten Theil der Ernte in Zukunft den Syrern zu entrichten, wie sie denselben bisher dem Staat überlassen hatten. Die ägyptischen Truppen

wurden in den Districten Ocsonoba, Beja und Todmir (Murcia) angesiedelt, die aus Emesa in den Districten Niebla und Sevilla, die aus Palästina in den Districten Sidona und Algeziras, die vom Jordan in dem Districte Regio (Malaga), die von Damask in dem District Elvira (Granada), endlich die aus Kinnesrîn in dem District Jaën.[1]

Hier endigt die wichtige, aber unglückliche Rolle, welche die Söhne der Vertheidiger Mohammed's in der moslimischen Geschichte gespielt haben. Durch so viele Unglücksfälle und Katastrophen belehrt, scheinen sie endlich begriffen zu haben, daß ihre ehrgeizigen Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen konnten. Indem sie den Schauplatz des öffentlichen Lebens anderen Parteien überließen, zogen sie sich zurück, um einsam auf ihrem Gebiete zu leben, und wenn in langen Zwischenräumen noch einmal der Name eines medinischen Häuptlings in den arabischen Annalen auftaucht, handelt es sich nur um persönliche Interessen, oder er dient der Sache einer anderen Partei, nicht seiner eigenen. Obgleich zahlreich und vermögend, hatten sie beinahe keinen Einfluß auf das Geschick des Landes. Unter den Abkömmlingen des Statthalters Abdalmelik waren die einen, die Beni-'l-Dschad, wohlbegüterte Landeigenthümer in Sevilla, die anderen, die Beni-Kâsim, besaßen ausgedehnte Güter bei Alpuente[2] in der Provinz Valencia, woselbst ein Dorf (Benicasim) noch ihren Namen trägt; allein weder der eine noch der andere Zweig ist je wieder aus seiner relativen Verborgenheit hervorgetreten. Zwar wurden im eilften Jahrhundert die Beni-Kâsim zu unumschränkten Herrschern eines kleinen Staates, welcher sich übrigens, wie es scheint, nicht über die Grenzen ihrer Ländereien erstreckte: allein dies war zu einer Zeit, wo das Khalifat von Cordova im Einstürzen begriffen war, wo Jedermann, welcher nur ein Stückchen Besitz unter der Sonne hatte, den Herrscher spielte. Außerdem ist auch dies wahr, daß zwei Jahrhunderte später die Beni-'l-Achmar, welche von dem Mediner Sad-ibn-Obâda[3], einem der berühmtesten Gefährten Mohammed's, der nahe daran war, sein Nachfolger zu werden, abstammten, den Thron von Granada bestiegen; aber damals waren schondie alten Ansprüche und der alte Groll in tiefster

---

1) Akhbâr madschmûa fol. 65 v. — 69 r.; Isidor c. 64—67; Ibn-Abhâri Bd. II S. 30—34; Makkari Bd. II S. 11—14; Ibn-al-Kûtia fol. 7 r. — 8 v.; Ibn-al-Khatib in meinen Recherches Bd I S. 81 f

2) Makkari Bd. II S. 11.

3) Ibn-al-Khatib, Manuscr. G. fol. 176 r.

Vergessenheit begraben; niemand erinnerte sich mehr, daß je eine medinische Partei existirt hatte; die Araber hatten ihren Nationalcharakter verloren und in Folge des berberischen Einflusses sich auf die Frömmelei verlegt. Zudem regierten diese Beni-'l-Achmar nur, um es zu erleben, daß die Könige von Castilien ihnen all ihre Festungen nach einander wegnahmen, bis endlich „das Kreuz in das eine Thor von Granada einzog, während der Alkoran aus dem andern hinausgedrängt wurde und das Te-Deum dort ertönte, wo vorher das Allâh akbar erklungen war," wie die spanische Romanze sagt. Ein lebendiges Bild des Schicksals der Mediner stellt jene Familie des Sad-ibn-Obâda dar, deren Name mit den größten Namen der Geschichte des Orients und Occidents verknüpft ist, mit denen Mohammed's und Abû-Bekr's, mit denen Karl's des Großen und Isabella's der Katholischen; sie hinterließ ein unauslöschliches und glorreiches Andenken und wurde beinahe fortwährend vom Unglück verfolgt. Diese Familie beginnt mit Sad und endet mit Boabdil. Ein Zwischenraum von acht und einem halben Jahrhundert trennt diese beiden Namen, und dennoch starben Beide, die sie getragen, in der Verbannung und mit Sehnsucht nach ihrer geschwundenen Größe. Als unerschrockener Kämpe für den Islam in jeglicher Schlacht, welche Mohammed den Heiden geliefert, sollte Sad, „der Vollkommene", eben von den „Vertheidigern" zum Khalifen erwählt werden, als die Emigrirten von Mekka dazwischen kamen, um dieses Recht für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Dem Verrathe einiger Mediner und besonders der Ankunft eines den Emigrirten durchaus ergebenen Stammes hatten diese es zu danken, daß sie inmitten eines furchtbaren Tumultes den Sieg davon trugen. Dabei wurde Sad, welcher noch von einer schweren Krankheit sehr leidend auf einem Kissen lag, grausam durch Omar beschimpft und beinahe im Gedränge erdrückt. Er schwor, daß er niemals Abû-Bekr anerkennen werde, und begab sich, da er den Anblick des Triumphes seiner Feinde nicht ertragen konnte, n die Verbannung nach Syrien, wo er seinen Tod auf geheimnißvolle Art fand. Er wurde, sagt die Tradition des Volkes, an einem abgelegenen Orte von den Dschin's getödtet, und seine Söhne erfuhren seinen Tod durch Sklaven, welche zu ihnen kamen und erzählten, sie hätten aus einem Brunnen eine Stimme ertönen hören, welche gesagt: „Wir haben den Häuptling der Khazradschiten, Sad ibn-Obâda, getödtet; wir haben zwei Pfeile auf ihn abgesendet, die sein Herz nicht verfehlt haben." [1] Ebenso geschah es mit Boabdil;

[1]) Siehe Tabari Bd. I S. 6—12, 32—42; Nawawi S. 274; Ibn-Ko-

als er seine Krone verloren hatte, brachte er seine letzten Tage in einer fernen und unwirthlichen Gegend zu, nachdem er von der Spitze eines Felsens, welcher noch heute den poetischen Namen „Letzter Seufzer des Mauren" trägt, einen langen innigen Abschiedsblick über sein vielgeliebtes Granada, dieses auf Erden unvergleichliche Land, geworfen.

taiba S. 132. — Die Rationalisten jener Zeit ermangeln nicht, zu sagen, daß der Tod Sad's durch den Biß eines giftigen Gewürms verursacht worden.

XII.[1]

In der ersten Zeit seiner Regierung behandelte Abû-'l-Khattâr alle Parteien mit lobenswerther Billigkeit, und obgleich er ein Kelbite war, hatten selbst die Kaisiten, welche in großer Anzahl unter den Truppen vertreten waren, die Baldsch nach Spanien geführt hatte, sich nicht über ihn zu beklagen. Aber weit entfernt, in dieser bei einem Araber sehr seltenen Mäßigung zu verharren, kehrte er bald zu seinen natürlichen Antipathien zurück. Er hatte alte Rechnungen mit den Kaisiten abzumachen: in Afrika war er selbst das Opfer ihrer Tyrannei gewesen; in Spanien war sein Stammgenosse Sad, der Sohn des Dschauwâs, von ihnen niedergemetzelt worden, und dieser Mann war ihm so unendlich theuer gewesen, daß er oft sagte: „Ich würde mir gern die Hand abhauen lassen, wenn ich ihn wieder ins Leben zurückrufen könnte." Wenigstens konnte er ihn rächen, und dies that er nur zu nachdrücklich. Er verfuhr dermaßen streng gegen die Kaisiten, welche er für Mitschuldige am Tode seines Freundes hielt, daß er in einem seiner Gedichte sagen konnte:

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 72 v. — 78 r.; Makkari Bd. II Buch VI; Ibn-Adhâri B. II S. 35—38, 43—45; Ibn-al-Abbâr S. 46—50, 52, 54; Isidor c. 68, 70, 75; Ibn-al-Khatib Man. E., Artikel Çomail. — Was den Namen des kaisitischen Häuptlings anbetrifft, der in dieser Erzählung und in den folgenden eine große Rolle spielen wird, wüßte man, da die arabischen Manuscripte die Vocale nicht angeben, nicht, ob die richtige Aussprache desselben Çomail ist oder Çamîl, wenn die Weise, auf welche der gleichzeitige Schriftsteller Isidor ihn schreibt (Zumahel), die Sache nicht kurz entschiede.

„Ich wollte, daß der Sohn des Dschauwâs wüßte, mit welchem Eifer ich seine Sache in die Hand genommen habe. Um seinen Tod zu rächen, habe ich neunzig Personen getödtet; sie liegen auf der Erde wie Palmenstämme, die von der Gewalt des Stromes entwurzelt sind.“

So viele Todesstrafen mußten nothwendiger Weise den Bürgerkrieg anfachen. Dennoch beeilten die Kaisiten, deren Anzahl in Spanien geringer war als die der Jemeniten, sich nicht, durch Gewalt einer Lage ein Ende zu machen, welche freilich unleidlich für sie geworden war; erst als die Ehre ihres Häuptlings auf dem Spiele stand, floß der Haß, welcher sich in ihren Herzen angesammelt hatte, über. Die Gelegenheit bot Folgendes:

Ein Mann vom ma'additischen Stamme Kinâna hatte einen Wortwechsel mit einem Kelbiten und brachte seine Sache als Klage vor das Richteramt des Statthalters. Das Recht war auf seiner Seite; jedoch der Statthalter gab ihm, von seiner gewohnten Parteilichkeit geleitet, Unrecht. Der Kinânite ging zu dem kaisitischen Häuptling Çomail vom Stamme Kilâb und beklagte sich bei ihm über dieses unbillige Urtheil; sofort begab dieser sich in den Palast, warf dem Statthalter seine Parteilichkeit für seine Stammgenossen vor und verlangte von ihm, daß er den Klagen des Kinâniten Gerechtigkeit widerfahren lasse. Der Statthalter gab ihm eine empfindliche Antwort, und als Çomail ihm in dem selben Tone erwiderte, ließ er ihn ohrfeigen und hinauswerfen. Çomail ertrug diese Beleidigungen, ohne sich zu beklagen, mit ruhiger Verachtung. Auf so grobe Art abgewiesen, trat er aus dem Palaste mit zerstörter Kopfbedeckung, als ein Mann an der Thür ihm begegnete und zu ihm sagte: „Was ist denn mit deinem Turban vorgefallen, Abû-Dschauschan? er ist ja in völliger Unordnung.“ — „Wenn ich noch Stammgenossen habe,“ gab der kaisitische Häuptling zur Antwort, „so werden sie ihn mir wohl wieder zurecht zu setzen wissen.“

Das war so viel als eine Kriegserklärung. Abû-'l-Khattâr hatte sich einen ebenso gefährlichen als unerbittlichen Feind erworben, der außerdem kein gewöhnlicher Mensch, weder im guten noch im schlimmen Sinne, war. Eine gute und eine böse Macht beeinflußten mit gleicher Gewalt die von Natur edle und großmüthige, aber zugleich stolze, leidenschaftliche, heftige und rachsüchtige Seele Çomail's. Er war eine mächtige, aber ungefüge Natur, unbeständig, von seinen Stimmungen abhängig und von Zufälligkeiten geleitet, ein wunderbares Gemisch von den entgegengesetzten Triebkräften. Beharrlich thätig, wenn seine Leidenschaften angespornt waren, versank er in die ihm in noch höherem

Grade eigene Trägheit und Sorglosigkeit, sobald seine oft fieberhaften Gemüthsbewegungen sich gelegt hatten. Seine Freigebigkeit, die Eigenschaft, welche seine Landsleute mehr als jede andere schätzten, war so groß, so unbegrenzt, daß sein Dichter (denn jeder arabische Häuptling hatte, wie die Häuptlinge der schottischen Clans, seinen eigenen Dichter), um ihn nicht zu ruiniren, ihm nur zweimal im Jahr einen Besuch machte, bei Gelegenheit der zwei großen religiösen Feste. Denn Çomail hatte den Schwur gethan, ihm jedesmal, wenn er zu ihm käme, Alles zu geben, was er bei sich habe. Er war wenig unterrichtet; trotz seiner Liebhaberei für Verse, besonders für solche, welche seiner Eitelkeit schmeichelten, und wiewohl er von Zeit zu Zeit selbst dichtete, konnte er nicht lesen, und die Araber selbst hielten ihn für weiter zurück als sein Zeitalter erfordere;[1] dagegen fehlte es ihm an feiner Lebensart so wenig, daß seine Feinde in ihm ein Muster von Höflichkeit anerkannten.[2] Durch seine lockeren Sitten und durch seine religiöse Gleichgiltigkeit pflanzte er den Typus der alten Edlen fort, dieser zügellosen Lebemänner, die nur dem Namen nach Moslim's waren. Dem Verbot des Propheten zum Trotz, trank er Wein wie ein wahrer heidnischer Araber und war fast jede Nacht betrunken.[3] Der Koran war ihm beinahe ganz unbekannt geblieben, und es lag ihm gar nicht sehr am Herzen, dieses Buch kennen zu lernen, dessen nivellirende Tendenzen seinen Stolz als Araber verwundeten. Einst, so erzählt man, als er einen Schulmeister, der eben den Kindern Unterricht im Lesen des Koran gab, folgenden Vers vorsagen hörte: „Wir bewirken, daß Unglücksfälle und Glück unter den Menschen abwechseln,“ rief er aus: „Nein, es muß heißen: unter den Arabern.“ — „Verzeiht, Herr,“ erwiderte der Schulmeister, „es steht geschrieben: unter den Menschen.“ — „Ist dieser Vers wirklich so geschrieben?“ — „Ja, ganz gewiß.“ — „Wehe uns! in diesem Falle ist die Macht nicht mehr ausschließlich unser; dann werden die Bauern, die Unadeligen, die Sklaven auch ihren Theil daran haben!“[4] Wenn er übrigens ein schlechter Moslim war, so hatte bei ihm Art nicht von Art gelassen. Er hatte jenen Schamir von Cûfa zum Großvater, von welchen wir schon gesprochen haben, jenen Führer der omaijadischen Armee, welcher damals, als es sich

---

1) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 16 v.

2) Siehe das Zeugniß Abderrachmân's I. (im Akhbâr madschmûa fol. 88 r.), welches wir später vorbringen werden.

3) Akhbâr madschmûa fol. 78 v.

4) Ibn-al-Kûtia fol. 17 r.

darum handelte, den Enkel des Propheten zu tödten, keinen Augenblick zauderte, als doch viele Andere, selbst Skeptiker, vor einer solchen Gottlosigkeit zurückbebten. Und dieser Großvater, welcher dem Khalifen Jezîd I. den Kopf Chosain's gebracht hatte, veranlaßte indirect Çomail's Uebergang nach Spanien. Der Schiite Mokhtar hatte zu jener Zeit, da er als Herr von Cûfa den Mord Chosain's durch furchtbare Repressalien rächte, ihn enthaupten und seinen Leichnam den Hunden vorwerfen lassen.[1] Châtim, der Vater Çomail's, der sich durch die Flucht der Wuth der siegenden Partei entziehen wollte, hatte darauf Zuflucht in dem Districte Kinnesrîn gesucht. Dort hatte er sich mit seiner Familie niedergelassen, und zu der Zeit, da Hischâm in Syrien die Armee ausheben ließ, welche dazu bestimmt war, den berberischen Aufstand zu bändigen, war Çomail durchs Loos bestimmt worden, Theil daran zu nehmen. Später hatte er mit Baldsch die Meerenge überschritten und die Kaisiten Spaniens sahen ihn als ihren vornehmsten Häuptling an.

Nachdem er wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war, berief er dorthin für die Nacht die einflußreichsten Kaisiten. Als er sie alle um seine Person vereinigt sah, erzählte er ihnen von den Beschimpfungen, die er erduldet hatte, und fragte sie um ihren Rath, was zu thun sei. „Sage du uns deinen Plan," antworteten sie; „wir billigen ihn im Voraus und sind bereit, ihn auszuführen." — „Bei Gott!" erwiderte Çomail, „ich habe die feste Absicht, den Händen dieses Arabers die Macht zu entreißen; aber wir Kaisiten sind in diesem Lande zu schwach, um allein den Jemeniten Widerstand zu leisten, und ich will euch nicht den Gefahren eines so kühnen Unternehmens aussetzen. Wir wollen jedenfalls alle Die zu den Waffen rufen, welche in der Schlacht auf der Wiese unterlegen sind, aber wir werden auch ein Bündniß mit den Lakhmiten und den Dschodhâmiten[2] schließen. Einem der Ihrigen werden wir das Emirat geben; ich meine, daß sie dem Anschein nach die Hegemonie haben sollen, wir aber in der Wirklichkeit. Ich werde also Cordova verlassen und mich zu den verschiedenen Häuptlingen begeben, um sie aufzufordern, die Waffen zu ergreifen. Billigt ihr diesen Plan?" — „Wir billigen ihn," antworteten sie; „aber hüte dich wohl, zu unserm Stammgenossen Abû-Atâ zu gehen, denn du kannst versichert sein, daß er dir seine Beihilfe versagen wird." Dieser Abû-Atâ, welcher in Ecija wohnte, war Häuptling der Ghata-

[1]) Ibn-Khaldûn Bd. II fol. 177 v.
[2]) Zwei jemenitische Stämme.

sân's. Der große Einfluß, welchen Çomail auf die Gemüther ausübte, schwächte den seinigen und flößte ihm heftige Eifersucht ein; deshalb ist es nicht zu verwundern, daß, als man anfing, Stimmen zu sammeln, die Kaisiten einstimmig dafür waren, den Rath zu billigen, den er ihnen gegeben hatte. Ein einziger schien dennoch ihre Meinung nicht zu theilen; allein da er noch sehr jung war und zu bescheiden, um einen andern Rath als die älteren Männer zu geben, that er seine Mißbilligung nur durch Stillschweigen kund, bis endlich Çomail ihn dadurch ermuthigte, daß er ihn fragte, warum er nicht seine Meinung ausspreche, wie die anderen es gethan. „Ich habe nur ein Wort zu sagen," antwortete der Jüngling ihm darauf; „wenn du die Hilfe Abû-Atâ's nicht verlangst, so sind wir verloren; wenn du es aber thust, so wird er Neid und Haß unterdrücken und nur der Liebe, welche er für sein Geschlecht hegt, Gehör geben. Du kannst überzeugt sein, daß er dich kräftig unterstützen wird." Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sagte Çomail: „Ich glaube, du hast Recht," und vor Anbruch des Tages verließ er Cordova und begab sich zu Abû-Atâ. Wie der junge Ibn-Tofail es vorausgesehen hatte, versprach Abû Atâ, ihm zu helfen, und er hielt Wort. Von Ecija ging Çomail nach Moron, wo Thoâba, der Häuptling der Dschodhâmiten wohnte, welcher selbst schon Zwistigkeiten mit Jûsof gehabt hatte. Die beiden Häuptlinge schlossen ein Bündniß, und nachdem Thoâba zum Oberhaupt desselben gewählt worden, vereinigten sich die Kaisiten, die Dschodhâmiten und die Lakhmiten in dem Districte Sidona unter den Waffen (April 745).

Abû-'l-Khattâr hatte dies kaum erfahren, als er mit den Truppen, die er in Cordova hatte, gegen die Insurgenten rückte. Aber während der Schlacht, welche an den Ufern des Guadalete geschlagen wurde, war man schon im Stande, die Weisheit des Rathes zu erkennen, den Çomail seinen Stammgenossen gegeben, als er sie gebeten hatte, ein Bündniß mit zwei mächtigen jemenitischen Stämmen zu schließen und einem derselben den ersten Rang, die Hegemonie, zu übertragen. Hiermit hatte er nur einen im Orient allgemein üblichen Gebrauch beobachtet, wo die Stämme, welche sich zu schwach fühlten, um allein ihren Feinden Widerstand zu leisten, sich gewöhnlich mit Stämmen der anderen Race vereinigten. So verbündeten sich zum Beispiel in Khorâsân[1] und in Irâk[2] die

[1]) Siehe den Commentar des Sokkarî über den Diwan des Ferazdak, Oxford. Man. fol. 93 v.

[2]) Ibn-Khaldûn Bd. II. a. v. St.



Jemeniten, welche in diesen beiden Provinzen in der Minderzahl waren, mit den Rabîa's, einem ma'additischen Stamm, um den anderen Ma'additen, den Temîm's, die Spitze bieten zu können. Diese Art Bündnisse verschafften den schwächeren Stämmen außer dem Vortheil der Verstärkung noch einen anderen: sie entwaffneten, so zu sagen, den Feind, dem es in den meisten Fällen widerstand, Stämme seines eigenen Geschlechtes zu bekämpfen, besonders wenn sie die Hegemonie hatten. Dies ereignete sich auch in der Schlacht am Guadalete. Die Jemeniten des Abû-'l-Khattâr kämpften anfangs sehr zögernd gegen die Dschodhâmiten und Lakhmiten, mit denen sie bereits ein geheimes Einverständniß eingeleitet hatten und die wiederum ihrerseits sie so viel wie möglich schonten; dann ließen sie sich schlagen und ergriffen die Flucht. Als er allein mit seinen Kelbiten auf dem Schlachtfelde blieb, war Abû-'l-Khattâr bald genöthigt, ihrem Beispiele zu folgen, nachdem er gesehen, wie mehrere seiner Stammgenossen getödtet worden; aber während er mit drei Mitgliedern seiner Familie floh, wurde er von den Feinden, die ihn verfolgten, gefangen genommen. Es gab Einige in der siegreichen Armee, welche seinen Tod wollten; jedoch die entgegengesetzte Meinung siegte. So begnügte man sich damit, ihn in Ketten zu legen, und Thoâba, der nun durch das Recht des Stärkeren Statthalter von Spanien geworden war, schlug seine Residenz in der Hauptstadt auf.

Dennoch hielten die Kelbiten sich nicht für besiegt, und einer ihrer Häuptlinge, Abderrachmân ibn-Noaim, faßte den kühnen Entschluß, einen Versuch zu Abû-'l-Khattâr's Befreiung aus dem Gefängniß zu machen. Von dreißig bis vierzig Reitern und zweihundert Mann Fußvolk begleitet, benutzte er die Dunkelheit der Nacht, um nach Cordova hineinzukommen, griff die Soldaten, welche Abû-'l-Khattâr überwachen mußten, ganz unvermuthet an, schlug sie in die Flucht und brachte den früheren Statthalter zu den Kelbiten, die in der Nachbarschaft von Beja ansässig waren.

Sobald er die Freiheit wieder erreicht hatte, sammelte Abû-'l-Khattâr einige Jemeniten unter seine Fahne und marschirte gegen Cordova, in der Hoffnung, daß dieses Mal seine Soldaten mehr Eifer für seine Sache zeigen würden als früher. Thoâba und Çomail rückten ihm entgegen, und die beiden feindlichen Armeen lagerten sich einander gegenüber. Als die Nacht gekommen war, machte sich ein Ma'additе aus dem Lager Thoâba's auf, näherte sich dem des Abû-'l-Khattâr so weit wie möglich und sprach, so laut er nur konnte, die Worte: „Jemeniten, warum wollt ihr gegen uns kämpfen und warum

habt ihr Abû-'l-Khattâr befreit? Habt ihr gefürchtet, daß wir ihn tödten würden? Das hätten wir freilich thun können, wenn wir es gewollt hätten, da wir ihn in unserer Gewalt hatten, aber wir haben ihm das Leben gelassen, wir haben ihm Alles verziehen… Freilich hättet ihr einen begreiflichen Vorwand zum Kriege gegen uns, wenn wir einen Emir aus unserem eigenen Geschlechte gewählt hätten; aber wir haben ihn ja aus eurer Mitte genommen. Bedenkt also, wir beschwören euch, den Entschluß, den ihr fassen wollt. Nicht Furcht ist es, das schwöre ich euch, die uns so zu sprechen zwingt; doch wir möchten, wenn es irgend möglich wäre, Blutvergießen vermeiden." Diese Worte, in denen man leicht den Geist Çomail's erkennen kann, machten auf die Soldaten Abû-'l-Khattâr's so tiefen Eindruck, daß sie ihren Emir, wie sehr er sich auch sträubte, zwangen, ihnen zu folgen, und ihr Lager noch in der selben Nacht abbrachen, um in ihre heimatlichen Hütten zurückzukehren. Als die Morgendämmerung eben den Gipfel der Berge am fernen Horizonte erhellte, waren sie schon viele Meilen entfernt – ein auffallendes Beispiel dafür, daß die Soldaten in diesen Bürgerkriegen sich nicht für die Sache eines Einzelnen schlugen sondern für die Hegemonie ihres Stammes.

Der Tod Thoâba's, welcher ein Jahr später erfolgte, gab Spanien von neuem der Anarchie Preis. Zwei Häuptlinge, beide Dschodhâmiten, machten Ansprüche auf das Emirat. Es war Amr, der Sohn Thoâba's,[1] welcher das Recht zu haben glaubte, seines Vaters Nachfolger zu werden, und Ibn-Choraith, der Sohn einer Negerin und Sprößling einer seit langer Zeit in Spanien ansässigen Familie.[2] Dieser letztere hegte so wilden Haß gegen die Syrer, daß er unaufhörlich sagte: „Wenn das Blut aller Syrer in einem einzigen Krug beisammen wäre, so würde ich diesen Krug bis auf den letzten Tropfen leeren." Çomail, selbst ein Syrer, konnte es unmöglich ertragen, daß Spanien von einem so unerbittlichen Feinde seiner Nation regiert werde; aber ebenso wenig wollte er den Sohn Thoâba's zulassen. Den Titel eines Statthalters, nach welchem er nicht strebte, weil er die Kaisiten für zu schwach ansah, um ihn zu stützen —

---

[1]) Im Akhbâr madschmûa steht: Thoâba ibn-Amr; aber ich glaube, es ist dafür Amr ibn-Thoâba zu setzen.

[2]) Der Verfasser des Akhbâr madschmûa sagt, daß Ibn-Choraith dem Volke des Jordan-Gebietes angehörte; allein dies muß ein Irrthum sein, denn in diesem Falle wäre er ein Syrer gewesen, und wie sollte man sich alsdann seinen Haß gegen die Syrer erklären?

diesen Titel an einen Strohmann, einen Nichtssagenden, der nur seinen Namen dazu hergeben sollte, verleihen und selbst regieren, das war es, was er wollte. Er hatte schon den Mann gefunden, der ihm in jeder Hinsicht paßte: es war der Fihrite Jûsof. Dieser vereinigte mit einer unschädlichen Mittelmäßigkeit solche Eigenschaften, die ihn der Zuneigung der Araber, zu welchem Geschlechte sie auch gehören mochten, empfahl. Er war alt genug für Leute, welche für Herrschaft der Alten schwärmten, denn er zählte siebenundfünfzig Jahre, und zudem gehörte er zu einer edlen und berühmten Familie, er stammte von Okba ab, jenem ausgezeichneten Feldherrn, der einen großen Theil Afrika's erobert hatte; endlich war er noch obendrein ein Fihrite, und die Fihriten, das heißt die Koraischiten aus dem Gebiete Mekka's, wurden als der höchste Adel angesehen nächst den reinen Koraischiten; man war es gewohnt, sie immer an der Spitze der Angelegenheiten zu sehen, man betrachtete sie als über den Parteien schwebend. Dadurch daß er alle diese Vorzüge an die große Glocke hängte, gelang es Çomail, seinen Schützling durchzusetzen; Ibn-Choraith wurde durch die Präfectur von Regio, welche man ihm gab, zufrieden gestellt, und im Monat Januar 747 erwählten die Häuptlinge Jûsof zum Statthalter von Spanien.

Von da an war Çomail, dessen Leidenschaften bis jetzt durch das Gegengewicht der Macht Thoâba's im Zaum gehalten worden, der alleinige Herr Spaniens und hatte sich vorgenommen, Jûsof, den er wie Wachs behandelte, zur Befriedigung seines Racheburstes zu benützen. Ueberzeugt, daß er alle Ma'badditen für sich haben werde, schreckte er nicht mehr zurück vor der Idee eines Krieges gegen alle Jemeniten. Um einen Anfang zu machen, übertrat er das Versprechen, welches er Ibn-Choraith gegeben hatte, und entsetzte diesen Dschodhâmiten seiner Stelle als Präfect. Das war das Signal zum Kriege. Ibn-Choraith ließ, dadurch in Wuth versetzt, dem Abû-'l-Khattâr, welcher traurig und muthlos unter seinen Stammgenossen lebte, ein Bündniß antragen. Die beiden Häuptlinge hatten eine Zusammenkunft. Beinahe wäre diese ganz erfolglos gewesen, da Abû-'l-Khattâr das Emirat für sich in Anspruch nahm, während Ibn-Choraith gleichfalls darnach strebte, indem er anführte, daß sein Stamm zahlreicher in Spanien sei als derjenige der Kelb's. Die Kelbiten selbst, welche fühlten, daß sie des Beistandes ihrer ganzen Race bedürften, um sich an den Kaisiten zu rächen, zwangen Abû-'l-Khattâr nachzugeben. So wurde Ibn-Choraith als Emir anerkannt, und von allen Seiten kamen Jemeniten, sich unter seine Fahnen zu reihen. Die Ma'badditen ihrer-

seits schaarten sich um Jûsof und Çomail. Ueberall nahmen Nachbarn, die von verschiedener Race waren, auf sehr höfliche Art und in Freundschaft, wie es ruhigen und muthigen Leuten ansteht, Abschied von einander; aber zu gleicher Zeit gab man sich von beiden Seiten das Versprechen, seine Kräfte zu messen, sobald man auf dem Schlachtfeld angelangt sein würde. Keine der beiden Armeen war sehr zahlreich; auf den Süden Spaniens beschränkt, schien der Kampf, der sich entwickelte, eher ein Duell im großen Maßstabe zu werden als ein Krieg; dagegen waren alle Theilnehmer die tapfersten und bedeutendsten Krieger ihrer Nation.

Der Zusammenstoß fand Statt nahe bei Secunda, einer alten römischen, von Mauern umgebenen Stadt am linken Ufer des Guadalquivir, der Hauptstadt Cordova gegenüber, in deren Umkreis sie später hineingezogen wurde als eine ihrer Vorstädte.[1] Nach dem Morgengebet griffen die Reiter einander an wie in einem Turnier; als die Lanzen zerbrochen waren und die Sonne schon hoch am Himmel stand, rief man von allen Seiten, man solle jetzt Mann gegen Mann fechten. Sofort stiegen Alle von ihren Pferden, und als Jeder sich einen Gegner gewählt hatte, kämpfte man, bis alle Säbel zersplittert waren. Darauf bediente Jeder sich Dessen, was ihm in die Hände fiel; Dieser nahm einen Bogen, Jener einen Köcher; man warf einander Sand in die Augen, man schlug sich mit Fäusten nieder, man riß sich die Haare aus. Nachdem dieser blutige Kampf sich bis zum Abend ausgedehnt hatte, ohne ein Resultat zu liefern, sagte Çomail zu Jûsof: „Warum lassen wir die Armee nicht vorrücken, welche wir hinter uns in Cordova gelassen haben?" — „Welche Armee?" fragte Jûsof mit Verwunderung. — „Das Marktvolk," antwortete Çomail. Es war ein auffallender Gedanke bei einem Araber, und vor Allem bei einem Araber von Çomail's Schlage, daß er verachtete Bäcker, Schlachter, Händler, Bürger und Bauern in einen Kampf dieser Art einschreiten ließ, und weil es Çomail war, der diesen Gedanken hatte, ist vorauszusetzen, daß er vorhersah, seine Partei könne von einem Augenblicke zum andern unterliegen. Wie dem auch sei, Jûsof billigte wie gewöhnlich den Plan seines Freundes und beeilte sich, zwei Männer nach Cordova abzuschicken, um diese sonderbare Verstärkung kommen zu lassen. Ungefähr vierhundert Bürger machten sich auf den Marsch, fast gänzlich ohne Waffen; einige von ihnen hatten sich Säbel oder Lanzen zu verschaffen gewußt, und die Schlachter waren mit ihren

[1]) Siehe über Secunda Makkari Bd. I S. 304.

Messern versehen, aber die anderen hatten nur Stöcke. Dennoch entschied, da die Soldaten des Ibn-Choraith schon halb todt vor Müdigkeit waren, diese improvisirte Volksgarde, sobald sie auf dem Schauplatz angekommen war, den Ausgang der Schlacht, und die Ma'additen machten zuletzt eine große Anzahl Gefangener, unter denen sich Abû-'l-Khattâr befand.

Dieser Häuptling wußte wohl, welches Schicksal ihn erwartete, und machte keinen Versuch, ihm zu entrinnen; doch wollte er wenigstens die Genugthuung haben, seinen sogenannten Verbündeten, Ibn-Choraith, diesen unerbittlichen Gegner der Syrer, der ihn um das Emirat gebracht, sein Schicksal theilen zu sehen. Er hatte ihn bemerkt, wie er sich unter einer Mühle versteckte, und nun gab er den Ma'additen den Ort an, wo er zusammengekauert saß. Als er ihn darauf gefangen genommen und zum Tode verurtheilt sah, sagte er zu ihm, indem er auf jene blutgierige Phrase anspielte, welche Ibn-Choraith beständig im Munde führte: „Sohn einer Negerin, bleibt noch ein Tropfen in deinem Kruge?" Beide wurden enthauptet (747).

Die Ma'additen schleppten die anderen Gefangenen in die Cathedrale von Cordova, welche dem heiligen Vincenz gewidmet war. Dort trat Çomail zugleich als Kläger, Richter und Henker auf. Er verstand es, schnelles und furchtbares Gericht zu üben: jedes Urtheil, das er aussprach und vollzog, war ein Todesurtheil. Schon hatte er siebenzig Personen enthauptet, als sein Verbündeter Abû-Atâ, dem dieses gräßliche Schauspiel einen tödtlichen Widerwillen erregte, demselben ein Ende machen wollte. „Abû-Dschauschan," schrie er und sprang auf, „stecke deinen Degen in die Scheide!" — „Setze dich doch nieder, Abû-Atâ," antwortete Çomail mit grauenhafter Begeisterung: „ist nicht dieser Tag ein glorreicher für dich und dein Volk?" Abû-Atâ setzte sich wieder, und Çomail fuhr mit seinen Hinrichtungen fort. Endlich konnte aber Abû-Atâ es nicht länger ertragen. Beim Anblick solcher Ströme von Blut, beim Anblick des Mordes so vieler Unglücklicher, welche Jemeniten waren, sogar Jemeniten aus Syrien, sah er, starr vor Entsetzen, in Çomail den Feind seiner Landsleute, den Abkömmling jener Krieger des Irâk, welche unter Alî die Syrer Moâwija's in der Schlacht von Ciffîn bekämpft hatten. Zum zweiten Male erhob er sich und schrie: „Araber, wenn es dir ein so grausames Vergnügen macht, die Syrer, meine Landsleute, zu ermorden, so denkst du wohl an die Schlacht von Ciffîn. Höre auf zu morden, oder ich werde dir begreiflich machen, daß die Sache deiner Opfer auch die Sache

der Syrer ist!" Dann erst steckte Çomail seinen Degen in die Scheide.

Nach der Schlacht von Secunda wurde die Autorität Jûsof's nicht mehr bestritten; aber da er nur den Titel eines Statthalters hatte, während Çomail in Wirklichkeit regierte, verdroß ihn endlich die untergeordnete Stellung, zu der ihn der Kaisite verdammt hatte, und um seiner los zu werden, bot er ihm eine Art Vicekönigthum an, die Statthalterschaft des Districtes von Saragossa. Dieses Anerbieten schlug Çomail nicht aus. Was ihn mehr als jede andere Rücksicht zur Annahme bestimmte, war der Umstand, daß das ganze Land von Jemeniten bewohnt war. Er versprach sich selbst, dem Hasse, den er gegen sie empfand durch ihre Unterdrückung Genüge zu leisten. Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung als er vorhergesehen. Begleitet von seinen Clienten, seinen Sklaven und zweihundert Koraischiten, kam er in Saragossa an, im Jahre 750, gerade zu der Zeit, als Spanien von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, welche fünf Jahre lang dauerte; sie war so groß und ausgebreitet, daß der Dienst der Posten unterbrochen wurde, weil fast alle Curiere Hungers gestorben waren,[1] und daß die Berbern, welche sich im Norden niedergelassen hatten, massenhaft auswanderten, um nach Afrika zurückzukehren. Der Anblick so vielen Elends und solcher Leiden erregte das Mitleid des Statthalters in einem so hohen Grade, daß er in einer Anwandelung von Güte, welche in seiner Natur mit der rohesten Wildheit abzuwechseln schien, all seine Beschwerden und allen Groll vergaß und, ohne Unterschied zwischen Freund und Feind, zwischen Ma'additen und Jemeniten, Diesem Gold, Jenem Sklaven und Allen Brot austheilte. Jetzt konnte man in diesem für Alle so mitleidigen, so barmherzigen und großmüthigen Manne nicht mehr den Schlachter erkennen, der so viele Köpfe auf die Steinplatten der Kirche des heiligen Vincenz hatte fallen lassen.

So vergingen zwei oder drei Jahre, und wäre ein gutes Einvernehmen zwischen den Kaisiten und Jemeniten je möglich gewesen, hätte Çomail sich mit seinen Feinden durch Wohlthaten wieder versöhnen können, so würden die Araber Spaniens Ruhe genossen haben nach den blutigen Kriegen, die sie einander geliefert. Allein was er auch thun mochte, Çomail konnte nicht erlangen, daß man ihm seine unbarmherzigen Hinrichtungen verzieh; man vermuthete, er werde gleich wieder damit anfangen, sobald sich die Gelegenheit biete, und der

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 81 r.

Haß war im Herzen der hervorragendsten Männer beider Parteien zu sehr eingewurzelt als daß die scheinbare Versöhnung etwas Anderes hätte sein können als ein kurzer Waffenstillstand. Die Jemeniten, die sich überdies einbildeten, daß Spanien ihnen von Rechtswegen gehöre, weil sie den größten Theil der arabischen Bevölkerung desselben ausmachten, ertrugen die Herrschaft der Kaisiten nur mit innerlicher Wuth und waren fest entschlossen, die erste Gelegenheit zur Wiedererlangung der Macht zu benützen.

Einige koraischitische Häuptlinge murrten ebenfalls. Da sie einem Stamm angehörten, welcher seit Mohammed's Zeiten als der berühmteste unter allen gegolten hatte, sahen sie mit Widerwillen einen Fihriten, einen Koraischiten aus Mekka, welchen sie als weit unter ihnen stehend betrachteten, Spanien regieren.

Das Bündniß der beiden unzufriedenen Parteien war vorauszusehen und ließ nicht lange auf sich warten. Damals befand sich in Cordova ein ehrgeiziger Mann, ein koraischitischer Edler, Namens Amir, welchem Jûsof, weil er ihn haßte, den Befehl der Armee, die von Zeit zu Zeit die Christen im Norden bekämpfen mußte, genommen hatte. Vor Begierde brennend, sich wegen dieser Beschimpfung zu rächen, und zugleich nach der Würde eines Statthalters strebend, hegte Amir den Wunsch, die Unzufriedenheit der Jemeniten zu seinem Nutzen auszubeuten und sich an ihre Spitze zu stellen; er machte sie also glauben, der abbâsidische Khalif habe ihn zum Statthalter von Spanien ernannt. Darauf begann er, auf einem Terrain, welches er im Westen von Cordova besaß, eine Festung zu bauen; sobald diese fertig wäre, wollte er Jûsof angreifen, wobei ihm das Gelingen, meinte er, nicht fehlen werde, da dieser Statthalter nur fünfzig Reiter zu seiner Verfügung habe, und selbst wenn er in Schach gehalten werde, habe er noch den Ausweg, sich in seine Festung zurückzuziehen und die Ankunft der Jemeniten daselbst abzuwarten, mit welchen er schon heimlich in Einverständniß war. Jûsof, welchem die feindlichen Absichten des Koraischiten nicht unbekannt waren, suchte ihn zurückzuhalten; aber da er sah, daß Amir sehr vorsichtig war, und da er nicht zu äußersten Mitteln greifen wollte, ohne den Rath Çomail's erholt zu haben (denn diesen befragte er in allen Dingen trotz seiner Entfernung von der Hauptstadt), schrieb er an ihn mit der Frage, was er thun solle. In seiner Antwort drängte Çomail ihn, Amir so bald als möglich ermorden zu lassen. Zu seinem Glück wurde letzterer von der Gefahr, die ihm drohte, durch einen Spion, den er im Palast des Statthalters hatte, benachrichtigt; ohne einen Augenblick zu verlieren, stieg er zu Pferde, und da er dafür hielt, daß

die Jemeniten Syriens durch die Schlacht von Secunda zu sehr geschwächt seien, schlug er die Straße nach Saragossa ein, in der Ueberzeugung, daß die Jemeniten des Nordwesten ihm eine sichere Stütze gewähren würden.

Als er im Districte von Saragossa angekommen war, hatte dort ein anderer Koraischite, Namens Chobâb, [1] schon die Fahne des Aufruhrs erhoben. Nachdem Amir ihm den Vorschlag gemacht, ihre Kräfte gegen Çomail zu vereinigen, hielten die beiden Häuptlinge eine Zusammenkunft und faßten den Entschluß, die Jemeniten und die Berbern gegen Jûsof und Çomail unter die Waffen zu rufen, welche sie als Usurpatoren bezeichneten. Sie gaben vor, der abbâsidische Khalif habe Amir zum Statthalter von Spanien ernannt. Als die Jemeniten und Berbern in großer Anzahl ihrem Aufruf gefolgt waren und die Truppen, welche Çomail gegen sie geschickt, geschlagen hatten, fingen sie an, sie in Saragossa zu belagern (753—4).

Nachdem Çomail Jûsof vergebens um Hilfe gebeten hatte — er war so machtlos geworden, daß es ihm unmöglich war, Truppen zu sammeln — wandte er sich an die Kaisiten, welche einen Theil der Abtheilung aus Kinnesrîn und der aus Damask ausmachten und sich in dem Gebiet von Jaën und Elvira niedergelassen hatten. Indem er ihnen die gefahrvolle Lage schilderte, in der er sich befand, fügte er hinzu, er würde sich mit einer nicht sehr zahlreichen Verstärkung begnügen. Seine Bitte stieß auf Schwierigkeiten. Wohl machte sein Freund, der Kilâbite Obaid, damals nach ihm der mächtigste Häuptling unter den Kaisiten, sich auf und durchwanderte den Bezirk, der von den beiden Heeresabtheilungen bewohnt war, um unterwegs Alle, auf die er zählen konnte, aufzufordern, daß sie sich bewaffneten und bereit hielten, gegen Saragossa zu marschiren; wohl versprachen die Kilâbiten, Mochâribiten, Solaimiten, Naçriten und Hawâziniten, sich an dem Unternehmen zu betheiligen; aber die Ghatafâniten, welche damals keinen Häuptling hatten, denn Abû-Atâ lebte nicht mehr und man hatte ihm noch keinen Nachfolger gegeben, waren unentschieden und verschoben von Tag zu Tag ihre endgiltige Antwort, und der Stamm Cab ibn-Amir mit seinen drei Nebenstämmen, den Koschairiten, den Okailiten und den Charîschiten, unzufrieden darüber, daß die Hegemonie, welche sie inne gehabt hatten, als Baldsch, der Koraischite über alle Syrer Spaniens gebot, jetzt den Kilâbiten (Çomail und Obaid waren beide von diesem Stamme) gehörte, wünschten in ihrer

[1]) Oder Chabchâb.



niedrigen Eifersucht nichts mehr als Çomail aus Mangel an Hilfe untergehen zu sehen. Von Obaid gedrängt, versprachen die Ghatafâniten ihm trotzdem zuletzt ihre Mithilfe, und dann meinten die Cab Ibn-Amir, daß, wenn man Alles erwägen wolle, es wohl besser sein werde, mit den Anderen zu gehen. Sie thaten es, weil sie einsahen, daß wenn sie sich dagegen sträubten, sie sich allgemeinen Haß zuziehen würden, ohne ihren Zweck zu erreichen; denn Çomail werde jedenfalls Hilfe finden und könne ihrer sehr gut entbehren. Alle kaisitischen Stämme stellten also Krieger, jedoch in geringer Zahl; die des Fußvolks ist uns unbekannt, aber wir wissen, daß die der Reiterei nicht mehr als dreihundertundsechzig betrug. Als sie sich so schwach sahen, fingen die Kaisiten an, muthlos zu werden, aber einer unter ihnen vertrieb ihnen das Zaudern durch einige feurige Worte. Er sagte: „Es wäre völlig unerlaubt von uns, einen solchen Häuptling wie Çomail seinem Schicksal zu überlassen, selbst wenn wir über den Versuch zu seiner Befreiung zu Grunde gehen sollten!“ Die noch eben so schwankenden Gemüther richteten sich nun wieder auf, und man machte sich auf den Marsch gegen Toledo, nachdem der Befehl der Expedition an Ibn-Schihâb, den Häuptling der Cab ibn-Amir gegeben worden, nach dem Rathe Obaid's, der selbst diese Würde hätte beanspruchen können, der aber als großmüthiger und aufopfernder Freund es vorzog, sie dem Häuptling des Stammes zu überlassen, der sich dem Unternehmen am meisten abgeneigt gezeigt hatte, weil er hoffte, ihn auf diese Weise für die Sache Çomail's günstig zu stimmen. Der Abmarsch fand statt im Beginn des Jahres 755.

Als die Kaisiten an den Ufern des Guadiana angekommen waren, fanden sie dort die Bekr ibn-Wâïl und die Beni-Alî, zwei Stämme, welche obwohl keine Kaisiten doch zur Race Ma'add gehörten. Die Kaisiten veranlaßten diese, sich mit ihnen zu vereinigen, und vermehrten dadurch ihre Armee um vierhundert Reiter. Mit dieser Verstärkung kamen sie zu Toledo an, wo sie erfuhren, daß die Belagerung mit solcher Macht vorrücke, daß Çomail bald genöthigt sein werde, sich zu ergeben. Da sie fürchteten, zu spät zu kommen, und die Belagerten von ihrem Herannahen benachrichtigen wollten, schickten die Kaisiten einen der Ihrigen eilig nach Saragossa; sie hatten ihm eingeschärft, sich unter die Belagerer zu schleichen und über den Wall ein um einen Kieselstein gewickeltes Papier zu werfen, auf welchem die zwei Verse standen:

„Freuet euch, ihr Belagerten, denn es wird Hilfe für euch anlangen, und bald wird man gezwungen sein, die Belagerung aufzuheben. Hochberühmte Krieger, Söhne

des Nizâr, kommen euch zu Hilfe, reitend auf schön gezäumten Pferden von der Race Awadsch."

Der Bote führte den erhaltenen Befehl geschickt aus. Das Billet wurde aufgefangen und an Çomail gebracht, der es sich vorlesen ließ und sich beeilte, den Muth seiner Soldaten wieder zu beleben, indem er ihnen die gute und wichtige Nachricht mittheilte, welche er soeben erhalten hatte. Alles wurde beendet ohne Schwertstreich; der Lärm, der durch das Herannahen der Ma'additen entstanden, genügte, die Belagerung aufzuheben. Die Belagerer wollten sich der Gefahr nicht aussetzen, sich zwischen zwei Feuern zu befinden, und als die Kaisiten mit ihren Verbündeten in die Stadt eingedrungen waren, belohnte Çomail ihnen auf großmüthige Art den Dienst, den sie ihm geleistet hatten.

Bei den Hilfstruppen befanden sich dreißig Clienten von der Familie Omaija, welche zu der in der Provinz Elvira ansässigen Heeresabtheilung aus Damask gehörten. Die Omaijaden — der arabischen Gewohnheit zufolge gab man diesen Namen sowohl den Mitgliedern der Familie wie ihren Clienten — hatten sich schon seit lange durch ihre Hinneigung zu der Sache der Ma'additen hervorgethan; in der Schlacht bei Secunda hatten sie tapfer in den Reihen Jûsof's und Çomail's gefochten, und diese beiden Häuptlinge hielten sehr viel auf sie; aber wenn in diesem Falle diese dreißig Reiter die Kaisiten begleitet hatten, um Çomail zu Hilfe zu kommen, so war dies weniger deshalb geschehen, weil sie sich als ihre Verbündeten betrachteten als weil sie Interessen von der höchsten Wichtigkeit zu vertreten hatten. Um das richtige Verständniß davon zu geben, um was es sich hier handelte, müssen wir uns um fünf Jahre zurück versetzen.

XIII.[1]

Als im Jahre 770 Merwân II., der letzte Khalif des Hauses Omaija, seinen Tod in Aegypten gefunden hatte, wohin er gegangen war, um dort Zuflucht zu suchen, fing eine grausame Verfolgung an gegen seine zahlreiche Familie, welche die Abbâsiden, die Usurpatoren des Thrones, ausrotten wollten. Einem Enkel des Khalifen Hischâm wurde ein Fuß und eine Hand abgehauen; auf diese Weise verstümmelt, wurde er auf einem Esel durch die Städte und Dörfer Syriens geführt, von einem Herolde begleitet, welcher ihn wie ein wildes Thier vorzeigte, indem er ausrief: „Dies ist Abân, der Sohn Moâwija's, welchen man den besten Ritter der Omaijaden nannte!" Diese Strafe dauerte so lange bis der Tod ihr ein Ende machte. Die Prinzessin Abda, die Tochter Hischâm's, wurde, da sie sich weigerte, auszusagen, wo sie ihre Schätze verborgen habe, auf der Stelle erstochen.

Aber die Verfolgung war so heftig, daß sie beinahe wirkungslos geworden wäre. Mehreren Omaijaden gelang es, sich den Verfolgungen zu entziehen und sich bei den Beduinen-Stämmen zu verbergen. Da sie sahen, daß ihre Opfer ihnen entgehen und sie ihr blutiges Werk nicht anders würden erfüllen können als durch List und Verrath, verbreiteten die Abbâsiden eine Proclamation ihres Khalifen Abû-'l-Abbâs, in welcher dieser mit dem Geständniß, daß er zu weit gegangen sei, allen Omaijaden, die noch am Leben waren, Amnestie versprach.

[1]) Der Akhbâr madschmûa (fol. 69 r. — 72 v., 77 r., 78 r. — 80 r.) ist meine Hauptquelle gewesen bei dieser Erzählung wie bei der unmittelbar folgenden. Einige Einzelheiten habe ich aus Makkarî, Buch IV entnommen.

Mehr als siebenzig von ihnen fielen in die Falle und wurden zu Tode geprügelt.

Zwei Brüder, Jachjâ und Abderrachmân, Enkel des Khalifen Hischâm, entkamen diesem entsetzlichen Blutbad. Nach der Veröffentlichung der Proclamation des abbâsidischen Khalifen, sagte Jachjâ zu seinem Bruder: „Laß uns noch etwas warten; wenn Alles gut geht, so werden wir noch immer bei Zeiten die Armee der Abbâsiden erreichen können, weil sie sich in unserer Nähe befindet; aber in diesem Augenblick habe ich kein großes Zutrauen zu der Amnestie, welche man uns anbietet. Ich werde Jemanden ins Lager schicken, der uns berichten soll, wie man unsere Verwandten behandelt hat."

Nach dem Blutbade kam der Bote, welchen Jachjâ ins Lager geschickt hatte, in voller Eile zurück und brachte ihm die verhängnißvolle Nachricht. Aber diesem Manne folgten gleich Soldaten nach, die den Befehl erhalten hatten, Jachjâ und Abderrachmân zu tödten, und ehe noch Jachjâ, vor Bestürzung ganz außer sich, über Mittel zur Flucht hatte nachdenken können, nahm man ihn gefangen und tödtete ihn. Abderrachmân war eben auf der Jagd; das rettete ihn. Durch treue Diener von dem traurigen Schicksal seines Bruders benachrichtigt, benutzte er die Dunkelheit der Nacht zur Rückkehr in seine Wohnung, ließ seinen beiden Schwestern ankündigen, er wolle sich in ein Haus, das er in einem nicht weit vom Euphrat entfernt liegenden Dorfe besaß, der Sicherheit halber begeben, und legte ihnen ans Herz, dort so bald wie möglich mit seinem Bruder und seinem Sohne einzutreffen.

Der junge Prinz erreichte ohne Unfall das Dorf, das er seinen Schwestern bezeichnet hatte, und sah sich bald wieder von seiner Familie umgeben. Es war nicht seine Absicht, dort lange zu bleiben, vielmehr war er entschlossen, nach Afrika hinüber zu gehen; aber in dem Glauben, daß seine Feinde nicht leicht sein Versteck entdecken würden, wollte er den Augenblick abwarten, in welchem er, ohne sich zu großen Gefahren auszusetzen, seine lange Reise unternehmen könnte.

Eines Tages, als Abderrachmân, der damals an einer Augenkrankheit litt, in einem dunkeln Zimmer gebettet lag, kam sein Sohn Solaimân, der vier Jahre alt war und eben vor der Thür des Hauses sein Spiel getrieben hatte, ins Zimmer gelaufen, ganz außer sich vor Schrecken und in Thränen gebadet; so warf er sich an seine Brust. „O laß mich, lieber Kleiner," sagte der Vater u ihm; „du weißt, ich bin nicht wohl. Aber was fehlt dir denn? wie bist du so er-

schrocken?" Das Kind barg wieder seinen Kopf an der Brust seines Vaters, weinte und schluchzte. „Was ist denn geschehen?" rief der Prinz, stand auf und öffnete die Thür. Da sah er in der Ferne schwarze Fahnen. — Diese hatte das Kind auch gesehen und erinnerte sich dabei, daß am Tage, da solche Fahnen in der früheren Wohnung seines Vaters sich gezeigt hatten, man seinen Onkel niedergemetzelt habe. Kaum hatte Abderrachmân so viel Zeit, einige Goldstücke in seine Tasche zu stecken und seinen beiden Schwestern Lebewohl zu sagen „Ich gehe fort," sagte er zu ihnen; „sendet mir meinen Freigelassenen Badr nach." Er bezeichnete den Ort, wo er ihn finden würde. „Sagt ihm," fuhr er fort, „daß er mir Alles mitbringe, dessen ich bedarf, wenn es Gott gefallen sollte, mir Gelingen zu meiner Flucht zu schenken."

Die abbâsidischen Reiter umzingelten zuerst das Dorf und durchsuchten dann das Haus, welches der Omaijaden-Familie zur Zufluchtsstätte diente; als sie dort nur zwei Frauen und ein Kind fanden, thaten sie diesen kein Leid. Unterdessen war Abderrachmân in Begleitung seines Bruders, eines dreizehnjährigen Knaben, schon in einer gewissen Entfernung vom Dorfe und wollte sich dort verstecken. Es hatte nicht viel Schwierigkeit, da die Gegend sehr waldig war. Sobald Badr zu ihnen gestoßen war, machten die beiden Brüder sich auf und erreichten die Ufer des Euphrat. Der Prinz wandte sich an einen Mann, den er kannte, gab ihm Geld und bat ihn, Vorräthe und Pferde zu kaufen. Dieser versprach, sich seines Auftrags zu entledigen und ging mit Badr fort.

Unglücklicher Weise hatte ein Sklave dieses Mannes Alles belauscht, was sie mit einander verabredet. In der Hoffnung auf eine ansehnliche Belohnung war dieser Verräther in vollem Lauf zum abbâsidischen Hauptmann gekommen, um ihm den Ort anzugeben, wo die beiden Flüchtlinge sich verborgen hielten. Plötzlich wurden sie durch Pferdegestampf aufgeschreckt. Kaum blieb ihnen Zeit, sich in einem Garten zu verstecken; aber die Reiter hatten sie bemerkt und begannen schon, den Garten zu umstellen; noch einen Augenblick, und die beiden Brüder wären niedergemacht worden. Es blieb ihnen nur Ein Entschluß übrig: sich in den Euphrat zu werfen und den Versuch zu wagen, ihn zu durchschwimmen. Der Strom war sehr breit und das Beginnen gefahrvoll; jedoch in ihrer Verzweiflung zauderten sie nicht, es zu wagen und warfen sich schleunigst in die Fluthen. „Kehrt zurück," riefen ihnen die Reiter zu, als sie einen Raub sich entgehen sahen, den sie schon zu fassen geglaubt hatten; „kehrt zurück, wir werden euch

nichts zu Leide thun!" Abderrachmân wußte, was er von diesem Versprechen zu halten habe, und schwamm nur um so schneller weiter. In der Mitte des Stromes angelangt, rief er seinem Bruder, der zurück geblieben war, zu, er möge sich beeilen. Leider war der Jüngling kein so guter Schwimmer wie Abderrachmân und fürchtete zu ertrinken; darum wollte er, den Worten der Soldaten Glauben schenkend, ans Ufer zurückkehren. „Komm zu mir, mein theurer Bruder; ich beschwöre dich, glaube den Versprechungen nicht, die man dir macht," rief Abderrachmân; es war vergebens. „Jener wird uns entkommen," sagten die Soldaten unter einander, und einer von ihnen, eifriger als die anderen, wollte schon seine Kleider abwerfen, um sich in den Euphrat zu stürzen; da erschreckte ihn die Breite des Stromes, und er besann sich anders. Also ließ man davon ab, Abderrâchman weiter zu verfolgen; aber kaum hatte er das andere Ufer erreicht, als er den Schmerz hatte, zu sehen, wie die barbarischen Soldaten seinem Bruder den Kopf abhieben.

In Palästina angekommen, gesellte sich sein treuer Sklave Badr und Sâlim, ein Freigelassener einer seiner Schwestern zu ihm; sie brachten ihm Geld und Edelsteine. Mit ihnen machte er sich auf nach Afrika, wo man die Autorität der Abbâsiden noch nicht anerkannte und wo schon mehrere Omaijaden ein Asyl gefunden hatten. Er gelangte ohne Unfall dorthin, und wenn er es gewollt hätte, würde er hier vielleicht Ruhe und Frieden gefunden haben. Allein er war nicht der Mann dazu, um sich mit einer bescheidenen und verborgenen Existenz zu begnügen. Ehrgeizige Pläne durchflogen diesen zwanzigjährigen Kopf. Groß, kräftig, tapfer, mit größter Sorgfalt erzogen und mit ungewöhnlichen Talenten ausgestattet, hatte er die Vorahnung, daß er zu einem glänzenden Loose berufen sei. Sein abenteuerlicher und unternehmender Geist fand reiche Nahrung in den Erinnerungen der Kindheit, welche während seines umherirrenden und armen Lebens besonders lebhaft erwachten. Bei den Arabern war es ein sehr verbreiteter Glaube, daß das Schicksal eines jeden Menschen in den Zügen seines Gesichts ausgedrückt sei. Dies glaubte Abderrachmân ebenso fest wie Alle, um so mehr als eine Prophezeiung seines Großoheims Maslama, der als höchst gewandter Physiognomiker bekannt war, seinen heißesten Wünschen entgegenkam. Im Alter von zehn Jahren, als er schon seinen Vater Moawija verloren, hatte man ihn eines Tages mit seinen Brüdern nach Roçâfa gebracht. Dies war eine prächtige Villa im Districte Kinnesrîn, die gewöhnliche Residenz des Khalifen Hischâm. Während die Kinder vor dem Thore des Palastes

spielten, kam Maslama dorthin; er ließ sein Pferd anhalten und erkundigte sich, wer die Kinder seien. „Es sind die Söhne Moawija's," erwiderte ihr Erzieher. „Die armen Waisen!" rief Maslama aus mit thränenden Augen, und so ließ er sich die Kinder zwei bei zwei vorstellen. Abderrachmân schien ihm mehr als die anderen zu gefallen. Er hatte ihn eben auf seinen Sattelknopf setzen lassen und überhäufte ihn mit Liebkosungen, als Hischâm aus seinem Palaste trat. „Was ist dies für ein Kind?" fragte sein Bruder ihn. „Es ist ein Sohn Moawija's," antwortete Maslama, und indem er sich zu seinem Bruder niederbeugte, flüsterte er ihm ins Ohr, jedoch laut genug, um von Abderrachmân gehört zu werden: „Das große Ereigniß nahet sich, und dieses Kind wird der Mann werden, von welchem du weißt." — „Bist du dessen ganz gewiß?" fragte Hischâm. — „Ja, ich schwöre es dir," erwiderte Maslama; „in seinem Gesichte und an seinem Halse habe ich die Zeichen erkannt."

Abderrachmân erinnerte sich, daß seit dieser Zeit sein Großvater für ihn eine große Vorliebe zeigte, daß er ihm oft Geschenke schickte, an denen seine Brüder keinen Antheil hatten, und daß er ihn jeden Monat in seinen Palast kommen ließ.

Was bedeuteten diese geheimnißvollen Worte wohl, welche Maslama ausgesprochen hatte? Abderrachmân wußte es nicht recht; aber zur Zeit, da sie gesprochen wurden, hatte man von mehreren Prophezeiungen der selben Art gehört. Damals war die Macht der Omaijaden heftig erschüttert, und in ihrer Unruhe bestürmten diese Prinzen, die so abergläubisch waren wie alle Orientalen es mehr oder weniger sind, die Wahrsager, die Astrologen, die Physiognomiker, kurz Alle, die auf eine oder die andere Art vorgaben, den Schleier heben zu können, der die Zukunft deckt, mit vielen Fragen. Da sie weder diesen leichtgläubigen Menschen, die sie mit Gaben überhäuften, alle Aussicht rauben wollten noch sie in Hoffnungen einwiegen, welche der Erfolg bald Lügen strafen könne, glaubten diese in die verborgenen Wissenschaften Eingeweihten dadurch einen vermittelnden Ausdruck gefunden zu haben, daß sie sagten, der Thron der Omaijaden werde einstürzen, aber ein Sprößling dieser berühmten Familie werde ihn irgendwo wieder aufrichten. Den selben Glauben scheint auch Maslama sich in den Kopf gesetzt zu haben.

So bildete nun Abderrachmân sich ein, er sei dazu bestimmt, einen Thron einzunehmen. Aber in welchem Lande sollte er regieren? Der Orient war verloren; von dieser Seite war nichts mehr zu hoffen.

Afrika und Spanien blieben zwar noch, aber in jedem dieser beiden Länder suchte eine fihritische Dynastie sich zu befestigen.

In Afrika oder vielmehr in dem Theile dieser Provinz, welcher noch unter arabischer Herrschaft war, denn der Westen hatte sie abgeschüttelt, regierte ein Mann, dem wir schon in Spanien begegnet sind, wo er, freilich erfolglos, versucht hatte, sich zum Emir zu erklären, der Fihrite Abderrachmân ibn-Chabîb, ein Verwandter Jûsof's, des Statthalters von Spanien. Da er die Abbâsiden nicht anerkannt hatte, hoffte Ibn-Chabîb, Afrika seinen Kindern als unabhängiges Fürstenthum zu übertragen, und befragte die Wahrsager über die Zukunft seines Geschlechtes mit unruhiger Neugier. Einige Zeit zuvor, ehe der junge Abderrachmân an seinen Hof kam, hatte ein Jude, der in die Geheimnisse der verborgenen Wissenschaften durch den Prinzen Maslama, an dessen Hof er gelebt, eingeweiht worden war, ihm prophezeit, ein Abkömmling einer königlichen Familie, der sich Abderrachmân nenne und an jeder Seite der Stirn eine Haarlocke trage, werde der Gründer einer in Afrika regierenden Dynastie werden.[1] Ibn-Chabîb hatte ihm darauf geantwortet, in diesem Falle habe er selbst, der sich Abderrachmân nenne und Herr Afrika's sei, nichts weiter zu thun, als sich eine Haarlocke an jeder Seite der Stirn wachsen zu lassen, um diese Prophezeiung auf sich selbst anwenden zu können. „Nein," erwiderte ihm der Jude; „du bist nicht der bezeichnete Mann, denn da du nicht der Abkömmling einer königlichen Familie bist, besitzest du nicht alle erforderlichen Eigenschaften." Als später Ibn-Chabîb den jungen Abderachmân sah, bemerkte er, daß dieser Prinz seine Locken auf die angegebene Weise trug. Er ließ den Juden vor sich kommen und sagte zu ihm: „Nun, dieser ist es also, den das Schicksal zum Herrn von Afrika auserséhen hat, da er alle erforderlichen Eigenschaften besitzt. Es schadet nichts; er wird mir meine Provinz nicht nehmen, denn ich werde ihn umbringen lassen." Der Jude, welcher den Omaijaden, seinen alten Herren, aufrichtig ergeben war, schauderte bei dem Gedanken, daß seine Weissagung der Beweggrund werden könne zu dem Morde eines jungen Mannes, für den er große Theilnahme empfand; er verlor indessen seine Geistesgegenwart nicht und entgegnete: „Ich gestehe, Herr, daß dieser junge Mann alle erforderlichen Bedin-

[1]) Die Urkunden nennen hier Spanien, aber das ist ohne Zweifel ein Irrthum, denn nicht an Spanien sondern an Afrika hatte Ibn-Chabîb ein Interesse. Wahrscheinlich hatte der Jude Afrika genannt, allein als der Erfolg seiner Vorhersagung widersprochen, wird man den Namen Spanien für Afrika gesetzt haben.



gungen erfüllt. Aber da du an Das glaubst, was ich dir prophezeit habe, muß von zwei Dingen eines statt haben: entweder ist dieser Abderrachmân nicht die bezeichnete Person, und in diesem Falle könntest du ihn tödten, aber du würdest ein unnützes Verbrechen begehen; oder aber er ist bestimmt, über Afrika zu regieren; dann kannst du ihm nicht das Leben nehmen, wie du es auch versuchen mögest, denn er muß seine Bestimmung erfüllen."

Da er die Richtigkeit dieser Erklärung einsah, wollte Ibn-Chabîb für den Augenblick Abderrachmân nicht nach dem Leben trachten. Demunerachtet, da er nicht ihm allein mißtraute, sondern auch allen anderen Omaijaden, welche seine Staaten als Asyl aufgesucht hatten und in denen er Prätendenten witterte, die ihm einst gefährlich werden könnten, beobachtete er ihre Schritte mit immer wachsender Angst. Unter diesen Prinzen befanden sich zwei Söhne des Khalifen Walîd II. Als würdige Söhne eines Vaters, der nur für das Vergnügen lebte, der seine Buhlerinnen an seiner Statt zum öffentlichen Gebete schickte und der, wenn er mit dem Bogen schoß, sich des Korans als Zielscheibe bediente, führten sie ein lustiges Leben in dem Lande der Verbannung, und in einer Nacht, als sie mit einander tranken und plauderten, rief einer von ihnen aus: „Welche Tollheit! Bildet sich dieser Ibn-Chabîb doch ein, daß er Emir dieses Landes bleiben wird und daß wir, die Söhne eines Khalifen, uns gefallen lassen werden, daß er ruhig weiter regiert!" Ibn-Chabîb, welcher an der Thür horchte, hatte diese Worte gehört. Entschlossen, sich dieser seiner gefährlichen Gäste, freilich insgeheim, zu entledigen, wollte er doch eine günstige Gelegenheit abwarten, sie umbringen zu lassen, so daß man ihren Tod dem Zufall oder einer Privatrache zuschreiben könne. Darum änderte er nichts in seinem Benehmen gegen sie, und wenn sie ihn besuchten, zeigte er ihnen das nämliche Wohlwollen wie früher. Seinen Vertrauten verbarg er es jedoch nicht, daß er die Söhne Walîd's beobachtet und sie jene unvorsichtigen Worte aussprechen gehört habe. Unter diesen Vertrauten befand sich ein heimlicher Anhänger der Omaijaden; dieser rieth den beiden Prinzen, sich durch die Flucht der Rachgier des Statthalters zu entziehen. Sie thaten es sogleich; aber als Ibn-Chabîb ihre eilige Abreise erfuhr, deren Ursache ihm unbekannt war, fürchtete er, daß sie irgend einen berberischen oder arabischen Stamm aufwiegeln wollten, und ließ sie deshalb von Reitern verfolgen; diese holten sie ein und führten sie zurück. Da er ihre Flucht und die Reden, welche er von ihnen gehört hatte, für genü-

gende Beweise verbrecherischer Absichten hielt, ließ er sie enthaupten.[1] Von nun an dachte er an nichts Anderes als wie er sich auf gleiche Art der anderen Omaijaden entledigen könne; diese, von ihren Anhängern unterrichtet, beeilten sich, Zuflucht bei den unabhängigen Berbernstämmen zu suchen.

Von Stamm zu Stamm und von Stadt zu Stadt irrend, durchwanderte Abderrachmân den Norden Afrika's von einem Ende zum andern. Eine Zeit lang hielt er sich zu Barca verborgen; dann suchte er am Hofe der Beni-Rostem, der Könige von Tahort, ein Asyl; darauf flehte er den Schutz des Berbernstammes Miknesa an. So vergingen fünf Jahre, und nichts deutet an, daß Abderrachmân während dieser langen Zeit daran gedacht habe, in Spanien sein Glück zu versuchen. Afrika war es, welches dieser ehrgeizige Prätendent im Auge hatte, er, der weder Geld noch Freunde besaß; da er unaufhörlich intriguirte und um jeden Preis Anhänger zu gewinnen suchte, wurde er von den Miknesa's verjagt und kam bei dem berberischen Stamme Nafza an, zu welchem seine Mutter gehörte, die in der Nachbarschaft von Ceuta wohnte.[2]

Endlich davon überzeugt, daß seine Pläne in Afrika ihm nicht gelingen würden, richtete er seine Blicke auf die gegenüberliegende Meeresküste. Er hatte über Spanien einige Nachrichten, welche er Sâlim verdankte, dem einem der beiden Freigelassenen, die mit ihm den Unbestand seines umherwandernden Lebens getheilt hatten. Sâlim war zur Zeit Mûsâ's oder vielleicht etwas später in Spanien gewesen und unter diesen Umständen hätte er dem Prinzen dort wesentliche Dienste leisten können; aber er war schon nach Syrien zurückgekehrt. Schon seit lange dem unsteten Leben, welches er an der Seite eines Abenteurers führte, abgeneigt, hatte er sich entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um ihn zu verlassen; Abderrachmân verschaffte sie ihm. Eines Tages war er eingeschlafen und hatte seinen Herrn, der ihn rief, nicht gehört; da schüttete dieser ein Gefäß mit Wasser über sein Gesicht, und Sâlim sagte in seinem Zorn: „Da du mich als niedrigen Sklaven behandelst, will ich dich für immer verlassen. Ich bin dir nichts schuldig, denn du bist nicht mein Herr; nur deine Schwester hat Rechte auf mich; zu ihr will ich zurückkehren."

Jetzt blieb ihm noch der andere Freigelassene übrig, der treue Badr. Ihn beauftragte Abderrachmân, nach Spanien hinüber zu

[1]) Ibn-Adhârî Bd. I S. 49. 50.

[2]) Siehe Bekrî in den Notices et extraits Bd. XII S. 559.



gehen, um sich dort mit den omaijadischen Clienten zu besprechen; diese machten einen Theil der beiden Heeresabtheilungen von Damask und Kinnesrîn aus, welche in dem Gebiete von Elvira und Jaën ansässig waren. Badr sollte ihnen einen Brief seines Herrn überbringen, in welchem dieser erzählte, wie er seit fünf Jahren Afrika als Flüchtling durchwandert habe, um den Verfolgungen Ibn-Chabîb's zu entgehen, der allen Mitgliedern der Familie Omaija nach dem Leben trachte. „In eurer Mitte, ihr Clienten meiner Familie, da möchte ich sein und wohnen, denn ich bin überzeugt, daß ihr meine treuen Freunde sein wollt. Aber ach! ich kann es nicht wagen, nach Spanien zu kommen; der Emir dieses Landes wird mir Fallen legen, wie der von Afrika es gethan; er würde mich als Feind, als Prätendent betrachten. Und habe ich denn nicht auch wirklich ein Anrecht auf das Emirat, ich, der Enkel des Khalifen Hischâm? Darum also weil ich nicht als einfacher Privatmann nach Spanien gehen kann, werde ich nur in der Eigenschaft als Thronbewerber kommen; — auch werde ich nur dann hinkommen, wenn ich von euch die Versicherung erhalten habe, daß sich in jenem Lande irgend welche Aussicht auf Erfolg für mich findet, daß ihr mich aus allen Kräften unterstützen und meine Sache wie die eurige ansehen werdet." Er schloß damit, daß er seinen Clienten versprach, ihnen die bedeutendsten Anstellungen zu geben, im Fall sie ihm wirklich beistehen wollten.

In Spanien angekommen, übergab Badr diesen Brief an Obaidallâh und Ibn-Khâlid, die Häuptlinge der Clienten in der Heeresabtheilung aus Damask. Nachdem sie vom Inhalte dieses Schreibens Kenntniß genommen hatten, bestimmten diese beiden Häuptlinge den Tag, an dem sie über die Angelegenheit mit den andern Clienten berathen wollten, und ließen Jûsof ibn-Bokht, den Häuptling der omaijadischen Clienten in der Heeresabtheilung aus Kinnesrîn, ersuchen, bei dieser Versammlung zugegen zu sein. Am festgesetzten Tage fragten sie ihre Stammgenossen um Rath, welchen Entschluß sie fassen sollten. Wie schwer auch das Unternehmen schien, so war man doch bald darüber einig, es wagen zu müssen. Mit dieser Entscheidung erfüllten die Clienten nach arabischer Anschauung eine ernste Pflicht; denn die Eigenschaft als Client legt ein unauflösliches und heiliges Band auf, eine Art von vertragsmäßiger Verwandtschaft, und die Nachkommen eines Freigelassenen sind verbunden, bei jeder Gelegenheit den Erben Desjenigen, der dem Gründer ihrer Familie die Freiheit gegeben hat, beizustehen. Außerdem wurde ihnen freilich diese Entscheidung auch durch ihr eigenes Interesse eingegeben. Die Verwaltung der arabischen

Dynastieen war stets in den Händen einer Familie; die Verwandten und die Clienten des Fürsten besaßen, mit Ausschluß beinahe aller Anderen, die hohen Aemter und Würden im Staate. Indem sie für Abderrachmân's Glück bestrebt waren, sorgten sie also auch für ihre eigene Größe. Aber das Schwierige dabei war, wie sie sich über die Mittel zur Ausführung in Einverständniß setzen sollten, und man beschloß, Çomail (der damals in Saragossa belagert ward) um Rath zu fragen, ehe man etwas unternehme. Sie wußten, daß er auf Jûsof erzürnt sei, weil dieser ihm nicht zu Hilfe eilte, und sie vermutheten bei ihm einen Rest von Zuneigung für die Omaijaden, diese alten Wohlthäter seiner Familie; jedenfalls glaubten sie auf seine Verschwiegenheit rechnen zu können, denn sie kannten ihn als einen Mann von zu guten Sitten als daß er Etwas, das ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut war, verrathen würde. So hatten sich denn, vor allen Dingen um sich mit Çomail zu besprechen, etwa dreißig Omaijaden, von Badr begleitet, mit den Kaisiten vereinigt, welche Çomail zu Hilfe kamen.

Wir haben schon gesehen, daß das Unternehmen der Kaisiten von vollständigem Erfolge gekrönt war, und wir können hier den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, den wir in dem Momente unterbrechen mußten, als die Häuptlinge der omaijadischen Clienten Çomail um eine geheime Unterredung baten.

Als der Kaisite ihre Bitte bewilligt hatte, ersuchten sie ihn gleich zuerst, die wichtigsten Nachrichten, die sie ihm mitzutheilen hätten, geheim zu halten, und als er das versprochen, benachrichtigte Obqidallâh ihn von der Ankunft Badr's und las ihm den Brief Abderrachmân's vor; darauf fügte er in demüthigem und ergebenem Tone hinzu: „Befiehl du, was wir thun sollen; wir werden uns deinem Willen beugen; was du billigen wirst, das werden wir thun; was du mißbilligen wirst, das werden wir nicht thun.“ Çomail antwortete ihnen sehr nachdenklich: „Die Sache ist ernst; verlangt also nicht eine augenblickliche Antwort von mir. Ich werde über Das, was ihr mir soeben gesagt, nachdenken und euch später meine Meinung kund thun.“

Als Badr zu ihm trat, ließ Çomail ihm, ohne Etwas zu versprechen, Geschenke geben, sowie er auch an die Anderen, welche ihm zu Hilfe gekommen waren, Geschenke hatte austheilen lassen. Dann reiste er nach Cordova ab. Dort angekommen, fand er Jûsof damit beschäftigt, Truppen zu sammeln, deren Bestimmung sein sollte, die Rebellen des Districtes von Saragossa zu züchtigen.

Im Mai des Jahres 755 am Tage vor seinem Ab-

marsche berief Jûsof die beiden Häuptlinge der omaijadischen Clienten zu sich, welche er wie seine eigenen Clienten betrachtete, seit ihre Herren den Thron verloren hatten,[1] und als sie gekommen waren, sagte er zu ihnen:

„Geht zu unseren Clienten und sagt ihnen, daß sie uns begleiten sollen."

„Das ist unmöglich, Herr," antwortete ihm Obaidallâh. „In Folge so vieler Jahre der Hungersnoth haben diese Unglücklichen nicht mehr die Kraft zu marschiren. Alle Diejenigen, die noch dazu im Stande waren, haben sich zu Çomail begeben, um ihm zu helfen, und dieser lange Marsch während des Winters hat sie in hohem Grade ermüdet."

„Hier ist Etwas, um ihren Kräften wieder aufzuhelfen," erwiderte Jûsof; „händige ihnen diese tausend Goldstücke ein, daß sie damit Getreide kaufen können."

„Tausend Goldstücke für fünfhundert Krieger, wie sie in dem Register eingeschrieben stehen, ist sehr wenig, besonders in so theurer Zeit wie die jetzige!"

„Thut, was ihr wollt; mehr werde ich euch nicht geben."

„Gut, dann behalte dein Geld; wir wollen dich nicht begleiten."

Indessen, nachdem sie den Emir verlassen hatten, bedachten Obaidallâh und sein Gefährte sich anders. „Vielleicht wäre es doch besser, wir nähmen dieses Geld an," sagten sie unter einander, „es könnte uns nützlich sein. Es versteht sich von selbst, daß unsere Stammgenossen Jûsof nicht begleiten werden; sie müssen in ihren Wohnungen bleiben, um auf jedes Ereigniß vorbereitet zu sein; doch werden wir schon irgend einen Vorwand finden, um ihr Wegbleiben von der Armee zu erklären; jedenfalls wollen wir das Geld, welches Jûsof uns anbietet, annehmen; einen Theil davon wollen wir unseren Stammgenossen geben, welche alsdann für dieses Geschenk Korn kaufen können; das übrige wollen wir zur Ausführung unserer Pläne verwenden." So kehrten sie zum Statthalter zurück und sagten, daß sie die tausend Goldstücke, die er ihnen angeboten, annehmen wollten. Sobald sie diese erhalten hatten, begaben sie sich in den District Elvira zu ihren Stammgenossen und gaben jedem von ihnen zehn Silberstücke von Seiten Jûsof's, indem sie hinzufügten, daß diese Summe bestimmt sei, Korn dafür zu kaufen. Daß Jûsof ihnen viel mehr gegeben und verlangt hatte, daß die Clienten ihn begleiten und die tausend Goldstücke als Sold nehmen sollten, das sagten sie nicht. Da ein Goldstück zwanzig Silber-

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 9 v.

stücken gleich war, blieben den beiden Häuptlingen ungefähr noch drei Viertel von der Summe, welche Jûsof ihnen übergeben hatte.

Inzwischen war Jûsof mit einigen Truppen abgegangen, und da er den Weg nach Toledo genommen, schlug er sein Lager in dem Districte von Jaën auf, bei dem Orte, der damals den Namen „Furth Fatch" trug, im Norden von Mengibar, wo man den Guadalquivir überschritt, wenn man durch den Engpaß der Sierra Morena gehen wollte, und wo sich jetzt eine Fähre befindet, welche durch die Begebenheiten, die der Schlacht von Baylen im Jahre 1808 vorausgingen, europäische Berühmtheit erlangt hat. Jûsof erwartete dort die Truppen, welche von allen Seiten zu ihm eilten, und theilte ihnen ihren Sold aus, als die beiden Häuptlinge der omaijadischen Clienten sich zu ihm begaben; denn sie wußten, daß er sich nicht lange an der Furth Fatch aufhalten würde, da er sich beeilen wollte, den Rebellen von Saragossa gegenüber zu stehen. „Nun," sagte Jûsof zu ihnen, „warum kommen unsere Clienten nicht?" — „Beruhige dich, Emir, und möge Gott dich segnen," gab Obaidallâh ihm zur Antwort; „deine Clienten sind nicht wie gewisse Menschen, die wir beide kennen. Um Alles in der Welt möchten sie nicht, daß du gegen deine Feinde ohne ihren Beistand kämpfest. Noch neulich sagten sie mir dies; aber zu gleicher Zeit trugen sie mir auf, dich zu bitten, ihnen einen Aufschub zu bewilligen. Da die Frühlingsernte verspricht, gut zu werden, wie du weißt, wollen sie zuvor ihre Feldfrüchte besorgen; aber sie beabsichtigen, dich in Toledo einzuholen." Da er keinen Grund hatte, zu argwöhnen, daß Obaidallâh ihn betrügen wolle, traute Jûsof seinen Worten und sagte zu ihm: „Nun denn, kehre zu deinen Stammgenossen zurück und richte es so ein, daß sie sich so bald wie möglich auf den Marsch machen."

Bald nachher setzte Jûsof seinen Marsch fort. Obaidallâh und sein Gefährte machten einen Theil des Weges gemeinsam mit ihm; dann sagten sie ihm Lebewohl, versprachen, ihn bald mit den anderen Clienten einzuholen, und kehrten an die Furth Fatch zurück.

Unterwegs begegnete ihnen Çomail und seine Garde. Der kaisitische Häuptling hatte die Nacht in einer jener Orgien verbracht, die ihm Gewohnheit waren, und schlief noch, als Jûsof sich auf den Weg machte, so daß er erst viel später aufbrach. Als er die beiden Clienten herannahen sah, rief er voll Verwunderung aus: „Wie, ihr kehrt zurück? Bringt ihr mir vielleicht irgend eine Nachricht?" — „Nein, Herr," antworteten sie; „Jûsof hat uns erlaubt, fort zu gehen, und wir haben uns anheischig gemacht, mit den anderen Clienten in Toledo zu ihm zu stoßen; aber wenn du erlaubst, werden wir dich ein Stück

Weges begleiten." — „Ich werde höchst erfreut über eure Gesellschaft sein," sagte Çomail. Nachdem sie eine Zeit lang von gleichgiltigen Dingen gesprochen hatten, näherte sich Obaidallâh dem Çomail und sagte ihm ins Ohr, er habe mit ihm insgeheim zu sprechen. Auf ein Zeichen des Häuptlings hielten seine Gefährten sich in einiger Entfernung, und Obaidallâh fuhr fort: „Es handelt sich um die Angelegenheit des Sohnes Moawija's, über welche wir mit dir berathschlagt haben. Sein Bote ist noch nicht fort." — „Ich habe diese Sache keineswegs vergessen," erwiderte Çomail; „im Gegentheil habe ich reiflich darüber nachgedacht, und, wie ich es versprochen, habe ich mit niemandem davon geredet, nicht einmal mit meinen vertrautesten Freunden. Dies ist jetzt meine Antwort: Ich glaube, daß der Mann verdient, zu regieren und von mir unterstützt zu werden. Das könnt ihr ihm schreiben und möge Allâh uns seinen Beistand verleihen! Was den alten Kahlkopf (so nannte er Jûsof) anbelangt, muß er mich machen lassen, wie ich es am besten verstehe. Ich werde ihm sagen, daß er seine Tochter Omm-Mûsâ, die jetzt Wittwe ist[1], mit Abderrachmân vermählen und sich darein ergeben müsse, dem Emirat von Spanien zu entsagen. Wenn er thut, was ich ihm sage, werden wir ihm danken; wo nicht, werden wir ihm seinen Kahlkopf mit unseren Säbeln spalten, und er wird nur nach Verdienst bestraft werden."

Hoch erfreut, eine so günstige Antwort erhalten zu haben, küßten die beiden Häuptlinge seine Hand voll Erkenntlichkeit und sprachen ihren Dank aus für die Hilfe, welche er ihrem Herrn versprach. Dann verließen sie ihn, um an die Furth Fatch zurückzukehren.

Augenscheinlich war Çomail, der nicht Zeit genug gehabt hatte, seinen Rausch auszuschlafen, diesen Morgen sehr schlecht gegen Jûsof gelaunt aufgestanden; aber Alles, was er den Clienten gesagt, war aus einem augenblicklichen Impuls hervorgegangen, bei dem die reifere Ueberlegung gefehlt hatte. Thatsache ist, daß er mit seiner gewohnten Trägheit nicht einmal ernstlich über Abderrachmân's Sache nachgedacht hatte, wenn er sie nicht vielleicht gänzlich vergessen. Erst nachdem er den beiden Clienten so viele Hoffnung gegeben hatte, fing er an, das Für und Wider in Betracht zu ziehen, und nun bemächtigte sich seiner ein einziger Gedanke. „Was soll aus der Freiheit der arabischen Stämme werden," sagte er zu sich selbst, „wenn ein omaijadischer Prinz in Spanien zur Regierung käme? Hat sich die monarchische

[1]) Sie war mit Katan, dem Sohne jenes Abdalmelik, des Fihriten, Statthalters von Spanien, verheirathet gewesen



Macht erst einmal festgesetzt, was bleibt da von unserer Macht, der Macht der Stammhäuptlinge noch übrig? Nein, was für Beschwerden ich auch gegen Jûsof habe, die Sachen müssen bleiben wie sie sind." Er ließ einen seiner Sklaven rufen und befahl ihm, mit verhängtem Zügel den beiden Clienten nachzureiten und ihnen zu sagen, sie möchten auf ihn warten.

Diese hatten schon eine Meile zurückgelegt, plaudernd von den schönen Versprechungen, die Çomail ihnen gemacht, und sich einredend, daß der Erfolg des Prätendenten sicher sei. Da hörte Obaidallâh seinen Namen hinter sich rufen. Er hielt an und erblickte einen Reiter. Es war der Sklave Çomail's, der zu ihnen sagte: „Wartet auf meinen Herrn; er wird hierher kommen; er hat mit euch zu reden." Verwundert über diese Botschaft und daß Çomail zu ihnen kommen wolle, anstatt ihnen zu befehlen, sich zu ihm zu begeben, fürchteten die Clienten einen Augenblick, er wolle sie vielleicht gefangen nehmen und an Jûsof ausliefern; dessenungeachtet kehrten sie auf der Stelle um und sahen bald Çomail erscheinen, der sein weißes Maulthier, „den Stern", ritt und im vollen Galopp herankam. Da sie ihn ohne Soldaten sahen, faßten die beiden Clienten wieder Muth, und als Çomail sie erreicht hatte, sagte er zu ihnen: „Seit ihr mir den Brief des Sohnes Moawija's gebracht habt und mich mit seinem Boten bekannt gemacht, habe ich oft an diese Sache gedacht." (Indem Çomail dieses sagte, sprach er nicht die Wahrheit, oder sein Gedächtniß betrog ihn vielleicht; aber er konnte nicht füglich eingestehen, daß er eine so wichtige Sache vergessen habe, und er war von Grund aus ein zu guter Araber, als daß eine Lüge ihn viel gekostet hätte.) „Ich billigte euer Vorhaben," fuhr er fort, „wie ich ich euch soeben gesagt habe; jedoch seit ihr mich verlassen, habe ich aufs neue darüber nachgedacht, und jetzt bin ich der Meinung, daß euer Abderrachmân zu einer dermaßen mächtigen Familie gehört, daß —" hier bediente Çomail sich jedenfalls einer sehr energischen Phrase, welche wir jedoch nicht wiedergeben können, ohne gegen den Anstand zu verstoßen. „Was den Anderen anbetrifft," fuhr er fort, „so ist er im Grunde gutmüthig und läßt sich von uns, seltene Fälle ausgenommen, mit ziemlicher Nachgiebigkeit leiten. Ueberdies haben wir große Verpflichtungen gegen ihn, nnd es würde uns schlecht anstehen, ihn zu verlassen. Denkt also wohl darüber nach, was ihr thun wollt, und wenn ihr, nach Hause zurückgekehrt, bei euren Plänen beharrt, bin ich der Meinung, daß ihr mich bald bei euch sehen werdet, aber nicht eben als Freund. Das laßt euch gesagt sein, denn ich kann es euch schwören, der erste Degen, der

aus der Scheide kommen wird, um euren Prätendenten zu bekämpfen, soll der meinige sein. Und nun geht in Frieden, und möge Allâh euch wie eurem Herrn weise Gedanken eingeben."

Durch diese Worte, die mit Einem Schlage all ihre Hoffnungen enttäuschten, völlig niedergeschmettert, gaben die Clienten, in der Angst, diesen heftigen Mann aufzubringen, demüthig zur Antwort: „Möge Gott dich segnen, Herr! niemals wird unsere Meinung von der deinigen abweichen." — „Das ist schön," sagte Çomail, besänftigt und gerührt von diesen respectvollen Worten; „doch möchte ich euch freundschaftlich rathen, nichts zur Umänderung der politischen Lage des Landes zu unternehmen. Alles was ihr thun könnt, ist, daß ihr versucht, eurem Herrn eine ehrenvolle Stellung in Spanien zu sichern, und vorausgesetzt, daß er verspricht, nicht nach dem Emirat zu trachten, glaube ich, euch die Versicherung geben zu können, daß Jûsof ihn wohlwollend aufnehmen, ihm seine Tochter zur Gemahlin und mit ihr ein anständiges Vermögen geben wird. Lebt wohl; glückliche Reise!" Kaum hatte er es gesagt, so warf er seinen „Stern" heftig herum, gab ihm die Sporen und veranlaßte ihn zu raschem Trabe.

Da sie also nichts mehr zu hoffen hatten, weder von Çomail noch von den Ma'additen überhaupt, welche gewöhnlich nur nach den Rathschlägen dieses Häuptlings handelten, blieb den Clienten nichts Anderes übrig als sich in die Arme des anderen Volksstammes zu werfen, nämlich der Jemeniten, und sie zur Rache gegen die Ma'additen aufzuregen. Um ihr Vorhaben, was es auch kosten möge, zum Ziele zu bringen, beschlossen sie, es sogleich zu thun, und während sie in ihre Wohnungen zurückkehrten, wandten sie sich an alle jemenitischen Häuptlinge, auf die sie rechnen zu können glaubten, und baten sie, die Waffen für Abderrachmân zu ergreifen. Sie erlangten einen Erfolg, der alle Erwartungen übertraf. Die Jemeniten, denen sich vor Zorn das Herz im Leibe umdrehte, da sie an ihre Niederlage bei Secunda dachten und einsahen, daß sie dazu verurtheilt waren, das Joch der Ma'additen zu tragen, waren bereit, sich beim ersten Signal zu erheben und sich unter die Fahne jedwedes Prätendenten zu reihen, sobald sie nur die Gelegenheit hätten, sich an ihren Feinden zu rächen und diese zu massacriren.

Da sie der Unterstützung der Jemeniten versichert waren und wußten, daß Jûsof und Çomail im Norden in Anspruch genommen waren, hielten die omaijadischen Clienten den Moment für günstig für die Ankunft ihres Herrn. Sie kauften also ein Boot und übergaben dem Tammâm, welcher es mit eilf Anderen besteigen sollte, fünfhundert

Goldstücke, wovon er dem Prinzen einen Theil geben und den Rest zur Befriedigung der gierigen Berbern verwenden sollte. Die letzteren kannte man genugsam, um zu wissen, daß sie ihren Gast nicht ohne Lösegeld würden fahren lassen. Es war das Geld, welches Jûsof den Clienten gegeben, als sie ihn auf seinem Feldzuge gegen die Rebellen Saragossa's begleiteten; als er es ihnen damals einhändigte, war er weit davon entfernt, zu muthmaßen, daß es dazu dienen werde, einen Prinzen nach Spanien zu führen, welcher ihm das Emirat streitig machen wolle.

XIV.[1]

Seit Monaten führte Abderrachmân, der die Nafza's verlassen und sich ins Land der Maghîla an den Ufern des Mittelländischen Meeres begeben hatte, ein trauriges und einförmiges Leben und erwartete mit stets wachsender Spannung die Rückkehr Badr's, von welchem er keine Nachricht erhalten hatte. Sein Schicksal mußte sich jetzt entscheiden: wenn seine großen Pläne scheitern sollten, mußten auch all seine Luftgebilde von Glück und Ruhm verschweben und er sich genöthigt sehen, sein Leben als Geächteter und Verbannter wieder aufzunehmen oder sich in einen unbekannten Winkel Afrika's zu verbergen; wenn aber statt dessen sein kühnes Unternehmen gelingen sollte, würde Spanien ihm ein sicheres Asyl darbieten, Reichthümer und alle möglichen Genüsse der Macht.

So zwischen Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfen, war Abderrachmân, der freilich von Natur nicht sonderlich fromm, aber ein gewissenhafter Beobachter der religiösen Formen war, eines Abends damit beschäftigt, das vom Gesetz vorgeschriebene Gebet zu verrichten, als er ein Schiff sich der Küste nahen und einen von Denen, welche darauf waren, sich ins Meer werfen sah, um an das flache Ufer zu schwimmen. Er erkannte diesen Mann sogleich: es war Badr, welcher in der Ungeduld, seinen Herrn wieder zu sehen, nicht warten wollte, bis man das Anker ausgeworfen. „Gute Nachricht!" rief er dem Prinzen entgegen, sobald er ihn erblickt hatte; dann erzählte er ihm in aller Eile, was sich begeben, nannte die Häuptlinge, auf welche

---

[1]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 80 r. — 83 r.

Abderrachmân rechnen könne, und die Männer, welche sich in dem Schiff befanden, das ihn nach Spanien führen sollte. „Auch an Geld wird es dir nicht fehlen,“ fügte er hinzu; „wir bringen dir fünfhundert Goldstücke.“ Bewegt vor Freude ging Abderrachmân seinen Anhängern entgegen. Zuerst ging er auf Abû Ghâlib Tammâm zu. Abderrachmân fragte ihn nach seinem Namen und Vornamen, und als er sie vernommen, fand er eine glückliche Vorbedeutung darin. In der That konnte es keine Namen geben, die mehr geeignet gewesen wären, Jemandem, der an Prophezeiungen glaubte (und Abderrachmân glaubte sehr fest daran), großartige Hoffnungen einzuflößen; denn Tammâm bedeutet: erfüllend, und Ghâlib: siegreich. „Wir werden unser Vorhaben erfüllen,“ rief der Prinz aus, „und werden den Sieg erringen!“

Kaum hatte man gegenseitig Bekanntschaft gemacht, als man auch schon beschloß, ohne Aufschub abzureisen. Der Prinz traf seine Vorkehrungen; da liefen die Berbern in Menge herbei und drohten, sich seiner Abreise zu widersetzen, wenn sie nicht Geschenke erhielten. Diesen Umstand hatte man vorhergesehen, und Tammâm gab jedem von ihnen Geld, je nach dem Range, welchen er in seinem Stamm einnahm. Nachdem dies geschehen, lichtete man den Anker, als ein Berber, welcher bei der Geldvertheilung vergessen worden, sich ins Meer warf, sich an ein Tau des Schiffes klammerte und schrie, er wolle auch Etwas haben. Der Unverschämtheit dieser Bettler überdrüssig, zog einer der Clienten seinen Säbel und hieb dem Berber die Hand ab; er fiel ins Wasser und ertrank.

Als sie von den Berbern befreit waren, behängten sie das Schiff dem Prinzen zu Ehren mit Schanzkleidern und bald landeten sie im Hafen von Almuñecar. Es war im September des Jahres 755.

Man wird sich leicht die Freude vorstellen können, welche Abderrachmân empfand, als er den ersten Fuß auf Spaniens Boden setzte, und auch die Freude Obaidallâh's und Ibn-Khâlid's, als sie ihren Herrn umarmen konnten, dessen Ankunft sie zu Almuñecar erwartet hatten. Nachdem der Prinz einige Tage in Al-Fontîn, der Villa Ibn-Khâlid's, in der Nähe von Loja zwischen Archidona und Elvira [1] zugebracht, begab er sich in das Schloß Torrox, welches Obaidallâh ge-

[1]) Die Lage der Villa Al-Fontîn, welche Ende des neunten Jahrhunderts noch den Nachkommen Ibn-Khâlid's gehörte, wird von Ibn-Chaijân angegeben, fol. 76 v., 83 v.



hörte und ein wenig mehr gegen Westen lag, zwischen Iznajar und Loja.[1]

Inzwischen fing Jûsof, welcher zu Toledo angekommen war, an, sich über das lange Ausbleiben der omaijadischen Clienten zu beunruhigen. Da er sie erwarten wollte, verschob er seine Abreise von Tag zu Tag. Çomail, welcher die wahre Ursache ihrer Abwesenheit errieth, jedoch seinem Versprechen treu das Geheimniß ihrer Absichten bewahrte, wurde über den langen Aufenthalt der Armee in Toledo ungeduldig. Er wünschte, so schnell wie möglich mit den Rebellen in Saragossa fertig zu werden, und als eines Tages Jûsof sich von neuem über das Zögern der Clienten beklagte, sagte Çomail wegwerfend zu ihm: „Ein solcher Häuptling wie du sollte sich nicht so lange aufhalten, um solche Nullen, wie sie es sind, zu erwarten. Ich fürchte, daß, wenn wir noch länger hier bleiben, die Gelegenheit, unsere Feinde an Zahl und Hilfsmitteln uns nachstehend zu finden, uns entschlüpfen wird.“ Für den schwachen Jûsof waren Worte der Art, wenn sie von Çomail kamen, ebenso viele Befehle. Die Truppen machten sich also auf den Marsch. Als sie dem Feinde gegenüber standen, hatten sie nicht einmal nöthig zu kämpfen, denn kaum sahen die Rebellen, daß sie es mit einer Armee zu thun hatten, die der ihrigen an Zahl bei weitem überlegen war, so ließen sie sich in Unterhandlungen ein. Jûsof versprach ihnen Amnestie unter der Bedingung, daß sie ihre drei koraischitischen Häuptlinge, Amir, seinen Sohn Wahb, und Chobâb, ihm auslieferten. Die Insurgenten, meistens Jemeniten, zögerten um so weniger, diese Bedingung anzunehmen, als sie voraussetzten, daß Jûsof gnädig gegen Männer verfahren werde, welche gewissermaßen seine Stammgenossen waren. Sie lieferten ihm also ihre Häuptlinge aus, und Jûsof berief die Hauptleute seiner Armee zusammen, damit sie über das Schicksal dieser Gefangenen, die er einstweilen hatte in Ketten schlagen lassen, bestimmen sollten.

Çomail, welcher gegen diese Koraischiten einen solchen Haß gefaßt hatte, wie er bei ihm nur mit dem Leben Desjenigen endete, der das Unglück gehabt, ihn zu erregen, drang lebhaft darauf, daß man sie köpfen solle. Keiner der anderen Kaisiten theilte seine Meinung; sie hielten alle dafür, daß sie nicht das Recht hätten, Männer zum Tode zu verurtheilen, die ebenso gut wie sie zur Race Ma'add gehörten;

---

[1]) Ich weiß sehr gut, daß es heutigen Tages ein Torrox westlich von Almuñecar am Ufer des Mittelländischen Meeres gibt; aber die Lage des Landbesitzes, von dem im Texte die Rede, ist deutlich durch Ibn-Chaijân angegeben worden, fol. 83 v.



sie fürchteten außerdem, sich den Haß des mächtigen Stammes Koraisch und seiner zahlreichen Verbündeten zuzuziehen. Die beiden Häuptlinge des Nebenstammes Cab ibn-Amir, Ibn-Schihâb und Choçain, unterstützten diese Ansicht mit noch mehr Wärme als die anderen Kaisiten. Voll Wuth im Innern und entschlossen, sich sehr bald an Denen zu rächen, welche es gewagt hatten, ihm zu widersprechen, gab Çomail nach. Also ließ Jûsof den drei Koraischiten das Leben, behielt sie aber in Gefangenschaft.

Çomail fand bald die Gelegenheit, die er suchte, sich der beiden Häuptlinge zu entledigen, welche bei dieser Gelegenheit über ihn triumphirt und schon vorher, als er in Saragossa belagert war, sich so lange geweigert hatten, ihm zu Hilfe zu eilen. Da die Basken von Pampelona das Beispiel nachgeahmt, das ihnen die Spanier von Galizien gegeben, und sich von der arabischen Herrschaft befreit hatten, schlug er Jûsof vor, einen Theil der Armee gegen sie zu schicken und den Befehl dieser Truppen Ibn-Schihâb und Choçain anzuvertrauen. Diesen Vorschlag machte er, um für den Augenblick jene lästigen Widerspruchsgeister zu entfernen, und mit dem geheimen Wunsch, daß sie von dieser Expedition mitten durch ein rauhes, von steilen Bergen durchzogenes Land nicht wieder zurückkehren möchten.

Jûsof, der wie gewöhnlich dem Einflusse, den sein Freund auf ihn ausübte, nachgab, that was dieser wünschte, und nachdem er seinen eigenen Sohn Abderrachmân zum Statthalter an der Grenze ernannt hatte, machte er sich wieder auf den Weg nach Cordova.

An den Ufern der Jarama[1] machte er Halt, als ein Eilbote ihm die Nachricht brachte, daß die Truppen, die man gegen die Basken geschickt, vollständig geschlagen seien, daß Ibn-Schihâb getödtet worden, und daß Choçain die kleine Anzahl Krieger, welche dem Tode entgangen seien, nach Saragossa zurückgeführt habe. Keine Nachricht konnte für Çomail angenehmer sein, und am folgenden Tage sagte er schon bei Anbruch des Morgens zu Jûsof: „Alles geht vortrefflich, Allâh hat uns von Ibn-Schihâb befreit. Jetzt wollen wir es mit den Koraischiten zu Ende bringen; laß sie kommen und befiehl, daß man ihnen die Köpfe abhaue!"

Fortwährend wiederholend, daß diese Hinrichtung durchaus noth-

[1]) Wâdî-Scharanba im Akhbâr madschmûa; Ibn al-Abbâr (S. 52) nennt hier das Wâdî-ar-ramal (den sandigen Fluß), das heißt den Guadarrama.



wendig sei, überzeugte Çomail endlich den Emir von seiner Meinung, und auch diesmal noch fügte er sich dem Willen des Kaisiten.

Die drei Koraischiten lebten nicht mehr. Zur gewohnten Stunde, das heißt um zehn Uhr Morgens,[1] brachte man das Frühstück, und Jûsof und Çomail setzten sich zu Tische. Der Emir war traurig und niedergeschlagen; der dreifache Mord, den er begangen hatte, fing an, ihm Gewissensbisse zu verursachen; er warf sich außerdem noch vor, Ibn-Schihâb und so viele tapfere Krieger einem gewissen Tode entgegengeschickt zu haben; er fühlte, daß so viel Blut nach Rache schreie, und eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß seine Macht ihrem Ende nahe. Von Kummer niedergedrückt, aß er fast gar nicht. Çomail dagegen war in der Stimmung brutaler Fröhlichkeit. Er entwickelte beim Essen einen vortrefflichen Appetit und that sein Möglichstes, um den schwachen Emir, dessen er sich zur Befriedigung seines persönlichen Hasses bediente und den er in einen Abgrund grausamer Gewaltthätigkeiten mit sich hinabzog, zu beruhigen. „Verjage deine finsteren Gedanken," sagte er zu ihm. „Wodurch solltest du dich denn so strafbar gemacht haben? Daß Ibn-Schihâb getödtet worden, ist nicht deine Schuld; er kam ja im Kampfe um, und im Kriege kann dies Schicksal Jeden treffen, wer es auch sei. Wenn jene drei Koraischiten hingerichtet worden sind, so haben sie es verdient; sie waren Rebellen, gefährliche Gegner, und das Exempel von Strenge, welches du an ihnen statuirt hast, wird Die zum Nachdenken bringen, welche Lust haben sollten, ihnen nachzuahmen. Von nun an ist Spanien dein und deiner Kinder Eigenthum; du hast eine Dynastie gegründet, die bis zur Erscheinung des Antichrist dauern wird; denn wer wäre so kühn, daß er dir die Macht streitig machte?"

Durch solche Reden versuchte Çomail vergebens den Trübsinn, welcher seinen Freund drückte, zu zerstreuen. Nach Beendigung des Frühstücks stand er auf und ging wieder in sein Zelt, um seine Siesta in dem für seine beiden Töchter bestimmten Raume zu halten.

Als Jûsof allein war, warf er sich auf sein Bett, mehr aus Gewohnheit als weil er das Bedürfniß zu schlafen gefühlt hätte, denn seine düsteren Gedanken ließen ihn nicht dazu kommen. Plötzlich hörte er die Soldaten rufen: „Ein Bote! ein Bote aus Cordova!" Sich halb aufrichtend, fragte er die Wachtposten vor seinem Zelte: „Was

---

[1]) Siehe **Burckhardt, Bedouins** S. 36.

ruft man da unten? ein Bote aus Cordova?" — „Ja," gab man ihm zur Antwort; „ein Sklave ist es, welcher auf dem Maulthier Omm-Othmân's reitet." — „Er soll augenblicklich herein kommen," sagte Jûsof, welcher gar nicht begriff, aus welchem Grunde ihm seine Gemahlin einen Eilboten senden könne, doch mußte er annehmen, daß es einer wichtigen und eiligen Sache wegen sei.

Der Bote trat ein und übergab ihm ein Billet, welches in folgenden Worten abgefaßt war: „Ein Enkel des Khalifen Hischâm ist in Spanien angekommen. Er hat seine Residenz in Torrox aufgeschlagen, im Schlosse des verruchten Obaidallâh ibn-Othmân. Die omaijadischen Clienten haben sich für ihn erklärt. Dein Hauptmann zu Elvira, welcher sich auf den Marsch begeben hatte, um ihn mit den Truppen, die zu seiner Verfügung standen, zurückzutreiben, ist in die Flucht geschlagen worden; seine Soldaten haben Stockhiebe bekommen, aber niemand ist getödtet worden. Thue ohne Verzug Das, was du für das Beste hältst."

Sobald Jûsof diesen Brief gelesen hatte, befahl er, Çomail kommen zu lassen. Als dieser in sein Zelt gegangen war, hatte er wohl den Eilboten kommen sehen, aber unbekümmert wie gewöhnlich, ihm nicht viele Aufmerksamkeit geschenkt; erst als der Emir ihn zu einer so ungewohnten Stunde rufen ließ, kam er auf die Vermuthung, der Bote könne aus irgend welcher wichtigen Veranlassung gekommen sein.

„Was ist geschehen, Emir," sagte er, als er in Jûsof's Zelt eintrat, „daß du mich zur Stunde der Siesta rufen lässest? Ich hoffe, es ist nichts Schlimmes?"

„Doch!" gab Jûsof ihm zur Antwort; „bei Gott! es ist ein höchst ernstes Ereigniß, und ich fürchte, Gott will uns bestrafen, weil wir jene Männer getödtet haben."

„Thorheit, was du da sagst," erwiderte Çomail mit verächtlicher Miene; „glaube mir doch, jene Männer waren zu niederträchtig als daß Gott sich um sie bekümmern könnte. Doch laß hören; was hat sich begeben?"

„Ich erhalte soeben einen Brief von Omm-Othmân, welchen Khâlid dir vorlesen wird."

Khâlid, Client und zugleich Schreiber des Emirs, las den Brief vor. Weniger erstaunt als Jûsof es gewesen, weil er hatte voraussehen können, was eingetreten war, verlor Çomail seine Kaltblütigkeit nicht, als er vernahm, daß Abderrachmân in Spanien angekommen sei. „Die Sache ist in der That ernst; aber meine Meinung ist: laß uns augenblicklich gegen diesen Prätendenten mit den Soldaten,

die wir haben, zu Felde ziehen. Wir liefern ihm eine Schlacht; vielleicht tödten wir ihn; jedenfalls sind seine Truppen noch so wenig zahlreich, daß wir sie leicht zersplittern können, und wenn er eine Niederlage erfahren hat, wird er wahrscheinlich den Muth verlieren, wieder anzufangen." — „Dein Rath gefällt mir," erwiderte Jûsof; „wir wollen uns also ohne Zögern auf den Weg machen!"

Bald wußte die ganze Armee schon, daß ein Enkel Hischâm's nach Spanien gekommen sei und daß man gegen ihn kämpfen wolle. Diese Nachricht verursachte unter den Soldaten außerordentliche Erregung. Schon empört über das niederträchtige Complott, das ihre Häuptlinge gegen Ibn-Schihâb angezettelt hatten und dem eine so große Anzahl ihrer Stammgenossen zum Opfer gefallen war, und ebenso aufgebracht über die Hinrichtung der Koraischiten, welche trotz des entgegengesetzten Rathes der kaisitischen Häuptlinge angeordnet worden, waren sie außerdem durchaus nicht zu einem Feldzuge aufgelegt, für welchen sie nicht einmal bezahlt wurden. „Man will uns zwingen, zwei Feldzüge statt eines zu unternehmen," schrieen sie; „wir werden es nicht thun!" Bei Einbruch der Nacht begann fast allgemeine Desertion; die Stammgenossen riefen einer den andern und verließen in Haufen das Lager, um in ihre Wohnungen zurückzukehren. Kaum blieben noch zehn Jemeniten im Lager zurück; es waren die Fahnenträger, welche ihren Posten nicht verlassen durften, ohne ihre Ehre zu verletzen; aber sie tadelten die Flüchtlinge durchaus nicht und thaten nichts, um sie zurückzuhalten. Einige Kaisiten, welche Çomail besonders anhingen, und einige Krieger von anderen ma'additischen Stämmen blieben zurück; aber man konnte auf diese nicht zu sehr rechnen, denn, ermüdet durch einen langen Marsch, brannten sie ebenfalls vor Begier, nach Hause zurückzukehren, und baten Jûsof und Çomail, sie nach Cordova zu führen, indem sie sagten, einen Winterfeldzug mit so geringen Kräften in der Sierra von Regio zu unternehmen, hieße, aus Furcht vor einer Gefahr sich in eine noch viel größere stürzen; der Aufstand werde sich ohne Zweifel auf einige Districte der Küste beschränken, und um Abderrachmân anzugreifen, müsse man die Wiederkehr der guten Jahreszeit abwarten. Aber wenn Çomail einmal einen Plan gefaßt hatte, blieb er mit Hartnäckigkeit dabei, und wenn auch in Dem, was man ihm gesagt, Wahrheit lag, beharrte er in seinem Vorhaben. Also marschirte man gegen die Sierra von Regio; aber bald war Jûsof bei dem Unmuth der Soldaten im Stande, sich zu überzeugen, daß der Plan Çomail's nicht auszuführen sei. Der Winter hatte begonnen;

der Regen und die aus ihren Ufern getretenen Ströme hatten die Wege unbrauchbar gemacht. Trotz des Widerspruchs Çomail's gab Jûsof den Befehl zum Rückzug nach Cordova. Sein Entschluß war durch den Umstand befördert worden, daß man ihm berichtete, Abderrachmân sei nicht nach Spanien gekommen, um Ansprüche auf das Emirat zu erheben, sondern nur um dort ein Asyl und Subsistenzmittel zu finden. „Wenn du," setzte man hinzu, „ihm eine deiner Töchter zur Ehe und Geld anbietest, wird er, du sollst es sehen, gar nichts weiter beanspruchen.

Demnach beschloß Jûsof, als er nach Cordova zurückgekehrt war, eine Unterhandlung einzuleiten und drei seiner Freunde nach Torrox zu schicken. Es waren: Obaid, nach Çomail der mächtigste Häuptling der Kaisiten und Çomail's Freund; Khâlid, der Schreiber Jûsof's, und Isâ, ein omaijadischer Client und Zahlmeister der Armee. Sie sollten dem Prinzen reiche Kleider, zwei Pferde, zwei Maulesel, zwei Sklaven und tausend Goldstücke überbringen.

Mit diesen Geschenken machten sie sich auf; aber als sie in Orch an der Grenze der Provinz Regio angekommen waren, sagte Isâ, welcher, obgleich ein Client der Familie Omaija, Jûsof treu ergeben war, zu seinen Gefährten: „Ich bin sehr erstaunt, daß Männer wie Jûsof, Çomail und ihr beiden, mit solchem Leichtsinn handeln können. Seid ihr denn thöricht genug, zu glauben, daß wenn wir mit diesen Geschenken zu Abderrachmân kommen und er die Vorschläge Jûsof's anzunehmen sich weigert, er diese Geschenke wieder mit uns nach Cordova zurückschicken wird?" Diese Bemerkung schien den beiden Anderen so durchaus richtig und verständig, daß sie beschlossen, Isâ mit den Geschenken in Orch zu lassen, bis Abderrachmân die Bedingungen des Vertrages angenommen hätte.

In Torrox angekommen, fanden sie Dorf und Schloß mit Soldaten angefüllt; denn Clienten der Familie Omaija und Jemeniten der Heeresabtheilungen aus Damask, aus dem Jordandistrict und aus Kinnesrîn waren dort in großer Menge zusammengekommen. Nachdem sie um eine Audienz gebeten und ihnen dieselbe bewilligt worden, empfing sie der Prinz, umgeben von seinem kleinen Hofe, in welchem Obaidallâh den ersten Platz einnahm. Sie trugen den Zweck ihrer Mission vor. Sie sagten, Jûsof voll Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche sein berühmter Ahn Okba ibn-Nâfi von den Omaijaden erhalten habe, wünsche nichts mehr als in gutem Einverständniß mit Abderrachmân zu leben, unter der Bedingung jedoch, daß Abderrachmân keine Ansprüche auf das Emirat mache, sondern nur auf die

Ländereien, welche Hischâm in Spanien besessen habe. Jûsof biete ihm seine Tochter mit einer beträchtlichen Mitgift an; sende ihm auch Geschenke, welche noch in Orch seien, aber sehr bald bei ihm ankommen würden, und wenn Abderrachmân sich nach Cordova begeben wolle, könne er gewiß sein, daselbst den wohlwollendsten Empfang zu finden.

Diese Vorschläge gefielen den Clienten ziemlich gut. Ihr erster Eifer war ein wenig abgekühlt worden, seitdem sie bemerken konnten, daß die Jemeniten, so sehr sie auch geneigt waren, ihre Nebenbuhler zu bekämpfen, in Bezug auf den Prinzen sich entsetzlich lau verhielten, und sie waren nach reiflicher Erwägung einem Uebereinkommen mit Jûsof sehr geneigt. Darum antworteten sie den Boten: „Was ihr uns da vorschlagt, ist vortrefflich. Jûsof hat vollkommen Recht, wenn er glaubt, daß unser Herr nicht nach Spanien gekommen sei, um Ansprüche auf das Emirat zu erheben, sondern nur um die Ländereien wieder zu erwerben, welche ihm durch Erbrecht gehören.“ Der Prinz theilte ohne Zweifel diese Ansicht nicht, und sein Ehrgeiz begnügte sich nicht mit der Stellung eines reichen Grundbesitzers, welche man ihm zuerkennen wollte; allein da er noch keinen recht sicheren Boden unter den Füßen fühlte und gänzlich von seinen Freunden abhing, zeigte er sich nicht nur bescheiden gegen sie, sondern sogar demüthig; da er Das, was sie billigten, nicht zu tadeln wagte, schwieg er klüglicher Weise gänzlich. Ein oberflächlicher Beobachter würde gesagt haben, daß sein Geist noch nicht gänzlich aus dem Zustande der Verpuppung befreit wäre, oder wenigstens, daß der alte Obaidallâh ihn bevormundete.

„Hier ist,“ nahm Khâlid das Wort, „der Brief, welchen Jûsof dir schickt; du wirst darin Alles bestätigt finden, was wir dir soeben gesagt haben.“ Der Prinz nahm den Brief, gab ihn an Obaidallâh und bat ihn, denselben laut vorzulesen. Dieser Brief, der von Khâlid, in seiner Eigenschaft als Schreiber Jûsof's, verfaßt worden, war in bewundernswerth reiner Sprache geschrieben, und die Blumen arabischer Redekunst waren in großer Fülle darin ausgestreut. Nachdem Obaidallâh mit dem Lesen desselben zu Ende war, überließ der junge, immer sehr vorsichtige Prinz seinem Freunde die Sorge für die Entscheidung. „Sei so gütig, die Beantwortung dieses Briefes zu übernehmen,“ sagte er, „denn du weißt, wie ich denke.“

Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, in welchem Sinne diese Antwort abgefaßt sein müsse: Obaidallâh sollte im Namen seines Herrn klar und einfach die Vorschläge Jûsof's annehmen, und der Prinz hatte sich schon in das schmerzliche Opfer seiner ehrgeizigen

Träume ergeben, als ein unpassender Scherz Khâlid's die Sache verdarb und dem Prinzen wieder Hoffnung einflößte.

Khâlid war kein Araber; er gehörte der besiegten Race an, er war ein Spanier. Sein Vater und seine Mutter waren Sklaven und Christen; aber nach dem Beispiel einer Menge seiner Landsleute hatte sein Vater das Christenthum abgeschworen. Als er Moslim geworden, hatte man ihm den Namen Zaid gegeben, und um ihn für seine Bekehrung zu belohnen, hatte sein Herr, Jûsof, ihm die Freiheit geschenkt. Im Palaste seines Herrn erzogen, hatte der junge Khâlid, den die Natur mit ungewöhnlichem Verstande und mit großer Fähigkeit zu geistiger Arbeit begabt, die arabische Literatur eifrig studiert und zuletzt kannte er sie so gut und schrieb das Arabische mit solcher Eleganz, daß Jûsof ihn zu seinem Schreiber ernannte. Dies war eine große Ehre, denn die Emire hielten viel darauf, zu Schreibern die unterrichtetsten Männer zu haben und solche, die in der Kenntniß der Sprache und der alten Dichtungen sehr bewandert waren. Bald fing Khâlid an, durch seine Stellung einen großen Einfluß auf den schwachen Jûsof auszuüben, welcher, da er sich nie auf seine eigene Einsicht verließ, immer von Anderer Willen geleitet sein wollte, und wenn Çomail nicht da war, schrieb Khâlid ihm seine Ansichten vor. Von den Arabern wegen seines Einflusses und seiner Talente beneidet, wegen seines Ursprungs aber verachtet, gab Khâlid diesen rauhen Kriegern Verachtung zurück für Verachtung, und als er bemerkte, wie linkisch der alte Obaidallâh, der den Säbel besser handhaben konnte als die Feder, seine Vorkehrungen traf, um auf einen eleganten Brief aus seiner Feder zu antworten, wurde er, in seiner Gelehrteneitelkeit unwillig darüber, daß der Prinz eine so hohe Aufgabe einem so ungebildeten Menschen übertragen habe, der so wenig vertraut war mit den Feinheiten der Sprache. Ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund, und in verächtlichem Tone sagte er: „Deine Stirne wird von Schweiß triefen, Abû-Othmân, ehe du auf einen solchen Brief wie diesen geantwortet hast.“

Als Obaidallâh sich auf eine so unhöfliche Weise von einem Menschen niedriger Herkunft, einem gemeinen Spanier, bespöttelt sah, gerieth er in entsetzliche Wuth. „Schändlicher!“ rief er aus, „mir wird die Stirne durchaus nicht schwitzen, denn ich werde deinen Brief nicht beantworten.“ Er sagte diese Worte mit brutalem Stolze, warf Khâlid seinen Brief ins Gesicht und versetzte ihm einen kräftigen Faustschlag an den Kopf. „Man soll sich dieses Elenden

bemächtigen und ihn in Ketten legen!" fuhr er fort, sich an seine Soldaten wendend, die sich beeilten, seinen Befehl zu erfüllen; darauf sagte er zu dem Prinzen: „Dies ist der Anfang des Sieges. Die ganze Weisheit Jûsof's beruht auf diesem Manne hier, und ohne ihn kann er nichts thun."

Der andere Bote, Obaid, der kaisitische Häuptling, wartete bis der Zorn Obaidallâh's sich ein wenig beruhigt hatte; dann sagte er: „Bedenke doch, Abû-Othmân, daß Khâlid ein Gesandter ist und als solcher unverletzbar." — „Nein, Herr," erwiderte Obaidallâh; „du bist der Abgesandte, auch werden wir dich in Frieden ziehen lassen. Was den Andern anbetrifft, so ist er der Angreifende gewesen und verdient, bestraft zu werden; er ist der Sohn eines niederen und unreinen Weibes, er ist ein Ildsch." [1]

So geschah es, daß in Folge der Eitelkeit Khâlid's und des jähzornigen Temperamentes Obaidallâh's die Unterhandlung abgebrochen wurde, und Abderrachmân, welcher die Gedanken, die er nicht einzugestehen wagte, vom Zufall begünstigt sah, war weit entfernt, sich darüber zu beklagen.

Als Obaid, in welchem Obaidallâh den Häuptling einer edlen und mächtigen arabischen Familie ehrte, fort war und man Khâlid in einen Kerker geworfen hatte, gedachten die Clienten der Geschenke, von denen die Gesandten gesagt hatten, sie seien in Orch, und beschlossen, sich dieselben zuzueignen; das wäre ein Angriff auf Jûsof gewesen, gegen den der Krieg dadurch erklärt war. Etwa dreißig Reiter ritten also mit verhängtem Zügel nach Orch; aber Isâ, zur rechten Zeit davon benachrichtigt, hatte sich schon in aller Eile auf und davon gemacht und alle Schätze, welche die Gesandten dem omaijadischen Prinzen anbieten sollten, mit fortgeschleppt, so daß die Reiter nach Torrox zurückkehren mußten, ohne den Zweck ihrer Sendung erreicht zu haben. In der Folge verzieh Abderrachmân seinem Clienten nie gänzlich, daß er sich bei diesem Umstand so benommen, wiewohl dieser nicht unterließ, ihm begreiflich zu machen, daß er als treuer Diener Jûsof's, der damals sein Herr war, nicht anders hätte handeln können, als er gethan.

Als Obaid bei seiner Rückkehr nach Cordova Jûsof und Çomail von

---

[1]) Das Wort ilg bezeichnet nicht bloß einen Christen, wie man in unseren Wörterbüchern findet, sondern auch einen Renegaten; siehe Marmol, Descripcion de Affrica Bd. II fol. 17 col. 1; Hoest, Nachrichten S. 147; Charant S. 48; Jackson S. 140.



Dem was sich in Torrox zugetragen, unterrichtet hatte, rief Çomail aus: „Ich hatte wohl erwartet, daß diese Unterhandlung scheitern werde, und hatte dir es auch gesagt, Emir, daß du diesen Prätendenten während des Winters hättest angreifen sollen.“ Dieser Plan, an und für sich zwar gut, aber unglücklicher Weise unausführbar, war bei Çomail eine Art fixer Idee geworden.

XV.[1]

Beide Parteien waren genöthigt, den Winter abzuwarten, um ihre Feindseligkeiten anzufangen. Er war in diesem Jahre strenger als er gewöhnlich in Andalusien ist. Abderrachmân oder vielmehr Obaidallâh, denn er war es, der Alles leitete, benutzte diese Zeit der ihm aufgedrungenen Unthätigkeit dazu, um an die arabischen und berberischen Häuptlinge zu schreiben und sie einzuladen, sich gegen Jûsof zu erklären. Die Jemeniten erwiderten alle, daß sie beim ersten Signal, welches der Prinz geben werde, die Waffen zur Unterstützung seiner Sache ergreifen wollten. Die Berbern waren getheilter Meinung; die einen erklärten sich für Jûsof, die anderen für den Prätendenten. Von den kaisitischen Häuptlingen versprachen nur sechs Abderrachmân ihre Unterstützung. Drei von ihnen hegten persönlichen Groll gegen Çomail; dies waren Dschâbir, der Sohn des Ibn-Schihâb, welchen Çomail ins Land der Basken geschickt hatte, um dort seinen Tod zu finden; Choçain, der Gefährte Ibn-Schihâb's, der beinahe dessen Schicksal getheilt hätte, und Abû-Bekr ibn-Hilâl, der Abdite, welcher deshalb gegen Çomail aufgebracht war, weil er einst seinen Vater geschlagen hatte. Die drei anderen gehörten dem Stamme Thakif an, welcher seit der Zeit des berühmten Thakifiten Chaddschâdsch blindlings der Sache der Omaijaden ergeben war.

Die beiden rivalisirenden Nationen, jede von Berbern unter-

[1]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 83 r.; diesem Buch bin ich vor allen anderen gefolgt; Ibn-al-Kûtia, fol. 10 v. — 13 r.; Ibn-al-Abbâr S. 42, 50, 54, 55.

stützt, wollten also, aber jetzt in größerer Anzahl und in vergrößertem Maßstabe, den Kampf von Secunda wieder aufnehmen, der zehn Jahre zuvor ausgekämpft worden war. Die Kräfte beider Parteien waren weniger ungleich, als es zu Anfang schien. Die omaijadische Partei war an Zahl überlegen; allein der Prätendent konnte nicht zu fest auf die Ergebenheit der Jemeniten rechnen, welche sich im Grunde nicht für seine Sache interessirten und in diesem Kriege nur ein Mittel zur Rache gegen die Ma'additen sahen. Die Partei Jûsof's dagegen bildete eine so gleichartige Masse, als dies bei den arabischen Stämmen, die immer unter einander eifersüchtig waren, möglich war. Alle Angehörigen dieser Partei wollten nur eine und die selbe Sache: nämlich die reine und einfache Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes; der gutmüthige und schwache Greis, der ihrer Liebe zur Unabhängigkeit und Anarchie nichts in den Weg legte, war gerade der Emir, welcher den Ma'additen paßte, und wenn mitunter seine Urtheilskraft die rechte Fährte verloren hatte, was ziemlich oft vorkam, war Çomail immer da, ihm zu rathen und ihn zu leiten, und wenn er auch Feinde unter den Kaisiten hatte, genoß er doch der Achtung des größten Theiles seiner Stammgenossen.

Im Anfang des Frühjahrs, als man in Torrox vernommen hatte, daß Jûsof seine Vorbereitungen treffe, um gegen seinen Rivalen zu marschiren, beschloß man, sich gegen Westen zu richten, um auf diesem Marsche die Jemeniten an sich zu ziehen, deren Land man passiren mußte, und um Jûsof mit Vortheil anzugreifen. Man mußte zuerst durch die Provinz Regio, die von der Heeresabtheilung aus dem Jordandistricte bewohnt war, ziehen; die Hauptstadt dieser Provinz war damals Archidona. Der dortige Statthalter war ein Kaisite, Namens Dschidâr. Obaidallâh ließ ihn fragen, ob er den Prinzen und seine Armee durchmarschiren lassen wolle, und Dschidâr, sei es, daß er irgend einen Beweggrund hatte, Çomail zu hassen, sei es, daß er die Nothwendigkeit fühlte, dem Wunsche der durchaus jemenitischen[1] Bevölkerung des Districtes, den er regierte, nachzugeben, ließ ihm antworten: „Führe den Prinzen am Tage der Aufhebung der Fasten in die Moçallâ von Archidona; dann wirst du sehen, was ich thun werde.“ Am Nachmittage des angegebenen Tages, welcher in diesem Jahre 756 auf den achten März fiel, kamen also die Clienten mit dem Prinzen in der Moçallâ an; so nannte man eine große Ebene außerhalb der Stadt, wo eine Predigt gehalten werden sollte, bei der alle

[1]) Vergl. Achmed ibn-abi Jakûb fol. 78 v.

Moslim's von Archidona zugegen sein mußten. Als der Prediger oder Khatîb die gewöhnliche Formel beginnen wollte, welche darin bestand, die Segnungen des Himmels über den Statthalter Jûsof herabzuflehen, stand Dschibâr auf und sagte zu ihm: „Sprich nicht den Namen Jûsof aus, sondern setze den Abderrachmân's dafür, des Sohnes Moâwija's, des Sohnes Hischâm's, denn er ist unser Emir, Sohn unseres Emirs." Indem er sich darauf zur Menge wandte, fuhr er fort: „Volk von Regio, was denkst du über Das, was ich soeben gesagt habe?" — „Wir denken wie du!" rief man von allen Seiten. Also flehte der Prediger den Ewigen an, seinen Schutz dem Emir Abderrachmân zu verleihen, und als die religiöse Feier zu Ende war, leistete die Bevölkerung von Archidona dem neuen Herrscher den Eid der Treue und des Gehorsams.

Indessen trotzdem man sich so beeilte, ihn anzuerkennen, war die Zahl der Häuptlinge der Provinz, die sich mit ihren Truppen um den Prätendenten schaarten, nicht sehr beträchtlich. Dagegen hielten sich zu ihm vierhundert Reiter aus dem berberischen Stamme[1] der Beni-al-Khalî, Clienten des Khalifen Jezîd II., welche den District von Ronda, (damals Tâ-Corona genannt[2]) bewohnten und die, als sie gehört, was sich in Archidona begeben, sich eilig aufgemacht hatten, um sich zur Armee zu begeben.

Indem der Prinz durch die Provinz Regio sich in die Provinz Sidona, welche von der Heeresabtheilung aus Palästina bewohnt war, begab, durchzog er nicht ohne Mühe auf steilen Pfaden, welche sich an den zackigen Felswänden hinaufschlängelten, die wilde und malerische Serrania von Ronda. An dem Orte angekommen, wo der ma'additische Stamm Kinêna wohnte, der heutigen Tages noch den Namen Ximena,[3] der aus Kinêna entstanden ist, trägt, fand er nichts

[1]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 13 v.

[2]) Der Name dieser Stadt ist das lateinische corona; tâ ist das berberische Präfix. Dieser charakteristische Name bezeichnet eine jener Festungen, die so häufig in der Serrania von Ronda auf dem Pik eines Felsen erbaut sind. Der Ort, welchen die Beni-al-Khalî bewohnten, bewahrt noch jetzt ihren Namen, der in Benadalid umgewandelt worden. Es ist eine kleine Stadt mit einem sehr malerischen Schloß, im Süden von Ronda, auf dem rechten Ufer des Genal. Siehe Marmol, Rebelion de los Moriscos, fol. 221 col. 1 und Rochfort Scott, Excursions in the mountains of Ronda and Granada Bd. I S. 89.

[3]) Siehe über Ximena, eine kleine Stadt mit einem Schlosse in römischer Bauart: Rochfort Scott Bd. II. S. 28 ff. Der Name des Stammes Kinêna hat sich ferner erhalten in Ximena zwischen Jaën und Jodar und in Torreximeno im Norden von Martos.



als Frauen und Kinder, da die Männer schon fortgegangen waren, um sich mit der Armee Jûsof's zu vereinigen. Da er dafür hielt, es sei besser, nicht sogleich mit Strafen zu beginnen, behelligte er sie auf keine Weise.

Durch die Jemeniten aus der Provinz Sidona verstärkt, die sich in großer Anzahl mit ihm vereinigten, marschirte der Prätendent auf die Provinz Sevilla zu, welche von der Heeresabtheilung aus Emesa bewohnt wurde. Die beiden mächtigsten jemenitischen Häuptlinge dieser Provinz, Abû-Çabbâch, vom Stamme Jachcib, und Chajât ibn-Molâmis vom Stamme Chadhramaut kamen ihm entgegen, und gegen Mitte März hielt hielt er seinen Einzug in Sevilla, woselbst man ihm den Eid leistete. Bald nachher, als er gehört hatte, daß Jûsof sich auf den Marsch begeben und am rechten Ufer des Guadalquivir entlang gezogen sei, um ihn in Sevilla anzugreifen, verließ er diese Stadt mit seiner Armee und wandte sich nach Cordova, indem er sich auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses hielt, denn er hoffte, die Hauptstadt zu überrumpeln, in der Erwartung, daß er sie von Truppen entblößt finden und daß die omaijadischen Clienten und die Jemeniten dieser Stadt ihm bewaffneten Beistand leihen würden.

Als er in dem District von Tocina, nach Einigen bei der Villa Colombera,[1] nach Anderen bei der Villa, welche Villanova der Bachriten hieß (jetzt Brenes)[2], angekommen war, bemerkte man, daß die drei Heeresabtheilungen jede ihre Fahne hatten, der Prinz aber keine. „Guter Gott!" sagten die Führer zu einander, „nun wird der Streit unter uns ausbrechen." Der Befehlshaber aus Sevilla, Abû-Çabbâch, beeilte sich, einen Turban an eine Lanze zu befestigen und dem Prinzen diese Fahne darzubringen, welche das Palladium der Omaijaden wurde.

Während Aberrachmân seinen Marsch nach Cordova fortsetzte, setzte Jûsof, der einen kurzen Halt in Almodovar gemacht, den seinigen nach Sevilla fort, und bald befanden sich beide Armeen einander gegenüber und nur getrennt durch den Guadalquivir, der um diese Jahreszeit (es war im Mai) zu sehr angeschwollen waren, als daß man ihn hätte durchwaten können. Man beobachtete sich von beiden Seiten. Jûsof, der große Eile hatte, seinen Rivalen anzugreifen, ehe dieser neue Verstärkung erhalten, erwartete mit Ungeduld

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 84 r.

[2]) Ibn-al-Kûtîa fol. 11 v. Die Beni-Bachr, fügt er hinzu, waren ein Nebenstamm der Lakhmiten. Brenes ist eine Umänderung des arabischen Bachrîn.



den Augenblick, wo der Fluß fallen werde. Der Prätendent seinerseits wollte gegen Cordova marschiren, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Bei Einbruch der Nacht, ließ er Lager-Feuer anzünden, um Jûsof glauben zu machen, er habe seine Zelte aufgeschlagen; darauf benutzte er die Dunkelheit und machte sich in tiefster Stille auf den Marsch. Zu seinem Unglück hatte er fünfundvierzig arabische Meilen zurückzulegen, und kaum hatte er eine hinter sich, als Jûsof von seiner heimlichen Abreise benachrichtigt wurde. Ohne einen Augenblick zu verlieren, kehrte der Emir plötzlich um, damit er seine bedrohte Hauptstadt schützen könne. Darauf gab es einen förmlichen Wettlauf; aber Abderrachmân, welcher sah, daß Jûsof bei diesem Rennen den Preis gewinnen werde, versuchte von neuem, ihn zu täuschen, indem er stillhielt. Jûsof, der von der anderen Seite des Flusses alle Bewegungen des Feindes beobachtete, that das Selbe; als dann Abderrachmân sich wieder auf den Marsch begab, machte er es ihm wieder nach, bis er schließlich seinem Rivalen gegenüber, dessen Plan vollkommen gescheitert war, in Moçâra anhielt, ganz nahe bei Cordova, zum großen Mißvergnügen seiner Soldaten, welche bisher nichts als Garbanzos [1] zur Nahrung gehabt und die Hoffnung gehegt hatten, sich in der Hauptstadt für ihre Entbehrungen zu entschädigen.

Donnerstag den 13. Mai, am Tage des Arafa-Festes, fing der Guadalquivir an zu fallen, und Abderrachmân, der die Häuptlinge seiner Armee, welche durch die Ankunft mehrerer Cordovaner vermehrt worden waren, hatte zusammenrufen lassen, sprach zu ihnen die folgenden Worte: „Es ist Zeit, einen letzten und festen Entschluß zu fassen. Ihr kennt die Vorschläge Jûsof's. Wenn ihr meint, daß ich sie annehmen soll, so bin ich noch immer bereit, es zu thun; wenn ihr aber den Krieg wollt, so will ich ihn auch. Sagt mir also offenherzig eure Meinung; welche sie auch sei, sie soll die meine sein." Als alle jemenitischen Häuptlinge sich für den Krieg erklärt hatten, riß ihr Beispiel die omaijadischen Clienten mit fort, obgleich diese im Stillen noch nicht ganz den Gedanken einer Versöhnung aufgegeben hatten. Der Krieg war also beschlossen, und der Prinz nahm wieder das Wort und sagte: „Meine Freunde, laßt uns noch heute über den Fluß gehen und uns so einrichten, daß wir morgen eine Schlacht liefern können; denn der morgende Tag ist ein glücklicher für meine Familie: es ist Freitag und ein Festtag; es war gerade auch an einem Freitage

---

[1]) Eine Bohnenart.

und Festtage, als mein Ahn meiner Familie das Khalifat verschaffte, indem er auf der Wiese Râhit den Sieg erfocht über einen anderen Fihriten, welcher ebenso wie jener, den wir bekämpfen wollen, einen Kaisiten zum Vezier hatte. Damals war es ebenso wie jetzt: Die Kaisiten waren auf der einen Seite und die Jemeniten auf der anderen. Hoffen wir, meine Freunde, daß der morgende Tag für die Jemeniten und die Omaijaden ein ebenso glorreicher werde wie jener auf der Wiese Râhit!" Darnach gab der Prinz seine Befehle und ernannte die Führer, welche die verschiedenen Abtheilungen seiner Armee befehligen sollten. Zugleich leitete er eine scheinbare und hinterlistige Unterhandlung mit Jûsof ein. Da er den Fluß, ohne zu kämpfen, überschreiten und seinen ausgehungerten Soldaten Lebensmittel verschaffen wollte, ließ er ihm sagen, daß er bereit sei, die Bedingungen anzunehmen, welche er ihm in Torrox gemacht und welche nur in Folge einer Impertinenz Khâlid's verworfen worden; daß er folglich hoffe, Jûsof werde sich dem nicht widersetzen und ihm gestatten, mit seiner Armee ans andere Ufer hinüber zu gehen, wo sie in größerer Nähe leicht ihre Unterhandlungen abschließen könnten, und daß, da ihr gutes Einvernehmen nahe daran sei, sich zu gestalten, er Jûsof bitte, er möge ihm Fleisch für seine Truppen senden.

Da er an die Aufrichtigkeit seines Nebenbuhlers glaubte und hoffte, die Sachen könnten vielleicht ohne Blutvergießen geschlichtet werden, ging Jûsof in die Schlinge. Nicht allein widersetzte er sich dem Uebergange Abderrachmân's nicht, sondern er schickte ihm auch Ochsen und Hammel. Ein wunderlicher Zufall wollte, daß der alte Jûsof immer, ohne es zu ahnen, die Pläne seines jungen Nebenbuhlers unterstützte. Schon einmal hatte das Geld, welches er den omaijadischen Clienten gegeben, damit sie sich für seine Sache bewaffnen sollten, dazu gedient, Abderrachmân wieder nach Spanien zu führen; diesmal dienten die Lebensmittel, welche er ihnen schickte, dazu, die Kräfte seiner Feinde, die vor Hunger vergingen, herzustellen.

Erst am folgenden Tage, an einem Freitage, dem vierzehnten Mai, am Feste der Opfer, bemerkte Jûsof, daß er sich habe hintergehen lassen. Da sah er, daß die Armee Abderrachmân's, verstärkt durch die Jemeniten von Elvira und Jaën, die mit Tagesanbruch gekommen waren, sich in Schlachtordnung stellte. Gezwungen, die Schlacht anzunehmen, ordnete er seine Truppen zum Kampf, obgleich er die Verstärkungen noch nicht erhalten hatte, die sein Sohn Abû-Zaid ihm von Saragossa zuführen sollte, und obgleich unter den Kaisiten eine sehr lebhafte Unruhe entstanden war, da sie, ebenso wie Abderrachmân, die

auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Tage und dem Schlachttage auf der Wiese bemerkt hatten.

Der Kampf entspann sich. Der Prätendent, umgeben von seinen Clienten, unter denen Obaidallâh sein Banner trug, ritt einen prächtigen Andalusier, den er springen ließ wie ein Reh. Längst nicht alle Reiter hatten Pferde, nicht einmal die Anführer; selbst noch lange Zeit nachher waren Pferde so selten in Andalusien, daß die leichte Cavallerie gewöhnlich auf Mauleseln ritt.[1] Darum flößte auch das feurige Pferd Abderrachmân's den Jemeniten Argwohn und Furcht ein, und sie sagten zu einander: „Der da ist sehr jung, und wir wissen nicht, ob er tapfer ist. Wer steht uns dafür, daß er sich nicht, wenn Furcht ihn überwältigt, mittelst dieses Andalusiers flüchtet, seine Clienten mit in die Flucht reißt und so Verwirrung in unsere Reihen bringt?" Dieses mehr und mehr deutlich werdende Murren gelangte endlich bis zu den Ohren des Prinzen, welcher sogleich Abû-Çabbâch zu sich rief, einen von Denen, welche die größte Unruhe gezeigt hatten. Der sevillanische Häuptling kam, auf seinem alten Maulesel sitzend, an, und der Prinz sagte zu ihm: „Mein Pferd ist zu hitzig und verhindert mich durch seine Sprünge, gut zu zielen. Ich möchte einen Maulesel haben und in der ganzen Armee sehe ich keinen, der mir so gut gefällt wie der deinige; er ist folgsam und durchs Alter ist er grau und schon fast weiß geworden, während er früher braun von Farbe war. So paßt er mir vortrefflich, denn ich will, daß meine Freunde mich an meinem Reitthier erkennen; wenn die Sachen schlecht gehen, was Gott verhüte, so brauchen sie nur meinem weißen Maulthiere zu folgen: das wird jedem den Weg zur Ehre zeigen. Nimm du also mein Pferd und gib mir dein Maulthier." — „Aber wäre es nicht besser, wenn der Emir zu Pferde bliebe?" stotterte Abû-Çabbâch, vor Scham erröthend. — „Durchaus nicht," erwiderte der Prinz, der schon behende hinabgesprungen war. Gleich darauf schwang er sich aufs Maulthier. Kaum sahen ihn die Jemeniten auf diesem alten friedlichen Thiere reiten, als all ihre Furcht verging.

Der Ausgang des Kampfes blieb nicht lange zweifelhaft. Die Cavallerie des Prätendenten warf den rechten Flügel und das Centrum der feindlichen Armee über den Haufen, und Jûsof und Çomail suchten beide, nachdem jeder von ihnen Zeuge beim Tode eines Sohnes ge-

---

[1]) Im zehnten Jahrhundert sah Johann von Görz, der Gesandte Kaiser Otto I. an dem Hof Abderrachmân's III. in Cordova die leichte Cavallerie an einem großen Paradetage auf Mauleseln reiten. Vita Johannis Gorziensis, c. 132.

wesen, ihr Heil in der Flucht. Nur der linke Flügel, aus Kaisiten zusammengesetzt und von Obaid befehligt, hielt Stand, bis die Sonne schon sehr hoch stand, und gab nicht eher nach, bis beinahe alle Kaisiten von Auszeichnung und Obaid selbst getödtet worden.

Die siegreichen Jemeniten hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit der Plünderung zu beginnen. Einige begaben sich aufs Schlachtfeld, das der Feind schon geräumt hatte, und fanden dort die Speisen, welche Jûsof für seine Soldaten hatte bereiten lassen, und außerdem eine beträchtliche Beute. Andere fingen an, den Palast Jûsof's in Cordova zu plündern, und zwei Männer dieser Bande aus dem jemenitischen Stamme Tai, überschritten die Brücke, um den Palast Çomail's in Secunda auszurauben. Hier fanden sie außer anderen Reichthümern einen Koffer, welcher zehntausend Goldstücke enthielt. Çomail konnte von einem Berge herab, an der Straße nach Jaën, die beiden Männer sehen und erkennen, welche seinen Koffer forttrugen, und da er, wiewohl geschlagen und eines geliebten Sohnes beraubt, seinen ganzen Stolz bewahrt hatte, ließ er seinen Zorn und seine Rachgier sogleich in einem Gedichte aus, von welchem die zwei folgenden Verse bis auf uns gekommen sind:

„Der Stamm Tai hat mein Geld in Verwahrung genommen; aber der Tag wird kommen, an dem dieses Gut wieder von mir wird eingezogen werden... Wenn ihr wissen wollt, was meine Lanze und mein Degen vermögen, so könnt ihr nur die Jemeniten fragen, und wenn sie düster und niedergeschlagen schweigen, so werden die zahllosen Schlachtfelder, welche Zeugen ihrer Niederlagen gewesen sind, für sie Rede und Antwort stehen und meinen Ruhm verkünden."

Im Palaste Jûsof's angelangt, hatte Abderrachmân viele Mühe, die Plünderer, welche er dort fand, zu verjagen; es gelang ihm dies erst, nachdem er ihnen Kleider gegeben hatte, über deren Mangel sie klagten. Der Harem Jûsof's war ebenfalls von der größten Gefahr bedroht, denn in ihrem Haß gegen den alten Emir, hatten die Jemeniten durchaus nicht die Absicht, ihn zu schonen. Da kam die Gattin Jûsof's, Omm-Othmân, in Begleitung ihrer beiden Töchter und flehte den Schutz des Prinzen an. „Vetter," sagte sie, „sei gut gegen uns, denn Gott war gut gegen dich." — „Ich werde es sein," antwortete er, gerührt über das Schicksal dieser Frauen, in denen er Mitglieder einer mit ihm verwandten Familie sah, und sogleich befahl er, den Çâchib-aç-çalât, den Vorbeter der Moschee, zu rufen. Als der Mann, welcher damals diese Würde versah und ein Client Jûsof's war, erschien, schärfte Abderrachmân ihm ein, diese Frauen in seine Wohnung,

eine Art Heiligthum, wo sie vor der Brutalität der Soldaten geschützt waren, zu führen, und gab ihnen sogar die Kostbarkeiten zurück, die er den Plünderern hatte entreißen können. Um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweisen, gab eine der beiden Töchter Jûsof's ihm eine junge Sklavin, Namens Cholal, zum Geschenk, welche später Hischâm, dem zweiten omaijadischen Emir von Spanien, das Leben gab.[1]

Das edle und großmüthige Verfahren Abderrachmân's machte die Jemeniten außerordentlich unzufrieden. Er verhinderte sie zu plündern, während sie sich eine reiche Beute versprochen; er nahm Frauen unter seinen Schutz, nach denen sie gelüstete: das waren lauter Eingriffe in Rechte, welche sie sich erworben zu haben glaubten. „Er ist parteiisch für seine Familie," sagten die Unzufriedenen, „und da er uns doch seinen Sieg verdankt, hätte er uns wohl ein wenig mehr Erkenntlichkeit zeigen können." Selbst die am meisten gemäßigten Jemeniten mißbilligten dieses Murren kaum; zwar sagten sie, der Prinz habe recht gehandelt, aber an ihren Mienen sah man, daß sie nur so sprachen, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, daß sie aber im Grunde des Herzens den Unzufriedenen Recht gaben. Da sie Abderrachmân nur Hilfe geleistet hatten, um sich an den Ma'additen zu rächen, und dieser Zweck nun erreicht war, erkühnte sich sogar einer unter ihnen zu sagen: „Wir sind jetzt fertig mit unseren ma'additischen Feinden. Dieser Mann und seine Clienten gehören zu der selben Race. Jetzt wollen wir unsere Waffen gegen sie wenden, wir wollen sie tödten und an einem Tage zwei Siege erringen für einen." Dieser ehrlose Vorschlag wurde mit solcher Kaltblütigkeit verhandelt, als ob es eine sehr natürliche Sache gegolten hätte; die Einen billigten, die Anderen mißbilligten ihn. Unter den letzteren befand sich der ganze Volksstamm Kodhâa, zu welchem die Kelbiten gehörten. Noch hatte man keine Entscheidung getroffen, als Thalaba, ein edler Dschodhâmite aus der Heeresabtheilung von Sidona, zum Prinzen ging und ihm die gegen ihn angezettelte Verschwörung verrieth. Es war ein persönlicher Beweggrund, der ihn dazu veranlaßte. Trotz seines edlen Ursprungs war er hinter seinen Mitbewerbern zurückgesetzt worden, als seine Stammgenossen sich Häuptlinge gewählt hatten, und da seine glücklichen Nebenbuhler jetzt zu Gunsten des Vorschlages gestimmt hatten, glaubte er, ein vortreffliches Mittel gefunden zu haben, sich an ihnen zu rächen. Also benachrichtigte er Abderrachmân davon und sagte ihm, daß er sich

[1]) Vergleiche Ibn-al-Kûtîa fol. 12 r. und Akhbâr madschmûa fol. 86 v. mit Khoschani S. 219.



nur auf die Kodhâa's verlassen könne und daß Abû-Çabbâch mehr als irgend ein Anderer den Vorschlag unterstützt habe. Der Prinz dankte ihm mit überströmendem Herzen und versprach, ihn in der Folge zu belohnen (was er wirklich nicht unterließ), und traf, ohne einen Augenblick zu verlieren, seine Maßregeln. Er ernannte den Kelbiten Abderrachmân ibn-Noaim zum Präfecten von Cordova und umgab sich mit all seinen Clienten, welche er als Leibwache organisirte. Sobald die Jemeniten bemerkten, daß der Plan, welchen sie entworfen hatten, verrathen war, hielten sie es für gerathen, ihn aufzugeben, und hinderten Abderrachmân nicht, sich in die große Moschee zu begeben, wo er in seiner Eigenschaft als Imâm das Freitags-Gebet abhielt, wobei er das Volk anredete und ihm versprach, als guter Fürst zu regieren.

Wenn auch Herr der Hauptstadt, war Abderrachmân doch noch nicht Herr von Spanien. Obgleich Jûsof und Çomail eine große Niederlage erlitten hatten, verzweifelten sie nicht daran, ihre Sache wieder aufzurichten. Dem Plan zufolge, welchen sie in dem Augenblick, als sie nach der Flucht auseinandergingen, gefaßt hatten, ging Jûsof nach Toledo, um dort Hilfe zu suchen, während Çomail sich zu der Heeresabtheilung begab, zu welcher er gehörte, der von Jaën, wo er alle Ma'aditen zu den Waffen rief. Darnach stieß Jûsof mit den Truppen von Saragossa, denen er unterwegs begegnet war, und denen von Toledo zu ihm. Sie zwangen dann den Statthalter der Provinz Jaën, sich in die Festung Mentesa zurückzuziehen, und den Statthalter von Elvira, Zuflucht in den Bergen zu suchen. Zugleich befahl Jûsof, welcher gehört hatte, daß Abderrachmân sich vorbereite, gegen ihn zu marschiren, seinem Sohne Abû-Zaid, Cordova zu erreichen, und zwar auf einem anderen Wege als dem, welchen Abderrachmân verfolgte, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen, was ihm nicht schwer fallen werde, da die Stadt nur eine schwache Besatzung habe. Wenn dieser Plan gelinge, werde Abderrachmân gezwungen sein, plötzlich wieder umzukehren, um Cordova zu nehmen, und Jûsof werde Zeit gewinnen, seine Armee zu vergrößern. Der Plan gelang wirklich. Abderrachmân befand sich schon auf dem Marsche, als Abû-Zaid die Hauptstadt unerwartet angriff, sich zum Herrn derselben machte, Obaidallâh einschloß, der sich mit einigen Kriegern in den Thurm der Moschee begeben hatte, und ihn zwang, sich zu ergeben. Aber kurz nachher, als er hörte, daß Abderrachmân plötzlich umgekehrt sei, um ihn anzugreifen, verließ er Cordova, indem er Obaidallâh und zwei junge Mädchen, Sklavinnen des Prinzen, welche

er im Palaste gefunden hatte, mit fortnahm. Das zog ihm den lauten Tadel der Häuptlinge, die in seiner Begleitung waren, zu. „Dein Verfahren ist nicht so edel wie das Abderrachmân's," sagten sie zu ihm; „denn als er deine eigenen Schwestern und die Frauen deines Vaters in seiner Gewalt hatte, schonte und beschützte er sie, während du Frauen, welche ihm gehören, dir aneignest." Abû-Zaid fühlte, daß sie die Wahrheit sagten, und als er eine Meile nördlich von Cordova angekommen war, befahl er, daß man ein Zelt für die beiden Sklavinnen aufschlage, und ließ sie, nachdem er ihnen ihr Eigenthum wieder erstattet, darin zurück. Dann traf er mit seinem Vater in Elvira zusammen.

Als Abderrachmân erfuhr, daß Abû-Zaid Cordova schon verlassen hatte, rückte er rasch gegen Jûsof; aber die Dinge nahmen eine ganz andere Wendung, als man gedacht. Da sie sich zu schwach fühlten, um dem Prinzen auf die Länge Widerstand zu leisten, ließen Jûsof und Çomail ihm Vorschläge machen und erklärten ihm, daß sie bereit seien, ihn als Emir anzuerkennen, wenn er ihnen für Alles, was sie besäßen, Bürgschaft leisten und eine allgemeine Amnestie bewilligen wolle. Abderrachmân nahm diese Vorschläge an, indem er seinerseits sich ausbedang, daß Jûsof ihm seine beiden Söhne Abû-Zaid und Abû-'l-Aswad als Geiseln gebe. Er verpflichtete sich, sie ehrenvoll zu behandeln, ohne ihnen andere Bedingungen aufzuerlegen, als daß sie den Palast nicht verließen, und er versprach, sie ihrem Vater zurückzugeben, sobald die Ruhe wieder hergestellt sei. Während dieser Unterhandlungen wurde auch der Spanier Khâlid, der Gefangene Abderrachmân's, gegen Obaidallâh, den Gefangenen Jûsof's, ausgewechselt. So wurde durch ein sonderbares Spiel des Zufalls der omaijadische Client gegen Den ausgetauscht, den er selbst gefangen genommen hatte.

Von Allen als Emir Spaniens anerkannt, machte Abderrachmân sich mit Jûsof zu seiner Rechten und Çomail zu seiner Linken wieder auf den Weg nach Cordova (Juli 756). Während der ganzen Reise bewies Çomail sich als den höflichsten und feinsten Mann, den man sich nur denken konnte, und später sagte Abderrachmân häufig: „Das ist gewiß: Gott verleiht die Herrschaft nach seinem Wohlgefallen, nicht nach Verdienst der Menschen! Von Elvira bis nach Cordova war Çomail stets an meiner Seite, und doch berührte sein Knie nie das meine; nie war der Kopf seines Maulthiers dem des meinigen voraus; niemals stellte er mir eine Frage, welche unbescheiden hätte scheinen können, und nicht Ein Mal fing er eine Unterhaltung an,

ohne daß ich zuerst das Wort an ihn gerichtet hätte."[1] Der Prinz hatte, so fügen die Chronisten hinzu, keinen Beweggrund, Jûsof ein ähnliches Lob zu ertheilen.

Alles ging eine Zeit lang gut. Die Hinterlist der Feinde Jûsof's, welche ihm einen Proceß anhängen wollten unter dem Vorwande, daß er sich Ländereien zugeeignet, auf die er kein Recht habe, blieb ohne Erfolg; er und Çomail genossen große Gunst bei Hofe, und Abderrachmân fragte sie oft, sogar in ernsten und schwierigen Verwickelungen, um Rath. Çomail war in das Schicksal, das ihm zu Theil geworden, ganz ergeben, und auch Jûsof, der für sich allein nie einen wichtigen Entschluß fassen konnte, würde sich vielleicht in jene untergeordnete Rolle gefügt haben, wäre er nicht von Unzufriedenen, von koraischitischen, fihritischen und hâschimitischen Edlen umgeben gewesen, die unter seiner Regierung die höchsten und einträglichsten Würden eingenommen hatten und nun, da sie sich nicht an die unbedeutende Stellung gewöhnen konnten, auf die sie angewiesen waren, den geringsten Worten des Prinzen eine falsche Deutung gaben und dadurch den alten Emir gegen den neuen aufbrachten. Ihr Plan gelang ihnen nur zu gut. Entschlossen, noch Ein Mal das Waffenglück zu versuchen, hielt Jûsof vergeblich um den Beistand Çomail's und der Kaisiten an; aber besser gelang es ihm bei den Baladîs (so nannte man die vor den Syrern nach Spanien gekommenen Araber) besonders bei denen von Lacant,[2] von Merida und von Toledo, und eines Tages im Jahre 758 erhielt Abderrachmân die Nachricht, Jûsof habe die Flucht in der Richtung nach Merida ergriffen. Sogleich schickte er ihm einige Schwadronen nach, ihn zu verfolgen, aber vergebens. Dann ließ er Çomail vor sich führen und machte ihm harte Vorwürfe, daß er das Entweichen Jûsof's begünstigt habe. „Ich bin unschuldig", antwortete der Kaisite; „Beweis dafür ist, daß ich Jûsof nicht begleitet habe, wie ich es gethan hätte, wenn ich sein Mitschuldiger wäre." — „Unmöglich kann Jûsof Cordova verlassen haben, ohne sich mit dir besprochen zu haben," erwiderte der Prinz, „und deine Pflicht wäre es gewesen, uns zu benachrichtigen." Darauf ließ er ihn ins Gefängniß werfen, ebenso die beiden Söhne Jûsof's, welche sich als Geiseln im Palaste befanden.

[1]) Zijâd, der natürliche Bruder Moawija's I. und Statthalter des Irâk, sprach ein ähnlich klingendes Lob über Chârita aus. Siehe Ibn-Khallicân Bd. I. S. 325 ed. Slane.

[2]) Dieser Ort lag wahrscheinlich in der Nachbarschaft von Fuente de Cantos nordwestlich von Sevilla.



Nachdem Jûsof zu Merida seine arabischen und berberischen Anhänger vereinigt hatte, schlug er mit ihnen den Weg nach Lacant ein, dessen Einwohner sich ebenfalls mit ihm vereinigten; von dort zog er gegen Sevilla. Da fast alle Baladîs dieser Provinz und selbst eine große Anzahl Syrer unter seiner Fahne sich zusammengeschaart hatten, konnte er an der Spitze von tausend Mann die Belagerung von Sevilla beginnen, wo ein Verwandter Abderrachmân's, Namens Abdalmelik, welcher im vorhergehenden Jahre mit seinen beiden Söhnen in Spanien angekommen war, das Commando hatte. Allein da er vermuthete, daß dieser Statthalter, der nur eine sehr geringe Besatzung, aus syrischen Arabern bestehend, unter sich hatte, es nicht wagen werde, Etwas gegen ihn zu unternehmen, beschloß er, ohne Verzug einen großen Schlag auszuführen und geradeswegs vor die Hauptstadt zu rücken, ehe die syrischen Araber vom Süden Zeit hätten, dort einzutreffen. Dieser Plan scheiterte, denn während Jûsof noch auf dem Marsch begriffen war, kamen die Syrer schon in Cordova an, und Abderrachmân zog mit ihnen dem Feinde entgegen. Der Statthalter von Sevilla, Abdalmelik, erhielt seinerseits bald Verstärkung durch die Ankunft seines Sohnes Abdallâh, welcher, da er seinen Vater in Sevilla eingeschlossen glaubte, ihm mit den Truppen aus Moron, dem District, in welchem er Statthalter war, zu Hilfe gekommen war; Vater und Sohn beschlossen nun, Jûsof während seines Marsches anzugreifen. Von den Bewegungen des Feindes benachrichtigt und in der Furcht, zwischen zwei Feuer zu gerathen, beeilte Jûsof sich, wieder umzukehren, um zuerst die Truppen von Sevilla und Moron zu vernichten. Bei seiner Annäherung zog Abdalmelik, der Abderrachmân Zeit zum Herankommen lassen wollte, sich langsam zurück; aber Jûsof zwang ihn, Halt zu machen und den Kampf anzunehmen. Wie gewöhnlich begann die Schlacht mit einem Zweikampf. Ein Berber, der Client einer fihritischen Familie, trat aus den Reihen Jûsof's hervor und rief: „Ist dort Einer, der sich mit mir messen will?“ Da dieser Mann von riesenhafter Gestalt und ungeheuerer Kraft war, wagte unter den Soldaten Abdalmelik's keiner, seine Herausforderung anzunehmen. Da sagte Abdalmelik: „Das ist ein Anfang, der zu sehr geeignet wäre, unsere Soldaten zu entmuthigen;“ und indem er sich an seinen Sohn Abdallâh wandte, sprach er zu ihm: „Geh du, mein Sohn, geh und miß dich mit diesem Manne, und möge Gott dein Helfer sein.“ Schon wollte Abdallâh aus den Reihen treten, um dem Befehle seines Vaters zu gehorchen, als ein Abessinier, ein Client seiner Familie, zu ihm trat und fragte, was er wolle. „Ich will mit jenem Berber kämpfen,“

antwortete Abdallâh. „Diese Sorge überlaß mir, Herr," sagte der Abessinier darauf, und im selben Augenblicke ging er schon dem Streiter entgegen.

Die beiden Armeen harrten mit Spannung des Ausgangs dieses Kampfes. Die Gegner waren einander gewachsen an Gestalt, an Kraft und Tapferkeit, und so setzte sich der Kampf eine Zeit lang fort, ohne daß der eine oder der andere einen Vortheil gewonnen hätte; da aber der Erdboden vom Regen feucht war, glitt der Berber aus und fiel zur Erde. Während der Abessinier sich auf ihn warf und ihm beide Beine abhieb, ließ die Armee Abdalmelik's, durch den Erfolg ihres Streiters kühn geworden, den Ruf erschallen: „Gott ist groß!" und stürzte auf Jûsof's Armee mit solchem Ungestüm, daß sie dieselbe sofort in die Flucht schlug. Ein einziger Angriff hatte also das Schicksal des Tages entschieden; indeß hatte Abdalmelik nicht Truppen genug, um die Früchte seines Sieges in dem Maße zu ernten, wie er es gewünscht hätte.

Während seine Soldaten nach allen Richtungen hin flohen, ging Jûsof, nur von einem Sklaven und dem Perser Sâbik, einem Clienten der Temîmiten, begleitet, durch den Campo de Calatravo und erreichte die Landstraße, welche nach Toledo führte. Mit verhängtem Zügel ritt er durch ein Dorf, zehn Meilen von Toledo gelegen. Hier wurde er erkannt, und ein Abkömmling der Mediner, Abdallâh ibn-Amr, sagte zu seinen Freunden: „Laßt uns schnell aufsitzen und diesen Mann tödten; nur sein Tod kann seiner Seele und der Welt Ruhe geben, denn so lange er lebt, wird er ein Feuerbrand sein und fortwährend Streit entzünden!" Seine Gefährten billigten den Vorschlag, saßen auf und erreichten, da sie ganz frische Pferde hatten, während die der Flüchtlinge von Müdigkeit völlig erschöpft waren, die Verfolgten vier Meilen vor Toledo; sie tödteten Jûsof und Sâbik. Nur der Sklave entrann ihren Säbeln und brachte die traurige Nachricht vom Tode des früheren Emirs von Spanien nach Toledo.

Als Abdallâh ibn-Amr Abderrachmân den Kopf seines unglücklichen Nebenbuhlers brachte, ließ der Fürst, der nun all seine Feinde mit Einem Schlage vernichten wollte, auch Abû-Zaid, einen der beiden Söhne Jûsof's, enthaupten; den andern, Abû-'l-Aswad, verurtheilte er zu lebenslänglicher Gefangenschaft; nur in Anbetracht seiner großen Jugend beschloß er, sein Leben zu schonen. Nun war Çomail noch der Einzige, der ihm Mißtrauen erregen konnte. Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, er sei in trunkenem Zustande an einem Schlaganfall gestorben. Die ma'additi-

schen Häuptlinge, die in seinen Kerker eingedrungen waren, weil sie sich überzeugen wollten, ob er eines gewaltsamen Todes gestorben sei, fanden zur Seite des Leichnams Wein, Früchte und Zuckerwerk. Dessen-unerachtet glaubten sie nicht an einen natürlichen Tod, und sie hatten Recht; nur täuschten sie sich in der Vermuthung, daß Abderrachman Çomail vergiftet hätte; die Wahrheit ist, daß er ihn hatte erdrosseln lassen.[1]

[1]) Siehe Makkari Bd. II S. 24.

XVI.

Abderrachmân hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht. Der Verbannte, welcher fünf Jahre lang ein Spielball aller Zufälligkeiten eines abenteuernden Lebens gewesen und in den Wüsten Afrika's von Stamm zu Stamm gewandert war, hatte sich endlich zum Herrscher eines großen Landes emporgeschwungen, und seine entschiedensten Feinde hatten aufgehört zu leben.

Indessen konnte er doch nicht in Frieden genießen was er durch Verrath und Mord erworben hatte. Seine Herrschaft konnte nicht Wurzel fassen im Lande; er verdankte sie nur dem Beistande der Jemeniten, und von Anfang an hatte er sich leicht überzeugen können, daß diese Stütze sehr unsicher sei. Von dem Wunsche beseelt, sich für die Niederlage zu rächen, welche sie in der Schlacht von Secunda erfahren, und die Hegemonie, deren sie seit so langer Zeit beraubt waren, wieder zu erwerben, betrachteten sie die Sache Abderrachmân's nur als einen Vorwand; im Grunde hätten sie viel lieber einen der Ihrigen zum Emirat erheben wollen, wenn ihre gegenseitige Eifersucht ihnen dies erlaubt hätte, und es war vorauszusehen, daß sie ihre Waffen gegen den Fürsten wenden würden, sobald man den gemeinsamen Feind bezwungen hätte. Dies verfehlten sie denn auch nicht zu thun, und während einer Regierung von zweiunddreißig Jahren sah Abderachmân I. seine Autorität bald von den Jemeniten, bald von den Berbern bestritten, bald endlich von den Fihriten, welche, wenn auch oft geschlagen, sich nach jeder Niederlage wieder mit neuen Kräften erhoben, wie jener Riese in der Fabel, welchen Hercules immer vergebens zu Boden warf. Zu seinem Glück bestand unter den arabischen Häuptlingen keine Einig-

keit, sie griffen nach den Waffen, bald um persönliche Beleidigungen zu rächen, bald um eine bloße Laune zu befriedigen; sie fühlten es dunkel, daß um den Emir zu besiegen der ganze Adel ein Bündniß schließen müsse; aber sie waren nicht gewohnt, sich zu besprechen und im Einverständniß zu handeln. Dank diesem Mangel an Eintracht bei seinen Feinden und Dank seiner unermüdlichen Thätigkeit sowie seiner bald verrätherischen und arglistigen, bald heftigen und grausamen, aber beinahe immer geschickten, wohlberechneten und den Umständen angemessenen Politik, wußte Abderrachmân sich aufrecht zu erhalten, wiewohl er sich nur auf seine Clienten, auf einige Häuptlinge, die er sich verpflichtet hatte, und auf berberische Soldaten, die er aus Afrika hatte kommen lassen, stützen konnte.

Unter die furchtbarsten der zahlreichen Empörungen, welche die Jemeniten versuchten, ist die des Alâ ibn-Moghîth[1] zu rechnen, die im Jahre 763 ausbrach. Zwei Jahre vorher hatte die fihritische Partei, deren Häuptling damals Hischâm ibn-Ozra, der Sohn eines früheren Häuptlings der Halbinsel, war, sich zu Toledo empört, und dem Emir war es noch nicht gelungen, diese Stadt zu unterwerfen, als Alâ, durch Al-Mançûr, den abbâsidischen Khalifen, zum Statthalter von Spanien ernannt, in der Provinz Beja landete und die schwarze Fahne, welche der Khalif ihm gegeben, dort aufpflanzte.[2] Keine Standarte wäre mehr geeignet gewesen, die verschiedenen Parteien zu vereinigen, weil sie nicht eine oder die andere Partei, sondern die Gesammtheit der Moslim's repräsentirte. Die Fihriten dieses Theils von Spanien vereinigten sich nun auch mit den Jemeniten, und die Lage Abderrachmân's, der zwei Monate lang in Carmona eingeschlossen war, fing an, so gefährlich zu werden, daß er sich entschloß, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Als er vernahm, daß eine große Anzahl seiner Feinde, von der langen Dauer der Belagerung ermüdet, unter verschiedenen Vorwänden wieder in ihre Wohnungen zurückgekehrt waren, wählte er siebenhundert Mann, die besten der Besatzung, aus, ließ ein großes Feuer nahe bei dem Thore von Sevilla anzünden und sagte zu ihnen: „Lieben Freunde, wir müssen siegen oder sterben. Laßt uns die Scheiden unserer Säbel in dies Feuer werfen und schwören, als Tapfere zu sterben, wenn wir den Sieg nicht erringen können!"

---

[1]) Die arabischen Schriftsteller weichen hinsichtlich des Stammes, zu welchem Alâ gehörte, von einander ab. Die einen nennen den Stamm Jakûb, die andern Chadhramaut, noch andere Dschodhâm.

[2]) Man erinnert sich, daß die schwarze Farbe die der Abbâsiden war.

Alle warfen ihre Säbelscheiden in die Flammen, und beim Ausfall aus der Stadt stürzten sie sich mit solchem Ungestüm auf die Belagerer, daß diese, nachdem sie ihre Häuptlinge und siebentausend der Ihrigen verloren hatten, wie man versichert, in furchtbarer Unordnung die Flucht ergriffen. Der aufgebrachte Sieger ließ dem Leichnam Alâ's und denen seiner vornehmsten Begleiter den Kopf abhauen, und da er dem abbâsidischen Khalifen die Lust benehmen wollte, ihm Spanien streitig zu machen, ließ er diese Köpfe reinigen und befahl, sie mit Salz und Kampfer zu füllen, ans Ohr jedes Kopfes ein Billet zu heften, das Namen und Stand Dessen angab, dem er angehört hatte, und ließ sie dann in einen Sack thun, dem er die schwarze Fahne beifügte, ferner das Diplom, durch welches Al-Mançûr Alâ zum Statthalter Spaniens ernannt hatte, und einen Bericht über die Flucht der Insurgenten. Durch ein Geldgeschenk bewog er einen Kaufmann von Cordova, diesen Sack nach Kairawân, wohin ihn Handelsgeschäfte riefen, zu tragen und denselben Nachts auf den Markt der Stadt zu stellen. Dem Kaufmann gelang es, sich seines Auftrags zu entledigen, ohne bemerkt zu werden, und man sagt, Al-Mançûr habe, als er all diese Umstände erfahren, vor Entsetzen außer sich, gerufen: „Ich danke Gott, daß er zwischen mir und einem solchen Feinde ein Meer gesetzt hat!“ [1]

Dem Siege über die abbâsidische Partei folgte bald die Unterwerfung Toledo's (794). Durch den langen Krieg, den sie ausgehalten, verdrossen, ließen sich die Toletaner in Unterhandlungen mit Badr und Tammâm ein, welche die Armee des Prinzen befehligten, und erhielten Amnestie, nachdem sie ihre Häuptlinge ausgeliefert hatten. Als man diese Häuptlinge nach Cordova führen wollte, schickte der Emir ihnen einen Barbier, einen Schneider und einen Korbmacher entgegen. Nach den Befehlen, welche sie empfangen, rasirte der Barbier Kopf und Bart der Gefangenen, der Schneider machte ihnen Tunica's von Wolle, der Korbmacher Körbe, und die Bewohner Cordova's sahen eines Tages in ihre Stadt Esel einziehen, welche Körbe trugen, aus denen Kahlköpfe und in engen und elenden Tunica's von Wolle sonderbar vermummte Figuren herausschauten. Vom Hohngeschrei des

---

[1]) Akhbâr madjmûa fol. 91 r. — 92 r.; Ibn-al-Kûtia fol. 14 r. u. v.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 53—55. Einige Geschichtschreiber sagen, daß der Sack durch einen Pilger aus Cordova, nicht nach Kairawân, sondern nach Mekka gebracht worden sei, wo Al-Mançûr sich damals aufhielt.



Volkes verfolgt, wurden diese unglücklichen Toletaner durch die Stadt geführt und gekreuzigt.[1]

Die grausame Art, auf welche Abderrachmân Diejenigen züchtigte, welche es gewagt hatten, sich seiner Autorität zu widersetzen, zeigt zur Genüge, daß er eine Schreckensherrschaft führen wollte; aber, nach der Empörung Matarî's zu urtheilen, welche zwei Jahre nach der Bestrafung der Edlen von Toledo ausbrach, ließen die Araber sich nicht leicht einschüchtern. Dieser Matarî war ein jemenitischer Häuptling aus Niebla. Eines Abends, als man zu reichlich dem Weingotte gespendet hatte und das Gespräch auf das Blutbad der Jemeniten, welche unter der Fahne Alâ's gefochten hatten, gekommen war, nahm er seine Lanze, befestigte daran ein Stück Zeug und schwor, den Tod seiner Stammgenossen zu rächen. Als er am folgenden Morgen erwachte, hatte er vollständig vergessen, was er am Tage zuvor gethan, und als sein Blick auf die in eine Fahne umgewandelte Lanze fiel, fragte er mit verwunderter Miene, was das bedeute. Man erinnerte ihn sofort an Das, was er am Abend vorher gesagt und gethan habe. Da rief er vor Schrecken aus: „Löset geschwind dieses Tuch von meiner Lanze ab, damit mein Unsinn nicht laut werde!" Jedoch ehe man noch diesen Befehl ausrichten konnte, besann er sich wieder und sagte: „Nein, laßt diese Fahne! Ein Mann wie ich gibt einen einmal gefaßten Plan nicht auf, wie er auch sei." Darauf rief er seine Stammgenossen zu den Waffen. Er verstand es, sich lange Zeit zu behaupten, und als er endlich auf dem Schlachtfelde seinen Tod gefunden hatte, fuhren seine Gefährten fort, sich mit so großer Hartnäckigkeit zu vertheidigen, daß der Emir genöthigt war, mit ihnen zu unterhandeln und sie zu begnadigen.[2]

Nun kam die Reihe an Abû-Çabbâch. Obgleich Abderrachmân guten Grund hatte, diesem mächtigen Jemeniten zu mißtrauen, der ihn augenblicks nach der Schlacht von Moçâra ermorden lassen wollte, hatte er es doch bisher für klug gehalten, sich nicht mit ihm zu entzweien und ihm die Statthalterschaft von Sevilla anzuvertrauen; aber im Jahre 766, als es keine Aufrührer mehr zu bezwingen gab und er sich für mächtig genug hielt, um nichts mehr von Abû-Çabbâch befürchten zu müssen, entsetzte er ihn seines Amtes. Voll Wuth rief nun Abû-Çabbâch die Jemeniten unter die Waffen. Bald mußte Abderrachmân sich überzeugen, daß der Einfluß dieses Häuptlings

---

1) Akhbâr madschmûa fol. 92 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 55.
2) Akhbâr madschmûa fol. 92 v.



größer sei, als er gedacht hatte. Deshalb leitete er hinterlistige Unterhandlungen ein, schlug dem Sevillaner eine Zusammenkunft vor und ließ ihm durch Ibn-Khâlid einen Geleitsbrief, der von seiner Hand unterzeichnet war, einhändigen. Abû-Çabbâch begab sich nach Cordova, und während er die vierhundert Reiter, die ihn begleitet hatten, vor dem Thore des Palastes ließ, hatte er mit dem Emir eine geheime Unterhaltung. Er versetzte ihn, wie man erzählt, durch seine beschimpfenden Reden in die größte Wuth. Abderrachmân versuchte darauf, ihn mit eigener Hand zu erdolchen; aber der kräftige Widerstand des sevillanischen Häuptlings nöthigte ihn, seine Wachen zu rufen und ihn durch sie tödten zu lassen. Vielleicht war bei dieser Mordthat mehr Vorbedacht im Spiel, als die omaijadischen Clienten, welche die Geschichte ihrer Patrone geschrieben haben, es eingestehen wollen.

Als Abû-Çabbâch verschieden war, ließ Abderrachmân eine Decke über seinen Leichnam werfen und die Blutspuren sorgfältig verwischen, und als er darauf seine Veziere hatte rufen lassen, sagte er zu ihnen, daß Çabbâch im Palast als Gefangener sei, und fragte sie, ob er ihn tödten solle. Alle riethen ihm, es nicht zu thun. „Das würde gefährlich sein," sagten sie, „denn die Reiter Abû-Çabbâch's halten vor dem Thore des Palastes, und deine Truppen sind abwesend." Ein einziger theilte ihre Meinung nicht; es war ein Anverwandter des Emirs. Er sprach seine Meinung in folgenden Versen aus:

„Sohn der Khalifen, ich gebe dir einen guten Rath, wenn ich dich auffordere, diesen Mann zu tödten, der dich haßt und vor Begierde brennt, Rache an dir zu nehmen. Er darf dir nicht entschlüpfen, denn wenn er am Leben bleibt, wird er für uns die Ursache eines großen Unglücks werden. Mache ein Ende mit ihm, dann wirst du von einer schweren Krankheit befreit sein. Stoße ihm eine gute Damascenerklinge in die Brust; wenn es sich um einen solchen Mann handelt, ist ein gewaltsamer Tod noch Großmuth."

„So wisset denn," erwiderte Abderrachmân, „daß ich ihn schon habe tödten lassen," und ohne der Verwunderung seiner Veziere weitere Aufmerksamkeit zu schenken, hob er die über den Leichnam gebreitete Decke auf.

Die Veziere, welche den Mord des Abû-Çabbâch nur mißbilligt hatten aus Furcht vor der Wirkung, die eine solche Gewaltthat auf den Geist seiner Gefährten hervorbringen könne, bemerkten bald, daß diese Befürchtung ungegründet gewesen; denn als ein Palast-Beamter den Reitern angekündigt hatte, daß ihr Häuptling nicht mehr lebe und sie abziehen könnten, zogen sie sich ganz ruhig zurück; eine sonderbare

Thatsache, die Anlaß gibt zur Vermuthung, daß Abderrachmân mit gutem Vorbedacht gehandelt und diese Reiter schon vorher bestochen hatte.

Nur ein einziger omaijader Client war von so hohen Gefühlen durchdrungen, daß er diesen schändlichen Verrath, zu dem er selbst unbewußt mitgewirkt hatte, zu tadeln wagte; es war Ibn-Khâlid, welcher dem sevillanischen Häuptling den Geleitsbrief eingehändigt hatte. Er zog sich auf seine Güter zurück und weigerte sich später standhaft, irgend ein Amt anzunehmen.[1]

Kurze Zeit nach der Ermordung des Abû-Çabbâch brach ein großer Aufruhr unter den Berbern aus, welche sich bis dahin ruhig verhalten hatten. Er wurde von einem halb fanatischen, halb betrügerischen Schulmeister angestiftet, welcher im Osten Spaniens wohnte und Schakjâ hieß. Er gehörte dem berberischen Stamme Miknesa an; aber sei es, daß sein Gehirn durchs Studieren des Korans, der Traditionen über den Propheten und der Geschichte der ersten Zeiten des Islam verwirrt worden war, sei es, daß Ehrgeiz ihn dazu brachte, sich als Haupt einer Partei aufzuwerfen, er glaubte oder gab vor zu glauben, daß er von Alî und Fâtima, der Tochter des Propheten, abstamme. Die leichtgläubigen Berbern nahmen diesen Betrug um so leichter an, als durch einen glücklichen Zufall die Mutter des Schulmeisters auch Fâtima hieß, und als Schakjâ oder vielmehr Abdallâh, Sohn Mohammed's, wie er sich nannte, in das Land gekommen war, welches sich zwischen dem Guadiana und dem Tajo ausbreitet, strömten die Berbern, welche die Mehrzahl der moslimischen Bevölkerung ausmachten und immer bereit waren, die Waffen zu ergreifen, wenn ein Marabut es ihnen befahl, in Menge unter seine Fahnen herbei, so daß er sich nach einander der Orte Sontebria,[2] Merida, Coria und Medellin bemächtigen konnte. Er schlug die Truppen, welche der Statthalter von Toledo gegen ihn geschickt hatte, gewann für seine Sache die Berbern, welche in der Armee des omaijadischen Clienten, Obaidallâh, dienten, griff die übrigen Soldaten dieses Feldherrn an, schlug sie in die Flucht, bemächtigte sich ihres Lagers und wußte stets den Verfolgungen Abderrachmân's dadurch zu entschlüpfen, daß er sich in die Berge zurückzog. Endlich nach sechs

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 92 v.; vgl. Ibn-al-Abbâr S. 45.

[2]) Sontebria (heutigen Tages Castro de Santover am Guadiela) war zur Zeit der arabischen Herrschaft eine wichtige Stadt. De Gayangos, Anmerkungen zu Râzi S. 49.



Kriegsjahren bewarb Abderrachmân sich um die Unterstützung eines Berbers, der zu dieser Zeit der mächtigste Häuptling im Osten Spaniens war und mit eifersüchtigem Auge die Macht und die Erfolge des sogenannten Fatimiden betrachtete, und er erhielt diese Hilfe. Da fing nun der Zwist unter den Berbern an, und Schakjâ sah sich gezwungen, Sontebria zu verlassen und sich nach Norden zurückzuziehen;[1] aber während Abderrachmân gegen ihn marschirte und die Felder und Dörfer der Berbern, die auf seinem Wege lagen, verwüstete, brach ein anderer Aufstand im Westen aus, wo die Jemeniten nur eine günstige Gelegenheit erharrten, um den Mord des Abû-Çabbâch zu rächen. Die Gelegenheit verschaffte ihnen die Abwesenheit des Emirs, und sie zogen jetzt gegen die Hauptstadt in der Hoffnung, sich derselben durch einen Handstreich zu bemächtigen; sie wurden von den Verwandten des Abû-Çabbâch, welche Statthalter von Niebla und Beja waren, befehligt und von den Berbern des Westens unterstützt, die schon seit langer Zeit, wie es scheint, durch Sendlinge des Marabut bearbeitet worden.

Abderrachmân hatte kaum diese ärgerlichen Nachrichten erhalten, als er in aller Eile nach Cordova zurückkehrte. Er weigerte sich, auch nur Eine Nacht, wie man ihm vorschlug, in seinem Palaste sich aufzuhalten, und fand dennoch die Feinde schon an den Ufern des Bembezar verschanzt.[2] Nachdem die ersten Tage mit ziemlich unbedeutenden Scharmützeln vorübergegangen waren, benutzte Abderrachmân seine berberischen Clienten, unter denen sich die Beni-al-Khalî befanden, um die Berbern von dem Bündniß mit den Jemeniten los zu machen. Diese Clienten hatten sich mit Anbruch der Nacht ins feindliche Lager geschlichen und suchten den Berbern verständlich zu machen, daß wenn der Emir, der einzige, welcher sie gegen den Haß der Araber vertheidigen könne, seinen Thron verlöre, ihre Vertreibung die nothwendige Folge sein werde. „Ihr könnt," fügten sie hinzu, „auf die Erkenntlichkeit des Fürsten rechnen, wenn ihr eine Sache aufgeben wollt, die euren eigenen Interessen entgegen ist, und euch statt dessen der seinigen widmet." Ihre Rathschläge gewannen die Oberhand: die Berbern versprachen ihnen, die Jemeniten zu verrathen, sobald der Kampf, der auf den folgenden Tag angesetzt war, sich entsponnen habe.

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 93 v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 56, 57; Nowairî S. 441.

[2]) Ibn-al-Kûtîa nennt diesen Fluß, welcher auch den Namen Wâdî-Kais (Fluß der Kaisiten) getragen zu haben scheint, der sich bei Ibn-Adhârî findet.



Sie hielten ihr Versprechen. Vor der Schlacht sagten sie zu den Jemeniten: „Wir können nur zu Pferde kämpfen, während ihr es gut versteht, zu Fuß zu kämpfen; gebt uns also alle Pferde, welche ihr habt.“ Da sie durchaus keinen Grund hatten, ihnen zu mißtrauen, willigten die Jemeniten in ihre Bitte. Sie hatten bald Gelegenheit, dies zu bereuen, denn sobald der Kampf begonnen, gingen die Berbern, welche Pferde erhalten hatten, zu den omaijadischen Reitern über, und während sie einen heftigen Angriff auf die Jemeniten machten, entflohen die anderen Berbern. Die Reihen der Jemeniten wurden von allen Seiten durchbrochen. Darauf begann eine gräßliche Schlächterei; in ihrer blinden Wuth schlugen die Soldaten Abderrachmân's ohne Unterschied auf Alle ein, welche sie trafen, trotz des erhaltenen Befehls, der berberischen Flüchtlinge zu schonen. Dreißigtausend Leichen lagen auf dem Schlachtfelde zerstreut und wurden in eine Grube eingegraben, welche man noch im zehnten Jahrhundert zeigte.[1]

Der Aufstand der Berbern im Innern wurde erst nach zehnjährigem Kriege unterdrückt, als Schakjâ von zweien seiner Gefährten ermordet worden; er dauerte noch an, als ein gefährliches Bündniß einen fremden Eroberer nach Spanien rief. Die Mitglieder dieses Bundes waren der Kelbite al-Arâbî,[2] Statthalter von Barcelona, der Fihrite Abderrachmân ibn-Chabîb, der Schwiegersohn Jûsof's, genannt „der Slave“, weil sein feiner und schlanker Wuchs, sein blondes Haar und seine blauen Augen an den Typus jenes Volkes erinnerten, von dessen Angehörigen mehrere als Sklaven in Spanien lebten, und endlich Abû-'l-Aswad, der Sohn Jûsof's, welchen Abderrachmân zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt hatte, der aber die Wachsamkeit seiner Kerkermeister dadurch betrog, daß er sich blind stellte. Anfangs hatte man nicht an seine Blindheit glauben wollen. Man ließ ihn die härtesten Proben erdulden; aber die Liebe zur Freiheit verlieh ihm die nöthige Kraft, daß er sich nicht eine Minute verrieth und seine Rolle mit so vieler Beharrlichkeit und mit so großem Talent zum Betruge spielte, daß alle Welt ihn endlich für wirklich blind hielt. Als er nun bemerkte, daß seine Kerkermeister ihm keine große Aufmerksamkeit widmeten, berieth er mit einem seiner Clienten, welcher die Erlaubniß erhalten, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen, einen Plan zum Entweichen, und als man eines Morgens die Gefangenen durch einen unterirdischen

---

[1]) Akhbâr madschmûa fol. 93 v. 94 r. Ibn-al-Kûtîa fol. 13 r. und v. Ibn-Adhârî Bd. II S. 52, 53.

[2]) Solaimân ibn-Jakdhân al-Arâbî.

Weg zum Flusse führte, damit sie sich wüschen, hatte dieser Client sich mit einigen seiner Freunde und mit Pferden auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses aufgestellt. Abû-'l-Aswad benutzte einen Augenblick, wo niemand ihn beobachtete, warf sich in den Fluß, durchschwamm ihn, bestieg ein Pferd, schlug im Galopp den Weg nach Toledo ein und erreichte diese Stadt ohne Unfall.[1]

Der Haß, welchen diese drei Häuptlinge gegen Abderrachmân hegten, war so groß, daß sie sich entschlossen, die Hilfe Karls des Großen anzuflehen, obwohl dieser Eroberer, welcher schon die Welt mit dem Ruhme seiner Großthaten erfüllt hatte, der eingefleischteste Feind des Islam war. In Folge dessen begaben sie sich im Jahre 777 nach Paderborn, wo damals Karl der Große ein Maifeld hielt, und schlugen ihm ein Bündniß gegen den Emir von Spanien vor. Karl der Große stand nicht an, ihren Vorschlag anzunehmen. Er hatte damals freie Hand und konnte an neue Eroberungen denken. Die Sachsen hatten, wie er wenigstens glaubte, sich seiner Herrschaft und dem Christenthum unterworfen; tausende von ihnen kamen eben jetzt nach Paderborn, um sich taufen zu lassen; Wittekind, der gefährlichste ihrer Häuptlinge, war gezwungen worden, das Land zu verlassen und bei einem dänischen Fürsten Zuflucht zu suchen. Man kam also dahin überein, daß Karl der Große mit zahlreichen Truppen die Pyrenäen übersteigen, daß Al-Arâbî mit seinen Verbündeten im Norden des Ebro ihn unterstützen und als Herrscher anerkennen und daß „der Slave" berberische Truppen in Afrika anwerben und in die Provinz Todmir (Murcia) führen solle, wo er die Unruhen des Nordens zu fördern habe, indem er die Fahne des abbâsidischen Khalifen, des Verbündeten Karls des Großen, aufpflanze. Was Abû-'l-Aswad anbetrifft, wissen wir nicht, in welchem Theil Spaniens ihm eine Thätigkeit zugewiesen war.

Dieser furchtgebietende Bund, welcher seinen Angriffsplan mit sehr reiflicher Ueberlegung entworfen hatte, drohte ungleich gefährlicher für Abderrachmân zu werden als irgend einer der vorhergehenden. Glücklich war es für ihn, daß die Ausführung nicht mit den Vorbereitungen übereinstimmte. Zwar landete „der Slave" mit einer berberischen Armee in der Provinz Todmir; aber er kam zu früh an, ehe Karl der Große die Pyrenäen überschritten hatte, und als er Al-Arâbî um Hilfe bat, ließ dieser ihm antworten, daß nach dem in Paderborn entworfenen Plan seine Aufgabe sei, im Norden zu bleiben,

---

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 56.



um daselbst der Armee Karls des Großen beizustehen.[1] Der Haß zwischen den Fihriten und Jemeniten war zu eingewurzelt, als daß man von beiden Seiten nicht Verrath gemuthmaßt hätte. Da „der Slave" sich also von Al-Arâbî verrathen glaubte, kehrte er seine Waffen gegen ihn, wurde geschlagen und bei seiner Rückkehr in die Provinz Todmir von einem Berber aus Oretum, welchem er unkluger Weise sein Vertrauen geschenkt hatte, ermordet; er hatte nicht geahnt, daß dieser einer von den Sendlingen des Emir Abderrachmân war.

Im selben Augenblicke als Karl der Große sich den Pyrenäen näherte, lebte der eine der drei arabischen Häuptlinge, auf deren Hilfe er rechnete, schon nicht mehr. Der zweite, Abû-'l-Aswad unterstützte ihn nur so schwach, daß keine Chronik, weder eine fränkische noch eine arabische, uns von Dem, was er that, Kunde gibt. Es blieb ihm also nur Al-Arâbî und seine Verbündeten des Nordens, wie Abû-Thaur, Statthalter von Huesca, und der Christ Galindo, Graf der Cerdagne. Al-Arâbî war indeß nicht unthätig gewesen. Unterstützt von Chosain ibn-Jachjâ, dem „Vertheidiger", einem Nachkommen jenes Sad ibn-Obâda, welcher nach des Propheten Tode nach dem Khalifat gestrebt, hatte er sich Saragossa's bemächtigt; als aber die Armee Karls des Großen vor die Thore dieser Stadt gekommen war, konnte er den Widerwillen, welchen all seine Religionsgenossen gegen den Einlaß des Frankenkönigs in ihre Mauern hatten, nicht überwinden; der „Vertheidiger" Chosain ibn-Jachjâ selbst hätte vor Allen nur mit Aufgeben seiner ihm so heiligen Familien-Erinnerungen darein willigen können. Als nun Al-Arâbî, welcher nicht wollte, daß Karl der Große argwöhne, er habe ihn betrogen, sah, daß er seine Mitbürger nicht überreden konnte, gab er sich freiwillig in seine Hände.

Karl der Große hätte also mit der Belagerung Saragossa's beginnen sollen, als er eine Nachricht erhielt, welche all seine Pläne umwarf: Wittekind war nach Sachsen zurückgekehrt; auf seinen Ruf hatten die Sachsen wieder zu den Waffen gegriffen; die Abwesenheit der fränkischen Armee benutzend und Alles mit Feuer und Schwert verheerend, waren sie schon bis an den Rhein vorgedrungen und hatten sich der Stadt Deutz, Köln gegenüber, bemächtigt.

---

[1]) So glaube ich diese Worte des Verfassers des Akhbâr madschmûa verstehen zu müssen: „Der Slave schrieb an Al-Arâbî, um ihn zu bitten, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Al-Arâbî antwortete ihm: Ich werde nicht verfehlen, dir zu helfen. Der Slave war um so unzufriedener mit dieser Antwort, als er sah, daß Al-Arâbî keine Truppen sammelte, um ihm damit zu Hilfe zu kommen" u. s. w.



Gezwungen, in aller Eile die Ufer des Ebro zu verlassen, um an den Rhein zurückzukehren, marschirte Karl der Große auf das Thal Ronceval zu. Zwischen den Felsen und in den Wäldern, welche den nördlichen Grund dieses Thales beherrschen, hatten die Basken, welche von eingefleischtem Hasse gegen die Franken beseelt und sehr beutegierig waren, sich in den Hinterhalt gelegt. Die fränkische Armee zog Mann für Mann in schmaler und langer Linie daher, wozu sie durch die Beschaffenheit des engen Thales genöthigt war. Die Basken ließen den Vortrab vorüber ziehen; als aber der Nachtrab, mit Gepäck beladen, ankam, stürzten sie sich über ihn, und die Leichtigkeit ihrer Waffen wie den Vortheil ihrer Stellung benützend, schlossen sie ihn im Thalgrunde ein und tödteten nach hartnäckigem Kampf alle Mannen bis auf den letzten, unter anderen auch Roland, den Befehlshaber der bretagnischen Mark; dann plünderten sie das Gepäck, und unter dem Schutz der nächtlichen Schatten, welche eben anfingen, sich zu verdichten, zerstoben sie nach verschiedenen Richtungen.[1]

Das war der unheilvolle Ausgang dieser Expedition Karls des Großen, welche unter so glückverheißenden Zeichen begonnen hatte. Die ganze Welt hatte dazu beigetragen, sie zum Scheitern zu bringen, mit einziger Ausnahme des Emirs von Cordova, gegen welchen sie gerichtet war; aber nun beeilte er sich wenigstens, die Vortheile zu benützen, welche er seinen rebellischen Unterthanen in Saragossa, den christlichen Basken und einem sächsischen Häuptlinge, dessen Namen selbst ihm vielleicht unbekannt war, verdankte. Er rückte gegen Saragossa, um diese Stadt zum Gehorsam zu zwingen. Ehe er ans Ziel seines Marsches gekommen war, war Al-Arâbî, welcher Karl den Großen auf seinem Rückwege begleitet, aber seitdem nach Saragossa gekommen war, schon gestorben. Der „Vertheidiger" Chosain, welcher ihn als einen Verräther an seiner Religion betrachtete, hatte ihn in der Moschee erdolchen lassen. Jetzt von Abderrachmân belagert, ergab er sich diesem. Später erhob er die Fahne des Aufruhrs von neuem; aber nun lieferten seine abermals belagerten Mitbürger ihn an Abderrachmân aus, welcher, nachdem er ihm Hände und Füße hatte abhauen lassen, ihn zu Tode prügeln ließ. Als der Emir Herr Saragossa's geworden, griff er die Basken an und machte sich den Grafen der Cerdagne tributpflichtig. Endlich versuchte Abû-'l-Aswad noch einen

[1]) Vergleiche über all diese Begebenheiten die fränkischen Annalen bei Pertz, Monum. Germ. Bd. I S. 16, 81, 156—9, 296, 349 mit Akhbâr madschmûa fol. 94 v., 95—96 v.



Aufruhr, aber in der Schlacht am Guadalimar wurde er von dem Befehlshaber seines rechten Flügels verrathen. Die Leichen von viertausend seiner Gefährten „dienten den Wölfen und Geiern zur Speise.“ [1]

So war Abderrachmân aus allen Kriegen, die er gegen seine Unterthanen zu führen hatte, als Sieger hervorgegangen. Sein Glück nöthigte selbst seine Feinde zur Bewunderung. Man erzählt zum Beispiel, daß der abbâsidische Khalif Al-Mançûr eines Tages zu seinen Hofleuten sagte: „Wer verdient nach eurer Meinung, der Geweihte der Koraischiten genannt zu werden?“ Da die Hofleute glaubten, daß der Khalif diesen Titel für sich erstrebe, antworteten sie ohne Zaudern: „Das bist du, Beherrscher der Gläubigen, der du mächtige Fürsten besiegt, manchen Aufruhr unterdrückt und den inneren Streitigkeiten ein Ende gemacht hast!“ — „Nein, ich bin es nicht, erwiderte der Khalif.“ Da nannten die Hofleute Moâwija I. und Abdalmelik. „Weder der eine noch der andere, sagte der Khalif; was Moâwija betrifft, so hatten Omar und Othmân ihm den Weg geebnet, und was Abdalmelik anbelangt, so wurde er von einer mächtigen Partei unterstützt. Der Geweihte der Koraischiten, das ist Abderrachmân, der Sohn Moâwija's, er, welcher, nachdem er ganz allein in den Wüsten Asiens und Afrika's umhergeirrt, die Kühnheit besaß, sich ohne Armee in ein fremdes Land, das am andern Ufern des Meeres lag, hineinzuwagen. Indem er als einzige Stütze seine Gewandtheit und seine Ausdauer besaß, wußte er seine stolzen Gegner zu demüthigen, die Rebellen niederzuwerfen, seine Grenzen gegen die Angriffe der Christen zu sichern, ein großes Reich zu gründen und ein Land unter seinem Scepter zu vereinen, welches schon unter verschiedenen Häuptlingen sich zu zerstückeln drohte. Das hat vor ihm noch niemand gethan.“ [2] Abderrachmân selbst sprach diese nämlichen Gedanken in seinen Versen mit berechtigtem Stolze aus. Aber theuer hatte dieser meineidige, grausame, rachsüchtige und unerbittliche Tyrann seine glücklichen Erfolge erkauft. Wenn auch kein arabischer oder berberischer Häuptling ihm noch offen zu trotzen wagte, so verwünschten sie ihn doch insgeheim. Kein Ehrenmann wollte mehr in seinen Dienst treten. Als er seine Veziere über die Wahl eines Kadi's von Cordova zu Rathe zog, stimmten seine beiden Söhne, Solaimân und Hischâm, darin überein

[1]) Siehe das Gedicht des Abû-'l-Makhschî über diese Schlacht bei Ibn-al-Khatîb, Man. P., fol. 214 r. und v.

[2]) Akhbâr madschmûa fol. 98 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 61—2.

(was selten vorkam), ihm Moçab, einen frommen und tugendhaften Greis vorzuschlagen. Abderrachmân ließ ihn kommen und bot ihm die Würde eines Kadi an. Aber Moçab, überzeugt, daß er unter einem solchen Prinzen, welcher seine eigene Macht über die Gesetze stellte, nur ein Werkzeug der Tyrannei sein werde, weigerte sich, trotz der wiederholten inständigen Bitten des Emirs, dieses Amt anzunehmen. Zornig über diese Weigerung, fing Abderrachmân, der nicht den geringsten Widerspruch ertragen konnte, schon an, seinen Schnurrbart zu drehen, was bei ihm den Ausbruch eines nahen und furchtbaren Gewitters verkündete, und die Hofleute waren darauf gefaßt, ein Todesurtheil aus seinem Munde zu hören. „Allein Gott ließ ihn seinen strafbaren Gedanken aufgeben" sagt ein arabischer Chronist. Der ehrwürdige Greis flößte ihm unwillkürlich Achtung ein, und indem er seinen Zorn beherrschte oder ihn doch wenigstens so gut wie möglich verhehlte, begnügte er sich damit, zu ihm zu sagen: „Gehe von hinnen, und möge Gott Diejenigen verdammen, welche dich empfohlen haben!"[1]

Nach und nach sah er, wie selbst die Stütze sich ihm entzog, auf die er unter allen Umständen glaubte rechnen zu können: mehrere seiner Clienten verließen ihn. Einige unter ihnen, darunter Ibn-Khâlid, weigerten sich, ihm auf dem Wege des Verraths und der Grausamkeit, den er betreten hatte, zu folgen. Andere erregten seinen Argwohn; unter ihnen war Obaidallâh. Man sagte, daß, um sich dem Emir nothwendig zu machen, welcher, wie er glaubte, sich seiner zu entledigen suchte, er den Abfall seines Neffen, Wadschîh, begünstigt habe, der sich der Partei des fatimidischen Prätendenten in die Arme geworfen. Kaum hatte Abderrachmân Wadschîh in seine Gewalt bekommen, als er ihn mit äußerster Strenge behandelte: er ließ ihm trotz der Bitten Obaidallâh's den Kopf abschlagen.[2] Einige Zeit nachher wurde Obaidallâh, sei es nun mit Recht oder Unrecht, angeschuldigt, sich in ein Complott, welches durch zwei Verwandte des Emirs angezettelt worden, gemischt zu haben; aber Abderrachmân hatte keine genügende Beweise für seine Mitschuld in Händen, und so wenig gewissenhaft er im übrigen war, zauderte er doch, den Greis, welchem er den Thron verdankte, auf einen bloßen Argwohn hin zum Tode zu verdammen. Deshalb war er auf seine Art gnädig gegen ihn. „Ich werde Obaidallâh eine Strafe auferlegen, die ihm viel

---

¹) Ibn-al-Kûtia fol. 18 r.; vgl. Khoschani S. 204—5.
²) Akhbâr madschmûa fol. 95 r.; Makkari Bd. II S. 30.

schmerzlicher sein soll als selbst der Tod," sagte er, und von nun an behandelte er ihn mit grausamer Gleichgiltigkeit.[1]

Alle, sogar der treue Badr, fielen in Ungnade. Abderrachmân zog Badr's Güter ein, verbot ihm, seine Wohnung zu verlassen, und verbannte ihn endlich in eine Stadt an der Grenze; freilich ist zuzugeben, daß Badr die Ehrfurcht, die er seinem Herrn schuldete, außer Acht gesetzt und ihn mit ungerechten und unverschämten Klagen behelligt hatte.[2]

Zerfallen mit seinen geachtetsten Clienten, sah Abderrachmân zuletzt noch seine eigene Familie gegen ihn conspiriren. Sobald er Herr Spaniens geworden war, hatte er die Omaijaden, welche in Asien und Afrika zerstreut waren, an seinen Hof kommen lassen; er hatte sie mit Reichthümern und Ehren überhäuft, und oft hörte man ihn sagen: „Die größte Wohlthat, welche ich von Gott nächst der Herrschaft empfangen habe, ist die, daß ich meinen Verwandten ein Asyl anbieten und ihnen wohl thun kann. Auch mein Stolz fühlt sich allerdings geschmeichelt, wenn sie die Größe anstaunen, zu der ich emporgestiegen und für welche ich nur Gott verpflichtet bin."[3] Aber diese Omaijaden, entweder durch Ehrgeiz gestachelt, oder weil sie den quälenden Despotismus des Oberhauptes der Familie nicht ertragen konnten, ließen sich in eine Verschwörung gegen ihn ein. Die erste Verschwörung wurde von zwei Prinzen von Geblüt und von drei Edlen geschmiedet. Sie wurden verrathen, gefänglich eingezogen und enthauptet.[4] Einige Jahre später wurde wieder eine Verschwörung angezettelt von Moghîra, dem Neffen Abderrachmân's, und Hodhail, welcher noch den Tod seines Vaters Çomail, der in seinem Gefängniß ermordet wurde, zu rächen hatte. Alle drei wurden ebenfalls verrathen und auf die selbe Art bestraft. Als sie hingerichtet worden waren, trat ein omaijadischer Client bei Abderrachmân ein. Er fand ihn allein, düster und niedergeschlagen, den Blick auf den Boden geheftet und wie in trauriges Nachdenken verloren. Da er wohl errathen konnte, was in der Seele seines Herrn vorging, der zum zweiten Mal in seinem Stolz als Haupt der Familie beleidigt und in seinen vertrautesten Herzensangelegenheiten verwundet war, näherte der Client sich ihm, ohne etwas zu sagen. „Was habe ich für Verwandte!" rief Abderrachmân endlich;

1) Makkarî Bd. II S. 30.
2) Siehe Makkarî Bd. II S. 27 f.
3) Makkarî Bd. II S. 32.
4) Akhbâr madschmûa fol. 93 v.; Makkarî Bd. II S. 31, 32.

„als ich es versuchte, mir mit Gefahr meines Lebens einen Thron zu verschaffen, dachte ich ebenso viel an sie als an mich selbst. Nachdem mir mein Plan gelungen, bat ich sie, hierher zu kommen, und ließ sie meinen Ueberfluß theilen. Und jetzt wollen sie mir Das entreißen, was Gott mir gegeben hat! Allmächtiger Herr! Du hast sie für ihren Undank bestraft und mich von ihren niederträchtigen Verschwörungen unterrichtet, und wenn ich ihnen ihr Leben genommen habe, geschah dies nur, um das meinige zu erhalten. Aber welch ein trauriges Schicksal habe ich! Mein Argwohn ruht auf allen Mitgliedern meiner Familie, und sie wiederum fürchten, daß ich ihnen nach dem Leben trachte! Es ist kein Vertrauen, kein herzlicher Austausch mehr unter uns! Welche Beziehung könnte noch zwischen mir und meinem Bruder, dem Vater dieses unglücklichen jungen Mannes bestehen? Wie könnte ich ruhig sein in seiner Nähe, ich, der ich die Bande, die uns vereinigten, zerstört habe, als ich seinen Sohn zum Tode verurtheilte? Wie könnten meine Augen den seinigen begegnen?" Und indem er sich darauf an seinen Clienten wandte, fuhr er fort: „Geh, geh und suche meinen Bruder sogleich auf, entschuldige mich bei ihm, so gut du irgend kannst; gib ihm diese fünftausend Goldstücke und sage ihm, er könne nach irgend einem Theile von Afrika gehen, welchen er immer wählen möge!"

Der Client gehorchte stillschweigend und fand den unglücklichen Walîd halb todt vor Schrecken. Er beruhigte ihn, händigte ihm die Summe ein, welche der Emir ihm anbot, und hinterbrachte ihm die Worte, die er von ihm gehört hatte. „Ach!" sagte Walîd mit einem tiefen Seufzer, „das Verbrechen, welches ein Anderer begangen hat, fällt auf mich zurück! Mein empörerischer Sohn, welcher dem Tode entgegenging, den er verdient hat, zieht mich in sein Verderben mit hinab, mich, der ich nur Ruhe suchte und mich mit einer kleinen Ecke im Zelte meines Bruders begnügt hätte! Aber ich werde seinem Befehl gehorchen; es ist Pflicht, sich mit Ergebung Dem zu unterwerfen, was Gott beschlossen hat!" Als der Client wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war, verkündete er ihm, daß Walîd schon seine Vorbereitungen treffe, Spanien zu verlassen, und wiederholte ihm die Worte, die jener gesprochen. „Mein Bruder sagt die Wahrheit," rief der Prinz schmerzlich lächelnd aus; aber er darf nur nicht hoffen, mich durch solche Reden zu täuschen und seinen geheimsten Gedanken vor mir zu verbergen. Ich kenne ihn und weiß, daß er keinen Augenblick zögern würde, wenn er seinen Rachedurst mit meinem Blute stillen könnte!"[1]

[1]) Makkarî Bd. II S. 32, 33.

Verwünscht von den arabischen und berberischen Häuptlingen, zerfallen mit seinen Clienten, verrathen von seinen nächsten Anverwandten, fühlte Abderrachmân sich mehr und mehr vereinsamt. In den ersten Jahren seiner Regierung, als er noch einer gewissen Popularität sich erfreute, liebte er es sehr, die Straßen der Hauptstadt fast ohne Begleitung zu durchstreifen und sich unter das Volk zu mischen; jetzt, mißtrauisch und düster, wurde er ganz unzugänglich, verließ seinen Palast fast nie mehr, und wenn er es that, war er immer von einer zahlreichen Wache umgeben.[1] Seit der großen Empörung der Jemeniten und der Berbern des Westens, sah er in der Vermehrung der Söldner-Truppen das einzige Mittel, seine Unterthanen im Zaume zu halten. Er kaufte also den Edeln ihre Sklaven ab, machte sie zu Soldaten und ließ eine Menge Berbern aus Afrika kommen, so daß er seine stehende Armee bis auf vierzigtausend Mann brachte,[2] die alle seiner Person blind ergeben, aber den Interessen des Landes völlig fremd waren.

Die Araber und Berbern mit Gewalt zum Gehorsam zu gewöhnen und sie zur Ordnung und zum Frieden zu zwingen, das war der Gedanke, welcher Abderrachmân beständig beherrschte. Zur Verwirklichung dieses Planes, wendete er ganz die selben Mittel an, zu denen die Könige des fünfzehnten Jahrhunderts griffen, um das Lehenswesen zu besiegen. Aber es war ein trauriger Zustand, in welchen Spanien damals durch sein Mißgeschick gebracht war; es war eine traurige Mission, welche die Nachfolger Abderrachmân's zu erfüllen hatten: der Weg, welchen der Gründer der Dynastie ihnen vorgezeichnet hatte, war der des Despotismus und des Säbels. Wohl ist es wahr, daß die Araber und Berbern auf keine andere Art regiert werden konnten; wenn auf der einen Seite Gewaltthätigkeit und Tyrannei sich geltend machten, so auf der anderen Unordnung und Anarchie. Die verschiedenen Stämme hätten ebenso viele Republiken bilden können, die sich womöglich miteinander durch ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, die Christen des Nordens, hätten vereinigen müssen; das wäre eine Regierungsform gewesen, die mit ihren natürlichen Neigungen und mit ihren Erinnerungen in Einklang gestanden hätte; aber für die Monarchie waren weder die Araber noch die Berbern geeignet.

---

[1]) Makkari Bd. II S. 25

[2]) Makkari a. a O.

Zweites Buch.

Die Christen und die Renegaten.

Zweites Buch.

Die Christen und die Renegaten.

I.

Bis hierher haben die Sieger ausschließlich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; wir wenden uns jetzt zu den Besiegten. Die Umstände anzugeben, welche den Moslim's die Eroberung Spaniens erleichterten; in ihren Hauptzügen die Geschichte dieser Eroberung zusammenzufassen; die Lage, welche die Sieger der christlichen Bevölkerung bereiteten, und den Einfluß zu schildern, welchen ihre Herrschaft auf das Schicksal einer ebenso unglücklichen als zahlreichen Classe, die der Sklaven und Leibeigenen, ausübte; umständlich von dem langen und hartnäckigen Widerstande zu erzählen, den alle Classen der Gesellschaft, Christen und Renegaten, Bürger und Gebirgsbewohner, reiche Grundbesitzer und freigelassene Sklaven, fanatisch-fromme Mönche und selbst muthige und begeisterte Frauen, den Eroberern entgegensetzten, bis endlich eine kräftigere Generation dem entnervten Geschlecht des achten Jahrhunderts folgte — dies ist das Thema dieses Theiles unserer Arbeit.

In dem Augenblick, als die Halbinsel die lüsternen Blicke der Moslim's auf sich zog, war sie sehr leicht zu erobern, denn ihre Bevölkerung befand sich in einer bedauernswerthen Lage.

Das Uebel schrieb sich schon von langer Zeit her. Als römische Provinz bietet Spanien unter den letzten Cäsaren das selbe klägliche Schauspiel wie die anderen Theile des Reiches. „Von alle Dem, was es früher besaß, ist ihm nur der Name geblieben" sagt ein Schrift-

steller des fünften Jahrhunderts.[1] Einerseits sieht man eine kleine Anzahl Reicher, welche ausgedehnte Güter, latifundia, besitzen, andererseits eine Masse ruinirter Bürger, Leibeigener, Sklaven. Die Reichen, die Privilegirten, die Clarissimi, alle Die endlich, welche die Hauptämter im Staat einnahmen, oder auch nur vom Könige den Ehrentitel dieser Aemter erhalten hatten, waren von den Abgaben befreit, welche auf der Mittelclasse lasteten. In üppiger Weichlichkeit und zügellosem Luxus lebend bewohnten sie prachtvolle Villen an den Ufern irgend eines schönen Flusses oder am Fuße eines lachenden, mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels. Dort verbrachten sie ihre Tage mit Spielen, Baden, Lesen, Reiten und Essen. Dort brachten in Sälen, deren Wände mit gemalten oder gestickten Teppichen aus Persien oder Assyrien behangen waren, Sklavinnen einen Ueberfluß der auserlesensten Gerichte und der köstlichsten Weine auf die Tafel, während die Tischgenossen, ausgestreckt auf purpurnen Polstern, Verse improvisirten, dem Chor der Musiker lauschten, oder den Tänzern zusahen.[2]

Der Anblick solchen Ueberflusses machte durch den taurigen Contrast das Elend der großen Masse nur noch drückender. Das gemeine Volk in den Städten, welches sich stets in Aufruhr befand, war allerdings nicht eigentlich zu beklagen; man fürchtete, man schonte es, ernährte es mittelst Austheilung freiwilliger Gaben auf Kosten der anderen Bürger, man erniedrigte es durch rohe und barbarische Schauspiele; aber die Mittelclasse, die der Curialen, der kleinen Eigenthümer, welche die Städte bewohnten und mit der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten betraut waren, diese hatte das römische Fiscalwesen in das tiefste Elend gestürzt. Die Municipalordnung, die als Schutzwehr gegen Tyrannei dienen sollte, war zugleich das Werkzeug und das Opfer aller Unterdrückung geworden. Constantin hatte die Hauptquelle für die Einkünfte der Städte, der Municipien versiegen lassen, indem er sich ihrer Liegenschaften gerade in dem Augenblicke bemächtigte, als die Gemeinde-Ausgaben mit der Vermehrung des öffentlichen Elends zunahmen, und dennoch mußten die Mitglieder der

---

[1]) Salvianus, De Gubernatione Dei l. IV S. 60 (Bremenser Ausgabe 1688).

[2]) Siehe die Stellen des Sidonius Apollinaris bei Fauriel, Hist. de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains Bd. I S. 387 f. Wir besitzen keine Nachrichten über die Lebensart der reichen spanischen Großen jener Epoche; aber allem Anscheine nach glich sie derjenigen der vornehmen Herren der benachbarten Provinz.

Curie, das heißt alle Bürger einer Stadt, welche Grundeigenthum von mehr als fünfundzwanzig Acker besaßen, aus ihrem Vermögen die Zahlungsunfähigkeit der Steuerpflichtigen compensiren. Die Curialen konnten dieses wechselseitige Verhältniß nicht zerreißen, denn es war herkömmlich und erblich; sie waren sogar auf gewisse Weise an die Scholle gebunden, denn sie konnten ihre Güter nicht ohne die Genehmigung des Cäsars veräußern, welcher, da er sich als der eigentliche Besitzer des ganzen Bodens seines Reiches betrachtete, in seinen Unterthanen nur Nutznießer sah. Oftmals verließen die Curialen in ihrer Verzweiflung ihren Posten und ihre Stadt, um in den Militärdienst zu treten oder sich zur Leibeigenschaft zu verpflichten; aber die Regierung verfehlte selten, sie mit ihren Luchsaugen zu entdecken, mit ihrem eisernen Arm zu erreichen, und dann setzte sie sie mit Gewalt wieder in die Curie ein; wenn dies ihr nicht gelang, wurden sie durch berüchtigte Männer ersetzt, durch Bastarde, Ketzer, Juden oder Verbrecher; denn die Curialwürde, früher so ehrenvoll und privilegirt, war zur Schande und Strafe geworden.[1]

Der Rest der Bevölkerung bestand aus Colonisten oder Sklaven. Die Verwendung der Sklaven zum Ackerbau war noch nicht außer Uebung gekommen; aber seit dem Beginn der Kaiserzeit hatte sich der Colonistenstand gebildet, einerseits durch die Verarmung und die entsetzliche Noth der freien Bevölkerung auf dem Lande, andererseits durch die verbesserte Lage der ackerbautreibenden Sklaven. Es war eine Art von Mittelzustand zwischen Freiheit und Knechtschaft. Der Colonistenstand, der anfänglich keine andere Regel hatte als die Gewohnheit oder den Contract, war seit Diocletians Zeiten eine Sache des öffentlichen Interesses, eine wichtige Staatsangelegenheit, ein Gegenstand fortwährenden Nachdenkens für die Regierung geworden; denn sie war um jeden Preis genöthigt, den verödeten Ländereien Ackerbauer und der Armee Soldaten zu verschaffen. Der Colonistenstand erhielt nun seine Organisation, seine Beaufsichtigung, seine Gesetze. In gewisser Hinsicht hatten die Colonisten, welche dem Besitzer des Bodens, den sie bebauten, einen bestimmten Theil der Erträgnisse gaben, eine bessere Lage als die Sklaven: sie konnten eine rechtmäßige Ehe schließen, wozu die Sklaven unfähig waren; sie konnten einen Besitz als Eigenthum haben, und der Schirmherr konnte ihnen ihre Güter nicht entreißen; nur konnten sie ohne die Einwilligung des Patrons nichts veräußern. Ferner betrachtete das Gesetz sie unter einem anderen Gesichtspunkt als die Sklaven.

---

[1]) Siehe die Werke von Savigny, Giraud u. s. w.

Sie bezahlten dem Staat eine persönliche Abgabe, und die Aushebung für die Armee erstreckte sich auch auf sie. Trotzdem wurden ihnen körperliche Züchtigungen auferlegt wie den Sklaven, und Freilassung gab es für sie nicht. Nicht die Sklaven eines Menschen, sondern des Bodens, waren sie durch ein unauflösliches und erbliches Band an die Felder gefesselt, die sie bebauten; denn der Eigenthümer konnte nicht über den Boden ohne die Colonisten disponiren, noch über die Colonisten ohne den Boden.[1]

Eine noch unglücklichere Classe war die der Sklaven, welche man verkaufte oder weggab wie Ochsen oder Hausgeräth. Ihre Anzahl war sehr groß im Vergleich mit derjenigen der Freien. „Einmal", so erzählt Seneca, „hatte man im Senat vorgeschlagen, den Sklaven eine unterscheidende Kleidung zu geben; -- dieser Vorschlag wurde aber nicht angenommen: man fürchtete, unsere Sklaven könnten uns das später entgelten lassen." Unter der Regierung des Augustus besaß ein Freigelassener, obgleich sein Vermögen große Verluste in den Bürgerkriegen erlitten hatte, mehr als viertausend Sklaven, und in der letzten Zeit des Kaiserreiches scheint ihre Anzahl eher zu- als abgenommen zu haben. Ein Christ in Gallien besaß ihrer fünftausend, ein anderer achttausend.[2] Man behandelte sie mit unerbittlicher Strenge: es kam vor, daß ein Herr seinen Diener, welcher ihn auf das warme Wasser hatte warten lassen, zu dreihundert Peitschenhieben verurtheilte.[3] Was diese Unglücklichen von ihren Herren zu leiden hatten, war jedoch noch nichts im Vergleich mit den Grausamkeiten, die sie auszustehen hatten von Seiten ihrer Gefährten, denen es oblag, sie zu überwachen.[4]

Um sich der Tyrannei der Herren, der Grundbesitzer, der Regierung zu entziehen, blieb den Curialen, den Colonisten und den Sklaven nur ein Mittel übrig, nämlich in die Wälder zu entfliehen und Banditen zu werden, oder Bagauden, wie man damals sagte. Indem sie dann in den Gehölzen wie Urmenschen hausten, ließen sie ihre Unterdrücker für Das, was sie von ihnen erduldet hatten, büßen, indem sie ihre herrlichen Villen beraubten, und wenn ein Reicher das Unglück hatte in ihre Hände zu fallen, hielten sie ein rasches und furchtbares

[1]) Siehe Giraud, Essai sur l'histoire du droit français au moyen âge Bd. I S. 147 f. sowie die deutschen und französischen Arbeiten, die er anführt.

[2]) Siehe Pignori, De Servis (in der Vorrede), in Polenus, Utriusque Thesauri antiquitatum nova supplementa Bd. III.

[3]) Ammianus Marcellinus XXVIII, 4, 16.

[4]) Salvianus l. IV S. 58.

Gericht über ihn.[1] Bisweilen vereinigten sich mehrere dieser Banden zu einer einzigen, die sich dann nicht mehr mit Straßenraub begnügte, sondern die Städte und selbst die bestehende Ordnung bedrohte. Unter der Regierung Diocletians hatten die Bagauden in Gallien eine so drohende Stellung angenommen, daß man eine beträchtliche Armee, von einem Cäsar geführt, gegen sie schicken mußte.[2]

Eine Gesellschaft, welche durch so viel Elend untergraben war, mußte beim ersten Anprall einer Invasion in sich zerfallen. Der Mehrzahl lag nicht viel daran, ob sie von den Römern oder von Anderen unterdrückt, gepreßt, gepeitscht wurden. Nur die Privilegirten, die reichen Besitzer der Scholle waren bei der Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse interessirt. Von Grund aus verderbt und durch ausschweifendes Leben verkommen, hatten die meisten alle Energie verloren. Indessen, als ganze Schwärme von Barbaren auf die römischen Provinzen stürzten, vollbrachten doch einige unter ihnen Thaten des Patriotismus oder wenn man will des Egoismus. Die Edelleute von Tarragona versuchten die Fortschritte der Westgothen aufzuhalten, doch erfolglos.[3] Als unter der Regierung des Honorius die Alanen, Vandalen und Sueven, nachdem sie den Rhein überschritten hatten, Gallien mit Feuer und Schwert verheerten und Spanien bedrohten, erwartete die große Menge der Einwohner dieses Landes ihr Schicksal mit kalter Gleichgiltigkeit und unverwüstbarer Ruhe, ohne das Geringste zur Abwendung der Gefahr zu versuchen; aber zwei reiche und vornehme Brüder, Didymus und Verinian ließen ihre Colonisten die Waffen ergreifen,[4] und nachdem sie sich mit ihnen in den Engpässen der Pyrenäen verschanzt hatten, verhinderten sie die Barbaren, in Spanien einzudringen; so leicht war dieses Land zu vertheidigen. Aber als diese beiden Brüder zu Gefangenen gemacht und vom Gegen-

---

[1]) Salvianus l. V. S. 91, 92; Querolus Akt. I Sc. 2 V. 194-208 S. 55 ed. Klinkhamer.

[2]) Siehe die bezüglichen Stellen im ersten Theile der Script. rer. francic. des D. Bouquet S. 565, 572, 597, 609. Zwar haben wir über die Existenz der Bagauden in Spanien keine Zeugnisse, die älter sind als die Invasion der Barbaren; dessen ungeachtet bin ich geneigt, zu glauben, daß diese Banden dort schon vor dieser Epoche existirten, denn Idatius, welcher im fünften Jahrhundert schrieb und der erste ist, welcher von ihnen spricht, scheint ihr Vorhandensein in Spanien keineswegs als etwas Neues zu betrachten.

[3]) Isidorus, Hist. Goth. S. 493.

[4]) Servulos tantum suos ex proprius praediis colligentes ac vernaculis alentes sumtibus. Orosius VII, 40.

kaiser Constantin, den sie nicht hatten anerkennen wollen, enthauptet worden waren; als Constantin die Bewachung der Pyrenäen den Honorianern, jenen Barbaren-Truppen, welche Rom in seinen Dienst nahm, um sie den anderen Barbaren entgegenzusetzen, anvertraut hatte; als diese Honorianer anfingen, das Land, welches sie vor der Invasion bewahren sollten, zu plündern, und als sie, um der Strafe, die einer solchen Gewaltthat gebührte, zu entgehen, die Pässe den Barbaren, welche Gallien plünderten, geöffnet hatten (409)[1]: da dachte niemand mehr an Widerstand. Bei Annäherung der Barbaren, welche düster, unwiderstehlich, unaufhaltsam sich näherten, suchte man sich die Gefahr durch Orgien aus dem Sinn zu schlagen und durch das Delirium der Ausschweifung sich zu begeistern. Während der Feind schon in die Thore der Stadt hereindrang, schwelgten die Reichen trunken und lustberauscht bei Tanz und Gesang; mit bebenden Lippen bedeckten sie noch die nackten Schultern ihrer schönen Sklavinnen mit Küssen, und das Volk, als wolle es sich an den Anblick von Blut gewöhnen und sich durch den Dunst der Blutbäder betäuben, jauchzte den Fechtern zu, die sich im Amphitheater erwürgten.[2] Keine einzige Stadt in Spanien hatte den Muth, eine Belagerung auszuhalten; überall öffneten sich die Thore den Barbaren. Diese drangen in die Städte ohne Schwertstreich, plünderten sie, brandschatzten sie, aber sie brauchten nicht zu tödten, und wenn sie es thaten, so geschah es nur, um ihre Blutgier zu stillen.

Es war eine furchtbare Zeit. Diese Generation flößt uns einen unüberwindlichen Abscheu ein durch ihre Entkräftung, ihre Feigheit und Verderbtheit, und dennoch kann man nicht umhin, sie zu bedauern. So unerträglich auch der römische Despotismus war, so war er doch nichts in Vergleich mit der Brutalität der Barbaren. In der klugen Tyrannei der Cäsaren lag wenigstens eine gewisse Ordnung und selbst ein gewisses Maßhalten: die Germanen aber stießen Alles über den Haufen in ihrer blinden Wuth, sie zermalmten ohne Unterschied Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnete. Eine entsetzliche Verheerung kam über Städte und Landschaften. Als Folge dieser Zerrüttungen stellten sich Plagen ein, die vielleicht noch trauriger waren: Hungers-

[1]) Orosius VII, 40.

[2]) Siehe Salvianus l. VI S. 121—123. Man kann Das, was dieser Schriftsteller von den Galliern sagt, sehr gut auf die Spanier anwenden, denn er versichert, daß die Sittenverderbniß noch größer in Spanien gewesen sei als in Gallien. Siehe l. VII S. 137.



noth und Pest; man sah ausgehungerte Mütter ihre Kinder erwürgen und sich von ihrem Fleische nähren.[1] Die Balearen, Carthagena und Sevilla wurden von den Vandalen geplündert.[2] Zum Glück für Spanien gingen sie nach Afrika hinüber (429), nebst der kleinen Anzahl Alanen, welche dem Schwerte der Westgothen entronnen waren; aber die wilden Sueven, welche nur Mord und Zerstörung athmeten, blieben in Galizien und beherrschten eine Zeit lang Bätica und Carthagena. Fast alle Provinzen Spaniens wurden nach einander der Schauplatz ihrer Verwüstungen: Lusitanien, Carthagena und Bätica, Tarragonien und Vasconien. Eine entsetzliche Unordnung herrschte in den beiden letztgenannten Provinzen: die Bagauden, deren Zahl durch eine große Menge Colonisten und zu Grunde gerichteter Landeigenthümer vermehrt war, verbreiteten überall Schrecken. Geschworene Feinde Roms gaben sie sich abwechselnd zu Feinden und zu Verbündeten der Barbaren her. In Tarragonien, wo der unerschrockene und kühne Basilius an ihrer Spitze stand, überrumpelten sie im Dienste Roms einen Trupp Barbaren, in dem Augenblicke, als dieselben in der Kirche von Tirazone versammelt waren; sie ermordeten sie bis auf den letzten Mann und schonten selbst des Bischofs nicht. Darauf vereinigte Basilius sich mit den Sueven, plünderte mit ihnen die Umgegend von Saragossa und überraschte Lerida, dessen Einwohner zu Gefangenen gemacht wurden. Fünf Jahre später verbündeten sich die Sueven mit den Römern zur Ausrottung der Bagauden.

Mehr noch als die anderen Provinzen wurde Galizien von den Sueven verheert; dort war der Mittelpunkt ihrer Regierung, dort waren ihre Höhlen, dort raubten und mordeten sie mehr als sechszig Jahre lang. Zum Aeußersten getrieben, thaten die Galizier, was sie gleich zu Anfang hätten thun sollen: sie nahmen die Waffen zur Hand und verschanzten sich in befestigten Schlössern. Zuweilen waren sie so glücklich, auch ihrerseits Gefangene zu machen; dann versöhnte man sich, wechselte die Gefangenen gegenseitig aus und gab einander Geiseln; bald aber brachen die Sueven den Frieden und fingen von neuem an zu plündern. Umsonst flehten die Galizier den Beistand oder die Vermittelung der römischen Statthalter von Gallien oder von dem Theile Spaniens an, welcher römisch geblieben war. Endlich kamen andere Barbaren, die Westgothen, und bekämpften die Sueven; sie besiegten sie in einer blutigen Schlacht an den Ufern des Orvigo (456). Für

[1]) Idatii Chron., ad ann. 409 und 410.
[2]) Ebendas. ad ann. 425.

die Galizier war dies weniger eine Befreiung als eine neue Gefahr. Die Westgothen plünderten Braga; sie vergossen kein Blut, aber sie schleppten eine Masse Einwohner in die Gefangenschaft, sie entweihten die Kirchen und machten Pferdeställe daraus, sie raubten den Geistlichen Alles, selbst ihre letzten Kleider. Ebenso wie die Einwohner Tarragoniens zu Bagauden geworden waren, organisirten sich nun diejenigen von Braga in Banden von Freibeutern und Straßenräubern. In Astorga zeigten sich die Westgothen noch unerbittlicher. Als sie vor den Thoren der Stadt erschienen, war diese in der Macht einer Bande von Freibeutern, welche vorgaben, für Rom zu kämpfen. Nachdem sie darum gebeten, als Freunde eingelassen zu werden, und die Erlaubniß erhalten hatten, begannen sie ein furchtbares Blutbad und führten eine Menge Frauen, Kinder und Geistliche, darunter zwei Bischöfe, in die Gefangenschaft; sie zerstörten die Altäre, steckten die Häuser in Brand und verwüsteten die Gegend ringsumher. Palencia hatte dasselbe Schicksal. Dann fingen sie an, ein Schloß nicht weit von Astorga zu belagern; aber die Verzweiflung hatte den Galiziern Muth und Kräfte verliehen, und die Besatzung dieses Schlosses vertheidigte sich so gut, daß sie siegreich einer langen Belagerung trotzte.

Als die Westgothen nach Gallien zurückgekehrt waren, fingen die Sueven mit ihren Räubereien und Grausamkeiten von neuem an. Zu Lugo machte eine ihrer Banden einen plötzlichen Einbruch in den Saal, wo der Gemeinderath eben versammelt saß, der glaubte, man habe nichts zu befürchten, da es in der heiligen Osterwoche war; diese Unglücklichen wurden alle erwürgt. Zu Coïmbra übertrat eine andere Bande den Vertrag, den sie eben geschlossen hatte, und schleppte die Einwohner in die Sklaverei.[1] Endlich eroberten die Westgothen nach und nach ganz Spanien, und obgleich man ihnen zwei Drittel des Landes überlassen mußte, schien ihre Herrschaft eine milde zu sein, verglichen mit den Uebeln, welche man von den schrecklichen Sueven zu leiden gehabt hatte.

Inmitten dieser zahllosen Heimsuchungen, dieses allgemeinen Umsturzes gab es eine Gruppe von Männern, welche niemals den Muth verloren hatten, welche die alte Zeit ohne zu großes Bedauern dahinschwinden sahen und bis zu einem gewissen Grade für die Barbaren Partei gegen die Römer, ihre Landsleute, ergriffen hatten. Das war der Kern der katholischen Geistlichkeit, die Schule des heiligen Augustin. Gleich im Beginn all der Invasionen hatten diese Priester sich

---

[1]) Siehe Idatii Chronicon a. v. St.

alle mögliche Mühe gegeben, die Gewaltthätigkeiten der Eroberer zu beschönigen. Inmitten all des Unheils huldigten sie einem fast barbarisch zu nennenden Optimismus. Der spanische Priester Paulus Orosius, ein Schüler des Bischofs von Hippo, dem er sein historisches Werk dedicirte, lebte zur Zeit des Einfalls der Alanen, Sueven und Vandalen und behauptete, daß diese Barbaren, nachdem sie sich auf der Halbinsel niedergelassen und dieselbe unter sich getheilt hätten, die Spanier als Verbündete und Freunde behandelten und daß es zur Zeit, als er schrieb (um das Jahr 417), schon Spanier gegeben habe, welche lieber frei und arm unter der Herrschaft der Barbaren sein wollten als unterdrückt und mit Abgaben belastet unter der Herrschaft Roms.[1] Ein anderer Priester, welcher zwanzig oder dreißig Jahre später schrieb, Salvianus von Marseille, geht in kühnen Behauptungen noch viel weiter. Was bei Orosius nur der Wunsch einer schwachen Minorität ist, wird unter der Feder des Priesters von Marseille das einstimmige Verlangen der ganzen Nation.[2] Nichts wäre der Natur der Dinge mehr entgegen gewesen als eine solche Stimmung der Gemüther, und nichts ist deshalb irriger als jene Behauptung. Nein, zur Ehre der Menschheit muß man es sagen, daß das Gefühl der nationalen Würde nicht bis zu einem solchen Grade bei den Unterthanen Roms erstickt war, welche überdies die traurige und schmerzliche Erfahrung gemacht hatten, daß es eine noch furchtbarere Geisel gibt als den Despotismus. Zu schwach oder zu feige, um das Joch abzuschütteln, hatten sie wenigstens in ihrem Innern Stolz genug bewahrt, um die Barbaren zu hassen und zu verabscheuen. „Du gehst den Barbaren aus dem Wege, von denen es heißt, daß sie schlecht sind; ich aber vermeide selbst die, welche für gut gelten", schreibt Sidonius Apollinaris einem seiner Freunde,[3] und indem er so spricht, gibt er dem nationalen Gefühl einen viel richtigeren Ausdruck als die Priester, wenn sie sich zwingen, die Invasion als eine Wohlthat Gottes darzustellen. Aber jene Priester hatten sehr triftige Gründe, so zu schreiben, wie sie thaten. Was sie vor Allem daran hätte hindern sollen, das Gefühl der Vaterlandsliebe — es war ihnen unbekannt. Hatten sie doch kein Vaterland hienieden; der Himmel war für sie das Vaterland. Auch waren sie nicht mitleidsvoll. Plünderung, ja sogar Blutvergießen rührte sie nur mäßig. „Was macht es einem Christen

[1]) Orosius VII, 41.
[2]) Salvianus l. V S. 95.
[3]) Epist. VII, 14.

aus, welcher nach dem ewigen Leben trachtet, ob er dieser niedern Welt auf diese Art oder auf eine andere entrückt werde, in dieser Lebensperiode oder in jener?" fragt Orosius,[1] nachdem er, wahrscheinlich ziemlich ungern, eingestanden hat, daß den Sueven und ihren Verbündeten viele Mordthaten zur Last fielen. Die kirchlichen Angelegenheiten nahmen sie einzig und allein in Anspruch; bei jedem politischen Ereigniß kam für sie nur Das in Betracht, was jenen dienen oder schaden konnte. Als Streiter des Christenthums hatten sie es nicht nur mit den Heiden, sondern außerdem noch mit einer großen Anzahl zum Christenthum Uebergetretener zu thun, welche, noch nicht genügend in ihrem Glauben befestigt, die unerhörten Unglücksfälle, die das Reich trafen, dem Abfall vom alten Cultus zuschrieben und behaupteten, das Christenthum habe dem römischen Reich Unglück gebracht, die alten Götter hätten es weit besser behütet. Die Priester antworteten diesen Gottlosen in der selben Weise wie ihr Lehrer, der berühmte Verfasser des „Gottesstaates". es gethan, indem sie ihnen bewiesen, daß Rom stets unglücklich gewesen und daß die gegenwärtigen Uebel nicht so unleidlich seien, wie man behaupte.[2] Dann hatten sie jene Wahrheit sehr gut begriffen, daß man zu neuen Ideen, wie die christlichen es waren, auch ganz neue Menschen haben müsse. An den römischen Edelleuten hatten sie gar keine Handhabe. Nur der Form nach Christen, weil das Christenthum zur Staatsreligion geworden war, aber zu verderbt, um sich der strengen Moral desselben zu unterwerfen, und zu skeptisch, um seinen Lehrsätzen Glauben zu schenken, lebten diese Clarissimi nur für ihre Gastmahle, Vergnügungen und Schauspiele und leugneten dabei Alles, selbst die Unsterblichkeit der Seele.[3] „Man zieht hier das Theater der Kirche Gottes vor," ruft Salvianus in heiligem Unwillen aus;[4] „man entweiht die Altäre und ehrt die Schaubühne. Man liebt Alles, man achtet Alles; Gott allein scheint verächtlich und niedrig ... Beinahe über Alles, was die Religion angeht, lacht man bei uns." Die Sitten der Barbaren waren nicht reiner: auch sind die Priester genöthigt, einzugestehen, daß sie ebenso ungerecht, ebenso geizig, ebenso betrügerisch, ebenso habsüchtig, mit Einem Worte ebenso verderbt wie die Römer waren;[5] denn man hat mit

---

1) VII, 41.
2) Siehe Orosius in der Widmung Salvianus l. VII S. 130 u. s. w.
3) Siehe Claudius Mamertius, De Statu animae II, 8.
4) L. VI, S. 115; l. VII S. 142.
5) Salvianus l. IV S. 74.

Recht behauptet, daß zwischen den Lastern eines im Verfall begriffenen Reiches und den Lastern der Barbaren eine merkwürdige Aehnlichkeit besteht. Aber in Ermangelung von Tugenden glaubten die Barbaren wenigstens Alles, was ihre Priester sie lehrten;[1] sie waren von Natur fromm. Bei Gefahren erwarteten sie die Rettung nur von Gott. Vor der Schlacht beteten ihre Könige im Büßerhemde, worüber ein römischer Feldherr gelacht hätte, und wenn sie den Sieg errangen, erkannten sie in ihrem Triumph die Hand des Ewigen. Endlich ehrten sie die Geistlichkeit, und zwar nicht nur ihre eigene, die arianische, sondern auch die katholische, welche die Römer mißachteten und verlachten, wiewohl sie sich als Katholiken bekannten.[2] Wie darf man sich nach alle Dem wundern, daß die Barbaren sich die Sympathie der Priester erwarben? Allerdings waren sie Ketzer; sie waren von „schlechten Lehrern" unterrichtet worden;[3] aber warum hätten die katholischen Priester daran verzweifeln sollen, sie zu bekehren? und welche glänzende Zukunft mußte sich der Kirche eröffnen, wenn diese Bekehrung einmal vollständig gelang!

In keiner Provinz wurden die Hoffnungen dieser außerordentlich hellsehenden Geister getäuscht; aber nirgends verwirklichten sie sich in dem Grade wie in Spanien, seitdem der König Rekkared und seine Westgothen die arianische Ketzerei abgeschworen hatten, um katholisch zu werden (587). Von da an wandte die Geistlichkeit alle Mittel an, um die Westgothen zu civilisiren und aufzuklären; zur Hälfte waren sie schon vor ihrer Ankunft in Spanien durch einen halbhundertjährigen Aufenthalt in den römischen Provinzen romanisirt, und sie waren durchaus nicht unempfänglich für die Vorzüge der Ordnung und Bildung. Es ist ein sehr merkwürdiges Schauspiel, wenn wir die Abkömmlinge der Barbaren, welche in den Wäldern Deutschlands gehaust hatten, vor uns sehen, wie sie über Büchern sitzen und sich unter der Leitung der Bischöfe blaß studieren; eines der auffallendsten Beispiele hierfür ist der Briefwechsel zwischen dem Könige Rekeswinth und Braulio, dem Bischof von Saragossa: der König dankt dem Bischof, daß er so freundlich gewesen sei, ein ihm übersandtes Manuscript zu corrigiren, und er spricht dabei von den Fehlern, Flüchtigkeiten und Dummheiten der Abschreiber, putredines ac vitia scribarum, librariorum ineptiae, mit dem Nachdruck eines Bentley oder eines Ruhn-

1) Salvianus l. V S. 86.
2) Salvianus l. VII S. 140, 142.
3) Salvianus l. VII S. 140.

steller des fünften Jahrhunderts.[1] Einerseits sieht man eine kleine Anzahl Reicher, welche ausgedehnte Güter, latifundia, besitzen, andererseits eine Masse ruinirter Bürger, Leibeigener, Sklaven. Die Reichen, die Privilegirten, die Clarissimi, alle Die endlich, welche die Hauptämter im Staat einnahmen, oder auch nur vom Könige den Ehrentitel dieser Aemter erhalten hatten, waren von den Abgaben befreit, welche auf der Mittelclasse lasteten. In üppiger Weichlichkeit und zügellosem Luxus lebend bewohnten sie prachtvolle Villen an den Ufern irgend eines schönen Flusses oder am Fuße eines lachenden, mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels. Dort verbrachten sie ihre Tage mit Spielen, Baden, Lesen, Reiten und Essen. Dort brachten in Sälen, deren Wände mit gemalten oder gestickten Teppichen aus Persien oder Assyrien behangen waren, Sklavinnen einen Ueberfluß der auserlesensten Gerichte und der köstlichsten Weine auf die Tafel, während die Tischgenossen, ausgestreckt auf purpurnen Polstern, Verse improvisirten, dem Chor der Musiker lauschten, oder den Tänzern zusahen.[2]

Der Anblick solchen Ueberflusses machte durch den taurigen Contrast das Elend der großen Masse nur noch drückender. Das gemeine Volk in den Städten, welches sich stets in Aufruhr befand, war allerdings nicht eigentlich zu beklagen; man fürchtete, man schonte es, ernährte es mittelst Austheilung freiwilliger Gaben auf Kosten der anderen Bürger, man erniedrigte es durch rohe und barbarische Schauspiele; aber die Mittelclasse, die der Curialen, der kleinen Eigenthümer, welche die Städte bewohnten und mit der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten betraut waren, diese hatte das römische Fiscalwesen in das tiefste Elend gestürzt. Die Municipalordnung, die als Schutzwehr gegen Tyrannei dienen sollte, war zugleich das Werkzeug und das Opfer aller Unterdrückung geworden. Constantin hatte die Hauptquelle für die Einkünfte der Städte, der Municipien versiegen lassen, indem er sich ihrer Liegenschaften gerade in dem Augenblicke bemächtigte, als die Gemeinde-Ausgaben mit der Vermehrung des öffentlichen Elends zunahmen, und dennoch mußten die Mitglieder der

---

[1]) Salvianus, De Gubernatione Dei l. IV S. 60 (Bremenser Ausgabe 1688).

[2]) Siehe die Stellen des Sidonius Apollinaris bei Fauriel, Hist. de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains Bd. I S. 387 f. Wir besitzen keine Nachrichten über die Lebensart der reichen spanischen Großen jener Epoche; aber allem Anscheine nach glich sie derjenigen der vornehmen Herren der benachbarten Provinz.

Curie, das heißt alle Bürger einer Stadt, welche Grundeigenthum von mehr als fünfundzwanzig Acker besaßen, aus ihrem Vermögen die Zahlungsunfähigkeit der Steuerpflichtigen compensiren. Die Curialen konnten dieses wechselseitige Verhältniß nicht zerreißen, denn es war herkömmlich und erblich; sie waren sogar auf gewisse Weise an die Scholle gebunden, denn sie konnten ihre Güter nicht ohne die Genehmigung des Cäsars veräußern, welcher, da er sich als der eigentliche Besitzer des ganzen Bodens seines Reiches betrachtete, in seinen Unterthanen nur Nutznießer sah. Oftmals verließen die Curialen in ihrer Verzweiflung ihren Posten und ihre Stadt, um in den Militärdienst zu treten oder sich zur Leibeigenschaft zu verpflichten; aber die Regierung verfehlte selten, sie mit ihren Luchsaugen zu entdecken, mit ihrem eisernen Arm zu erreichen, und dann setzte sie sie mit Gewalt wieder in die Curie ein; wenn dies ihr nicht gelang, wurden sie durch berüchtigte Männer ersetzt, durch Bastarde, Ketzer, Juden oder Verbrecher; denn die Curialwürde, früher so ehrenvoll und privilegirt, war zur Schande und Strafe geworden.[1]

Der Rest der Bevölkerung bestand aus Colonisten oder Sklaven. Die Verwendung der Sklaven zum Ackerbau war noch nicht außer Uebung gekommen; aber seit dem Beginn der Kaiserzeit hatte sich der Colonistenstand gebildet, einerseits durch die Verarmung und die entsetzliche Noth der freien Bevölkerung auf dem Lande, andererseits durch die verbesserte Lage der ackerbautreibenden Sklaven. Es war eine Art von Mittelzustand zwischen Freiheit und Knechtschaft. Der Colonistenstand, der anfänglich keine andere Regel hatte als die Gewohnheit oder den Contract, war seit Diocletians Zeiten eine Sache des öffentlichen Interesses, eine wichtige Staatsangelegenheit, ein Gegenstand fortwährenden Nachdenkens für die Regierung geworden; denn sie war um jeden Preis genöthigt, den verödeten Ländereien Ackerbauer und der Armee Soldaten zu verschaffen. Der Colonistenstand erhielt nun seine Organisation, seine Beaufsichtigung, seine Gesetze. In gewisser Hinsicht hatten die Colonisten, welche dem Besitzer des Bodens, den sie bebauten, einen bestimmten Theil der Erträgnisse gaben, eine bessere Lage als die Sklaven: sie konnten eine rechtmäßige Ehe schließen, wozu die Sklaven unfähig waren; sie konnten einen Besitz als Eigenthum haben, und der Schirmherr konnte ihnen ihre Güter nicht entreißen; nur konnten sie ohne die Einwilligung des Patrons nichts veräußern. Ferner betrachtete das Gesetz sie unter einem anderen Gesichtspunkt als die Sklaven.

[1]) Siehe die Werke von Savigny, Giraud u. s. w.

(was selten vorkam), ihm Moçab, einen frommen und tugendhaften Greis vorzuschlagen. Abderrachmân ließ ihn kommen und bot ihm die Würde eines Kadi an. Aber Moçab, überzeugt, daß er unter einem solchen Prinzen, welcher seine eigene Macht über die Gesetze stellte, nur ein Werkzeug der Tyrannei sein werde, weigerte sich, trotz der wiederholten inständigen Bitten des Emirs, dieses Amt anzunehmen. Zornig über diese Weigerung, fing Abderrachmân, der nicht den geringsten Widerspruch ertragen konnte, schon an, seinen Schnurrbart zu drehen, was bei ihm den Ausbruch eines nahen und furchtbaren Gewitters verkündete, und die Hofleute waren darauf gefaßt, ein Todesurtheil aus seinem Munde zu hören. „Allein Gott ließ ihn seinen strafbaren Gedanken aufgeben" sagt ein arabischer Chronist. Der ehrwürdige Greis flößte ihm unwillkürlich Achtung ein, und indem er seinen Zorn beherrschte oder ihn doch wenigstens so gut wie möglich verhehlte, begnügte er sich damit, zu ihm zu sagen: „Gehe von hinnen, und möge Gott Diejenigen verdammen, welche dich empfohlen haben!"[1]

Nach und nach sah er, wie selbst die Stütze sich ihm entzog, auf die er unter allen Umständen glaubte rechnen zu können: mehrere seiner Clienten verließen ihn. Einige unter ihnen, darunter Ibn-Khâlid, weigerten sich, ihm auf dem Wege des Verraths und der Grausamkeit, den er betreten hatte, zu folgen. Andere erregten seinen Argwohn; unter ihnen war Obaidallâh. Man sagte, daß, um sich dem Emir nothwendig zu machen, welcher, wie er glaubte, sich seiner zu entledigen suchte, er den Abfall seines Neffen, Wadschîh, begünstigt habe, der sich der Partei des fatimidischen Prätendenten in die Arme geworfen. Kaum hatte Abderrachmân Wadschîh in seine Gewalt bekommen, als er ihn mit äußerster Strenge behandelte: er ließ hm trotz der Bitten Obaidallâh's den Kopf abschlagen.[2] Einige Zeit nachher wurde Obaidallâh, sei es nun mit Recht oder Unrecht, angeschuldigt, sich in ein Complott, welches durch zwei Verwandte des Emirs angezettelt worden, gemischt zu haben; aber Abderrachmân hatte keine genügende Beweise für seine Mitschuld in Händen, und so wenig gewissenhaft er im übrigen war, zauderte er doch, den Greis, welchem er den Thron verdankte, auf einen bloßen Argwohn hin zum Tode zu verdammen. Deshalb war er auf seine Art gnädig gegen ihn. „Ich werde Obaidallâh eine Strafe auferlegen, die ihm viel

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 18 r.; vgl. Khoschanî S. 204—5.
[2]) Akhbâr madschmûa fol. 95 r.; Makkarî Bd. II S. 30.

schmerzlicher sein soll als selbst der Tod," sagte er, und von nun an behandelte er ihn mit grausamer Gleichgiltigkeit.[1]

Alle, sogar der treue Badr, fielen in Ungnade. Abderrachmân zog Badr's Güter ein, verbot ihm, seine Wohnung zu verlassen, und verbannte ihn endlich in eine Stadt an der Grenze; freilich ist zuzugeben, daß Badr die Ehrfurcht, die er seinem Herrn schuldete, außer Acht gesetzt und ihn mit ungerechten und unverschämten Klagen behelligt hatte.[2]

Zerfallen mit seinen geachtetsten Clienten, sah Abderrachmân zuletzt noch seine eigene Familie gegen ihn conspiriren. Sobald er Herr Spaniens geworden war, hatte er die Omaijaden, welche in Asien und Afrika zerstreut waren, an seinen Hof kommen lassen; er hatte sie mit Reichthümern und Ehren überhäuft, und oft hörte man ihn sagen: „Die größte Wohlthat, welche ich von Gott nächst der Herrschaft empfangen habe, ist die, daß ich meinen Verwandten ein Asyl anbieten und ihnen wohl thun kann. Auch mein Stolz fühlt sich allerdings geschmeichelt, wenn sie die Größe anstaunen, zu der ich emporgestiegen und für welche ich nur Gott verpflichtet bin."[3] Aber diese Omaijaden, entweder durch Ehrgeiz gestachelt, oder weil sie den quälenden Despotismus des Oberhauptes der Familie nicht ertragen konnten, ließen sich in eine Verschwörung gegen ihn ein. Die erste Verschwörung wurde von zwei Prinzen von Geblüt und von drei Edlen geschmiedet. Sie wurden verrathen, gefänglich eingezogen und enthauptet.[4] Einige Jahre später wurde wieder eine Verschwörung angezettelt von Moghîra, dem Neffen Abderrachmân's, und Hodhail, welcher noch den Tod seines Vaters Çomail, der in seinem Gefängniß ermordet wurde, zu rächen hatte. Alle drei wurden ebenfalls verrathen und auf die selbe Art bestraft. Als sie hingerichtet worden waren, trat ein omaijadischer Client bei Abderrachmân ein. Er fand ihn allein, düster und niedergeschlagen, den Blick auf den Boden geheftet und wie in trauriges Nachdenken verloren. Da er wohl errathen konnte, was in der Seele seines Herrn vorging, der zum zweiten Mal in seinem Stolz als Haupt der Familie beleidigt und in seinen vertrautesten Herzensangelegenheiten verwundet war, näherte der Client sich ihm, ohne etwas zu sagen. „Was habe ich für Verwandte!" rief Abderrachmân endlich;

---

[1]) Makkarî Bd. II S. 30.
[2]) Siehe Makkarî Bd. II S. 27 f.
[3]) Makkarî Bd. II S. 32.
[4]) Akhbâr madschmûa fol. 93 v.; Makkarî Bd. II S. 31, 32.

„als ich es versuchte, mir mit Gefahr meines Lebens einen Thron zu verschaffen, dachte ich ebenso viel an sie als an mich selbst. Nachdem mir mein Plan gelungen, bat ich sie, hierher zu kommen, und ließ sie meinen Ueberfluß theilen. Und jetzt wollen sie mir Das entreißen, was Gott mir gegeben hat! Allmächtiger Herr! Du hast sie für ihren Undank bestraft und mich von ihren niederträchtigen Verschwörungen unterrichtet, und wenn ich ihnen ihr Leben genommen habe, geschah dies nur, um das meinige zu erhalten. Aber welch ein trauriges Schicksal habe ich! Mein Argwohn ruht auf allen Mitgliedern meiner Familie, und sie wiederum fürchten, daß ich ihnen nach dem Leben trachte! Es ist kein Vertrauen, kein herzlicher Austausch mehr unter uns! Welche Beziehung könnte noch zwischen mir und meinem Bruder, dem Vater dieses unglücklichen jungen Mannes bestehen? Wie könnte ich ruhig sein in seiner Nähe, ich, der ich die Bande, die uns vereinigten, zerstört habe, als ich seinen Sohn zum Tode verurtheilte? Wie könnten meine Augen den seinigen begegnen?" Und indem er sich darauf an seinen Clienten wandte, fuhr er fort: „Geh, geh und suche meinen Bruder sogleich auf, entschuldige mich bei ihm, so gut du irgend kannst; gib ihm diese fünftausend Goldstücke und sage ihm, er könne nach irgend einem Theile von Afrika gehen, welchen er immer wählen möge!"

Der Client gehorchte stillschweigend und fand den unglücklichen Walîd halb todt vor Schrecken. Er beruhigte ihn, händigte ihm die Summe ein, welche der Emir ihm anbot, und hinterbrachte ihm die Worte, die er von ihm gehört hatte. „Ach!" sagte Walîd mit einem tiefen Seufzer, „das Verbrechen, welches ein Anderer begangen hat, fällt auf mich zurück! Mein empörerischer Sohn, welcher dem Tode entgegenging, den er verdient hat, zieht mich in sein Verderben mit hinab, mich, der ich nur Ruhe suchte und mich mit einer kleinen Ecke im Zelte meines Bruders begnügt hätte! Aber ich werde seinem Befehl gehorchen; es ist Pflicht, sich mit Ergebung Dem zu unterwerfen, was Gott beschlossen hat!" Als der Client wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war, verkündete er ihm, daß Walîd schon seine Vorbereitungen treffe, Spanien zu verlassen, und wiederholte ihm die Worte, die jener gesprochen. „Mein Bruder sagt die Wahrheit," rief der Prinz schmerzlich lächelnd aus; aber er darf nur nicht hoffen, mich durch solche Reden zu täuschen und seinen geheimsten Gedanken vor mir zu verbergen. Ich kenne ihn und weiß, daß er keinen Augenblick zögern würde, wenn er seinen Rachedurst mit meinem Blute stillen könnte!"[1]

---

[1]) Makkari Bd. II S. 32, 33.

Verwünscht von den arabischen und berberischen Häuptlingen, zerfallen mit seinen Clienten, verrathen von seinen nächsten Anverwandten, fühlte Abderrachmân sich mehr und mehr vereinsamt. In den ersten Jahren seiner Regierung, als er noch einer gewissen Popularität sich erfreute, liebte er es sehr, die Straßen der Hauptstadt fast ohne Begleitung zu durchstreifen und sich unter das Volk zu mischen; jetzt, mißtrauisch und düster, wurde er ganz unzugänglich, verließ seinen Palast fast nie mehr, und wenn er es that, war er immer von einer zahlreichen Wache umgeben.[1] Seit der großen Empörung der Jemeniten und der Berbern des Westens, sah er in der Vermehrung der Söldner-Truppen das einzige Mittel, seine Unterthanen im Zaume zu halten. Er kaufte also den Edeln ihre Sklaven ab, machte sie zu Soldaten und ließ eine Menge Berbern aus Afrika kommen, so daß er seine stehende Armee bis auf vierzigtausend Mann brachte,[2] die alle seiner Person blind ergeben, aber den Interessen des Landes völlig fremd waren.

Die Araber und Berbern mit Gewalt zum Gehorsam zu gewöhnen und sie zur Ordnung und zum Frieden zu zwingen, das war der Gedanke, welcher Abderrachmân beständig beherrschte. Zur Verwirklichung dieses Planes, wendete er ganz die selben Mittel an, zu denen die Könige des fünfzehnten Jahrhunderts griffen, um das Lehenswesen zu besiegen. Aber es war ein trauriger Zustand, in welchen Spanien damals durch sein Mißgeschick gebracht war; es war eine traurige Mission, welche die Nachfolger Abderrachmân's zu erfüllen hatten: der Weg, welchen der Gründer der Dynastie ihnen vorgezeichnet hatte, war der des Despotismus und des Säbels. Wohl ist es wahr, daß die Araber und Berbern auf keine andere Art regiert werden konnten; wenn auf der einen Seite Gewaltthätigkeit und Tyrannei sich geltend machten, so auf der anderen Unordnung und Anarchie. Die verschiedenen Stämme hätten ebenso viele Republiken bilden können, die sich womöglich miteinander durch ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, die Christen des Nordens, hätten vereinigen müssen; das wäre eine Regierungsform gewesen, die mit ihren natürlichen Neigungen und mit ihren Erinnerungen in Einklang gestanden hätte; aber für die Monarchie waren weder die Araber noch die Berbern geeignet.

---

1) Makkari Bd. II S. 25
2) Makkari a. a O.

Zweites Buch.

Die Christen und die Renegaten.

Zweites Buch.

Die Christen und die Renegaten.

I.

Bis hierher haben die Sieger ausschließlich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; wir wenden uns jetzt zu den Besiegten. Die Umstände anzugeben, welche den Moslim's die Eroberung Spaniens erleichterten; in ihren Hauptzügen die Geschichte dieser Eroberung zusammenzufassen; die Lage, welche die Sieger der christlichen Bevölkerung bereiteten, und den Einfluß zu schildern, welchen ihre Herrschaft auf das Schicksal einer ebenso unglücklichen als zahlreichen Classe, die der Sklaven und Leibeigenen, ausübte; umständlich von dem langen und hartnäckigen Widerstande zu erzählen, den alle Classen der Gesellschaft, Christen und Renegaten, Bürger und Gebirgsbewohner, reiche Grundbesitzer und freigelassene Sklaven, fanatisch-fromme Mönche und selbst muthige und begeisterte Frauen, den Eroberern entgegensetzten, bis endlich eine kräftigere Generation dem entnervten Geschlecht des achten Jahrhunderts folgte — dies ist das Thema dieses Theiles unserer Arbeit.

In dem Augenblick, als die Halbinsel die lüsternen Blicke der Moslim's auf sich zog, war sie sehr leicht zu erobern, denn ihre Bevölkerung befand sich in einer bedauernswerthen Lage.

Das Uebel schrieb sich schon von langer Zeit her. Als römische Provinz bietet Spanien unter den letzten Cäsaren das selbe klägliche Schauspiel wie die anderen Theile des Reiches. „Von alle Dem, was es früher besaß, ist ihm nur der Name geblieben" sagt ein Schrift-

steller des fünften Jahrhunderts.[1] Einerseits sieht man eine kleine Anzahl Reicher, welche ausgedehnte Güter, latifundia, besitzen, andererseits eine Masse ruinirter Bürger, Leibeigener, Sklaven. Die Reichen, die Privilegirten, die Clarissimi, alle Die endlich, welche die Hauptämter im Staat einnahmen, oder auch nur vom Könige den Ehrentitel dieser Aemter erhalten hatten, waren von den Abgaben befreit, welche auf der Mittelclasse lasteten. In üppiger Weichlichkeit und zügellosem Luxus lebend bewohnten sie prachtvolle Villen an den Ufern irgend eines schönen Flusses oder am Fuße eines lachenden, mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels. Dort verbrachten sie ihre Tage mit Spielen, Baden, Lesen, Reiten und Essen. Dort brachten in Sälen, deren Wände mit gemalten oder gestickten Teppichen aus Persien oder Assyrien behangen waren, Sklavinnen einen Ueberfluß der auserlesensten Gerichte und der köstlichsten Weine auf die Tafel, während die Tischgenossen, ausgestreckt auf purpurnen Polstern, Verse improvisirten, dem Chor der Musiker lauschten, oder den Tänzern zusahen.[2]

Der Anblick solchen Ueberflusses machte durch den taurigen Contrast das Elend der großen Masse nur noch drückender. Das gemeine Volk in den Städten, welches sich stets in Aufruhr befand, war allerdings nicht eigentlich zu beklagen; man fürchtete, man schonte es, ernährte es mittelst Austheilung freiwilliger Gaben auf Kosten der anderen Bürger, man erniedrigte es durch rohe und barbarische Schauspiele; aber die Mittelclasse, die der Curialen, der kleinen Eigenthümer, welche die Städte bewohnten und mit der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten betraut waren, diese hatte das römische Fiscalwesen in das tiefste Elend gestürzt. Die Municipalordnung, die als Schutzwehr gegen Tyrannei dienen sollte, war zugleich das Werkzeug und das Opfer aller Unterdrückung geworden. Constantin hatte die Hauptquelle für die Einkünfte der Städte, der Municipien versiegen lassen, indem er sich ihrer Liegenschaften gerade in dem Augenblicke bemächtigte, als die Gemeinde-Ausgaben mit der Vermehrung des öffentlichen Elends zunahmen, und dennoch mußten die Mitglieder der

---

[1]) Salvianus, De Gubernatione Dei l. IV S. 60 (Bremenser Ausgabe 1688).

[2]) Siehe die Stellen des Sidonius Apollinaris bei Fauriel, Hist. de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains Bd. I S. 387 f. Wir besitzen keine Nachrichten über die Lebensart der reichen spanischen Großen jener Epoche; aber allem Anscheine nach glich sie derjenigen der vornehmen Herren der benachbarten Provinz.

Curie, das heißt alle Bürger einer Stadt, welche Grundeigenthum von mehr als fünfundzwanzig Acker besaßen, aus ihrem Vermögen die Zahlungsunfähigkeit der Steuerpflichtigen compensiren. Die Curialen konnten dieses wechselseitige Verhältniß nicht zerreißen, denn es war herkömmlich und erblich; sie waren sogar auf gewisse Weise an die Scholle gebunden, denn sie konnten ihre Güter nicht ohne die Genehmigung des Cäsars veräußern, welcher, da er sich als der eigentliche Besitzer des ganzen Bodens seines Reiches betrachtete, in seinen Unterthanen nur Nutznießer sah. Oftmals verließen die Curialen in ihrer Verzweiflung ihren Posten und ihre Stadt, um in den Militärdienst zu treten oder sich zur Leibeigenschaft zu verpflichten; aber die Regierung verfehlte selten, sie mit ihren Luchsaugen zu entdecken, mit ihrem eisernen Arm zu erreichen, und dann setzte sie sie mit Gewalt wieder in die Curie ein; wenn dies ihr nicht gelang, wurden sie durch berüchtigte Männer ersetzt, durch Bastarde, Ketzer, Juden oder Verbrecher; denn die Curialwürde, früher so ehrenvoll und privilegirt, war zur Schande und Strafe geworden.[1]

Der Rest der Bevölkerung bestand aus Colonisten oder Sklaven. Die Verwendung der Sklaven zum Ackerbau war noch nicht außer Uebung gekommen; aber seit dem Beginn der Kaiserzeit hatte sich der Colonistenstand gebildet, einerseits durch die Verarmung und die entsetzliche Noth der freien Bevölkerung auf dem Lande, andererseits durch die verbesserte Lage der ackerbautreibenden Sklaven. Es war eine Art von Mittelzustand zwischen Freiheit und Knechtschaft. Der Colonistenstand, der anfänglich keine andere Regel hatte als die Gewohnheit oder den Contract, war seit Diocletians Zeiten eine Sache des öffentlichen Interesses, eine wichtige Staatsangelegenheit, ein Gegenstand fortwährenden Nachdenkens für die Regierung geworden; denn sie war um jeden Preis genöthigt, den verödeten Ländereien Ackerbauer und der Armee Soldaten zu verschaffen. Der Colonistenstand erhielt nun seine Organisation, seine Beaufsichtigung, seine Gesetze. In gewisser Hinsicht hatten die Colonisten, welche dem Besitzer des Bodens, den sie bebauten, einen bestimmten Theil der Erträgnisse gaben, eine bessere Lage als die Sklaven: sie konnten eine rechtmäßige Ehe schließen, wozu die Sklaven unfähig waren; sie konnten einen Besitz als Eigenthum haben, und der Schirmherr konnte ihnen ihre Güter nicht entreißen; nur konnten sie ohne die Einwilligung des Patrons nichts veräußern. Ferner betrachtete das Gesetz sie unter einem anderen Gesichtspunkt als die Sklaven.

---

[1]) Siehe die Werke von Savigny, Giraud u. s. w.

Sie bezahlten dem Staat eine persönliche Abgabe, und die Aushebung für die Armee erstreckte sich auch auf sie. Trotzdem wurden ihnen körperliche Züchtigungen auferlegt wie den Sklaven, und Freilassung gab es für sie nicht. Nicht die Sklaven eines Menschen, sondern des Bodens, waren sie durch ein unauflösliches und erbliches Band an die Felder gefesselt, die sie bebauten; denn der Eigenthümer konnte nicht über den Boden ohne die Colonisten disponiren, noch über die Colonisten ohne den Boden.[1]

Eine noch unglücklichere Classe war die der Sklaven, welche man verkaufte oder weggab wie Ochsen oder Hausgeräth. Ihre Anzahl war sehr groß im Vergleich mit derjenigen der Freien. „Einmal", so erzählt Seneca, „hatte man im Senat vorgeschlagen, den Sklaven eine unterscheidende Kleidung zu geben; -- dieser Vorschlag wurde aber nicht angenommen: man fürchtete, unsere Sklaven könnten uns das später entgelten lassen." Unter der Regierung des Augustus besaß ein Freigelassener, obgleich sein Vermögen große Verluste in den Bürgerkriegen erlitten hatte, mehr als viertausend Sklaven, und in der letzten Zeit des Kaiserreiches scheint ihre Anzahl eher zu- als abgenommen zu haben. Ein Christ in Gallien besaß ihrer fünftausend, ein anderer achttausend.[2] Man behandelte sie mit unerbittlicher Strenge: es kam vor, daß ein Herr seinen Diener, welcher ihn auf das warme Wasser hatte warten lassen, zu dreihundert Peitschenhieben verurtheilte.[3] Was diese Unglücklichen von ihren Herren zu leiden hatten, war jedoch noch nichts im Vergleich mit den Grausamkeiten, die sie auszustehen hatten von Seiten ihrer Gefährten, denen es oblag, sie zu überwachen.[4]

Um sich der Tyrannei der Herren, der Grundbesitzer, der Regierung zu entziehen, blieb den Curialen, den Colonisten und den Sklaven nur ein Mittel übrig, nämlich in die Wälder zu entfliehen und Banditen zu werden, oder Bagauden, wie man damals sagte. Indem sie dann in den Gehölzen wie Urmenschen hausten, ließen sie ihre Unterdrücker für Das, was sie von ihnen erduldet hatten, büßen, indem sie ihre herrlichen Villen beraubten, und wenn ein Reicher das Unglück hatte in ihre Hände zu fallen, hielten sie ein rasches und furchtbares

---

[1]) Siehe Giraud, Essai sur l'histoire du droit français au moyen âge Bd. I S. 147 f. sowie die deutschen und französischen Arbeiten, die er anführt.

[2]) Siehe Pignori, De Servis (in der Vorrede), in Polenus, Utriusque Thesauri antiquitatum nova supplementa Bd. III.

[3]) Ammianus Marcellinus XXVIII, 4, 16.

[4]) Salvianus l. IV S. 58.

Gericht über ihn.[1] Bisweilen vereinigten sich mehrere dieser Banden zu einer einzigen, die sich dann nicht mehr mit Straßenraub begnügte, sondern die Städte und selbst die bestehende Ordnung bedrohte. Unter der Regierung Diocletians hatten die Bagauden in Gallien eine so drohende Stellung angenommen, daß man eine beträchtliche Armee, von einem Cäsar geführt, gegen sie schicken mußte.[2]

Eine Gesellschaft, welche durch so viel Elend untergraben war, mußte beim ersten Anprall einer Invasion in sich zerfallen. Der Mehrzahl lag nicht viel daran, ob sie von den Römern oder von Anderen unterdrückt, gepreßt, gepeitscht wurden. Nur die Privilegirten, die reichen Besitzer der Scholle waren bei der Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse interessirt. Von Grund aus verderbt und durch ausschweifendes Leben verkommen, hatten die meisten alle Energie verloren. Indessen, als ganze Schwärme von Barbaren auf die römischen Provinzen stürzten, vollbrachten doch einige unter ihnen Thaten des Patriotismus oder wenn man will des Egoismus. Die Edelleute von Tarragona versuchten die Fortschritte der Westgothen aufzuhalten, doch erfolglos.[3] Als unter der Regierung des Honorius die Alanen, Vandalen und Sueven, nachdem sie den Rhein überschritten hatten, Gallien mit Feuer und Schwert verheerten und Spanien bedrohten, erwartete die große Menge der Einwohner dieses Landes ihr Schicksal mit kalter Gleichgiltigkeit und unverwüstbarer Ruhe, ohne das Geringste zur Abwendung der Gefahr zu versuchen; aber zwei reiche und vornehme Brüder, Didymus und Verinian ließen ihre Colonisten die Waffen ergreifen,[4] und nachdem sie sich mit ihnen in den Engpässen der Pyrenäen verschanzt hatten, verhinderten sie die Barbaren, in Spanien einzudringen; so leicht war dieses Land zu vertheidigen. Aber als diese beiden Brüder zu Gefangenen gemacht und vom Gegen-

---

[1]) Salvianus l. V. S. 91, 92; Querolus Akt. I Sc. 2 V. 194 - 208 S. 55 ed. Klinkhamer.

[2]) Siehe die bezüglichen Stellen im ersten Theile der Script. rer. francic. des D. Bouquet S. 565, 572, 597, 609. Zwar haben wir über die Existenz der Bagauden in Spanien keine Zeugnisse, die älter sind als die Invasion der Barbaren; dessen ungeachtet bin ich geneigt, zu glauben, daß diese Banden dort schon vor dieser Epoche existirten, denn Idatius, welcher im fünften Jahrhundert schrieb und der erste ist, welcher von ihnen spricht, scheint ihr Vorhandensein in Spanien keineswegs als etwas Neues zu betrachten.

[3]) Isidorus, Hist. Goth. S. 493.

[4]) Servulos tantum suos ex proprius praediis colligentes ac vernaculis alentes sumtibus. Orosius VII, 40.

Kaiser Constantin, den sie nicht hatten anerkennen wollen, enthauptet worden waren; als Constantin die Bewachung der Pyrenäen den Honorianern, jenen Barbaren-Truppen, welche Rom in seinen Dienst nahm, um sie den anderen Barbaren entgegenzusetzen, anvertraut hatte; als diese Honorianer anfingen, das Land, welches sie vor der Invasion bewahren sollten, zu plündern, und als sie, um der Strafe, die einer solchen Gewaltthat gebührte, zu entgehen, die Pässe den Barbaren, welche Gallien plünderten, geöffnet hatten (409)[1]: da dachte niemand mehr an Widerstand. Bei Annäherung der Barbaren, welche düster, unwiderstehlich, unaufhaltsam sich näherten, suchte man sich die Gefahr durch Orgien aus dem Sinn zu schlagen und durch das Delirium der Ausschweifung sich zu begeistern. Während der Feind schon in die Thore der Stadt hereindrang, schwelgten die Reichen trunken und lustberauscht bei Tanz und Gesang; mit bebenden Lippen bedeckten sie noch die nackten Schultern ihrer schönen Sklavinnen mit Küssen, und das Volk, als wolle es sich an den Anblick von Blut gewöhnen und sich durch den Dunst der Blutbäder betäuben, jauchzte den Fechtern zu, die sich im Amphitheater erwürgten.[2] Keine einzige Stadt in Spanien hatte den Muth, eine Belagerung auszuhalten; überall öffneten sich die Thore den Barbaren. Diese drangen in die Städte ohne Schwertstreich, plünderten sie, brandschatzten sie, aber sie brauchten nicht zu tödten, und wenn sie es thaten, so geschah es nur, um ihre Blutgier zu stillen.

Es war eine furchtbare Zeit. Diese Generation flößt uns einen unüberwindlichen Abscheu ein durch ihre Entkräftung, ihre Feigheit und Verderbtheit, und dennoch kann man nicht umhin, sie zu bedauern. So unerträglich auch der römische Despotismus war, so war er doch nichts in Vergleich mit der Brutalität der Barbaren. In der klugen Tyrannei der Cäsaren lag wenigstens eine gewisse Ordnung und selbst ein gewisses Maßhalten: die Germanen aber stießen Alles über den Haufen in ihrer blinden Wuth, sie zermalmten ohne Unterschied Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnete. Eine entsetzliche Verheerung kam über Städte und Landschaften. Als Folge dieser Zerrüttungen stellten sich Plagen ein, die vielleicht noch trauriger waren: Hungers-

---

[1]) Orosius VII, 40.

[2]) Siehe Salvianus l. VI S. 121–123. Man kann Das, was dieser Schriftsteller von den Galliern sagt, sehr gut auf die Spanier anwenden, denn er versichert, daß die Sittenverderbniß noch größer in Spanien gewesen sei als in Gallien. Siehe l. VII S. 137.

noth und Pest; man sah ausgehungerte Mütter ihre Kinder erwürgen und sich von ihrem Fleische nähren.[1] Die Balearen, Carthagena und Sevilla wurden von den Vandalen geplündert.[2] Zum Glück für Spanien gingen sie nach Afrika hinüber (429), nebst der kleinen Anzahl Alanen, welche dem Schwerte der Westgothen entronnen waren; aber die wilden Sueven, welche nur Mord und Zerstörung athmeten, blieben in Galizien und beherrschten eine Zeit lang Bätica und Carthagena. Fast alle Provinzen Spaniens wurden nach einander der Schauplatz ihrer Verwüstungen: Lusitanien, Carthagena und Bätica, Tarragonien und Vasconien. Eine entsetzliche Unordnung herrschte in den beiden letztgenannten Provinzen: die Bagauden, deren Zahl durch eine große Menge Colonisten und zu Grunde gerichteter Landeigenthümer vermehrt war, verbreiteten überall Schrecken. Geschworene Feinde Roms gaben sie sich abwechselnd zu Feinden und zu Verbündeten der Barbaren her. In Tarragonien, wo der unerschrockene und kühne Basilius an ihrer Spitze stand, überrumpelten sie im Dienste Roms einen Trupp Barbaren, in dem Augenblicke, als dieselben in der Kirche von Tirazone versammelt waren; sie ermordeten sie bis auf den letzten Mann und schonten selbst des Bischofs nicht. Darauf vereinigte Basilius sich mit den Sueven, plünderte mit ihnen die Umgegend von Saragossa und überraschte Lerida, dessen Einwohner zu Gefangenen gemacht wurden. Fünf Jahre später verbündeten sich die Sueven mit den Römern zur Ausrottung der Bagauden.

Mehr noch als die anderen Provinzen wurde Galizien von den Sueven verheert; dort war der Mittelpunkt ihrer Regierung, dort waren ihre Höhlen, dort raubten und mordeten sie mehr als sechszig Jahre lang. Zum Aeußersten getrieben, thaten die Galizier, was sie gleich zu Anfang hätten thun sollen: sie nahmen die Waffen zur Hand und verschanzten sich in befestigten Schlössern. Zuweilen waren sie so glücklich, auch ihrerseits Gefangene zu machen; dann versöhnte man sich, wechselte die Gefangenen gegenseitig aus und gab einander Geiseln; bald aber brachen die Sueven den Frieden und fingen von neuem an zu plündern. Umsonst flehten die Galizier den Beistand oder die Vermittelung der römischen Statthalter von Gallien oder von dem Theile Spaniens an, welcher römisch geblieben war. Endlich kamen andere Barbaren, die Westgothen, und bekämpften die Sueven; sie besiegten sie in einer blutigen Schlacht an den Ufern des Orvigo (456). Für

---

1) Idatii Chron., ad ann. 409 und 410.

2) Ebendas. ad ann. 425.

die Galizier war dies weniger eine Befreiung als eine neue Gefahr. Die Westgothen plünderten Braga; sie vergossen kein Blut, aber sie schleppten eine Masse Einwohner in die Gefangenschaft, sie entweihten die Kirchen und machten Pferdeställe daraus, sie raubten den Geistlichen Alles, selbst ihre letzten Kleider. Ebenso wie die Einwohner Tarragoniens zu Bagauden geworden waren, organisirten sich nun diejenigen von Braga in Banden von Freibeutern und Straßenräubern. In Astorga zeigten sich die Westgothen noch unerbittlicher. Als sie vor den Thoren der Stadt erschienen, war diese in der Macht einer Bande von Freibeutern, welche vorgaben, für Rom zu kämpfen. Nachdem sie darum gebeten, als Freunde eingelassen zu werden, und die Erlaubniß erhalten hatten, begannen sie ein furchtbares Blutbad und führten eine Menge Frauen, Kinder und Geistliche, darunter zwei Bischöfe, in die Gefangenschaft; sie zerstörten die Altäre, steckten die Häuser in Brand und verwüsteten die Gegend ringsumher. Palencia hatte dasselbe Schicksal. Dann fingen sie an, ein Schloß nicht weit von Astorga zu belagern; aber die Verzweiflung hatte den Galiziern Muth und Kräfte verliehen, und die Besatzung dieses Schlosses vertheidigte sich so gut, daß sie siegreich einer langen Belagerung trotzte.

Als die Westgothen nach Gallien zurückgekehrt waren, fingen die Sueven mit ihren Räubereien und Grausamkeiten von neuem an. Zu Lugo machte eine ihrer Banden einen plötzlichen Einbruch in den Saal, wo der Gemeinderath eben versammelt saß, der glaubte, man habe nichts zu befürchten, da es in der heiligen Osterwoche war; diese Unglücklichen wurden alle erwürgt. Zu Coïmbra übertrat eine andere Bande den Vertrag, den sie eben geschlossen hatte, und schleppte die Einwohner in die Sklaverei.[1] Endlich eroberten die Westgothen nach und nach ganz Spanien, und obgleich man ihnen zwei Drittel des Landes überlassen mußte, schien ihre Herrschaft eine milde zu sein, verglichen mit den Uebeln, welche man von den schrecklichen Sueven zu leiden gehabt hatte.

Inmitten dieser zahllosen Heimsuchungen, dieses allgemeinen Umsturzes gab es eine Gruppe von Männern, welche niemals den Muth verloren hatten, welche die alte Zeit ohne zu großes Bedauern dahinschwinden sahen und bis zu einem gewissen Grade für die Barbaren Partei gegen die Römer, ihre Landsleute, ergriffen hatten. Das war der Kern der katholischen Geistlichkeit, die Schule des heiligen Augustin. Gleich im Beginn all der Invasionen hatten diese Priester sich

[1]) Siehe Idatii Chronicon a. v. St.

alle mögliche Mühe gegeben, die Gewaltthätigkeiten der Eroberer zu beschönigen. Inmitten all des Unheils huldigten sie einem fast barbarisch zu nennenden Optimismus. Der spanische Priester Paulus Orosius, ein Schüler des Bischofs von Hippo, dem er sein historisches Werk dedicirte, lebte zur Zeit des Einfalls der Alanen, Sueven und Vandalen und behauptete, daß diese Barbaren, nachdem sie sich auf der Halbinsel niedergelassen und dieselbe unter sich getheilt hätten, die Spanier als Verbündete und Freunde behandelten und daß es zur Zeit, als er schrieb (um das Jahr 417), schon Spanier gegeben habe, welche lieber frei und arm unter der Herrschaft der Barbaren sein wollten als unterdrückt und mit Abgaben belastet unter der Herrschaft Roms.[1] Ein anderer Priester, welcher zwanzig oder dreißig Jahre später schrieb, Salvianus von Marseille, geht in kühnen Behauptungen noch viel weiter. Was bei Orosius nur der Wunsch einer schwachen Minorität ist, wird unter der Feder des Priesters von Marseille das einstimmige Verlangen der ganzen Nation.[2] Nichts wäre der Natur der Dinge mehr entgegen gewesen als eine solche Stimmung der Gemüther, und nichts ist deshalb irriger als jene Behauptung. Nein, zur Ehre der Menschheit muß man es sagen, daß das Gefühl der nationalen Würde nicht bis zu einem solchen Grade bei den Unterthanen Roms erstickt war, welche überdies die traurige und schmerzliche Erfahrung gemacht hatten, daß es eine noch furchtbarere Geisel gibt als den Despotismus. Zu schwach oder zu feige, um das Joch abzuschütteln, hatten sie wenigstens in ihrem Innern Stolz genug bewahrt, um die Barbaren zu hassen und zu verabscheuen. „Du gehst den Barbaren aus dem Wege, von denen es heißt, daß sie schlecht sind; ich aber vermeide selbst die, welche für gut gelten", schreibt Sidonius Apollinaris einem seiner Freunde,[3] und indem er so spricht, gibt er dem nationalen Gefühl einen viel richtigeren Ausdruck als die Priester, wenn sie sich zwingen, die Invasion als eine Wohlthat Gottes darzustellen. Aber jene Priester hatten sehr triftige Gründe, so zu schreiben, wie sie thaten. Was sie vor Allem daran hätte hindern sollen, das Gefühl der Vaterlandsliebe — es war ihnen unbekannt. Hatten sie doch kein Vaterland hienieden; der Himmel war für sie das Vaterland. Auch waren sie nicht mitleidsvoll. Plünderung, ja sogar Blutvergießen rührte sie nur mäßig. „Was macht es einem Christen

¹) Orosius VII, 41.
²) Salvianus l. V S. 95.
³) Epist. VII, 14.

aus, welcher nach dem ewigen Leben trachtet, ob er dieser niedern Welt auf diese Art oder auf eine andere entrückt werde, in dieser Lebensperiode oder in jener?" fragt Orosius,[1] nachdem er, wahrscheinlich ziemlich ungern, eingestanden hat, daß den Sueven und ihren Verbündeten viele Mordthaten zur Last fielen. Die kirchlichen Angelegenheiten nahmen sie einzig und allein in Anspruch; bei jedem politischen Ereigniß kam für sie nur Das in Betracht, was jenen dienen oder schaden konnte. Als Streiter des Christenthums hatten sie es nicht nur mit den Heiden, sondern außerdem noch mit einer großen Anzahl zum Christenthum Uebergetretener zu thun, welche, noch nicht genügend in ihrem Glauben befestigt, die unerhörten Unglücksfälle, die das Reich trafen, dem Abfall vom alten Cultus zuschrieben und behaupteten, das Christenthum habe dem römischen Reich Unglück gebracht, die alten Götter hätten es weit besser behütet. Die Priester antworteten diesen Gottlosen in der selben Weise wie ihr Lehrer, der berühmte Verfasser des „Gottesstaates". es gethan, indem sie ihnen bewiesen, daß Rom stets unglücklich gewesen und daß die gegenwärtigen Uebel nicht so unleidlich seien, wie man behaupte.[2] Dann hatten sie jene Wahrheit sehr gut begriffen, daß man zu neuen Ideen, wie die christlichen es waren, auch ganz neue Menschen haben müsse. An den römischen Edelleuten hatten sie gar keine Handhabe. Nur der Form nach Christen, weil das Christenthum zur Staatsreligion geworden war, aber zu verderbt, um sich der strengen Moral desselben zu unterwerfen, und zu skeptisch, um seinen Lehrsätzen Glauben zu schenken, lebten diese Clarissimi nur für ihre Gastmahle, Vergnügungen und Schauspiele und leugneten dabei Alles, selbst die Unsterblichkeit der Seele.[3] „Man zieht hier das Theater der Kirche Gottes vor," ruft Salvianus in heiligem Unwillen aus;[4] „man entweiht die Altäre und ehrt die Schaubühne. Man liebt Alles, man achtet Alles; Gott allein scheint verächtlich und niedrig... Beinahe über Alles, was die Religion angeht, lacht man bei uns." Die Sitten der Barbaren waren nicht reiner: auch sind die Priester genöthigt, einzugestehen, daß sie ebenso ungerecht, ebenso geizig, ebenso betrügerisch, ebenso habsüchtig, mit Einem Worte ebenso verderbt wie die Römer waren;[5] denn man hat mit

---

[1]) VII, 41.

[2]) Siehe Orosius in der Widmung Salvianus l. VII S. 130 u. s. w.

[3]) Siehe Claudius Mamertius, De Statu animae II, 8.

[4]) L. VI, S. 115; l. VII S. 142.

[5]) Salvianus l. IV S. 74.

Recht behauptet, daß zwischen den Lastern eines im Verfall begriffenen Reiches und den Lastern der Barbaren eine merkwürdige Aehnlichkeit besteht. Aber in Ermangelung von Tugenden glaubten die Barbaren wenigstens Alles, was ihre Priester sie lehrten;[1] sie waren von Natur fromm. Bei Gefahren erwarteten sie die Rettung nur von Gott. Vor der Schlacht beteten ihre Könige im Büßerhemde, worüber ein römischer Feldherr gelacht hätte, und wenn sie den Sieg errangen, erkannten sie in ihrem Triumph die Hand des Ewigen. Endlich ehrten sie die Geistlichkeit, und zwar nicht nur ihre eigene, die arianische, sondern auch die katholische, welche die Römer mißachteten und verlachten, wiewohl sie sich als Katholiken bekannten.[2] Wie darf man sich nach alle Dem wundern, daß die Barbaren sich die Sympathie der Priester erwarben? Allerdings waren sie Ketzer; sie waren von „schlechten Lehrern" unterrichtet worden;[3] aber warum hätten die katholischen Priester daran verzweifeln sollen, sie zu bekehren? und welche glänzende Zukunft mußte sich der Kirche eröffnen, wenn diese Bekehrung einmal vollständig gelang!

In keiner Provinz wurden die Hoffnungen dieser außerordentlich hellsehenden Geister getäuscht; aber nirgends verwirklichten sie sich in dem Grade wie in Spanien, seitdem der König Rekkared und seine Westgothen die arianische Ketzerei abgeschworen hatten, um katholisch zu werden (587). Von da an wandte die Geistlichkeit alle Mittel an, um die Westgothen zu civilisiren und aufzuklären; zur Hälfte waren sie schon vor ihrer Ankunft in Spanien durch einen halbhundertjährigen Aufenthalt in den römischen Provinzen romanisirt, und sie waren durchaus nicht unempfänglich für die Vorzüge der Ordnung und Bildung. Es ist ein sehr merkwürdiges Schauspiel, wenn wir die Abkömmlinge der Barbaren, welche in den Wäldern Deutschlands gehaust hatten, vor uns sehen, wie sie über Büchern sitzen und sich unter der Leitung der Bischöfe blaß studieren; eines der auffallendsten Beispiele hierfür ist der Briefwechsel zwischen dem Könige Rekeswinth und Braulio, dem Bischof von Saragossa: der König dankt dem Bischof, daß er so freundlich gewesen sei, ein ihm übersandtes Manuscript zu corrigiren, und er spricht dabei von den Fehlern, Flüchtigkeiten und Dummheiten der Abschreiber, putredines ac vitia scribarum, librariorum ineptiae, mit dem Nachdruck eines Bentley oder eines Ruhn-

[1]) Salvianus l. V S. 86.
[2]) Salvianus l. VII S. 140, 142.
[3]) Salvianus l. VII S. 140.

ken.[1] Aber die Bischöfe beschränkten sich nicht darauf, Herz und Verstand der Könige zu bilden: sie übernahmen es auch, dem Staate Gesetze zu geben und ihn zu regieren. Sie seien durch den Herrn Jesus Christus zu Vorgesetzten der Völker ernannt worden, sagten sie in ihren Acten.[2] Umgeben von seinen Großen, warf sich der König demüthig vor ihnen nieder, wenn sie in Toledo zum Concil versammelt waren, und bat sie unter Seufzern und Thränen, seine Fürsprecher bei Gott zu sein und dem Staate weise Gesetze zu geben.[3] Die Bischöfe schärften es den Königen so gut ein, daß die Frömmigkeit die erste ihrer Tugenden sein müsse,[4] und die Könige ihrerseits begriffen so gut, daß Frömmigkeit so viel heiße wie Gehorsam gegen die Bischöfe, daß selbst die ausschweifendsten unter ihnen sich in den öffentlichen Angelegenheiten sehr folgsam der Leitung der Bischöfe unterstellten.[5]

So gab es denn eine neue Macht im Staate, eine Macht, welche alle anderen verschlang und dazu geschaffen schien, die Sitten und Institutionen von Grund aus zu erneuern. Von ihr erwarteten die Leibeigenen eine Milderung ihres Nothstandes. Die katholische Geistlichkeit hatte während der Zeit, als die arianische Ketzerei herrschend war, für sie eine liebevolle und väterliche Fürsorge an den Tag gelegt. Sie hatte ihnen ihre Hospitäler geöffnet, und Masonius, der fromme Bischof von Merida, hatte den Leibeigenen seiner Kirche so viel Geld gegeben, daß sie am Osterfest in seidenen Kleidern sein Gefolge bilden konnten; auf seinem Sterbebette hatte dieser heilige Mann seinen treuesten Sklaven die Freiheit geschenkt, nachdem er ihnen die Mittel zu einem sorgenlosen Leben gesichert hatte.[6] Die Geistlichkeit, deß war man versichert, wird die Leibeigenschaft abschaffen, die, wenn nicht dem Buchstaben, so doch dem Geiste nach dem Evangelium widerspricht. Da sie diese hochherzige Lehre laut verkündet hat, als sie noch schwach war,[7] wird sie dieselbe jetzt, da sie allmächtig ist, gewiß in Ausübung bringen.

---

[1]) Siehe Braulionis Epistolae 38—41 in Esp. sagr. Bd. XXX S. 374—377.

[2]) Achtes Concil von Toledo, im Forum Judicum S. IV Col. I.

[3]) Siehe Concil. Tolet. IV.

[4]) Siehe ebendaselbst.

[5]) Licet flagitiosus, tamen bene monitus, sagt Isidor von Beja (c. 15) von Rekeswinth.

[6]) Paulus Emeritensis, De Vita P. P. Emeritensium in Esp. sagr. Bd. XIII S. 359, 360, 382.

[7]) Siehe die Beweise bei Neander, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums Bd. II S. 236—240, und bei Ozanam, La civilisation au cinquième siècle Bd. II S. 50—57.

Welch ein Irrthum! Zur Macht gelangt, verleugnete die Geistlichkeit jene Grundsätze, welche sie bekannt hatte, als sie noch arm, verachtet, unterdrückt und verfolgt war. Jetzt im Besitz weiter, mit einer Masse von Leibeigenen bevölkerter Ländereien, prachtvoller Paläste voll Sklaven, sahen die Bischöfe ein, daß sie zu voreilig gewesen, daß die Zeit für die Emancipation der Leibeigenen noch nicht gekommen sei, daß man, um diese auszuführen, noch wer weiß wie viele Jahrhunderte warten müsse. Der heilige Isidor von Pelusium verwunderte sich in der Wüste der Thebaïs, daß ein Christ einen Sklaven haben könne; hingegen trägt Isidor, der berühmte Bischof von Sevilla, welcher lange die Seele der Concilien von Toledo und „die Glorie der katholischen Kirche" war, wie die Väter des achten dieser Concilien sagten, da, wo er von der Sklaverei spricht, nicht die Lehre jenes andern Isidor vor, sondern die der Weisen des Alterthums, des Aristoteles und Cicero. „Die Natur," so hatte der griechische Philosoph gesagt, „hat die Einen zum Befehlen, die Anderen zum Gehorchen geschaffen," und der römische Philosoph hatte gesagt: „Es liegt keine Ungerechtigkeit darin, daß Diejenigen dienen, die sich nicht zu beherrschen wissen." Isidor von Sevilla sagt das Selbe,[1] nur daß er dabei in Widerspruch mit sich selbst ist, denn er gesteht zugleich ein, daß vor Gott alle Menschen gleich seien und daß die Sünde des ersten Menschen, in der er den Ursprung der Knechtschaft sucht, durch die Versöhnung überwunden worden sei. Der Gedanke liegt uns sehr fern, der Geistlichkeit vorwerfen zu wollen, daß sie die Sklaven nicht befreit habe, oder die Meinung Derjenigen bekämpfen zu wollen, welche behaupten, der Sklave sei der Freiheit nicht fähig: wir wollen uns nicht auf Principienfragen einlassen; es genügt uns, ein Factum zu constatiren, welches sehr wichtige Folgen gehabt hat, daß nämlich die Geistlichkeit in ihrer Inconsequenz nicht die Erwartung der Leibeigenen erfüllte. Das Schicksal dieser Unglücklichen verschlimmerte sich, anstatt erträglicher zu werden. Die Westgothen machten es ebenso wie andere Völker germanischen Ursprungs in anderen römischen Provinzen: sie legten ihnen persönliche Dienste auf, nämlich Frohndienste. Ein der Beachtung würdiger und bei den Römern, wie es scheint, unbekannter Gebrauch ist, daß oft eine Sklavenfamilie dem Herrn einen bestimmten, erblichen Dienst zu leisten hatte; die eine Familie war von Vater

---

[1]) Sentent. l. III c. 47: Aequus Deus ideo discrevit hominibus vitam, alios servos constituens, alios dominos, ut licentia male agendi servorum potestate dominantium restringatur.

auf Sohn zur Bearbeitung des Bodens verpflichtet, eine andere zur Fischerei, eine dritte zum Hüten der Heerden, eine vierte zum Zimmermanns-Handwerk, eine fünfte zur Schmiedearbeit und so weiter.[1] Weder der Leibeigene noch der Sklave konnte sich ohne Einwilligung seines Herrn verheirathen; hatte er es dennoch gethan, so wurde seine Heirath als null und nichtig betrachtet, und man trennte ihn mit Gewalt von seiner Frau. Wenn ein Mann im Sklavendienst eine Frau geheirathet hatte, die einem andern Herrn angehörte, wurden die in dieser Ehe geborenen Kinder zwischen beiden Herren getheilt. Unter solchen Umständen war also das Gesetz der Westgothen weniger human als das des Kaiserreiches; denn der Kaiser Constantin hatte verboten, die Frauen von ihren Männern, die Söhne von ihren Vätern, die Brüder von den Schwestern zu trennen.[2] Im Allgemeinen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Lage der dienenden Classe unter der Herrschaft der Westgothen eine sehr drückende war, wenn man die zahlreichen und strengen Gesetze derselben gegen die Leibeigenen und flüchtigen Sklaven untersucht, wenn man sieht, daß im achten Jahrhundert die Leibeigenen in Asturien, wo ihre Lage ebenso geblieben war wie sie in ganz Spanien gewesen, sich in Massen gegen ihre Herren erhoben.

Ebenso wenig wie die Bischöfe Etwas thaten, um die Lage der Leibeigenen zu verbessern, kümmerten sie sich um das Wohl der mittleren Classen. Die Curialen blieben, was sie waren: das Eigenthum des Bodens, und was mehr ist, kein Bürger hatte noch das Recht, seine Güter zu verkaufen.[3] Der fiscalische Geist war mit den anderen römischen Traditionen von den Kaisern auf die gothischen Könige übergegangen; es scheint sogar, daß die Schüler bald ihre Lehrer übertrafen. So blieb die Bürgerclasse elend und zu Grunde gerichtet; die Concilien leugnen dies nicht.[4]

Alle Wunden der römischen Epoche: das in große Massen zusammengeschweißte Eigenthum, die Sklaverei, die allgemeine Leibeigenschaft, kraft welcher Ackerbauer mit der Scholle und Eigenthümer mit dem Eigenthum verwachsen waren — alles dies blieb nach wie vor.

Und wenn noch Diejenigen, welche sich die Leiter der Völker, durch

---

[1]) Siehe Muñoz, Fueros S. 123—125.

[2]) Siehe Muñoz, Del Estado de las personas en los reinos de Asturias y Leon.

[3]) For. Jud. V, 4, 19: De non alienandis privatorum et curialium rebus.

[4]) Siehe Concil. Tolet. VIII.

Jesus Christus eingesetzt, nannten, sich darauf beschränkt hätten, die Sachen im Großen und Ganzen so zu lassen, wie sie sie gefunden hatten! Aber statt dessen fingen sie in ihrem Fanatismus an, mit unerhörter Grausamkeit eine Menschenclasse zu verfolgen, die damals in Spanien sehr zahlreich war. Es lag in der Natur der Dinge. Ein Geschichtschreiber hat mit Recht gesagt: „Jedes Mal, wenn es im Mittelalter dem menschlichen Verstand einfiel, darnach zu fragen, warum das ideale Paradies einer der Kirche unterworfenen Welt hienieden immer nur in Gestalt einer Hölle verwirklicht worden sei, antwortete die Kirche, welche den Einwand, den sie vorausgesehen, sogleich ersticken wollte: ‚Das ist der Zorn Gottes! es ist das Verbrechen der Juden! Die Mörder unseres Heilandes sind noch unbestraft geblieben!' So warf man sich über die Juden her." (Michelet.)

Die Verfolgungen begannen im Jahre 616, unter der Regierung Sisebut's. Man hatte damals den Juden befohlen, binnen Jahresfrist überzutreten; wenn sie nach Ablauf dieses Termins noch bei ihrem Glauben beharrten, sollten sie verbannt werden, nachdem jeder hundert Peitschenhiebe erhalten und ihre Güter confiscirt worden. Man sagt, daß von Furcht getrieben damals mehr als neunzigtausend Juden die Taufe empfingen und daß dies nur ein kleiner Theil der gesammten jüdischen Bevölkerung war. Es ist wohl kaum nothwendig, zu sagen, daß diese Bekehrungen nur scheinbare waren; die Neubekehrten fuhren insgeheim fort, ihre Kinder zu beschneiden und alle anderen Gebräuche der mosaischen Religion auszuüben. Aber hieß es nicht das Unmögliche versuchen, wenn man mit Gewalt eine so zahlreiche Race bekehren wollte? Die Bischöfe des vierten toletanischen Concils scheinen so geurtheilt zu haben; aber während sie allerdings den Juden erlaubten, der Religion ihrer Vorfahren treu zu bleiben, befahlen sie doch, daß ihre Kinder ihnen genommen werden sollten, um im Christenthum erzogen zu werden. Als die Geistlichkeit später ihre Toleranz und Halbheit bereute, griff sie zu den äußersten Maßregeln, und das sechste Concil von Toledo ordnete an, daß in Zukunft kein erwählter König zur Ausübung seiner königlichen Würde schreiten dürfe, bevor er nicht geschworen, die gegen diese verabscheuungswürdige Race veröffentlichten Gesetze in Ausübung bringen zu wollen. Dennoch, trotz aller Gesetze und Verfolgungen verblieben die Juden in Spanien; sonderbarer Weise hatten sie dort sogar Landbesitz,[1] und Alles berechtigt uns, anzunehmen, daß die gegen

---

[1]) Siehe den achten Artikel des siebenzehnten Concils von Toledo.

sie erlassenen Gesetze selten mit voller Strenge ausgeübt wurden. Man wollte es wohl; aber man konnte es eben nicht.

Vierundzwanzig Jahre lang litten die Juden in der Stille; aber als dann ihre Geduld aufs äußerste getrieben war, entschlossen sie sich zur Rache an ihren Unterdrückern. Gegen das Jahr 694, siebenzehn Jahre vor der Eroberung Spaniens durch die Moslim's, planten sie eine allgemeine Erhebung in Gemeinschaft mit ihren Religionsgenossen jenseits der Meerenge, woselbst mehrere berberische Stämme sich zum Judenthum bekannten und wo aus Spanien verbannte Juden einen Zufluchtsort gefunden hatten. Dieser Aufstand sollte wahrscheinlich an mehreren Orten zugleich ausbrechen, sobald die Juden aus Afrika an den Küsten Spaniens gelandet wären; aber noch vor dem für die Ausführung angesetzten Zeitpunkt wurde die Regierung von der Verschwörung benachrichtigt. Der König Egika ergriff sogleich die Maßregeln, welche die Lage erheischte. Dann berief er ein Concil nach Toledo, eröffnete seinen geistlichen und weltlichen Rathgebern die ruchlosen Pläne der Juden und bat sie, dieses verfluchte Volk streng zu bestrafen. Nachdem man die Aussagen einiger Israeliten vernommen hatte, aus denen erhellte, daß diese Verschwörung nichts Geringeres bezweckte, als aus Spanien einen jüdischen Staat zu machen, da verurtheilten die Bischöfe, vor Zorn und Unwillen bebend, alle Juden zur Einbuße ihrer Güter und ihrer Freiheit. Der König sollte sie den Christen zu Sklaven zu geben, selbst denjenigen, welche bisher Sklaven der Juden gewesen und die sofort in Freiheit zu setzen seien. Die Herren mußten sich verpflichten, nicht zu dulden, daß ihre neuen Sklaven die Ceremonien des alten Gesetzes übten; sie mußten ihnen ihre Kinder, sobald sie das siebente Jahr erreicht, wegnehmen, um sie im Christenthum erziehen zu lassen, und durften eine Heirath zwischen Juden nicht erlauben; der jüdische Sklave sollte nur eine christliche Sklavin zum Manne haben dürfen.[1]

Man kann nicht daran zweifeln, daß diese Decrete mit äußerster Strenge ausgeführt wurden. Dieses Mal handelte es sich nicht bloß darum, Ungläubige, sondern wirklich gefährliche Verschwörer zu bestrafen. Zur Zeit also, als die Moslim's den Nordwesten von Afrika eroberten, seufzten die Juden Spaniens unter einem unleidlichen Joche; sie riefen mit allen möglichen Gelübden den Augenblick ihrer Befreiung herbei, und unschwer begreift es sich, daß sie eine Eroberung Spaniens,

[1]) Siehe die Acten des siebenzehnten Concils von Toledo bei Mansi Bd. XII, S. 94 f.

welche ihnen gegen Entrichtung einer leichten Steuer die Freiheit und die ungehinderte Uebung ihres Cultus wiedergeben würde, wie eine Errettung des Himmels herbeisehnten.

Die Juden, die Leibeigenen, die verarmten Bürger waren ebenso viele unerbittliche Feinde, welche diese rissige und nach allen Seiten hin brüchige Gesellschaft an ihrem Busen nährte. Und doch hatten die privilegirten Classen Denen, welche das Land an sich rissen, nur leibeigene Christen oder Juden entgegenzusetzen. Schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches dienten die Colonisten, wie wir gesehen haben, in den Armeen. Die Westgothen hatten diesen Gebrauch aufrecht erhalten. So lange sie ihren kriegerischen Geist sich bewahrt hatten, war es nicht nöthig gewesen, die Anzahl der Leibeigenen zu bestimmen, welche jeder Eigenthümer als Contingent stellen mußte; aber als sie später darnach gelüstete, sich durch die Arbeit der Sklaven und Leibeigenen zu bereichern, ward es dringend nothwendig, daß das Gesetz für die Recrutirung der Armee Sorge trug. Das fühlte der König Wamba. In einem seiner Decrete beklagte er sich, daß die Gutsbesitzer, da sie vorzugsweise mit der Bebauung ihrer Felder beschäftigt seien, kaum den zwanzigsten Theil ihrer Leibeigenen aushöben, wenn zu den Waffen gerufen würde; darum befahl er, daß in Zukunft jeder Grundbesitzer, ob Gothe oder Römer, den zehnten Theil seiner Leibeigenen zur Armee stellen solle.[1] Später scheint man sogar den Eigenthümern befohlen zu haben, die Hälfte ihrer Leibeigenen auszuheben[2]. Die Anzahl der Leibeigenen in der Armee mußte also die der freien Männer weit übersteigen, was ungefähr so viel sagen will, als daß die Vertheidigung des Staates vorzüglich Denen anvertraut war, welche viel eher geneigt waren, gemeinsame Sache mit dem Feinde zu machen, als für ihre Unterdrücker zu kämpfen.[2]

---

[1]) Forum Judicum l. IX tit. II, 9.

[2]) So steht in zwei lateinischen Manuscripten des Forum Judicum und in der spanischen Uebersetzung dieses Gesetzbuches.

II.

Unter den Westgothen wurde, wie wir gesehen haben, Spanien noch viel schlechter regiert als unter den Römern. Der Staat trug seit langer Zeit den Keim der Auflösung in sich; seine Schwäche war so groß, daß mit Hilfe des Verraths eine Armee von zwölftausend Mann genügte, um ihn im Handumdrehen über den Haufen zu werfen.

Der Statthalter von Afrika, Mûsâ ibn-Noçair, hatte die Grenzen des arabischen Reiches bis an den Ocean ausgedehnt. Nur die Stadt Ceuta leistete ihm noch Widerstand. Sie gehörte zum byzantinischen Reich, welches früher alles Küstenland Afrika's besessen hatte; aber da der Kaiser zu weit entfernt war, um ihr wesentliche Hilfe leisten zu können, so sah sie sich fast ausschließlich auf die Verbindung mit Spanien gewiesen. Auch hatte Julian, der Statthalter der Stadt, seine Tochter an den Hof von Toledo geschickt, damit sie dort eine ihrer Geburt entsprechende Erziehung erhalte; aber sie hatte das Unglück, dem Könige Roderich zu gefallen, und er entehrte sie. Außer sich vor Zorn, öffnete Julian dem Mûsâ die Thore seiner Stadt, nachdem er einen vortheilhaften Vertrag mit ihm abgeschlossen hatte; dann sprach er mit ihm über Spanien, überredete ihn, die Eroberung dieses Landes zu versuchen, und stellte ihm seine Schiffe zur Verfügung. Mûsâ schrieb an den Khalifen Walîd und fragte nach seinen Befehlen. Der Khalif hielt diese Unternehmung für zu gefährlich. „Laß Spanien von leichten Truppen auskundschaften," gab er Mûsâ zur Antwort, „aber hüte dich, wenigstens für den Augenblick, eine große Armee den Gefahren einer überseeischen Expedition auszusetzen." Mûsâ schickte also einen

seiner Clienten, Namens Abû-Zora Tarîf, mit vierhundert Mann und hundert Pferden nach Spanien. Diese Truppen setzten in vier Fahrzeugen, welche Julian ihnen verschafft hatte, über die Meerenge, plünderten die Umgegend von Algeziras und kehrten nach Afrika zurück (Juli 710).

Im folgenden Jahr benützte Mûsâ die Abwesenheit Roderich's, der einen Aufruhr der Basken niederzuschlagen hatte, um einen andern seiner Clienten, Târik ibn-Zijâd, den Befehlshaber seines Vortrabes, mit siebentausend Moslim's nach Spanien zu schicken. Es waren beinahe lauter Berbern; Julian begleitete sie. Sie setzten nacheinander über die Meerenge in den vier Schiffen, deren Tarîf sich früher bedient hatte, da die Moslim's keine anderen hatten. Târik versammelte sie auf dem Berge, welcher noch heutigen Tages seinen Namen trägt (Gebal-Târik, Gibraltar). Am Fuße dieses Berges befand sich die Stadt Carteja.[1] Gegen diese schickte Târik eine Abtheilung, welche von einem der wenigen arabischen Officiere angeführt wurde, die sich in seiner Armee befanden, von Abdalmelik aus dem Stamme Moâfir.[2] Carteja fiel in die Gewalt der Moslim's,[3] und Târik war schon bis zu dem See vorgedrungen, welcher den Namen Lago de la Janda trägt, als er vernahm, daß der König Roderich an der Spitze einer zahlreichen Armee gegen ihn marschire. Da er nur vier Schiffe hatte, wäre es schwer für ihn gewesen, seine Truppen nach Afrika zurückzuführen, selbst wenn er es gewollt hätte; aber daran dachte er nicht einmal; Ehrgeiz, Habsucht und Despotismus trieben ihn vorwärts. Er ließ Mûsâ um Verstärkung bitten, und dieser bediente sich der Schiffe, welche er seit dem Abmarsch seines Feldherrn hatte bauen lassen, und schickte ihm noch fünftausend Berbern. Die Macht Târik's belief sich also auf zwölftausend Mann — sehr wenig im Vergleich mit der großen Armee Roderich's; aber der Verrath kam den Moslim's zu Hilfe.

Roderich hatte die Krone, welche er trug, erobert. Von mehreren Großen unterstützt, hatte er seinen Vorgänger Witiza entthront und, wie es scheint, sogar getödtet. Es gab deshalb eine sehr mächtige Partei, die gegen ihn war; an ihrer Spitze standen die Brüder und Söhne des letzten Königs. Er bemühte sich, die Führer dieser Partei zu gewinnen, und als er gegen Târik zog, lud er sie ein, sich mit ihm zu vereinigen. Durch das Gesetz dazu verpflichtet, kamen sie, aber

---

[1]) Siehe Anmerkung IV am Ende des Werkes.

[2]) Er war der siebente Vorfahr des berühmten Almanzor.

[3]) Ibn-al-Kûtîa fol. 4 r.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 11, 273.



mit einem Herzen voll Rache, Haß und Mißtrauen. Roderich suchte sie zu besänftigen, sie zu beruhigen, sie sich geneigt zu machen, aber mit so wenig Erfolg, daß sie unter sich den Plan schmiedeten, ihn zu verrathen, sobald sie mit dem Feinde handgemein geworden wären. Nicht daß sie die Absicht gehabt hätten, ihr Land den Berbern auszuliefern; einen solchen Zweck können sie nicht verfolgt haben, denn sie strebten selbst nach der Macht, nach dem Throne, und das Land den Afrikanern ausliefern, wäre nicht das Mittel gewesen, dies Ziel zu erreichen. Die Wahrheit ist, daß nach ihrer Meinung (und im Grunde hatten sie Recht) die Berbern nicht in den Bereich des Königthums gekommen waren, um ihre Herrschaft dort zu begründen, sondern nur, um eine Razzia zu machen. „Alles was diese Fremden wollen", sagten sie sich selbst, „ist Beutemachen, und sobald sie dies erreicht, werden sie nach Afrika zurückkehren." Was sie beabsichtigten, war, daß Roderich durch eine Niederlage seinen Ruf als tapferer und glücklicher Führer verlieren solle, damit sie im Stande wären, mit mehr Glück als vorher ihre Ansprüche auf die Krone geltend zu machen. Roderich konnte im Kampf getödtet werden — dann waren ihre Aussichten noch besser. Mit Einem Worte, sie ließen sich von einem engherzigen Egoismus leiten, und es fehlte ihnen an Weitblick; aber wenn sie ihr Vaterland den Ungläubigen auslieferten, thaten sie es, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen.

An den Ufern des Wâdî-Bekka [1] kam es zur Schlacht (19. Juli 711). Die beiden Flügel der spanischen Armee wurden von zwei Söhnen Witiza's geführt und bestanden zum großen Theil aus den Leibeigenen dieser beiden Prinzen. Diese Leibeigenen gehorchten ihren Herren willig, als sie ihnen befahlen, dem Feinde den Rücken zu kehren. Das Centrum, welches unter Roderich's eigenem Befehle stand, hielt eine Zeit lang Stand; aber endlich ergriff es die Flucht, und nun richteten die Moslim's unter den Christen ein großes Blutbad an. Roderich wurde getödtet, wie es scheint; wenigstens ist er seit dieser Zeit vom Schauplatz verschwunden, und das Land befand sich ohne König in dem Augenblicke, als es eines solchen am meisten bedurfte. Târik benützte diesen Umstand. Statt nach Afrika zurückzukehren, wie man erwartete und wie Mûsâ ihm befohlen, zog er kühnen Muthes vorwärts. Das war genug, um das wurmstichige Reich

[1]) Dieser kleine Fluß trägt heutigen Tags den Namen Salado; er mündet ins Meer nicht weit vom Cap Trafalgar, zwischen Bejer de la Frontera und Conil. Siehe meine Recherches Bd. I S. 314—316.

jählings zum Einsturz zu bringen. Die große Zahl der Unzufriedenen und Unterdrückten erleichterte den Eroberern ihr Vorhaben. Die Leibeigenen wollten sich nicht rühren, aus Furcht, ihre Herren zugleich mit sich selbst zu retten. Die Juden standen überall auf und stellten sich den Moslim's zur Verfügung. Nachdem er einen abermaligen Sieg bei Ecija erfochten hatte, konnte Târik also mit dem Kern der Truppen vor Toledo rücken und einzelne Abtheilungen gegen Cordova, Archidona und Elvira schicken. Archidona ergab sich ohne Schwertstreich; die Einwohner suchten in den Bergen Zuflucht. Elvira wurde mit Gewalt genommen, und die Bewachung der Stadt einer aus Juden und Moslim's zusammengesetzten Garnison anvertraut. Cordova wurde den Afrikanern von einem Hirten, einem Leibeigenen, der ihnen eine Bresche zeigte, durch die sie in die Mauer eindringen konnten, in die Hände geliefert. In Toledo wurden die Christen von den Juden verrathen. Eine unsagbare Verwirrung herrschte überall. Die Patricier und die Prälaten schienen den Kopf verloren zu haben. „Gott hatte die Herzen der Ungläubigen mit Furcht erfüllt", sagt ein moslimischer Chronist, und in der That galt allgemein das: Rette sich, wer kann. In Cordova fand man keine Patricier, sie hatten sich nach Toledo begeben; auch in Toledo fand man keine: sie hatten sich nach Galicien geflüchtet. Der Metropolitan selbst hatte Spanien verlassen; zu größerer Sicherheit war er nach Rom gegangen. Diejenigen, welche ihr Heil nicht in der Flucht gesucht hatten, dachten eher daran zu unterhandeln als sich zu vertheidigen; so auch die Prinzen aus der Familie des Witiza. Indem sie ihren Verrath als Anspruch auf die Erkenntlichkeit der Moslim's geltend machten, verlangten und erhielten sie die Domainen der Krone, von denen die Könige nur die Nutznießung [1] gehabt hatten und die sich auf dreitausend Meierhöfe beliefen. Außerdem wurde Oppas, ein Bruder Witiza's, zum Statthalter von Toledo ernannt.

Durch einen großen, durchaus unverhofften Glücksfall war eine einfache Razzia zu einer Eroberung geworden. Mûsâ war sehr unzufrieden mit diesem Resultat. Er wollte zwar die Eroberung Spaniens, aber er wollte nicht, daß sie durch einen Andern als ihn selbst ausgeführt werde; er beneidete Târik um den Ruhm und die materiellen Vortheile der Eroberung. Glücklicher Weise gab es noch Etwas auf der Halbinsel zu thun: Târik hatte nicht alle Städte erobert, er hatte sich nicht alle Reichthümer des Landes zugeeignet. Mûsâ beschloß also, sich

---

[1]) Forum Judicum, lib. V t. I l. 2.

selbst nach Spanien zu begeben, und im Monat Juni 712 ging er über die Meerenge, von achtzehntausend Arabern begleitet. Er nahm Medina-Sidonia, und die Spanier, welche sich ihm angeschlossen hatten, nahmen es auf sich, ihm Carmona auszuliefern. Sie erschienen bewaffnet vor den Thoren der Stadt, und indem sie sich für Schutz suchende Flüchtlinge ausgaben, baten sie um die Erlaubniß, in die Stadt kommen zu dürfen, und erhielten sie; darnach benützten sie die Dunkelheit der Nacht, um den Arabern die Thore zu öffnen. Sevilla war schwieriger zu nehmen. Es war die größte Stadt des Landes; man mußte sie mehrere Monate lang belagern, ehe sie sich ergab. Auch Merida leistete langen und heftigen Widerstand, mußte aber endlich capituliren (1. Juni 713). Darauf machte Mûsâ sich auf nach Toledo. Târik ging ihm entgegen, um ihm seine Huldigung darzubringen. Sobald er ihn aus der Ferne erblickte, sprang er vom Pferde; aber Mûsâ war so aufgebracht gegen ihn, daß er ihm Peitschenhiebe gab. „Warum bist du ohne meine Erlaubniß vorgerückt?" sprach er zu ihm; „ich hatte dir befohlen, nur eine Razzia zu machen und dann nach Afrika zurückzukehren."

Das übrige Spanien wurde, mit Ausnahme einiger nördlichen Provinzen, ohne Schwierigkeit erobert. Der Widerstand führte zu nichts; aus Mangel eines Führers fehlte ihm Richtung und Plan. Außerdem nöthigte der eigene Vortheil die Spanier, sich aufs schnellste zu ergeben. Wenn sie dies thaten, erhielten sie ziemlich vortheilhafte Verträge, während sie, erst nach längerem Widerstande unterlegen, sicher sein konnten, ihrer Güter verlustig zu gehen.[1]

Im Allgemeinen brachte die Eroberung keine sehr große Calamität mit sich. Anfangs trat freilich eine Zeit der Anarchie ein, wie zur Zeit der Einfälle der Germanen. Die Moslim's plünderten an vielen Orten, verbrannten einige Städte, hängten solche Patricier, die sich nicht zur rechten Zeit hatten retten können, und erstachen die Kinder; aber die arabische Regierung unterdrückte bald diese Uebergriffe und Greuelthaten, und als die Ordnung wieder hergestellt war, ertrug die zu jener Zeit so entnervte Bevölkerung ihr Schicksal ohne vieles Murren. Und in der That war die arabische Herrschaft wenigstens ebenso erträglich wie die der Westgothen. Die Eroberer ließen den Besiegten ihre Gesetze und ihre Richter, sie gaben ihnen Grafen oder Statthalter aus ihrer eigenen Nation, deren Amt es war, die Steuern einzuziehen,

---

[1]) Siehe meine Etudes sur la conquête de l'Espagne par les Arabes in dem ersten Bande meiner Recherches.

welche sie zu bezahlen hatten, und die Streitigkeiten zu schlichten, welche sich unter ihnen erhoben. Die Ländereien der mit Gewalt eroberten Districte, sowie diejenigen, welche der Kirche oder den Patriciern, die sich nach dem Norden zurückgezogen, gehört hatten, wurden unter die Eroberer vertheilt; aber die Leibeigenen, welche darin wohnten, blieben darauf. Das lag in der Natur der Dinge, und die Araber verfuhren überall auf die selbe Weise. Die Eingeborenen allein kannten das Verfahren des Bodenbaues,[1] und zudem waren die Eroberer viel zu stolz, um sich damit zu beschäftigen. Den Leibeigenen legte man also die Verpflichtung auf, die Aecker zu bebauen wie seither und dem moslimischen Eigenthümer vier Fünftel der Ernten und sonstigen Erträgnisse des Landes zu geben. Diejenigen, welche auf den Staats-Domainen wohnten — und sie waren zahlreich, denn die Domainen nahmen den fünften Theil der eingezogenen Ländereien ein — hatten nur den dritten Theil der Ernten abzugeben. Im Anfang entrichteten sie ihn dem Schatze, später aber wurde ein anderes Verfahren eingeschlagen. Man bildete Lehensgüter aus einem Theile der Domainen, und diese Lehensgüter wurden den Arabern gegeben, welche sich später in Spanien niederließen, Denen, welche Samch begleiteten, und den Syrern, welche mit Baldsch nach Spanien kamen. Die christlichen Ackerbauer verloren indessen nichts durch diese Maßregel; der einzige Unterschied für sie war, daß sie, anstatt dem Staate den dritten Theil der Bodenproducte zu geben, dieselben dem Lehensherrn geben mußten. Was die anderen Christen betrifft, so hing ihre Lage von den Verträgen ab, die sie hatten erlangen können, und einige dieser Verträge waren sehr vortheilhaft. So blieben zum Beispiel die Einwohner von Merida, welche im Augenblick der Uebergabe sich in der Stadt befanden, im Besitz fast all ihrer Güter; nur das Eigenthum und die Ornamente der Kirche mußten sie herausgeben. In der Provinz, deren Statthalter Theodemir war und in welcher unter anderen Städten auch Lorca, Mula, Orihuela und Alicante lagen, traten die Christen gar nichts ab. Sie verpflichteten sich nur, einen Tribut, zur Hälfte in Geld, zur Hälfte in Naturalien, zu bezahlen.[2] Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Christen den größten Theil ihrer Güter behielten. Es wurde ihnen außerdem noch das Recht zugestanden, sie zu veräußern, ein Recht, welches sie zur Zeit der Westgothen nicht gehabt hatten. Sie

---

[1]) Vergl. Makkari Bd. II S. 1.

[2]) Der Vertrag, welchen Theodemir mit Abdalaziz, dem Sohne Mûsâ's, abschloß, findet sich bei Dhabbî. Casiri (Bd. II S. 106) hat den Wortlaut desselben veröffentlicht.

waren jedoch verbunden, dem Staat eine Kopfsteuer zu entrichten, welche für die Reichen achtundvierzig Dirhem betrug, vierundzwanzig für die Mittelclasse und zwölf Dirhem für Diejenigen. welche von irgend welcher Handarbeit lebten.[1] Sie mußte am Ende jedes Monats bezahlt werden;[2] aber die Frauen, die Kinder, die Mönche, die Krüppel, die Blinden, die Kranken, die Bettler und Sklaven waren davon ausgenommen. Außerdem mußten die Eigenthümer den Kharâdsch bezahlen, das heißt eine Steuer, welche sich nach der Beschaffenheit des Bodens einer jeden Gegend richtete und gewöhnlich bis zu zwanzig Procent des Ertrages stieg. Die Kopfsteuer erlosch für Den, welcher den Islam annahm; der Kharâdsch dagegen wurde nach Bekehrung des Eigenthümers nicht erlassen.

Im Vergleich mit dem Früheren war die Lage, welche die Moslim's den Christen damals bereiteten, nicht gerade hart, und es ist hinzuzufügen, daß die Araber sehr tolerant waren. In Religionsangelegenheiten thaten sie niemandem Gewalt an. Zudem liebte die Regierung, wenn sie nicht sehr fromm war (und dies war eine Ausnahme), nicht, daß die Christen zum Islam übertraten; der Schatz verlor zu viel dabei.[3] Die Christen bewiesen sich dafür nicht undankbar. Sie wußten den Eroberern ihre Toleranz und ihre Billigkeit Dank; sie zogen ihre Herrschaft derjenigen der Germanen vor, der Franken zum Beispiel,[4] und während des ganzen achten Jahrhunderts waren Empörungen sehr selten; die Chronisten haben nur eine einzige verzeichnet, nämlich die der Christen von Beja, und diese waren, wie es scheint, nur Werkzeuge eines ehrgeizigen arabischen Häuptlings.[5] Selbst die Priester waren, wenigstens in der ersten Zeit, nicht sehr unzufrieden, obgleich sie wohl den meisten Grund dazu gehabt hätten. Man kann

---

[1]) Wenn man den Dirhem auf 12 Sous unseres Geldes schätzt, würde dieser Tarif sein: Fr. 28,80 — 14,40 — 7, 20; aber da im achten Jahrhundert der Geldwerth zu dem unserer Zeit sich verhält wie 11 zu 1 (siehe Leber, Essai sur l'appréciation de la fortune privée au moyen âge), war der Tarif in Wirklichkeit: Fr. 316,80 — 158,40 — 79,20.

[2]) Leovigildus, De Habitu Clericorum (Esp. sagr. Bd. XI S. 523).

[3]) Vergl. oben Buch I Cap. X.

[4]) Urbs erat interea Francorum inhospita turmis
Maurorum votis adsociata magis,

sagt Ermoldus Nigellus (I, 67) von Barcelona — Amari ist ebenfalls der Meinung, daß die Lage der Sicilianer unter den Moslim's besser war als der italischen Völker, welche unter der Herrschaft der Lombarden oder Franken lebten (Storia dei Musulmani di Sicilia Bd. I S. 483.).

[5]) Makkarî Bd. II. S. 17.

sich eine Vorstellung von ihrer Art, die Sachen anzusehen, machen, wenn man die lateinische Chronik liest, welche zu Cordova im Jahre 754 verfaßt wurde und welche man mit Unrecht dem Isidor von Beja zuschreibt. Obgleich ein Cleriker, ist doch der Verfasser dieser Chronik den Moslim's viel mehr geneigt als irgend ein anderer spanischer Schriftsteller vor dem vierzehnten Jahrhundert. Nicht, daß es ihm an Patriotismus mangelte; im Gegentheil, er beklagt das Unglück Spaniens, und die arabische Herrschaft ist für ihn die Herrschaft von Barbaren, ein efferum imperium; aber wenn er die Eroberer haßt, so haßt er in ihnen viel mehr die Angehörigen einer anderen Race als einer anderen Religion. Thaten, welche die Geistlichen der späteren Zeit hätten vor Unwillen mit den Zähnen knirschen machen, entreißen ihm nur ein Wort des Tadels. Er erzählt zum Beispiel, daß die Wittwe des Königs Roderich den Sohn Mûsâ's, Abdalazîz, heirathete; aber er nimmt gar kein Aergerniß an dieser Heirath, er scheint sie vielmehr ganz natürlich zu finden.

In gewissen Beziehungen war die arabische Eroberung sogar eine Wohlthat für Spanien: sie brachte eine wichtige sociale Umgestaltung hervor, sie bewirkte, daß eine große Menge Uebel, unter denen das Land seit Jahrhunderten seufzte, verschwanden.

Die Macht der privilegirten Classen, der Geistlichkeit und des Adels, wurde vermindert, fast vernichtet, und da die confiscirten Güter unter eine sehr große Anzahl Einzelner vertheilt worden waren, hatte man, vergleichsweise wenigstens, den kleinen Grundbesitz. Dies war ein großes Glück und eine der Ursachen des blühenden Zustandes des Ackerbaus im arabischen Spanien. Andererseits hatte die Eroberung die Lage der dienenden Classen verbessert. Der Islam war der Emancipation der Sklaven bei weitem günstiger als das Christenthum, wie die Bischöfe des westgothischen Königreiches es auffaßten. Indem er im Namen des Ewigen sprach, befahl Mohammed, daß man den Sklaven erlaube, sich loszukaufen. Einen Sklaven befreien, war ein gutes Werk, und manche Uebelthaten konnten auf diese Weise abgebüßt werden. Auch war die Sklaverei bei den Arabern weder hart noch dauernd. Oft ward der Sklave schon nach einigen Dienstjahren frei, besonders wenn er den Islam annahm.[1] Das Schicksal der Leibeigenen, welche sich auf den Gütern der Moslim's befanden, verbesserte sich ebenfalls. Sie wurden gewissermaßen Pächter und ge-

---

[1]) S. Jackson, Account of Marocco S. 248; Ders., Account of Timbuctoo S. 219.

nossen einer Art Unabhängigkeit; denn da ihre Herren sich nicht um die ihrer unwürdigen Geschäfte des Ackerbaues bekümmern mochten, behielten sie volle Freiheit, den Boden zu bebauen nach ihrem Dafürhalten. Den Sklaven und Leibeigenen der Christen aber verschaffte die Eroberung ein sehr leichtes Mittel, die Freiheit zu erlangen. Zu diesem Ende brauchten sie sich nur auf die Besitzung eines Moslims zu flüchten und die Worte auszusprechen: „Es gibt nur Einen Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Von da an waren sie Moslim's und „Freigelassene Allâh's“, wie Mohammed gesagt hatte. Eine Menge Leibeigener wurden auf diese Art frei, und man darf sich nicht verwundern über die Leichtigkeit, mit der sie das Christenthum aufgaben. Trotz der unbegrenzten Macht, deren die Geistlichkeit zur Zeit der Westgothen genossen, hatte diese Religion nicht sehr tiefe Wurzeln in Spanien geschlagen. Fast gänzlich heidnisch zu der Zeit, als Constantin das Christenthum zur Staatsreligion machte, war Spanien so lange dem alten Cultus treu geblieben, daß zur Zeit der arabischen Eroberung das Heidenthum und Christenthum einander noch das Terrain streitig machten und die Bischöfe sich gezwungen sahen, die Verehrer der falschen Götter mit Drohungen niederzuhalten und energische Maßregeln gegen sie zu ergreifen.[1] Bei Denjenigen, die sich für Christen ausgaben, war das Christenthum mehr auf den Lippen als in den Herzen. Die Nachkommen der Römer hatten Etwas von der Zweifelsucht ihrer Vorfahren behalten; die der Gothen interessirten sich so wenig für die religiösen Fragen, daß sie aus Arianern zu Katholiken wurden, sobald ihr König Rekkared ihnen das Beispiel gegeben hatte. Durch andere Pflichten in Anspruch genommen, hatten die reichen Prälaten des westgothischen Königthums, welche Irrgläubige widerlegen, Lehrsätze und Mysterien erörtern, den Staat regieren und Juden verfolgen mußten, keine Muße dazu finden können, „um klein mit den Kleinen zu werden, mit ihnen die ersten Worte der Wahrheit zu stammeln, wie ein Vater sich freut, mit seinem Kinde die ersten Worte zu buchstabiren,“ wie der heilige Augustin sagte, und wenn sie bewirkt hatten, daß das Christenthum angenommen wurde, hatten sie doch nicht bewirkt, daß es geliebt wurde. Es ist daher nicht befremdend, daß die Leibeigenen der Versuchung nicht widerstehen konnten, wenn ihnen die Eroberer die Freiheit unter der Bedingung anboten,

[1]) Siehe den zweiten Artikel der Acten des sechszehnten Concils von Toledo, gehalten im Jahre 693. – Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts bekehrte Masonius, Bischof von Merida, viele Heiden. Paulus Emeritensis, De vita P. P. Emeritensium S. 358.



daß sie den Islam annähmen. Einige dieser Unglücklichen waren noch Heiden; die anderen kannten das Christenthum so wenig, die religiöse Erziehung, welche ihnen zu Theil geworden, war so elementarisch, so dürftig, daß das katholische und das moslimische Mysterium beide gleich undurchdringlich für sie blieben;[1] aber was sie nur zu gut wußten und begriffen, war, daß die Priester die Hoffnungen auf Befreiung, die sie ihnen einst eingeflößt, grausam getäuscht hatten, und was sie wollten, war, um jeden Preis das Joch abschütteln, unter welchem sie seufzten. Sie waren übrigens nicht die Einzigen, welche dem alten Cultus entsagten. Viele Patricier thaten das Selbe, sei es, um nicht genöthigt zu sein, die Kopfsteuer zu bezahlen, sei es, um ihre Güter auch dann zu behalten, wenn die Araber die Verträge übertreten sollten, sei es endlich, weil sie in aller Aufrichtigkeit an den göttlichen Ursprung des Islam glaubten.

Wir haben bisher nur von der Verbesserung gesprochen, welche die arabische Eroberung den bürgerlichen Verhältnissen des Landes brachte; aber um gerecht zu sein, müssen wir hinzufügen, daß, wenn diese Eroberung in vieler Hinsicht ein Glück, sie doch in anderer ein Uebel war. So war der Cultus frei, aber die Kirche war es nicht; sie war einer harten und schmachvollen Knechtschaft unterworfen. Das Recht, Concilien anzuberaumen sowie das, Bischöfe zu ernennen und abzusetzen, war von den westgothischen Königen[2] auf die arabischen Sultane[3] übergegangen, ebenso wie es im Norden auf die Könige von Asturien überging,[4] und dieses unselige Recht wurde, einem Feinde der christlichen Religion anvertraut, für die Kirche eine nie versiegende Quelle von Uebeln, Beschimpfungen und Aergernissen. Wenn Bischöfe einem Concil nicht beiwohnen wollten, so ließen die

[1]) Ein spanischer Schriftsteller, welcher im siebenzehnten Jahrhundert unter der Regierung Philipps IV. schrieb, äußert sich darüber folgendermaßen: „Es ist nicht zu verwundern, daß die Bewohner der Alpuxarres so leicht ihren alten Glauben verlassen haben. Diejenigen, welche jetzt in diesen Bergen wohnen, sind Christianos viejos (alte Christen), haben in ihren Adern keinen Tropfen unreinen Blutes, sind Unterthanen eines katholischen Königs und dennoch sind sie, in Ermangelung von Lehrern und in Folge von Unterdrückungen, denen sie Preis gegeben waren, so unwissend in Dem, was sie zu ihrem ewigen Heile wissen sollten, daß ihnen kaum die geringsten Spuren von der christlichen Religion anhaften. Man darf nicht glauben, daß, wenn heute, was Gott verhüte, die Ungläubigen sich wieder zu Herren ihres Landes machen sollten, diese Leute zögern würden, ihrem Glauben zu entsagen und die Glaubenslehren der Sieger anzunehmen." Pedraça, Historia eclesiastica de Granada, fol. 95 v.

[2]) Siehe den sechsten Artikel der Acten des zwölften Concils von Toledo.

[3]) Siehe Vita Johannis Gorziensis c. 129.

[4]) Marina, Ensayo Bd. II S. 5 f.

Sultane an ihrer Statt Juden und Moslim's die Sitzung halten.[1] Sie verkauften die bischöfliche Würde dem Meistbietenden, so daß die Christen ihre theuersten und heiligsten Interessen Ketzern anvertrauen mußten, ausschweifenden Menschen, welche selbst an den höchsten Festen der Kirche den Orgien der arabischen Höflinge beiwohnten, Ungläubigen, welche ganz öffentlich ein zukünftiges Leben leugneten, Elenden, welche nicht zufrieden damit, sich selbst zu verkaufen, auch ihre Heerde noch dazu verhandelten.[2] Einmal führten die Beamten des Fiscus darüber Klage, daß es mehreren Christen von Malaga gelungen sei, sich der Kopfsteuer zu entziehen, indem sie sich versteckt hielten. Da versprach Hostegesis, der Bischof dieser Diöcese, ihnen eine vollständige Liste der Steuerpflichtigen zu verschaffen. Er hielt Wort. Auf seiner jährlichen Rundreise bat er Die, welche zu seinem Kirchsprengel gehörten, ihm ihre Namen sowie die ihrer Eltern, Verwandten und Freunde zu nennen; er wolle sie auf einer Liste eintragen, um, wie er sagte, Gott für jedes seiner Schäflein bitten zu können. Die Christen, welche ihrem Hirten nicht mißtrauten, gingen in die Falle. Seitdem konnte niemand sich mehr der Kopfsteuer entziehen; Dank dem Register des Bischofs kannten die Steuereinnehmer jetzt alle Steuerpflichtigen.[3]

Andrerseits beobachteten die Araber, sobald sie ihre Herrschaft befestigt hatten, die Verträge nicht so gewissenhaft wie zur Zeit, wo ihre Macht noch schwankend gewesen war. Das empfand man zum Beispiel in Cordova. In dieser Stadt hatten die Christen nur die dem heiligen Vincenz geweihte Cathedrale behalten; alle anderen Kirchen waren zerstört; aber der Besitz der Cathedrale war ihnen durch Vertrag garantirt. Mehrere Jahre wurde dieser Vertrag beobachtet;[4] als aber Cordova durch die Ankunft der Araber von Syrien ein Uebermaß von Bevölkerung erhalten hatte und die Moscheen zu klein geworden waren, da meinten die Syrer, man solle in dieser Stadt das Selbe thun, was man zu Damask[5], zu Emesa[6] und in den anderen Städten ihres Vaterlandes gethan, wo man den Christen die Hälfte ihrer Cathedrale genommen hatte, um Moscheen daraus zu machen. Da die Regierung diese Ansicht billigte, wurden die Christen gezwungen,

---

1) Samson, Apolog. l. II c. 8.

2) Siehe Alvarus, Epist. XIII c. 3; Samson, Apolog. l. II c. 2, 4.

3) Samson l. II c. 2.

4) Im Jahre 747 besaßen die Christen die Cathedrale noch; der Verfasser des Akhbâr madschmûa bezeugt dies ausdrücklich fol. 74 v.

5) Siehe Ibn-Dschobair S. 263, 264; Ibn-Batûta Bd. I S. 198.

6) Siehe Içtakhrî S. 33.

die Hälfte der Cathedrale abzutreten. Das war unwidersprechlich eine Beraubung, eine Uebertretung des Vertrags. Später im Jahre 784 wollte Abderrachmân, daß die Christen ihm die andere Hälfte verkaufen sollten. Sie weigerten sich standhaft, es zu thun, indem sie sagten, daß, wenn sie es thäten, sie kein einziges Gebäude mehr haben würden, worin sie ihren Gottesdienst halten könnten. Abderrachmân bestand indessen darauf, und man kam zu einem Vergleich: die Christen überließen die Cathedrale für die Summe von hunderttausend Dinaren,[1] nachdem sie die Erlaubniß erhalten, die Kirchen wieder aufzubauen, welche zerstört worden waren.[2] Dieses Mal war Abderrachmân also gerecht gewesen. Aber er war es nicht immer; denn er war es, der den Vertrag übertrat, den die Söhne Witiza's mit Târik geschlossen hatten und der vom Khalifen bestätigt worden war. Er zog die Güter des Ardabast, eines dieser Prinzen, nur deshalb ein, weil er sie zu ausgedehnt für einen Christen fand.[3] Andere Verträge wurden auf ganz willkürliche Art modificirt oder gänzlich umgestoßen, so daß im neunten Jahrhundert kaum noch einige Spuren davon übrig waren. Da überdies die Lehrer erklärten, daß die Regierung ihren Eifer für die Religion durch Erhöhung der von den Christen zu leistenden Abgaben[4] an den Tag legen müsse, so legte man ihnen so viele außerordentliche Steuern auf, daß schon im neunten Jahrhundert die christliche Bevölkerung mehrfach, z. B. in Cordova, arm oder dürftig geworden war.[5] Mit anderen Worten: es trug sich in Spanien zu, was in allen von den Arabern eroberten Ländern vorgekommen war: ihre Herrschaft, im Anfang mild und human, artete in einen unleidlichen Despotismus aus. Seit dem neunten Jahrhundert befolgten die Eroberer der Halbinsel ganz wörtlich den Rath des Khalifen Omar, der rund heraus gesagt hatte: „Wir müssen die Christen verschlingen und unsere Nachkommen müssen ihre Nachkommen verschlingen, so lang der Islam besteht.[6]"

Indessen in dem Jahrhundert nach der Eroberung waren es nicht die

---

[1]) Eine Million Franken; nach jetzigem Geldwerth eilf Millionen.

[2]) Râzî, bei Makkarî Bd. I S. 368. Auch Ibn-Adhârî (Bd. II S. 244, 245) citirt diese Stelle, aber etwas abgekürzt. Vergl. Makkarî Bd. I S. 359 Z. 2.

[3]) Ibn-al-Kûtiâ fol. 15 v.

[4]) Journ. asiat. Series IV Bd. XVIII S. 515.

[5]) Einmal wurden die Christen von Cordova außerordentlicher Weise mit hunderttausend Dinaren, eilf Millionen Franken nach jetzigem Geldwerth, besteuert.

[6]) Abû-Isma'îl al-Baçrî, Futûch as-Schâm S. 124.

Christen, welche sich am meisten über die arabische Herrschaft beklagten; die Unzufriedensten waren die Renegaten, welche die Araber die mowallad, das heißt „die Adoptirten" nannten. Diese Renegaten dachten nicht alle gleich. Es gab unter ihnen solche, welche man „geheime Christen"[1] nannte, d. h. solche, welche sich ihren Abfall bitter vorwarfen. Diese waren sehr unglücklich, denn sie konnten nicht zum Christenthum zurückkehren. Das moslimische Gesetz ist in dieser Beziehung unerbittlich: war das Glaubensbekenntniß einmal abgelegt, vielleicht in einem Augenblicke des Unmuthes, der Schwäche, der Verzagtheit, der Verlegenheit, wenn man kein Geld hatte, um die Kopfsteuer zu bezahlen,[2] oder wenn man fürchtete durch den christlichen Richter zu einer beschimpfenden Strafe verurtheilt zu werden[3] — war das Glaubensbekenntniß einmal abgelegt, so war der Renegat auf immer zum Moslim geworden, wenn er auch von nagenden Gewissensbissen bis aufs äußerste gebracht ward, und wenn er wieder abtrünnig wurde, so verdammte das Gesetz ihn zum Tode. Die Nachkommen der Renegaten, welche in den Schoß der Kirche zurückkehren wollten, waren noch mehr zu beklagen: sie litten für die Schuld eines ihrer Vorfahren. Da das Gesetz sie als Moslim's ansah, weil sie von einem Moslim gezeugt waren, mußten sie ihr Leben verlieren, wenn sie Mohammed verleugneten. Die moslimische Religionsgemeinschaft nahm sie schon in der Wiege auf und geleitete sie bis zum Grabe.

Es war also ganz natürlich, daß die reuigen Renegaten murrten; aber sie waren in der Minderheit: die größte Anzahl war dem Islam aufrichtig ergeben. Indessen auch sie murrten. Im ersten Augenblick muß diese Erscheinung uns überraschen. Der größte Theil der Renegaten waren Freigelassene, also Solche, deren Lage durch die Eroberung verbessert worden war; wie kam es denn, daß sie mit der Herrschaft der Araber nicht zufrieden waren? Nichts ist einfacher. „Die Geschichte ist ähnlicher Erscheinungen voll. Nicht immer entwickeln sich Revolutionen daraus, daß die Lage sich fort und fort verschlimmert. Es begibt sich oftmals, daß ein Volk, welches die drückendsten Gesetze ertrug, ohne sich zu beklagen und fast als ob es dieselben nicht fühlte, sie plötzlich abwirft, sobald die Last derselben leichter wird."[4] Wir fügen hinzu, daß die sociale Stellung der Renegaten unleidlich

[1]) Christiani occulti. Eulogius, Memor. Sanct. l. II.
[2]) Samson, Apolog. l. II c. 5.
[3]) Derselbe a. a. O. l. II c. 3.
[4]) De Tocqueville.

war. Die Araber schlossen sie gewöhnlich von allen einträglichen Aemtern und von jedem Antheil an der Staatsregierung aus: sie gaben vor, nicht an die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zu glauben; sie behandelten sie mit einer grenzenlosen Unverschämtheit; indem sie noch das Siegel der Knechtschaft auf den Stirnen vieler sahen, die kürzlich erst befreit waren, brandmarkten sie alle mit dem Namen Sklave oder Sohn eines Sklaven,[1] obgleich unter ihnen einige der vornehmsten und reichsten Eigenthümer des Landes waren. Die Renegaten wollten sich aber eine solche Behandlung nicht gefallen lassen. Sie hatten ein Bewußtsein eigener Würde und kannten die physische Macht, über die sie disponirten, denn sie bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung. Sie wollten nicht, daß die Macht ein ausschließliches Vorrecht einer in ihrer Eigenthümlichkeit eng verschanzten Kaste sei; sie wollten diesen Zustand des Zwanges und der socialen Unterordnung nicht länger dulden, ebensowenig jene unverschämte Geringschätzung und Herrschsucht einiger fremden Soldatenbanden, welche da und dort einquartiert waren. So ergriffen sie die Waffen und schritten kühn zum Kampf.

Die Empörung der Renegaten, an der die Christen nach Maßgabe ihrer Kräfte Theil nahmen, trat mit jener Mannigfaltigkeit auf, welche jede Empörung kennzeichnen mußte, die in jene Zeit fiel, wo Alles mannigfaltig und individuell war. Jede Provinz, jede große Stadt empörte sich auf eigene Hand und zu besonderer Zeit; aber der Kampf war nur um so länger und blutiger, wie man aus den folgenden Erzählungen ersehen wird.

[1]) Siehe die von Ibn-Abdhârî Bd. II S. 114, sowie die von Ibn-Chaijân fol. 64 v. und die in meinen Notices sur quelques manuscrits arabes S. 258, 259 angeführten Verse. Es ist bemerkenswerth, daß die Araber diesen beschimpfenden Beinamen niemals auf die Christen anwandten.

III.

In der Hauptstadt des Sultans lebten zahlreiche Renegaten.[1] Sie waren meist Freigelassene, welche Felder bebauten, die sie gekauft hatten, oder welche auf den Besitzungen der Araber für Tagelohn arbeiteten.[2] Kräftig, arbeitsam und sparsam, scheinen sie eines gewissen Wohlstandes genossen zu haben, weil sie hauptsächlich in der südlichen Vorstadt,[3] einem der schönsten Stadtviertel, wohnten; aber sie wurden von revolutionären Leidenschaften beherrscht, und unter der Regierung Chacam's I. ließen sie sich von Fakih's zu einem Aufstand hinreißen, der mit einer furchtbaren Katastrophe endigte.

Abderrachmân I. war auf seine Macht zu eifersüchtig, als daß er den Fakih's, den rechtskundigen Theologen, erlaubt hätte, sich eine Autorität anzumaßen, welche ihn in seinen despotischen Maßregeln beschränkt haben würde; aber unter der Regierung Hischâm's, seines Sohnes und Nachfolgers, wuchs ihr Einfluß beträchtlich. Er war ein wahrhaft frommer Prinz, ein Muster von Tugend. In dem Augenblick, als er den Thron bestieg, konnten seine Unterthanen sich noch fragen, ob er, wenn er zwischen Gut und Böse zu wählen hätte, sich für dieses oder jenes entscheiden werde; denn bei gewissen Gelegenheiten hatte er sich gut und großmüthig gezeigt,[4] bei anderen rachsüchtig

---

[1]) Es sei gestattet, diesen Namen ebensowohl den wirklichen Renegaten zu geben als ihren Nachkommen.

[2]) Siehe den Kartâs S. 23 Z. 1.

[3]) Früher Secunda. Siehe Makkarî Bd. I S. 899 letzte Zeile.

[4]) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 99 v. — 100 v., Ibn-Adhârî Bd. II S. 68—70.

und grausam.[1] Bald aber hörte alle Ungewißheit in dieser Beziehung auf. Da ein Astrologe dem jungen Herrscher einen frühzeitigen Tod prophezeit hatte,[2] entsagte er allen weltlichen Freuden, um nur für sein Seelenheil durch Werke der Barmherzigkeit zu sorgen. Mit äußerster Einfachheit gekleidet, ging er allein in den Straßen seiner Hauptstadt umher, mischte sich unter das Volk, besuchte die Kranken, kam in die verfallenen Hütten der Armen und kümmerte sich mit liebevoller Sorgfalt um alle Einzelnheiten ihrer Leiden und Mängel. Oft verließ er mitten in der Nacht, selbst wenn es in Strömen regnete, seinen Palast, um irgend einem frommen Einsiedler, der erkrankt war, Erfrischungen zu bringen und an seinem Strohlager zu wachen.[3] Sehr pünktlich in all seinen Andachtsübungen, ermunterte er seine Unterthanen, seinem Beispiel zu folgen. In Gewitternächten ließ er Geld unter Diejenigen austheilen, welche sich nicht durch das schlechte Wetter abhalten ließen, sich in die Moschee zu begeben.[4]

Es war gerade zu dieser Zeit im Orient eine neue theologische Schule gegründet worden. Diese erkannte den großen medinischen Gelehrten Mâlik ibn=Anas als ihr Haupt an, den Gründer der einen unter den vier orthodoxen Secten des Islam. Hischâm hegte eine hohe Verehrung für diesen Lehrer.[5] Mâlik seinerseits, welcher gegen die Abbâsiden, seine Herren, einen tödtlichen Haß hegte, seit sie ihn beschuldigt, seinen berühmten und verehrten Namen einem alidischen Prätendenten zur Stütze geliehen zu haben, und ihm dafür Peitschenhiebe ertheilen und einen Arm hatten verrenken lassen,[6] war dem Sultan von Spanien, dem Gegner seiner Peiniger, günstig gestimmt, ehe er noch wußte, bis zu welchem Grade er seiner Achtung werth sei; als aber seine spanischen Schüler ihm die Frömmigkeit und die Tugenden Hischâm's priesen, da kannten seine Bewunderung und seine Begeisterung keine Grenzen: da er in ihm das Ideal eines moslimischen Fürsten erblickte, erklärte er ihn für den einzig des Thrones der Khalifen Würdigen.[7] Nach Spanien zurückgekehrt, verfehlten jene Schüler nicht,

[1]) Siehe Ibn-al-Khatib Man. P. fol. 213 v. — 214 v., Ibn-al-Kûtia fol. 15 r.

[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 17 v.

[3]) Abd=al-wâchid S. 12; Ibn-al-Kûtia u. s. w.

[4]) Akhbâr madschmûa fol. 99 r.

[5]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 18 v.

[6]) Siehe Ibn-Khallicân Bd. I S. 615, ed. Slane, und vgl. Weil. Bd. II S. 42, 43.

[7]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 18 r., Makkari Bd. II. S. 154.

ihren Herrscher von der hohen Verehrung in Kenntniß zu setzen, den ihr Lehrer für ihn bezeigt habe, und Hischâm, in seiner Eigenliebe geschmeichelt, that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Schule Mâlik's in Spanien auszubreiten. Er ermunterte die Theologen, den Wanderstab zu nehmen, um in Medina zu studieren, und aus den Jüngern Mâlik's wählte er mit Vorliebe seine Richter und seine Theologen.

Zur Zeit von Hischâm's Tode (796) genoß also die neue theologische Schule eines hohen Ansehens. Sie hatte in ihrer Mitte kluge, ehrgeizige und unternehmende junge Männer, wie zum Beispiel den Berber Jachjâ ibn Jachjâ.[1] Mâlik hatte keinen fleißigeren und aufmerksameren Schüler als ihn. Als er einmal seine Lehrstunde hielt, ging ein Elephant auf der Straße vorbei. Alle Zuhörer liefen sogleich aus dem Saal, um das Thier in der Nähe zu betrachten; Jachjâ allein blieb auf seinem Platze, zur großen Verwunderung des ehrwürdigen Lehrers, welcher, durchaus nicht beleidigt darüber, daß man ihn um des größten Vierfüßlers willen allein gelassen, mit Gutmüthigkeit zu ihm sagte: „Warum bist du nicht mit den Andern gegangen? In Spanien gibt es doch keine Elephanten." — „Ich habe mein Vaterland verlassen, um dich zu sehen und deinen Unterricht zu genießen, und nicht um einen Elephanten zu sehen," antwortete ihm Jachjâ, und diese Antwort gefiel Mâlik so sehr, daß er seitdem diesen Schüler den âkil (den Klugen) Spaniens nannte. In Cordova hatte Jachjâ einen großen Ruf; man behauptete, er sei der gelehrteste Theologe des Landes.[2] Aber noch größer als sein Wissen war sein Stolz: dieser ungewöhnliche Mann vereinigte mit dem Feuer eines modernen Demagogen die Herrschsucht eines mittelalterlichen Papstes.

Der Charakter des neuen Herrschers widerstand Jachjâ und andern mâlikitischen Lehrern. Jedoch war Chacam nicht irreligiös. Von einem frommen Clienten seines Großvaters erzogen, welcher die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte,[3] hatte er früh gelernt, die Religion und ihre Diener zu ehren. Er mochte sich gern mit den Theologen unterhalten und erwies ihren Oberhäuptern, den Kadi's, eine Ehrerbietung ohne Grenzen, selbst wenn sie Urtheile gegen seine Verwandten,

---

[1]) Jachjâ aus dem Berbernstamme Maçmûda war ein Client des arabischen Stammes der Beni-'l-Laith. Sein Großvater war einer der Begleiter Târik's (Ibn-Khaldûn, Gesch. der Berbern Bd. I S. 297 des Textes).

[2]) Siehe Ibn-Khallicân Heft X S. 19—21 ed. Wüstenfeld.

[3]) Makkari Bd. I S. 491 n° 12.

gegen seine vertrautesten Freunde,[1] ja gegen ihn selbst aussprachen.[2] Aber er war fröhlicher und offenherziger Natur; reich begabt für den Genuß des Lebens, war er nicht dazu geschaffen, ein Einsiedlerleben zu führen, wie die Fakih's es verlangten. Trotz ihrer wiederholten Vorstellungen liebte er die Jagd leidenschaftlich, eine Erholung, die nicht nach ihrem Geschmack war, und überdies betrachtete er das Verbot des Weintrinkens als nicht bestehend. Alles das hätten sie ihm vielleicht noch verziehen; aber was sie ihm nicht verzeihen konnten, war, daß er, auf seine Macht sehr eifersüchtig, sich weigerte, ihnen einen so großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten einzuräumen, wie sie es beanspruchten. Konnte oder wollte er es denn nicht begreifen, daß die Fakih's, die jetzt durch ein neues Band, die Lehre Mâlik's, zu einer sehr engen Vereinigung zusammengeschlossen waren, von nun an eine Macht im Staate waren, so groß, daß selbst der Herrscher, mochte er wollen oder nicht, mit ihnen rechnen mußte.

In ihren Hoffnungen getäuscht und erfüllt von jenem geistlichen Hochmuth, der, wenn er sich auch unter dem Schleier der Demuth verbirgt, nur um so unbeugsamer ist, wandten die Fakih's sich zur Demagogie. Weder Wortgepränge noch Verleumdungen scheuend, sprachen sie von dem Sultan nur mit Abscheu und verordneten Gebete für seine Bekehrung, etwa in dieser Art: „Ausschweifender, der du in deiner Gottlosigkeit beharrst, der du in deinem Stolze dich widersetzest, der du die die Gebote deines Herrn verachtest, rüttle dich auf aus der Trunkenheit, in der du versunken bist; erwache und raffe dich auf aus deiner strafbaren Sorglosigkeit!"[3] Die Renegaten von Cordova ließen sich in ihrer Verstimmung zu Allem gebrauchen, was die Fakih's von ihnen forderten. Zuerst beteten sie für den verhärteten Sünder, dann warfen sie ihn eines Tages mit Kieselsteinen, als er durch die Straßen der Hauptstadt ging; aber der Sultan, beschützt von seiner Leibwache, machte sich mit dem Säbel Bahn durch die Menge, und der Aufruhr wurde unterdrückt (805).[4]

Nun verbündeten sich Jachjâ, Isâ ibn-Dînâr und andere Fakih's mit einem Theil der Aristokratie und boten Ibn-Schammâs, einem leiblichen Vetter Chacam's, den Thron an. Ibn-Schammâs gab

---

1) Siehe Akhbâr madschmûa fol. 102 v.

2) Siehe ebendas. fol. 101 r. und v., Ibn-Adhâri Bd. II S. 80.

3) Abd-al-wâchid S. 13.

4) Das Datum ist nach Ibn-Adhâri das J. 189 der Hedschira. Nowairi gibt irrthümlich 187 an.

ihnen den Bescheid, ehe er ihr Anerbieten genehmige, wolle er die Namen Derer wissen, auf die er zählen könne. Die Verschworenen versprachen, eine Liste derselben aufzusetzen, und bestimmten die Nacht, in welcher sie wieder kommen wollten, um ihm dieselbe mitzutheilen; als sie aber fortgegangen waren, begab Ibn-Schammâs sich heimlich in den Palast Chacam's und entdeckte ihm Alles. Nachdem der Herrscher ihn mit ungläubiger Miene angehört hatte, sprach er voll Unwillen: „Du willst meinen Haß gegen die angesehensten Männer meiner Hauptstadt erregen; aber bei Gott! du sollst mir beweisen, was du sagst, oder dein Kopf wird unter dem Beile des Henkers fallen!" — „Nun, ich willige darein," sagte Ibn-Schammâs; „aber schicke mir zur Nachtzeit einen dir ergebenen Mann." Chacam versprach es und zur festgesetzten Stunde schickte er in die Wohnung seines Vetters seinen Schreiber, Ibn-al-Khadâ und seinen Lieblingspagen, Hyacinth,[1] der ein Spanier und Christ war. Nachdem Ibn-Schammâs diese beiden hinter einen Vorhang hatte treten lassen, rief er die Verschworenen herein. Er sagte zu ihnen: „Laßt uns nun sehen, welches die Männer sind, auf die ihr rechnet." So wie sie die Namen ihrer Mitverschworenen aussprachen, schrieb der Schreiber sie auf seiner Liste nach. Diese Namen waren zum Theil die von Personen, welche anscheinend dem Herrscher besonders ergeben waren, und da der Schreiber fürchtete, auch selbst genannt zu werden, hielt er es für klug, seine Gegenwart dadurch zu verrathen, daß er mit seiner Feder auf dem Papier kratzte. Bei diesem Geräusch erhoben sich die Verschworenen in unsagbarer Bestürzung und schrieen Ibn-Schammâs an: „Du hast uns verrathen, Feind Gottes!" Mehreren gelang es, zu entfliehen, indem sie die Hauptstadt in größter Eile verließen, so unter andern Isâ ibn-Dînâr und Jachjâ; letzterer suchte Zuflucht in Toledo, welches die Herrschaft des Sultans abgeschüttelt hatte. Andere waren weniger glücklich, und zweiundsiebenzig Verschworene, unter denen sechs der vornehmsten Edlen von Cordova waren, fielen den Häschern in die Hände und starben den Kreuzestod.[2]

---

[1]) Bei Ibn-al-Kûtîa steht Brnt ohne Vocale, im Akhbâr madschmûa Bznt; aber bei Ibn-al-Abbâr findet sich Jaznt. Wenn man alle Vocale hinzufügt, lautet es Jazinto, spanisch Jacinto. Es ist bekannt, daß die Araber wie die Römer ihren Sklaven gern den Namen irgend eines Edelsteins gaben (vgl. Fraehn, Ibn-Foßlan's Berichte über die Russen älterer Zeit S. XXXIX).

[2]) Ibn-al-Kûtîa fol. 21 r.; vgl. Nowairi S. 450; siehe auch die Stellen über Jachjâ bei Ibn-Khallicân und Makkari.

Im folgenden Jahre (806), als Chacam die Hauptstadt verlassen hatte, um Merida zu unterwerfen, welches sich gegen ihn empört hatte, benützte das Volk von Cordova seine Abwesenheit zu einem neuen Aufruhr. Dieser hatte schon einen beunruhigenden Charakter angenommen, als der Sultan in aller Eile zurück kam, den Aufstand unterdrückte und die gefährlichsten Rädelsführer kreuzigen oder köpfen ließ.[1]

Wenn diese zahlreichen Hinrichtungen nicht genügten, um die Cordovaner einzuschüchtern, so mußte ihnen das schreckliche Schicksal, welches kurz nachher die Toletaner traf, zeigen, daß Chacam, dessen von Natur milder Charakter immer mehr durch den rebellischen Geist seiner Unterthanen verbittert worden war, jetzt weder vor Treubruch noch vor Mord mehr zurückschreckte, wenn es galt, Rebellen zu bezwingen.

Dank der geringen Anzahl Araber und Berbern, welche die Stadt zwischen ihren Wällen barg (denn sie hatten sich mehr in der umliegenden Landschaft niedergelassen, auf den Gütern der Ausgewanderten, als in der Stadt selbst), Dank auch ihrem alten Ruhme, dem Wissen ihrer Priester, dem Einfluß ihrer Metropoliten,[2] war die alte Hauptstadt des westgothischen Königreichs für die Besiegten „die Königsstadt" geblieben,[3] die wichtigste Stadt sowohl in politischer als religiöser Beziehung. Stolz und muthig, zeichneten ihre Einwohner sich durch ihre Liebe zur Unabhängigkeit in so hohem Grade aus, daß ein arabischer Chronist versichert, die Unterthanen keines Herrschers hätten jemals den Geist der Meuterei und der Rebellion in ähnlichem Maße besessen.[4] Der Dichter Gharbîb, welcher einer Renegaten-Familie angehörte und große Popularität besaß, schürte das Feuer durch seine Reden und Verse. Der Sultan selbst fürchtete diesen Mann. So lange Gharbîb lebte, wagte Chacam nicht, Etwas gegen Toledo zu unternehmen; aber nach seinem Tode vertraute der Sultan einem Renegaten von Huesca, Namens Amrûs, Alles an, was er gegen die unruhige Bevölkerung von Toledo auf dem Herzen hatte, und sagte zu ihm: „Du allein kannst mir helfen, diese Rebellen zu bestrafen, welche sich sträuben würden, einen Araber zu ihrem Statthalter anzunehmen, einen Mann deiner Race aber sich gefallen lassen werden."

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 74; Nowairi S. 452.
[2]) Siehe Isidor von Beja c. 49, 62, 69, 77.
[3]) Urbs regia, Isidor c. 49; medîna-al-mulûk, Cazwînî Bd. II S. 366.
[4]) Ibn-al-Kûtia fol. 19 r.

Darauf setzte er ihm seinen Plan auseinander, einen schrecklichen Plan, den aber Amrûs durchaus billigte und den er auszuführen versprach. Von Ehrgeiz verzehrt, kannte dieser Mensch weder Treue noch Glauben. Da er jetzt noch der Stütze des Sultans bedurfte, war er bereit, ihm seine Landsleute zu opfern; später wollte er, verleitet von dem Plane, ein Fürstenthum unter dem Schutze Frankreichs zu gründen, den Sultan an den Sohn Karls des Großen verrathen.[1]

Chacam ernannte also Amrûs zum Statthalter von Toledo (807) und schrieb den Bürgern zugleich einen Brief, in welchem er sagte: „Durch besondere Herablassung, welche unsere außerordentliche Sorgfalt für eure Interessen bekundet, haben wir, anstatt euch einen unserer Clienten zu schicken, einen eurer Landsleute gewählt." Seinerseits vernachlässigte Amrûs nichts, um das Vertrauen und die Liebe des Volkes zu gewinnen. Indem er sich stellte, als ob er der nationalen Sache sehr ergeben sei, sagte er unaufhörlich, daß er dem Sultan, den Omaijaden, den Arabern überhaupt, unerbittlichen Haß geschworen habe, und als er die Volksgunst ganz an sich gezogen hatte, sprach er zu den vornehmsten Einwohnern der Stadt: „Ich kenne die Ursache der unheilvollen Streitigkeiten, welche ohne Aufhören zwischen euch und euren Statthaltern entstanden sind; ich weiß, daß die Soldaten, die in euren Häusern einquartiert sind, oft den Frieden eures Familienlebens gestört und dadurch fortwährende Reibungen veranlaßt haben. Diesen Reibungen könnt ihr vorbeugen, wenn ihr mir erlauben wollt, an einem der äußersten Enden der Stadt ein Schloß zu bauen, welches den Truppen als Caserne dienen soll. Auf diese Art werdet ihr vor ihren Belästigungen gesichert sein."

Die Toletaner, welche festes Vertrauen auf ihren Landsmann setzten, nahmen nicht nur seinen Vorschlag an, sondern sie verlangten sogar, das Schloß solle im Centrum der Stadt, nicht am Ende derselben gebaut werden.

Als die Bauten fertig waren, richtete Amrûs sich mit seinen Truppen darin ein und ließ den Sultan davon benachrichtigen; dieser schrieb unverzüglich einem seiner Befehlshaber, der an der Grenze stand, er solle unter dem Vorwande, daß der Feind sich zum Angriff rüste, Verstärkungstruppen von ihm verlangen. Nachdem der Befehlshaber dieser Aufforderung nachgekommen war, setzten sich die Truppen von Cordova und anderen Städten in Bewegung, befehligt von drei

[1]) Siehe Annal Bertin., ad ann. 809 und 810.

Vezieren und dem Thronfolger Abderrachmân, welcher damals erst vierzehn Jahr alt war. Einem der Unterbefehlshaber wurde ein Brief eingehändigt, welchen er den Vezieren erst dann überreichen sollte, wenn sie sich mit Amrûs schon in eine Unterredung eingelassen hätten.

In der Nachbarschaft Toledo's angelangt, erhielt die Armee die Nachricht, der Feind habe sich schon zurückgezogen; aber Amrûs machte den Edlen Toledo's sogleich begreiflich, daß, um die Gesetze der Höflichkeit nicht zu verletzen, sie mit ihm gehen und dem Prinzen einen Besuch machen müßten. Sie thaten dies; aber während der junge Prinz sich mit ihnen unterhielt und sich Mühe gab, ihre Freundschaft durch jede Art von Zuvorkommenheit zu gewinnen, hatte Amrûs eine geheime Zusammenkunft mit den Vezieren, welche unterdessen das Schreiben des Sultans empfangen hatten. Dieses Schreiben zeichnete jedem das Verfahren vor, welches er beobachten sollte, und die Folge der Erzählung wird zur Genüge zeigen, welchen Inhalts es war; denn Alles geschah, wie Chacam befohlen.

Zu den Edlen von Toledo zurückgekehrt, fand Amrûs sie entzückt von der freundlichen Aufnahme, welche Abderrâchman ihnen hatte zu Theil werden lassen. „Es scheint mir," sagte er darauf zu ihnen, „daß es für unsere Stadt eine große Ehre sein würde, wenn der Prinz uns seine Gegenwart auf einige Tage schenkte. Sein Aufenthalt in der Stadt würde ohne Zweifel dazu beitragen, die guten Beziehungen, welche schon zwischen ihm und euch bestehen, zu befestigen und enger zu knüpfen." Diesem Gedanken zollten die Toletaner ihren vollen Beifall. In der That, Alles ließ sich vortrefflich an: der Sultan hatte ihnen einen Spanier zum Statthalter gegeben; er ließ ihnen die Freiheit, welche sie immer gefordert hatten, und das wohlwollende Benehmen Abderachmân's gab ihnen die Hoffnung, daß auch dieser Prinz, wenn er den Thron bestiegen, ihnen gegenüber das Verfahren seines Vaters inne halten werde. So baten sie ihn, ihre Stadt gnädigst mit seiner Gegenwart beehren zu wollen; Abderrachmân machte anfangs einige Schwierigkeiten, da sein Vater ihm anempfohlen hatte, nicht zu großen Eifer zu zeigen; endlich aber stellte er sich, als ob er den dringenden Bitten der Edlen nachgeben müsse, und ließ sich von ihnen in die Mauern des Schlosses einführen; darauf befahl er, Vorbereitungen zu einem Festmahl für den folgenden Tag zu machen, und sandte Einladungen an alle Männer in der Stadt und der umliegenden Gegend, die durch Geburt oder Reichthum hervorragten.

Am folgenden Morgen drängten sich Gäste in Menge der Festung

zu. Es wurde ihnen nicht erlaubt, massenweise hineinzugehen, und während man sie einzeln durch eine Thür treten ließ, sollten ihre Reitthiere um den Palast geführt werden und ihre Herren an der Hinterthür erwarten. Aber im Hofe war eine Grube, aus der man den Lehm zum Bau des Schlosses genommen. Am Rande dieser Grube standen Henker, und sobald die Eingeladenen sich zeigten, wurde ihr Haupt vom Schwerte getroffen. Diese furchtbare Schlächterei dauerte mehrere Stunden. Es ist unmöglich, die Zahl der Unglücklichen zu bestimmen, welche ihr Leben an diesem unseligen Tage verloren, der unter dem Namen des „Tages der Grube" bekannt ist; einige Geschichtschreiber geben sie auf siebenhundert,[1] andere auf fünftausend[2] an.

Als die Sonne schon hoch gestiegen war, schöpfte ein Arzt, welcher niemanden, weder aus der Hinter- noch aus der Vorderthür, hatte herauskommen sehen, Verdacht und fragte das nahe beim Schloß versammelte Volk, was aus den Gästen geworden sein möge, welche schon längst angekommen seien. „Sie müssen zur anderen Thür hinausgegangen sein," antwortete man ihm. „Es ist sonderbar," sagte darauf der Arzt; „ich bin an der anderen Thür gewesen und habe dort längere Zeit gewartet, aber ich habe niemanden herauskommen sehen." Als er darauf den Dampf, welcher über die Mauern aufstieg, mit Aufmerksamkeit betrachtete, schrie er: „Unglückliche! dieser Dampf, den ihr sehet, ist nicht, ich schwöre es euch, der Rauch eines Festmahles, das man bereitet: es ist das Blut eurer erwürgten Brüder!"

Auf Ein Mal seiner reichsten und einflußreichsten Bürger beraubt, versank Toledo in düstere Betäubung, und niemand regte sich, um die Opfer des Tages zu rächen.[3]

---

1) Ibn-Abhârî.

2) Nowairî, Ibn-al-Kûtîa.

3) Ibn-al-Kûtîa fol. 19 r. — 20 v.; Nowairî S. 450—452; Ibn-Khaldûn fol. 6 v., 7 r.; Ibn-Abhârî Bd. II S. 72. Das Datum, welches dieser letzte Schriftsteller gibt, ist irrthümlich. — Im Jahre 611 hat ein König von Persien, um die Temîmiten zu bestrafen, eine ähnliche List angewandt. Siehe Caussin Bd. II S. 576—578.

IV.

Das Blutbad des Tages der Grube hatte einen so tiefen Eindruck auf die Renegaten von Cordova gemacht, daß sie sich sieben Jahre lang ruhig hielten; aber nach Verlauf dieser Zeit war das Andenken jener Katastrophe verwischt, um so mehr, als die Toletaner unterdessen von neuem das Joch abgeschüttelt hatten. Die Renegaten und die Fakih's in der Hauptstadt, welche täglich ein engeres Bündniß schlossen und sich gegenseitig Muth zusprachen, sträubten und bäumten sich unter der Ruthe ihres Herrn. Der Sultan schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sie zu überzeugen, daß ein Aufstand unmöglich geworden sei. Er hatte die Stadt mit gewaltigen Festungswerken umgürten lassen und vermehrte unausgesetzt die Zahl seiner berittenen Wachen, seiner Mameluken, welche man die „Stummen" nannte, weil sie Sklaven aus fremden Ländern, zum Theil Neger, waren und nicht Arabisch sprachen.[1] Allein diese Maßregeln waren eher geeignet, die Gemüther aufzureizen, als sie in den Schranken des Gehorsams zu halten. Der Haß der Unzufriedenen machte sich mehr und mehr in Wort und That Luft, besonders in der südlichen Vorstadt, wo man nicht weniger als viertausend Theologen und Theologenschüler zählte. Wehe den Soldaten, welche es wagten, sich allein oder in kleinen Truppen in den engen und krummen Straßen der Vorstadt zu zeigen. Man beschimpfte, schlug, mordete sie ohne

---

[1]) Siehe über diese „Stummen" Akhbâr madschmûa fol. 103 r. (vgl. 94 r.) Ibn-Adhârî Bd. II S. 81; Nowairî S. 456; Ibn-Khaldûn fol. 7 r.

Erbarmen. Man verhöhnte selbst den Herrscher. Wenn hoch vom Minaret herab der Muezzin die Stunde des Gebets ausgerufen hatte und Chacam, welcher in der Moschee erscheinen mußte, um dort das gebräuchliche Gebet zu halten, auf sich warten ließ, wurden in der Menge nicht selten Rufe laut wie: „Komm doch und bete, Trunkenbold, komm doch und bete!" Mit jedem Tage erneuerten sich diese Rufe, und die Obrigkeit mochte sich noch so eifrig nach Denen erkundigen, die sie ausgestoßen, sie waren stets unfindbar! Einmal trieb ein Mann aus dem Volke die Unverschämtheit in der Moschee so weit, daß er den Sultan ins Angesicht verhöhnte und bedrohete, und die Menge jauchzte ihm Beifall zu. Chacam, der sich darüber verwunderte und empört war, die königliche Majestät groben Beleidigungen ausgesetzt zu sehen, ließ zehn der Hauptagitatoren kreuzigen und führte den von allen Lebensmitteln zu entrichtenden Zehnten, den sein Vater abgeschafft hatte, wieder ein. Aber der Stolz und die Hartnäckigkeit der Cordovaner konnten durch nichts gebeugt werden. Ihre seitherigen Agitatoren entflammten aufs neue ihre Leidenschaften; zudem war Jachjâ in die Hauptstadt zurückgekommen; durch seine Predigten, durch den Glanz seines Ruhmes vermehrte er die Aufregung und leitete sie. Man näherte sich der Krisis; aber der Zufall wollte, daß der Aufstand noch früher ausbrach, als man erwartet hatte.

Es war im Monat Ramadhân (Mai 814),[1] und die Prediger hatten die Fastenzeit eben benützt, um den Haß des Volkes gegen den Sultan zu schüren; da trat eines Tages ein Mameluk bei einem Schwertfeger der südlichen Vorstadt ein und brachte ihm seinen Säbel zum Reinigen.

„Warte doch noch ein wenig," sagte der Schwertfeger zu ihm; „ich habe in diesem Augenblick gerade etwas Anderes zu thun."

„Ich habe keine Zeit zu warten," erwiderte der Soldat, „und du sollst sofort thun, was ich dir befehle."

„Oho! sprichst du in diesem Ton?" entgegnete der Handwerker mit verächtlicher Miene; „schön! du mußt aber doch warten!"

„Das wollen wir sehen", antwortete jetzt der Kriegsmann, schlug mit seinem Säbel auf den Schwertfeger ein und tödtete ihn auf der Stelle.

Bei diesem Anblick fing das Volk an, voll Wuth zu rufen, es sei nun Zeit, mit diesen unverschämten Söldnern eine Ende zu machen und auch mit dem liederlichen Tyrannen, der sie bezahle.

---

[1]) Siehe Anmk. V am Ende des Werkes.

Die revolutionäre Begeisterung theilte sich bald den anderen Vorstädten mit, und eine unabsehbare Volksmasse, die sich in der Eile mit allen möglichen Waffen, deren sie hatte habhaft werden können, versehen hatte, wälzte sich dem Palaste zu und verfolgte die Soldaten, die Clienten und Sklaven des Herrschers mit Hohngeschrei. Die Verfolgten, welche keinen Pardon zu hoffen hatten, wenn sie in die Hände der Aufrührer fielen, flohen vor ihnen her, um hinter den Mauern des Palastes Schutz zu suchen.

Als Chacam von der Höhe seines flachen Daches die wuthschnaubende Menge mit entsetzlichem Geheul den Meereswellen gleich heranwogen sah, glaubte er, daß ein heftiger Ausfall sie noch auseinandersprengen könne, und ohne Zeit zu verlieren, ließ er sie durch Reiterei angreifen; aber wie groß war seine Enttäuschung, als das Volk, weit entfernt, die Flucht zu ergreifen, wie er gehofft, den Angriff standhaft aushielt und die Reiter zum Rückzug zwang.[1]

Die Gefahr war sehr groß. Der Palast, wiewohl befestigt, war es nicht genügend, um auf die Länge den Angriffen der Insurgenten widerstehen zu können. Sogar seine tapfersten Vertheidiger, die wohl wußten, daß, wenn das Volk siegte, sie unbarmherzig würden erwürgt werden, wurden allmählich entmuthigt. Chacam allein, obwohl er ebenfalls an dem Gelingen des Widerstandes zweifelte, behielt seine unverwüstliche Kaltblütigkeit. Er rief seinen christlichen Edelknaben Hyacinth und befahl ihm, zu einer seiner Frauen zu gehen, um von ihr eine Flasche Haarsalbe zu verlangen. Der Page, welcher ihn falsch verstanden zu haben glaubte, zögerte mit erstaunter Miene, bis der Fürst ihm seinen Befehl wiederholte. „Geh geschwind, Sohn eines Unbeschnittenen!“ sprach Chacam voll Ungeduld zu ihm, „geh und beeile dich auszurichten, was ich dir befohlen!“ Hyacinth ging, und als er mit der Flasche zurückgekommen war, nahm der Sultan sie und goß sie über sein Haupthaar und seinen Bart mit so vollkommener Gemüthsruhe, daß man hätte denken können, er bereite sich dazu, einer jungen Schönen des Serails den Hof zu machen. Hyacinth, der dies nicht begriff, konnte sich eines Ausrufs der Verwunderung kaum enthalten. „Verzeih mir, Herr,“ sagte er, „aber du wählst einen sonderbaren Augenblick, um dich zu salben. Siehst du denn nicht, welche Gefahr uns droht?“ — „Schweig, Elender!“ herrschte Chacam ihn an, indem er von neuem ungeduldig wurde. Als er dann die Salbung beendet hatte, nahm er wieder das Wort und

[1]) Nowairi S. 453, 454.

sagte: „Wie würde Derjenige, der mir vielleicht den Kopf abschlagen wird, ihn von allen anderen unterscheiden können, wenn nicht durch den Duft, den er ausströmt?“ [1] „Und jetzt,“ fuhr er fort, „kannst du gehen und Chodair sagen, daß er sich hierher zu mir begeben soll.“

Chodair war Anführer der Wache des Gefängnisses in der Rotunde, in welchem mehrere Fakih's eingesperrt waren, die Chacam bei früheren Aufständen gefangen nehmen lassen, aber bis jetzt verschont hatte. Dieses Mal, da er sah, daß das Volk und die Fakih's ihm Thron und Leben nehmen wollten, war er fest entschlossen, nicht zu dulden, daß diese Gefangenen ihn überlebten, und als Chodair auf dem Dache bei ihm angekommen war, sagte er zu ihm: „Sobald es Nacht wird, sollst du jene bösen Scheich's aus der Rotunde herausführen und anordnen, daß man sie köpfe und an Pfähle nagele.“ Da er wußte, daß, wenn der Palast im Sturm genommen werde, er unfehlbar umkommen und vor Gott von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen müsse, zitterte Chodair vor Schrecken bei dem Gedanken an die Gottlosigkeit, welche sein Herr ihm befahl. „Herr,“ sagte er deshalb zu ihm, „ich möchte nicht, daß morgen wir beide, du und ich, in eine Zelle der Hölle eingesperrt würden; dann könntest du noch so furchtbares Geheul ausstoßen und ich desgleichen; keiner von uns beiden könnte dem anderen helfen!“ Erzürnt über solche Reden, wiederholte Chacam seine Befehle nur um so nachdrücklicher und in gebieterischem Ton; da er aber sah, daß er sich vergebens bemühte, die Gewissensbisse dieses Mannes zu beschwichtigen, verabschiedete er ihn und ließ Ibn-Nâdir, den Amtsgenossen Chodair's, rufen. Weniger gewissenhaft oder vielleicht unterwürfiger, versprach Ibn-Nâdir, die Befehle seines Gebieters pünktlich auszuführen. [2] Darauf stieg Chacam vom Dach hinab, bewaffnete sich vom Kopf bis zum Fuß, musterte mit großer Fassung die Reihen seiner Soldaten, richtete ihren gesunkenen Muth durch begeisternde Worte wieder auf, und nachdem er seinen leiblichen Vetter Obaidallâh, einen der tapfersten Krieger jener Zeit, gerufen, befahl er ihm, sich an der Spitze einiger auserlesenen Truppen einen Weg durch die Rebellen zu bahnen und die südliche Vorstadt anzuzünden. Er rechnete darauf, daß wenn die Bewohner dieses Stadttheils ihre Häuser brennen sähen, sie ihren Posten verlassen würden, um das Feuer zu löschen. In dem selben Augenblicke sollte Obaidallâh sie von vorn angreifen, während Chacam mit den Truppen, die

---

[1]) Ibn-al-Abbâr S. 40; Akhbâr madschmûa fol. 103 v.

[2]) Ibn-al-Kûtia fol. 23 r. und v.

ihm geblieben, aus seinem Palaste hervorbrechen und ihnen in den Rücken fallen wollte. Dieser Plan, dessen glücklicher Ausgang beinahe sicher war, glich dem, durch welchen Moslim die Schlacht von Charra gewann, eine Aehnlichkeit, die den arabischen Geschichtsschreibern nicht entgangen ist.

Unvermuthet aus dem Thor des Palastes herausrückend, drängte Obaidallâh das Volk gegen die Brücke, zog im Sturmschritt durch die große Straße und die Ramla, durchschritt den Fluß, und nachdem er die Soldaten der Campiña an sich gezogen, welche die Signale gesehen hatten, die Chacam seit dem Beginn des Aufruhrs gegeben, ließ er Feuer an die Häuser der südlichen Vorstadt legen. Wie Chacam es erwartet, verließen die Bewohner dieser Vorstadt, als sie die Flammen aufsteigen sahen, ihren Posten vor dem Palast, um ihren Frauen und Kindern zu Hilfe zu eilen und sie zu retten; als sie aber sich plötzlich von vorn und hinten zugleich angegriffen sahen, verbreitete sich Schrecken unter diesen Unglücklichen, und ihr Aufstand endete in einer furchtbar blutigen Niederlage. Vergebens flehten die Cordovaner die Mamluken um Gnade an, indem sie ihre Waffen wegwarfen: grausam, unerbittlich erwürgten die „Stummen", diese Fremdlinge, welche nicht einmal das Flehen ihrer Opfer verstanden, die Unglücklichen hundertweise und schenkten nur dreihundert Personen von Ansehen das Leben, um sie dem Herrscher zu Füßen zu legen. Dieser ließ sie, den Kopf zu unterst, an Pfählen längs des Flusses aufhängen.[1]

Darauf berieth sich Chacam mit seinen Vezieren über die weiteren Maßregeln, ob er die dem Blutbad entronnenen Insurgenten begnadigen oder verfolgen und bis auf den Letzten vertilgen solle. Die Meinungen waren getheilt; aber Chacam hielt zu der Ansicht der Gemäßigten, welche ihn überredeten, seine Rache nicht weiter zu treiben. Dennoch beschloß er, daß die südliche Vorstadt gänzlich zerstört werden und die Bewohner dieses Stadttheils Spanien bei Strafe der Kreuzigung binnen drei Tagen verlassen sollten.

Das Wenige, was sie von ihrem Besitz hatten retten können, mit sich nehmend, verließen diese Unglücklichen mit ihren Frauen und Kindern die Stätte, wo sie geboren waren und die sie vielleicht nie wiedersehen sollten. Da sie in Abtheilungen zogen (denn der Sultan hatte ihnen nicht erlaubt, in Masse auszuziehen), wurden mehrere von ihnen unterwegs von Soldatenbanden und Räubern, die sich in

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 78; Nowairi S. 454.

Schluchten oder hinter Felsen in den Hinterhalt gelegt, ausgeraubt. An der Küste des Mittelländischen Meeres angelangt, schifften sie sich ein, die einen nach dem westlichen Afrika, die anderen nach Aegypten. Die letzteren, fünfzehntausend an der Zahl, die Frauen und Kinder nicht mitgerechnet, landeten in der Nähe von Alexandrien, ohne daß die Regierung sich dem widersetzen konnte; denn Aegypten, welches immer gegen die Abbâsiden rebellirte, war damals einer vollständigen Anarchie zum Raube gefallen. Die Verbannten konnten nichts Besseres thun, als sich mit dem mächtigsten arabischen Stamm der Gegend verständigen. Sie thaten es; aber bald nachher, als sie sich stark genug fühlten, um des Schutzes dieser Beduinen entbehren zu können, brachen sie mit ihnen, und als es zum Krieg kam, schlugen sie sie auf freiem Felde. Darauf bemächtigten sie sich Alexandriens. Zu verschiedenen Malen angegriffen, wußten sie sich dennoch in dieser Stadt bis zum Jahre 826 zu behaupten, wo ein Befehlshaber des Khalifen Mamûn sie zwang, zu capituliren. Nun verpflichteten sie sich, nach der Insel Kreta überzusiedeln, von der ein Theil noch zum byzantinischen Reich gehörte. Es gelang ihnen, die Insel zu erobern, und ihr Häuptling Abû-Chafç Omar al Ballûtî, ein Spanier aus Fachç al-ballût, dem heutigen Campo de Calatrava, wurde der Gründer einer Dynastie, welche bis zum Jahre 961 regierte, als die Griechen Kreta wieder eroberten.[1]

Die andere Truppe, welche aus achttausend Familien bestand, hatte weniger Schwierigkeit, ein neues Vaterland zu finden. Es war gerade zu dieser Zeit, daß der Fürst Idrîs eine neue Hauptstadt bauen ließ, welche den Namen Fez erhielt, und da seine Unterthanen, meistens Nomaden, einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen zeigten, sich zu Städtern umzuwandeln, bemühte er sich, Fremde dafür zu gewinnen. Die andalusischen Verbannten erhielten deshalb leicht die Erlaubniß, sich dort niederzulassen; aber es war damit der Frieden für alle Zeit gestört. Eine arabische Colonie aus Kairawân hatte sich schon in Fez angesiedelt. Diese Araber und die Nachkommen der Celto-Romanen hegten gegen einander eine Art instinctmäßigen Hasses, und wiewohl der selbe Boden sie vereinigte, hielten sich die beiden Nationen doch hartnäckig von einander getrennt, so daß man noch im vierzehnten Jahrhundert an den Gesichtszügen die Verschiedenheit der Race sogleich erkennen konnte. Ihre Neigungen, Beschäftigungen und Sitten zeigten

---

¹) Quatremère, Mémoires sur l'Egypte Bd. I; Ibn-Khaldûn Bd. III fol. 44 r. und v.; Bd. IV fol. 6 v.; Ibn-al-Abbâr S. 40.

sich so diametral entgegengesetzt, daß die Antipathie beider Racen gegen einander gleichsam zu einer unwiderruflichen gestempelt war. Die Araber waren Handwerker oder Kaufleute; die Andalusier beschäftigten sich mit Ackerbau. Diese ernteten ihren Unterhalt mühevoll, jene besaßen Wohlstand und mitunter Ueberfluß. In den Augen der Araber, welche Wohlleben, Schmuck und Eleganz in allen Dingen liebten, waren die Andalusier rohe, grobe und ehrgeizige Bauern, während die Andalusier — sei es, daß sie aus Gewohnheit wirklich zufrieden waren mit ihrer bescheidenen, ländlichen Existenz, sei es, daß sie unter angenommener Geringschätzung den Neid verbergen wollten, welchen der Reichthum ihrer Nachbarn ihnen einflößte — die Araber als Weichlinge betrachteten, welche ihr Gut in thörichten Ausgaben verschwendeten. Da der Fürst Idris mit Recht fürchtete, daß Hader und Streit zwischen den beiden Colonien entstehen werde, hatte er sie getrennt, indem er jeder einen Stadttheil anwies, welcher seine eigene Moschee, seinen Bazar, seine Münzstätte und sogar seine eigenen Mauern hatte; aber trotz dieser Vorsicht lebten die Araber und Andalusier mehrere Jahrhunderte lang in einem Zustande von zeitweise heimlicher, öfter aber offener Feindseligkeit, und sehr häufig war ein neutraler Bezirk am Ufer des Flusses, welcher die beiden Stadtviertel trennte, der Schauplatz ihrer Kämpfe.[1]

Während die Cordovaner, nachdem sie gesehen, wie man ihre Frauen und Kinder erwürgt hatte, ihren Aufruhr mit dem Exil büßen mußten, wurden die Fakih's, die doch jedenfalls schuldiger waren als sie, begnadigt. Kaum war der Aufstand unterdrückt, so gab Chacam ihnen schon wieder Beweise seiner Gnade. Als der Befehl erlassen worden, Diejenigen zu verhaften und zum Tode zu führen, welche man in Verdacht hatte, den Aufstand erregt zu haben, obgleich sie keinen auffallenden Antheil daran genommen, entdeckten die Häscher den Zufluchtsort eines Fakih's, welcher sich im Serail des Kadi's, seines Verwandten, verborgen hielt. Im Augenblick als man ihn tödten wollte, wurde der Kadi durch das Geschrei seiner Frauen darauf aufmerksam und kam eilig herbeigelaufen; allein vergeblich bemühte er sich, seinen Verwandten zu befreien, indem er betheuerte, man nehme ihn unrechtmäßiger Weise gefangen: ihm wurde in trotzigem Tone die Antwort, man habe sehr bestimmte Befehle erhalten und werde sie ausführen. Darauf begab der Kadi sich in den Palast; erbat sich eine Audienz und

[1]) Kartâs S. 21—23, 25, 70, 71; Bekri in den Notices et Extraits Bd. XII S. 574—577.

erhielt sie. „Herr," sagte er, „der Prophet ist damals gnädig gewesen, als er den Koraischiten, welche gegen ihn gekämpft hatten, Verzeihung gewährte und sie mit Wohlthaten überhäufte. Mehr als irgend ein Anderer müßtest du, der du aus der selben Familie stammst, dich nach seinem Beispiel richten. Dann erzählte er das soeben Geschehene, und sobald er geendet hatte, ließ der Sultan voll Rührung nicht nur den betreffenden Gefangenen frei, sondern ertheilte auch den übrigen Fakih's, welche zum größten Theil nach Toledo geflüchtet waren, volle Amnestie;[1] sie erhielten ihre Güter zurück und die Erlaubniß, sich in irgend einer Provinz Spaniens niederzulassen, die sie wählen konnten, mit Ausnahme Cordova's und seiner Umgebung.[2] Sogar Jachjâ, der zu einem berberischen Stamm geflohen war, wurde begnadigt; überdies erhielt er die Erlaubniß, an den Hof zurückzukommen, und der Sultan ließ ihm von neuem seine Gnade zu Theil werden.[3] Einige indessen wurden von der Amnestie ausgeschlossen, darunter Tâlût, aus dem arabischen Stamme Moâfir. Dieser Schüler Mâlik's, welcher sich als einen der verwegensten Demagogen gezeigt hatte, hielt sich bei einem Juden versteckt; aber als er nach Verlauf eines Jahres seiner freiwilligen Gefangenschaft müde war, obgleich der Jude nichts vernachlässigt hatte, ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, sprach er folgendermaßen zu seinem Wirthe: „Ich habe die Absicht, morgen deine Wohnung zu verlassen, wo mir eine Gastfreundschaft zu Theil geworden ist, an die ich ewig denken werde; ich werde mich zum Vezier Abû-'l-Bassâm begeben, welcher, wie ich gehört habe, viel Einfluß bei Hofe hat und der mir Dankbarkeit schuldet, da er mein Schüler gewesen ist. Vielleicht wird er bei ‚jenem Menschen' ein Wort für mich einlegen." — „Herr," antwortete der Jude, „traue keinem Höfling; er könnte im Stande sein, dich zu verrathen. Wenn du, aus Furcht, mir zur Last zu sein, mich verlassen willst, so schwöre ich dir, daß wenn du auch dein ganzes Leben lang bei mir bleibst, deine Gegenwart nicht die geringste Störung in meinem Hause verursachen wird." Trotz der Bitten des Juden beharrte Tâlût bei seinem Vorhaben, und am folgenden Tage benutzte er die Dunkelheit der Nacht, um sich unbemerkt in den Palast des Veziers zu begeben.

Abû-'l-Bassâm war sehr erstaunt, als er diesen Verbannten,

---

1) Khoschani S. 250.
2) Ibn-Adhâri Bd. II S. 79.
3) Nowairi S. 454.

welchen er hundert Meilen von Cordova entfernt vermuthete, bei sich eintreten sah. „Sei mir willkommen," sagte er zu ihm und bat ihn, sich an seine Seite zu setzen; „aber woher kommst du und wo bist du die ganze Zeit über gewesen?" Der Fakih erzählte ihm darauf, mit welch aufopfernder Liebe der Jude ihn verborgen gehalten, und fügte dann hinzu: „Ich bin zu dir gekommen, damit du mein Vermittler sein mögest bei ‚jenem Menschen'." [1] — „Halte dich überzeugt," antwortete der Vezier, „daß ich mein Bestes thun werde, Verzeihung für dich zu erwirken. Es wird dir übrigens nicht schwer sein, denn der Sultan bereut es schon, so streng gewesen zu sein. Bleibe diese Nacht in meinem Hause; morgen werde ich zu dem Fürsten gehen."

Vollkommen durch diese Worte beruhigt, schlief Tâlût diese Nacht den Schlaf des Gerechten. Er war weit davon entfernt, zu argwöhnen, daß sein Wirth, der ihn mit so vielem Wohlwollen aufgenommen und ihm Versprechungen gemacht hatte, die sehr geeignet waren, ihn über die Zukunft zu beruhigen, mit dem Gedanken umgehen könne, ihn dem Fürsten auszuliefern. Dies war aber doch die Absicht jenes heimtückischen und treulosen Mannes, als er sich folgenden Tages in den Palast begab, nachdem er vorher alle nöthigen Maßregeln getroffen hatte, um das Entweichen des Fakih's unmöglich zu machen. „Was dünkt dich," sagte er mit schadenfrohem Lächeln zum Sultan, von einem fetten Widder, der seine Krippe seit einem Jahre nicht verlassen hat?" Da er nichts Arges in den Worten des Veziers suchte, antwortete Chacam ihm ernsthaft: „Das Fleisch von Stallvieh ist schwer; ich finde das eines Thieres, welches man im Freien hat weiden lassen, leichter und saftiger." — „Das ist es nicht, was ich sagen wollte," fuhr der Vezier fort; „ich halte Tâlût in meinem Hause gefangen," — „Wirklich! und wie ist er in deine Hände gefallen?" — „Durch einige wohlwollende Worte."

Darauf gab Chacam den Befehl, daß man Tâlût vor ihn führen solle. Als dieser in den Saal trat, wo sich der Herrscher befand, fing er an, vor Furcht zu zittern. Doch hatte Chacam kein zorniges Aussehen, als er zu ihm im Tone milden Vorwurfs sprach: „Sei ganz zuversichtlich, Tâlût; gesetzt dein Vater oder dein Sohn säße auf dem Thron, den ich einnehme, glaubst du, daß sie dir so viel Gunst bezeigt und so viele Ehrenämter ertheilt hätten, als ich gethan? Jedes Mal, wenn du meinen Beistand für dich selbst oder für Andere angefleht hast, habe ich da nicht den denkbarsten Eifer gezeigt, dir Freude

[1]) Abd-al-wâchid S. 14; vgl. Ibn-al-Kûtia fol. 22 r.

zu machen? Wie oft habe ich dich nicht während deiner Krankheit in eigener Person besucht? War ich es nicht, der dich beim Tode deiner Frau von der Thüre deines Hauses abholte? Bin ich nicht ihrem Leichenzuge von der Vorstadt an gefolgt? Habe ich dich nicht nach der Feierlichkeit zu Fuß in dein Haus zurück geleitet?... Und ist das nun der Dank?... Du hast meine Ehre beflecken, meine Majestät beleidigen wollen! Du hast mein Blut vergießen wollen!"...

Während der Sultan so sprach, hatte Tâlût sich allmählich beruhigt, und da er endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß sein Leben nicht in Gefahr sei, war seine gewohnte Sicherheit und Kühnheit zurückgekehrt. Chacam hatte gehofft, ihn zu erweichen; aber Tâlût, nicht im geringsten gerührt und viel zu stolz, um seine Undankbarkeit und seine Schuld einzugestehen, gab ihm hochmüthig und trocken zur Antwort: „Ich kann nichts Besseres thun, als dir die Wahrheit sagen: in meinem Haß gegen dich habe ich Gott gehorcht; seitdem haben alle Wohlthaten dir in meinen Augen nichts genützt."

Bei diesen Worten, welche wie eine Herausforderung klangen, konnte Chacam eine Regung des Zornes nicht unterdrücken; jedoch beherrschte er sich alsbald und entgegnete ruhig: „Als ich den Befehl gab, dich hierher zu führen, überdachte ich in meinem Innern alle Arten von Strafen, um die grausamste darunter für dich zu wählen; jetzt aber sage ich dir: Derjenige, welcher, wie du behauptest, dir befohlen hat, mich zu hassen, er befiehlt mir, dir zu verzeihen. Lebe und sei frei unter dem Schutze Gottes! So lange mein Leben währt, ich schwöre es dir bei dem Allmächtigen, sollst du wie früher von meiner Huld und meinen Gunstbezeigungen umgeben sein... Möchte es doch Gott gefallen haben," fügte er seufzend hinzu, „daß was sich begeben, nicht statt gefunden hätte!"

Hätte er mit mehr Zartheit und Sanftmuth dem Theologen zu verstehen geben können, daß Gott uns niemals befiehlt zu hassen? Dennoch stellte Tâlût sich, als ob er die Lehre, welche er eben erhalten, nicht verstehe; vielleicht war auch der Stolz in seinem steinernen Herzen zu sehr festgewurzellt, als daß er sie hätte fassen können. Ohne ein Wort des Dankes hervorzubringen, antwortete er nur auf die letzten Worte des Fürsten. „Wenn Das, was sich ereignet hat, nicht statt gefunden hätte, wäre es allerdings besser für dich."... Es sollte dem Herrscher wie die Drohung einer furchtbaren Strafe im andern Leben klingen; aber obgleich Chacam überzeugt war, daß das Recht auf seiner Seite, nicht auf der des Fakih's sei, behielt er doch den Vorsatz im Auge, seine Kaltblütigkeit bis zuletzt zu bewahren, und indem er sich stellte,

als habe er nicht gehört, was Tâlût soeben gesagt, erwiderte er: „Wo hat Abû-'l-Bassâm sich denn deiner Person bemächtigt?“ — „Er hat mich nicht gefangen genommen,“ antwortete Tâlût; „sondern ich selbst habe mich in seine Hände gegeben. Ich habe ihn im Namen der Freundschaft, die uns verband, aufgesucht.“ — „An welchem Orte hast du während dieses Jahres gelebt?“ — „Bei einem Juden in der Stadt.“ Darauf wandte Chacam sich an Abû-'l-Bassâm, den stummen Zeugen jener Unterhaltung, und sagte unwillig zu ihm: „Was! ein Jude hat an einem Manne, welcher eine andere Religion als die seine bekennt, Frömmigkeit und Wissen zu schätzen gewußt; er hat, als er ihm ein Asyl gab, nicht gefürchtet, seine Person, seine Frau, seine Kinder, sein Vermögen, Alles meiner Rache auszusetzen; und du hast mich von neuem zu jenen harten Maßregeln bringen wollen, die ich bereue. Gehe von hinnen, und nie mehr soll deine Gegenwart mein Auge beleidigen!“

Der treulose Vezier fiel in Ungnade. Tâlût dagegen durfte bis zu seinem Tode der Gunst Chacam's genießen, und dieser ließ sich sogar dazu herab, sein Leichenbegängniß mit seiner Gegenwart zu ehren.[1]

So war Chacam, obgleich unerbittlich gegen die arbeitende Classe der Vorstadt, wie er es vorher gegen die Bürger Toledo's gewesen, den Fakih's gegenüber versöhnlich. Das kam daher, weil die Einen Araber oder Berbern waren, die Anderen nicht. Chacam hatte als ächter Araber zweierlei Gewicht und Maß: gegen die alten Einwohner des Landes, die er im höchsten Grade verachtete, glaubte er, sich Alles erlauben zu können, wenn sie die Kühnheit hatten, seine Autorität nicht anzuerkennen; aber sobald es sich um Rebellen seiner eigenen Kaste handelte, verzieh er ihnen gern. Die arabischen Schriftsteller haben die Huld, mit welcher Chacam die Fakih's behandelte, anders auslegen wollen: sie schrieben sie Gewissensbissen zu.[2] Wir wollen nicht leugnen, daß Chacam, welcher von Zeit zu Zeit grausam und wild war, aber immer wieder zu humaner Gesinnung zurückkam, sich nicht Befehle, die er in einem Augenblicke der Wuth gegeben, als Verbrechen vorgeworfen hat, wie zum Beispiel die Hinrichtung der in dem Gefängniß der Rotunde eingesperrten Fakih's; es scheint uns aber

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 22 r. – 23 r. In einer Ueberlieferung, die Makkari erzählt (Bd. I S. 900) wird der Charakter Tâlût's in günstigerem Lichte dargestellt; allein ich habe geglaubt, die viel umständlichere Erzählung Ibn-al-Kûtia's wiedergeben zu sollen.

[2]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 23 r., Ibn-Adhâri Bd. II S. 82.



doch, als hätten die omaijadischen Clienten seine Reue übertrieben, als sie die Geschichte ihrer Herren schrieben und dabei sich über die Maßen anstrengten, das Andenken eines Fürsten, den die Theologen in den Abgrund der Hölle verwiesen hatten, rein zu waschen.[1] Denn nach Chacam's eigenem Zeugniß zu urtheilen, nämlich nach den Versen, welche er, kurz bevor er starb, an seinen Sohn richtete, war er fest davon überzeugt, daß er das Recht gehabt, so zu handeln. Mit jenen Versen wollen wir diese Erzählung schließen; sie lauten:

„Wie ein Schneider sich seiner Nadel bedient, um Zeug zusammenzunähen, habe ich meinen Säbel gebraucht, um meine auseinandergefallenen Provinzen wieder zu vereinigen; denn seit den Jahren, da ich angefangen habe nachzudenken, hat mir nichts so sehr widerstrebt als die Zerstückelung des Reiches. Frage jetzt rings an meinen Grenzen, ob dort ein Ort sich in den Händen des Feindes befindet; man wird dir mit Nein antworten; sollte man aber dennoch Ja sagen, so würde ich mit dem Panzer bekleidet und den Degen in der Faust dorthin eilen. Frage ferner die Schädel meiner rebellischen Unterthanen, welche wie Coloquintenfrüchte mittendurch gespalten auf der Ebene zerstreut liegen und in den Strahlen der Sonne glänzen: sie werden dir sagen, daß ich auf sie eingehauen habe, ohne ihnen Rast zu lassen. Von Schrecken ergriffen, flohen die Insurgenten, um dem Tode zu entrinnen; aber ich blieb auf meinem Posten, ich verachtete den Tod. Wenn ich weder ihrer Frauen noch ihrer Kinder geschont, so habe ich es gethan, weil sie meiner Familie, weil sie mir selbst gedroht hatten; wer die Beschimpfungen, die man seiner Familie angethan, nicht rächt, hat kein Ehrgefühl und zieht sich die Verachtung Aller zu. Als wir zuletzt aufhörten, Säbelhiebe mit einander zu wechseln, zwang ich sie, tödtliches Gift zu trinken; aber habe ich etwas Anderes gethan, als die Schuld zu bezahlen, welche sie mich zwangen, bei ihnen aufzunehmen? Gewiß, wenn sie den Tod fanden, so hat ihr Geschick es nicht anders gewollt.

„Also hinterlasse ich dir meine Provinzen im Frieden, mein Sohn! Sie gleichen einem Bette, auf welchem du ruhig schlafen kannst, denn ich habe Sorge getragen, daß kein Rebelle deinen Schlummer störe.“[2]

---

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 41, Akhbâr madschmûa fol. 104 v., Ibn-al-Kûtia fol. 23 v., 24 r.

[2]) Bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 73, 74. Im ersten Verse ist zu lesen: ra'abto (statt ra'aito) und râkiʿâ (statt râkiman); diese beiden einzig richtigen Lesarten finden sich bei Makkarî Bd. I S. 220.

V.

Niemals war der Hof der spanischen Sultane so glänzend gewesen wie unter der Regierung Abderrachmân's II., des Sohnes und Nachfolgers Chacam's. Eingenommen für die Pracht und Verschwendung der Khalifen von Bagdad in ihrem üppigen Leben und all ihrem Pomp, umgab sich dieser Herrscher mit einer zahlreichen Dienerschaft, verschönerte seine Hauptstadt, ließ mit großem Aufwande Brücken, Moscheen, Paläste bauen und schuf große und wundervolle Gärten, durch welche Canäle Wasser aus den Bergströmen leiteten.[1] Auch liebte er die Poesie, und wenn auch die Verse, welche er für eigene ausgab, nicht immer von ihm selbst waren, so belohnte er doch wenigstens die Dichter, welche ihm aushalfen, immer in großmüthiger Weise. Uebrigens war er sanft, umgänglich und gutmüthig bis zur Schwäche. Selbst wenn er mit eigenen Augen gesehen hatte, daß seine Diener ihn bestahlen, bestrafte er sie doch nicht.[2] Durch sein ganzes Leben ließ er sich von vier Personen, einem Fakih, einem Musiker, einem Weibe und einem Eunuchen beherrschen.

Der Fakih war der Berber Jachjâ, den wir schon als den Hauptanstifter des Aufruhrs in der Vorstadt haben kennen lernen. Der Mißerfolg dieses Versuchs hatte ihn überzeugt, daß er auf falsche Fährte gerathen sei; jetzt wußte er, daß die Theologen, um mächtig zu werden, anstatt feindlich gegen den Fürsten aufzutreten, sich geschickt

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 93; Makkarî Bd. I S. 223; Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1.

2) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 94.

in seine Gunst einschmeicheln und sich auf ihn stützen müßten. Obgleich seine stolze und ungestüme Natur sich schwer in die Rolle finden mochte, welche er zu spielen für nöthig hielt, schadete doch seine derbe Offenheit, sein ungebundenes und barsches Wesen ihm nicht sehr in der Meinung des gutmüthigen Herrschers, welcher, wiewohl er sich mit Philosophie beschäftigt hatte,[1] doch von tiefer Frömmigkeit durchdrungen war und den heftigen Zorn des stolzen Lehrers für Ausbruch frommen Unwillens hielt. So ertrug er seine kecken Reden, sein auffahrendes Wesen, unterwarf sich folgsam den harten Büßungen, welche der strenge Beichtvater ihm auferlegte,[2] beugte seinen Nacken unter das Joch dieses Glaubens-Tribunen und überließ ihm das Regiment der religiösen Angelegenheiten wie die Leitung der Rechtspflege. Verehrt vom Herrscher, unterstützt von dem größten Theil der Fakih's wie von der Bürgerschaft, die ihn fürchtete,[3] von dem niederen Volke, welches seit dem Aufstande gemeinsame Sache mit ihm machte, und selbst von gewissen Dichtern,[4] einer Classe der Gesellschaft, deren Beistand keineswegs zu verachten war, besaß Jachjâ fast unbeschränkte Macht. Und doch hatte er kein Amt, keine öffentliche Stellung; wenn er Alles in seiner Umgebung regierte, so geschah es nur durch den Glanz seines Ruhmes.[5] Im Grunde des Herzens ein Despot, übte er den Despotismus, den er früher verspottet hatte, jetzt, da die Umstände ihn darauf hinwiesen, ohne Scrupel. Wollten die Richter ihre Stellen behalten, so mußten sie sich zu blinden Werkzeugen seines Willens machen. Der Sultan, welcher bisweilen den Wunsch empfand, sich von dem Einfluß Jachjâ's loszumachen, versprach mehr als er halten konnte, wenn er ihnen die Zusage seines Beistandes gab.[6] Alle, die es wagten, ihm zu widerstehen, wurden von Jachjâ unschädlich gemacht; meist aber brauchte er, wenn er sich eines Kadi entledigen wollte, der ihm mißfiel, nur zu sagen: „Fordere deine Entlassung!“[7]

Der Einfluß Zirjâb's, des Musikers, war nicht weniger groß, wiewohl er sich auf eine andere Sphäre erstreckte. Er war aus Bagdad. Ursprünglich ein Perser, wie es scheint, und Client der abbâsidischen Khalifen, hatte er die Musik unter dem berühmten Sänger Ishâk

---

1) Makkari Bd. I S. 223.
2) Siehe Ibn-Khallicân Heft X S. 20 ed. Wüstenfeld.
3) Siehe Khoschani S. 257
4) Siehe Khoschani S. 265 6.
5) Vgl. Ibn-Khallicân Heft X. S. 20.
6) Siehe Khoschani S. 265—6.
7) Ibn-Adhâri Bd. II S. 83.

Maucilî gelernt. Eines Tages fragte Hârûn ar-Raschîd diesen, ob er ihm nicht einen neuen Sänger vorstellen könne. „Ich habe einen Schüler, welcher, nachdem ich ihm Unterricht gegeben, sehr gut singt," antwortete Isschâk, und ich habe Grund anzunehmen, daß er mir einst Ehre machen wird." — „Sage ihm also, daß er zu mir komme," antwortete der Khalif. Nachdem er bei dem Herrscher eingeführt worden, gewann Zirjâb von vornherein dessen Achtung durch seine anständigen Manieren und durch seine geistreiche Unterhaltung; als er darauf von Hârûn über seine musikalischen Kenntnisse befragt wurde, antwortete er: „Ich kann singen, wie Andere es auch können; aber außerdem verstehe ich noch Etwas, was Andere nicht verstehen. Meine besondere Manier ist nur für einen Kenner geeignet, der so geübt ist wie deine Hoheit. Wenn du es mir erlaubst, werde ich dir Etwas vorsingen, was noch niemand gehört hat." Als der Khalif ihm dies bewilligt hatte, brachte man dem Sänger die Laute seines Lehrers. Er weigerte sich, sie zu nehmen, und verlangte die, welche er selbst gemacht hatte. „Warum weisest du die Laute Isschâk's zurück?" fragte ihn der Khalif. — „Wenn deine Hoheit will, daß ich dir etwas vorsinge nach der Weise meines Lehrers," gab Zirjâb ihm zur Antwort, „so werde ich mich auf seiner Laute begleiten; aber wenn du die Weise kennen lernen willst, die ich erfunden habe, muß ich durchaus die meinige haben." Darauf erklärte er ihm, auf welche Weise er diese Laute gefertigt habe, und fing an ein Lied zu singen, das er selbst componirt hatte. Es war eine Ode zum Preise Hârûn's, und der Herrscher war dermaßen entzückt, daß er Isschâk lebhafte Vorwürfe machte, ihm diesen vortrefflichen Sänger nicht eher vorgestellt zu haben. Isschâk entschuldigte sich der Wahrheit gemäß damit, daß Zirjâb sein Genie sorgfältig vor ihm verborgen habe. Sobald er aber allein mit seinem Schüler war, sagte er zu ihm: „Du hast mich abscheulich betrogen, daß du mir aus dem Umfang deines Talents ein Geheimniß gemacht hast. Um es dir offen zu sagen: ich bin eifersüchtig auf dich, wie die Künstler, welche sich mit ein und derselben Kunst beschäftigen und gleiches Verdienst haben, es immer auf einander sind. Uebrigens hast du dem Khalifen gefallen, und ich weiß schon, daß du mich in kurzer Zeit ausstechen wirst. Das würde ich niemandem verzeihen, nicht einmal meinem Sohne. Hätte ich nicht für dich noch einen Rest von Zuneigung, weil du mein Schüler bist, so würde ich mir kein Gewissen daraus machen, dich zu tödten, was auch daraus entstehen möchte... Du hast jetzt die Wahl zwischen zwei Wegen: entweder du gehst, läßt dich fern von hier nieder und schwörst mir, daß ich nie wieder von dir werde sprechen

hören; dann will ich dir zur Bestreitung deiner Bedürfnisse so viel Geld geben, als du wünschest; oder du bleibst trotz Allem hier; dann aber sage ich dir im voraus, daß du Gefahr läufst, Gut und Leben zu verlieren. Wähle also!" Zirjâb zauderte nicht über die zu treffende Wahl: er verließ Bagdad, nachdem er das Geld angenommen, was Ischâk ihm angeboten. Nach einiger Zeit befahl der Khalif Ischâk abermals, ihm seinen Schüler zu bringen. „Ich bedauere, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann," antwortete ihm der Musiker; „der junge Mann ist besessen; er gibt vor, daß Geister mit ihm sprechen und ihm die Melodien eingeben, welche er componirt; er ist so stolz auf sein Talent, daß er glaubt, nicht seines Gleichen auf der Welt zu haben. Da du ihn weder belohnt noch wieder vor dich gelassen hast, glaubt er, daß du seine Anlagen nicht genügend schätzest und ist im Zorn darüber entwichen. Ich weiß nicht, wo er sich jetzt aufhält; aber danke dem Ewigen dafür, daß dieser Mensch fort ist, o Herr! denn er hatte Anfälle von Wahnsinn, und in solchen Augenblicken war es schrecklich, ihn zu sehen." Obgleich der Khalif das Verschwinden des jungen Musikers sehr bedauerte, gab er sich doch mit den Gründen zufrieden, welche Ischâk ihm angegeben. Es war einige Wahrheit in den Worten des alten Meisters: Zirjâb glaubte im Schlaf öfters wirklich Geister singen zu hören. Dann fuhr er in die Höhe, erwachte und sprang aus seinem Bette, rief Ghazlân und Honaida, zwei junge Mädchen seines Serails, ließ sie ihre Lauten nehmen, lehrte sie die Arie, welche er eben während seines Schlafes gehört, und schrieb selbst die Worte dazu. Tollheit war dies indeß durchaus nicht, das wußte Ischâk sehr wohl, und welcher wahre Künstler, möge er an Geister glauben oder nicht, hat nicht solche Augenblicke erlebt, in denen er sich unter dem Einfluß einer unerklärbaren Macht befand, die ihm wie übernatürlich erschien?

Zirjâb ging, sein Heil im Westen zu versuchen. In Afrika angekommen, schrieb er an Chacam, den Sultan von Spanien, und bat ihn um die Erlaubniß, sich an seinem Hofe niederzulassen. Der Fürst war so entzückt über diesen Brief, daß er den Musiker in seiner Antwort dringend bat, sofort nach Cordova zu kommen, und ihm einen beträchtlichen Gehalt versprach. Zirjâb fuhr also mit seinen Frauen und Kindern über die Meerenge von Gibraltar; aber kaum hatte er sich in Algeziras eingeschifft, da erfuhr er, Chacam sei soeben gestorben. Höchst niedergeschlagen und enttäuscht durch diese Nachricht, war er schon im Begriff, nach Afrika zurückzukehren, als der jüdische Musiker Mançûr, welchen Chacam ihm entgegengeschickt hatte, ihn von diesem

Vorsatz wieder abbrachte und ihm sagte, daß Abderrachmân II. nicht weniger die Musik liebe als sein Vater und daß er gewiß die Künstler mit nicht weniger Großmuth belohnen werde als jener. Der Erfolg bewies, daß er sich nicht geirrt hatte. Abderrachmân, von der Ankunft Zirjâb's unterrichtet, schrieb an ihn und lud ihn ein, an seinen Hof zu kommen; zugleich befahl er den Statthaltern, ihn mit der größten Rücksicht zu behandeln und ließ ihm durch einen seiner vornehmsten Eunuchen Maulesel und andere Geschenke überbringen. In Cordova angekommen, wurde Zirjâb ein prachtvolles Wohnhaus angewiesen. Der Sultan gewährte ihm drei Tage, um sich von der Ermüdung der Reise zu erholen; nach Ablauf dieser Zeit lud er ihn ein, sich in den Palast zu begeben. Er begann die Unterhaltung damit, daß er ihn mit den Bedingungen bekannt machte, unter welchen er ihn in Cordova behalten wolle. Diese waren glänzend: Zirjâb sollte einen regelmäßigen Gehalt von zweihundert Goldstücken monatlich beziehen und vier Gnadengeschenke jährlich, nämlich tausend Goldstücke bei Gelegenheit der zwei großen moslimischen Feste, fünfhundert zu Johannis und fünfhundert am Neujahrstage; außerdem sollte er jährlich zweihundert Sester Gerste und hundert Sester Weizen erhalten; endlich noch die Nutznießung einer gewissen Anzahl Häuser, Felder und Gärten, welche zusammen ein Capital von viertausend Goldstücken repräsentirten. Erst nachdem er dem Musiker ein so schönes Einkommen zugesichert, bat Abderrachmân ihn zu singen, und als Zirjâb diesen Wunsch befriedigt, war der Herrscher dermaßen von seinem Talent entzückt, daß er keinen anderen Sänger mehr hören wollte. Er lebte in der größten Vertrautheit mit ihm, er unterhielt sich gern mit ihm über Geschichte, Poesie und alle Arten von Wissenschaften und Künsten; denn dieser außerordentliche Musiker hatte höchst ausgedehnte und vielseitige Kenntnisse. Abgesehen davon, daß er ein ausgezeichneter Dichter war und die Worte und Melodien von zehntausend Liedern auswendig wußte, war er auch in Astronomie und Geographie bewandert, und nichts war unterrichtender, als ihn über die verschiedenen Länder und über die Sitten ihrer Einwohner erzählen zu hören. Aber was bei ihm noch mehr als sein umfassendes Wissen in die Augen fiel, das war sein Geist, sein Geschmack und die Feinheit seiner Manieren. Niemand war wie er geübt in witziger Unterhaltung, niemand besaß in so hohem Grade Gefühl für das Schöne und Kunstsinn, niemand kleidete sich mit so viel Anmuth und Eleganz, niemand verstand es so gut wie er, ein Fest oder ein Gastmahl anzuordnen. Man betrachtete ihn als einen außergewöhnlichen Menschen, als ein Ideal in Allem, was guten Ton betrifft, und in dieser Beziehung wurde er der Gesetz-

geber des arabischen Spanien. Die Neuerungen, welche er schuf, waren kühn und zahllos; er bewirkte einen völligen Umschwung in Sitten und Gebräuchen. Früher hatte man das Haar lang und an der Stirn gescheitelt getragen; man hatte sich bei Tisch goldener oder silberner Gefäße und Tischtücher von Leinen bedient. Jetzt trug man das Haar rund um den Kopf abgeschnitten; die Gefäße waren von Glas, die Tischtücher von Leder: so wollte es Zirjâb. Er schrieb die verschiedene Art der Kleidung vor, welche man zu jeder Jahreszeit tragen solle; er lehrte die spanischen Araber, daß Spargel ein vortreffliches Gemüse seien, wovon sie bis dahin noch nichts wußten; mehrere von ihm erfundenen Gerichte haben seinen Namen behalten; man fing an, sich nach ihm bis in die kleinsten Kleinigkeiten des eleganten Lebens zu richten, und es ist ein in den Annalen der Culturgeschichte beinahe einzig dastehender Glücksfall, daß der Name dieses liebenswürdigen Epicuräers bis auf die letzte Zeit der moslimischen Herrschaft in Spanien ebenso berühmt geblieben ist wie die der ausgezeichneten Gelehrten, großen Dichter, großen Feldherrn, Minister und Fürsten.[1]

Obwohl übrigens Zirjâb einen so großen Einfluß auf Abderrachmân gewonnen hatte und das Volk sich vorzugsweise an ihn wandte, um dem Herrscher seine Wünsche kund zu machen,[2] scheint es doch nicht, daß er sich viel mit Politik befaßt hat. Er verstand das Leben zu gut, um nicht einzusehen, daß vieles Reden über Staatsangelegenheiten, Anzetteln von Verschwörungen, Anknüpfen von Unterhandlungen inmitten fröhlicher Feste nicht zum guten Tone gehören. Darum überließ er all diese Angelegenheiten der Sultanin Tarûb und dem Eunuchen Naçr.[3] Tarûb war ein egoistisches und hartes Weib, ganz für die Intrigue geschaffen und von Goldgier verzehrt. Sie verkaufte nicht ihre Liebe (denn solche Weiber empfinden keine Liebe) sondern ihren Besitz, bald für ein Halsband von fabelhaftem Werthe, bald für Säcke mit Geld, welche ihr Gemahl vor ihre Thüre setzen ließ, wenn sie sich weigerte, ihm zu öffnen.[4] Hart, habsüchtig, schlau, stand sie in vertrautem Umgange mit einem ganz ähnlichgearteten Menschen, dem treulosen und grausamen Naçr. Als Sohn eines Spaniers, der nicht einmal der arabischen Sprache mächtig war,[5]

---

¹) Siehe die Biographie Zirjâb's bei Makkari Bd. II S. 83 f

²) Siehe Khoschanî S. 207.

³) Siehe Makkarî Bd. I S. 225.

⁴) Siehe Makkarî Bd. I S. 224—5; Ibn-Adhârî Bd. II S. 94—5.

⁵) Siehe Khoschanî S. 277.

haßte dieser Eunuch die wahrhaft frommen Christen mit dem ganzen Hasse eines Apostaten.

So sah es am Hofe aus zu dieser Zeit. Das Land aber war weit davon entfernt, ruhig zu sein. In der Provinz Murcia wüthete ein Krieg zwischen den Jemeniten und Ma'additen, der schon sieben Jahre gedauert hatte. Merida war fast immer in Aufruhr; die Christen dieser Stadt hatten sich mit Ludwig dem Frommen in Einverständniß gesetzt,[1] Toledo hatte sich auch empört, und in der Umgegend dieser Stadt tobte ein förmlicher Bauernkrieg.

Wenige Jahre nach dem „Tage der Grube" hatten die Toletaner ihre Unabhängigkeit wieder erlangt und das Schloß des Amrûs zerstört. Um seine Beute wieder an sich zu reißen, hatte Chacam eine neue List angewandt. Indem er Cordova unter dem Vorwande verließ, eine Razzia in Catalonien zu machen, schlug er sein Lager im Districte von Murcia auf; als darauf seine Spione ihm hinterbracht hatten, die Toletaner hielten sich für so wenig bedroht, daß sie sogar während der Nacht die Thore ihrer Stadt nicht schlössen, stand er plötzlich vor einem der Thore und machte sich, da er dasselbe offen fand, ohne Schwertstreich zum Herrn der Stadt. Darauf ließ er alle Häuser in dem hochgelegenen Stadttheile verbrennen,[2] darunter das Haus eines jungen Renegaten Namens Hâschim. Dieser kam von Allem entblößt nach Cordova. Um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ergriff er das Schmiedehandwerk. Brennend vor Verlangen, die eigene Beschimpfung und die seiner Mitbürger zu rächen, machte er mit den Arbeitern von Toledo ein Complott und verließ Cordova, um sich von neuem an seinen Geburtsort zu begeben, wo er sich an die Spitze der Bevölkerung stellte und mit ihr die Soldaten und Anhänger Abderrachmân's II. verjagte (829). Darauf begann Hâschim das Land mit seiner Bande zu durchziehen, die Dörfer, welche von Arabern und Berbern bewohnt waren, plündernd und brandschatzend. Mit jedem Tage wurde diese Bande furchtbarer; Arbeiter, Bauern, Sklaven, Abenteurer aller Art liefen in Menge von allen Seiten herbei, um sich ihr anzuschließen. Auf Abderrachmân's Befehl ließ der Statthalter der Grenzprovinz, Mohammed Ibn-Wasîm, Truppen gegen diese Räuber marschiren; allein sie wurden zur Rückkehr gezwungen, und der „Schmied" konnte ein ganzes Jahr lang unbestraft seine Verwüstungen fortsetzen. End-

[1]) Siehe den Brief Ludwigs des Frommen an die Christen von Merida in Esp. sagr. Bd. XIII S. 416.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 76, 85; Nowairî S. 459.

lich ergriff der Statthalter, welcher Verstärkung erhalten und den der Sultan wegen seiner Unthätigkeit mit harten Vorwürfen überhäuft hatte, die Offensive, und dieses Mal mit besserem Glück. Nach einem Kampfe, welcher mehrere Tage dauerte, ward die Bande, die ihren Häuptling verloren hatte, zersprengt.[1]

Toledo war indessen nicht unterworfen. Im Jahre 834 ließ der Sultan die Stadt durch den Prinzen Omaija belagern; aber die Toletaner wiesen den Angriff desselben siegreich zurück, so daß Omaija, nachdem er die umliegende Landschaft verheert hatte, die Belagerung aufheben und nach Cordova zurückkehren mußte. Als die Toletaner die Armee abziehen sahen, beschlossen sie, sie auf dem Rückzuge zu beunruhigen; aber Omaija hatte in Calatrava eine Truppenabtheilung gelassen, von dem Renegaten Maisara geführt. Als dieser Befehlshaber die Absichten der Toletaner erfuhr, legte er sich in einen Hinterhalt. Unerwartet angegriffen, erlitten die Toletaner eine entsetzliche Niederlage. Ihrer Gewohnheit zufolge, brachten die Soldaten Maisara's ihrem Führer die Köpfe der in dem Handgemenge getödteten Feinde; aber die Liebe zu seiner Nation war noch nicht im Herzen des Renegaten erstickt. Beim Anblick dieser verstümmelten Köpfe erwachten seine patriotischen Gefühle von neuem mit Macht; er warf sich bitter vor, sich den Unterdrückern seines Vaterlandes ergeben zu haben, und starb wenige Tage darauf vor Scham und Schmerz.

Dennoch, wiewohl der Sultan der Stadt Toledo von Zeit zu Zeit Schaden zufügen konnte, vermochte er nicht, sie zu unterwerfen, so lange Eintracht in ihr herrschte. Wir wissen nicht, was in der Stadt vorgefallen war, aber was sich später ereignete, läßt uns muthmaßen, daß ein Zwist unter den Renegaten und den Christen ausbrach. Ein toletanischer Führer, Ibn-Mohâdschir, wie es scheint ein Renegat, verließ Toledo mit seinen Anhängern und kam zum Befehlshaber von Calatrava, um ihm seine Dienste anzubieten (836); dieser nahm seinen Vorschlag bereitwillig an. Nach den Rathschlägen des Emigranten faßte man den Entschluß, die Stadt einzuschließen und auszuhungern, und der Prinz Walîd, ein Bruder des Sultans, wurde mit der Leitung der Belagerung beauftragt. Diese Belagerung hatte schon ein Jahr lang gedauert, und die Hungersnoth große Verwüstungen in der Stadt angerichtet, als ein Parlamentär, von dem arabischen Befehlshaber abgesandt, erschien, um den Toletanern zu rathen,

[1]) Nowairi S. 458; Ibn-Adhârî Bd. II S. 85, 86; Ibn-Khaldûn fol 7 v.

daß sie sich ergäben, da sie jedenfalls bald gezwungen sein würden, es zu thun, und es besser sei, den Augenblick zu benutzen, wo sie noch hoffen könnten, günstigere Bedingungen zu erhalten. Die Toletaner weigerten sich. Zu ihrem Unglück war der Parlamentär nicht nur Zeuge ihres Muthes sondern auch ihrer traurigen Lage und ihrer Schwäche. Er überredete, als er wieder zurückgekehrt war, seinen Feldherrn, einen heftigen Sturmangriff zu unternehmen. Walîd that es, und Toledo wurde im Sturm genommen, nachdem es während etwa acht Jahren vollständige Unabhängigkeit genossen hatte (16. Juni 837). Die Chronisten berichten uns nicht, wie der Sultan die Einwohner der Stadt behandelte; sie sagen nur, daß Abderrachmân sich Geiseln geben und das Schloß des Amrûs wieder aufbauen ließ.[1]

In den letzten Jahren der Regierung Abderrachmân's versuchten die Christen von Cordova eine Revolte von beispielloser Art. Auf diese lenken wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser. Die lateinischen Schriftsteller des neunten Jahrhunderts geben uns viele Andeutungen nicht nur über diese Revolution, sondern auch über die Lebensweise, die Empfindungen und Vorstellungen der Christen von Cordova, und wir werden uns befleißigen, die höchst interessanten Einzelnheiten, welche sie uns berichten, getreu wiederzuerzählen.

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 86, 87; Nowairi S. 458—9; Ibn-Khaldûn fol. 7 v., 8 r.

VI.

Ein großer Theil der Christen in Cordova, und zwar der aufgeklärteste, beklagte sich über sein Schicksal nicht; man verfolgte sie nicht, man erlaubte ihnen freie Uebung ihrer Religion, und das genügte ihnen.[1] Mehrere unter ihnen dienten in der Armee; andere hatten einträgliche Aemter bei Hofe oder in den Palästen der reichen arabischen Großen.[2] Sie ahmten ihren Herren in allen Dingen nach: der eine hielt einen Harem,[3] ein anderer ergab sich jenem verabscheuenswerthen Laster, welches leider in orientalischen Ländern sehr häufig ist.[4] Bezaubert vom Glanze der arabischen Literatur, hatten die Männer von Geschmack angefangen, die lateinische Literatur zu verachten, und schrieben in der Sprache der Sieger. Ein Schriftsteller dieser Zeit, der ein besserer Patriot war als die meisten seiner Mitbürger, beklagt sich bitter darüber. „Meine Religionsgenossen", sagt er, „lesen gern die Geschichte und Romane der Araber;[5] sie studieren

---

[1]) **Eulogius**, Memoriale Sanctorum S. 248; **Alvarus**, Indic. lumin. S. 225.

[2]) **Eulogius**, Mem. Sanct. l. II c. 2, 3; l. III c. 1; **Alvarus**, Indic. lumin. S. 225, 273.

[3]) **Samson**, Apolog. l. II c. 6.

[4]) Derselbe a. a. O. l. II c. 2, 6.

[5]) Das Manuscript Alvars (S. 273 in der Ausgabe von Florez) hat: „Et dum eorum versibus et fabellis mile suis delectamus." Statt mile liest Florez mille, ohne zu bemerken, daß Alvar in diesem Falle eorum geschrieben haben würde, nicht suis. Es ist Milesiis zu lesen.

die Schriften der moslimischen Theologen und Philosophen, nicht um sie zu widerlegen, sondern um sich eine correcte und elegante arabische Schreibart anzugewöhnen. Wo kann man heutigen Tages einen Laien finden, welcher die lateinischen Commentare über die heiligen Schriften noch liest? Wer ist wohl unter ihnen, der die Evangelien, die Propheten, die Apostel studiert? Wehe, all die jungen Christen, welche sich durch Talent auszeichnen, kennen nur die arabische Sprache und Literatur; sie lesen und studieren mit dem größten Eifer die arabischen Bücher; sie sammeln sich mit großen Kosten umfangreiche Bibliotheken und verkünden überall, daß diese Literatur bewundernswerth sei. Sprecht ihr ihnen aber von christlichen Büchern: so werden sie euch mit Verachtung sagen, daß diese Bücher ihrer Aufmerksamkeit ganz unwerth seien. O, der Trauer! die Christen haben ihre eigene Sprache vergessen, und unter tausenden findet man bei ihnen keinen einzigen, der correct einen lateinischen Brief an einen Freund schreiben könnte. Aber wenn sichs darum handelt, arabisch zu schreiben, da werdet ihr eine Menge Personen finden, welche sich in dieser Sprache mit großer Eleganz ausdrücken, und werdet sehen, daß sie Gedichte machen, welche vom künstlerischen Gesichtspunkte aus selbst denen der Araber vorzuziehen sind."[1] Uebrigens liegt in dieser Vorliebe für die arabische Literatur und in dieser beinahe allgemeinen Vernachlässigung der lateinischen nichts, was uns sehr überraschen könnte. Man besaß zu Cordova nicht mehr die Werke der großen Dichter des Alterthums;[2] die theologischen Bücher hatten wenig Anziehendes für Weltmenschen, und die gleichzeitige Literatur trug entschiedene Merkmale von außerordentlich großem Verfall an sich. Man dichtete noch lateinische Verse, aber da man die Regeln der Quantität vergessen hatte,[3] waren es gereimte Verse, „rhythmische" Verse genannt,[4] in welchen man nur auf den Accent achtete, und die außerdem in einem anspruchsvollen und zugleich nachlässigen Stil geschrieben waren.

Mehr als halb arabisirt, fanden sich also die Christen von Cordova sehr leicht in die fremde Herrschaft. Aber es gab Ausnahmen von dieser Regel. Das Gefühl für nationale Würde und die Selbst-

---

[1]) Alvarus, Indic. lumin. S. 274, 275.

[2]) Für die Cordovaner waren Virgils Aeneide, die Satiren des Horaz und Juvenals, welche Eulogius ihnen im Jahre 848 von Navarra brachte, Neuigkeiten. Siehe Alvarus, Vita Eulogii c. 9.

[3]) Alvarus, Vita Eulogii c. 4.

[4]) Alvarus, Vita Eulogii c. 2. Vergl. Sharon Turner, History of the Anglo-Saxons Bd. III S. 655.

achtung war noch nicht in allen Herzen erloschen. Einige edelmüthige Geister, welche es verachteten, sich mittelst Unverschämtheit oder Gewandtheit in die Paläste der Großen zu drängen und dort heimisch zu machen, bebten vor Unwillen bei dem Gedanken, daß ihre Geburtsstadt, welche noch mit Stolz ihren alten Beinamen Patricia trug, jetzt die Residenz eines Sultans geworden war;[1] sie beneideten das Glück der kleinen Staaten im Norden Spaniens, welche zwar einen fortwährenden Krieg zu ertragen hatten, aber, frei vom arabischen Joch, wenigstens von christlichen Fürsten regiert wurden.[2] Diesem patriotischen Kummer gesellten sich noch sehr handgreifliche Leiden bei. Die Sultane gaben von Zeit zu Zeit Befehle, welche den Stolz und die religiöse Ueberzeugung der Christen aufs tiefste verwunden mußten. So hatten sie die Beschneidung für sie obligatorisch erklärt wie für die Moslim's.[3] Besonders unzufrieden aber waren die Priester. Sie hegten gegen die Moslim's einen instinctiven Haß, und dieser war um so stärker, als sie völlig falsche Vorstellungen über Mohammed und die Lehrsätze, welche er gepredigt hatte, hegten. Da sie mitten unter den Arabern lebten, wäre ihnen nichts leichter gewesen, als sich über diesen Gegenstand zu unterrichten; aber sie weigerten sich hartnäckig, an den Quellen zu schöpfen, die ihnen zugänglich waren, und wiederholten lieber gläubig all jene unsinnigen Fabeln, die man anderwärts über den Propheten von Mekka verbreitete. Nicht in den arabischen Schriften schöpft zum Beispiel Eulogius, einer der unterrichtetsten Priester dieser Zeit, der ohne Zweifel mit dem Arabischen vertraut genug war, um ein in dieser Sprache verfaßtes historisches Werk lesen zu können, Nachrichten über das Leben Mohammed's; nein, er nimmt dazu einen lateinischen Codex, welchen der Zufall ihm in einem Kloster von Pampelona in die Hände gespielt hat. Darin las man unter Anderem, daß, als Mohammed sein Ende herannahen fühlte, er prophezeit habe, Engel würden am dritten Tage nach seinem Tode kommen, ihn aufzuerwecken. Darum wachten, als Mohammed's Seele „zur Hölle hinabgefahren war", seine Schüler aufmerksam bei dem Leichnam in Erwartung des Wunders; aber als sie am Ende des dritten Tages die Engel nicht kommen sahen und sich einbildeten, ihre Gegenwart beim Leichnam, welcher schon Verwesung ausströmte, möchte sie ver-

---

[1]) Isidor von Beja c. 36; Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1; Apolog. martyrum S. 314.

[2]) Eulogius, Epistola ad Wiliesindum S. 330.

[3]) Alvarus, Indic. lumin. S. 273; Samson, Apolog. l. II c. 4.

hindern, gingen sie fort. Da kamen anstatt der Engel Hunde[1] und fraßen einen Theil des Leichnams. Was noch zurückblieb, wurde von den Moslim's beerdigt, und um sich an den Hunden zu rächen, beschlossen sie, jedes Jahr, eine große Anzahl dieser Thiere zu tödten... „Da haben wir", ruft Eulogius aus, „da haben wir die Wunder des Propheten der Moslim's!"[2] Die Lehrsätze Mohammed's kannte man nicht besser. Daß Priester, die mit ascetischen Ideen genährt waren, und denen es nicht erlaubt war, Liebe für ein Weib zu empfinden, über die Vielweiberei, die er autorisirte, sich entsetzten, und besonders über seine Vorstellungen vom himmlischen Paradies mit seinen schönen Jungfrauen,[3] war nur zu natürlich; aber auffallend ist, daß sie sich einbildeten, Mohammed habe gerade das Entgegengesetzte von dem gepredigt, was Christus gelehrt. „Dieser Gegner unsers Heilandes", sagt Alvar, „hat den sechsten Tag der Woche (welcher wegen des Leidens unsers Herrn ein Tag der Trauer und des Fastens sein soll) dem Wohlleben und der Ausschweifung geweiht. Christus hat seinen Jüngern die Keuschheit gepredigt; jener hat den seinigen rohe Vergnügungen, unreine Wollust, Blutschande gepredigt. Christus hat die Ehe gepredigt; jener Ehebruch. Christus hat Nüchternheit und Fasten anempfohlen; jener Feste und Tafelfreuden."[4] „Christus," sagt ferner Alvar — und es möchte schwer sein im Neuen Testament die Worte zu finden, welche er dem Herrn hier unterlegt — „Christus gebietet, daß man während der Fasttage sich von seiner rechtmäßigen Gattin fern halte; er im Gegentheil widmet all diese Tage den fleischlichen Vergnügungen."[5] Wäre Alvar von Dem, was sich damals bei Hofe begab, unterrichtet gewesen, so würde er gewußt haben, daß Jachjâ dem Sultan Abderrachmân II. eine harte Buße auferlegt hatte, als dieser Herrscher die Anordnung Mohammed's über die Enthaltung der Frauen während des Fastenmonats übertreten hatte.[6]

So machten die Priester sich eine vollkommen falsche Vorstellung von der moslimischen Religion. Diejenigen ihrer Religionsgenossen, welche sie besser kannten, konnten ihnen noch so oft sagen, daß Mohammed eine reine Religion gepredigt habe,[7] es war verlorene Mühe,

---

[1]) Vice angelicâ canes ingressi.
[2]) Apolog. martyrum S. 312, 313.
[3]) Alvarus, Indic. lumin. S. 252, 253.
[4]) Indic. lumin. S. 270.
[5]) S. 271.
[6]) Siehe Ibn-Khallicân Heft X S. 20 ed. Wüstenfeld.
[7]) Eulogius, Apolog. martyrum S. 311.

und die Männer der Kirche fuhren fort, den Islam mit dem römischen Heidenthum in Eine Linie zu stellen, ihn als einen vom Teufel erfundenen Götzendienst zu betrachten.[1] Aber nicht in der moslimischen Religion muß man das Hauptmotiv ihrer Abneigung suchen, sondern im Charakter der Araber. Dieses Volk, welches mit Offenherzigkeit und Fröhlichkeit raffinirte Sinnlichkeit verband, mußte den Priestern, welche dauernde und gänzliche Zurückgezogenheit, vollständige Entsagung und schwere Büßungen liebten, einen tiefen und unüberwindlichen Widerwillen einflößen. Namentlich hatten die Priester unter immerwährenden Widerwärtigkeiten zu leiden. Wenn die Moslim's der höheren Classen zu aufgeklärt waren und zu gute Politiker, um die Christen wegen ihrer Religion zu kränken, so war doch das Volk, wie überall, unduldsam. Wenn es einen Priester auf der Straße sah, schrie es: „Seht den Narren!" und sang ein Lied, dessen Inhalt ein höhnendes Lob des Kreuzes war, während die Knaben Steine und Scherben dem Priester an den Kopf warfen. Bei Beerdigungen hörten die Priester ausrufen: „Allâh habe kein Erbarmen für sie!" und zu gleicher Zeit regnete es Koth und Kieselsteine auf den Leichenzug. Wenn die Glocken der Kirchen zu den vorgeschriebenen Stunden läuteten, sagten die Moslim's mit Kopfschütteln: „Welch ein einfältiges und unglückliches Volk, das sich von seinen Priestern täuschen läßt! Welche Thorheit, an die Lügen zu glauben, welche sie verbreiten! Möge Allâh diese Betrüger verdammen!" Für viele Moslim's waren die Christen oder wenigstens ihre Priester ein Gegenstand des Abscheus; wenn sie mit ihnen zu reden hatten, hielten sie sich in gewisser Entfernung von ihnen, um nicht an ihre Kleider zu streifen.[2] Und dabei erinnerten sich diese Unglücklichen, die Anderen Schauder einflößten, die man als unrein betrachtete, deren Berührung man wie die eines Pestkranken fürchtete und die Jesu Worte an seine Jünger erfüllt sahen, als er ihnen sagte: „Man wird euch hassen um meines Namens willen" — sie erinnerten sich sehr gut der Zeit, da die christliche Religion im Lande geherrscht hatte, da prächtige Dome sich aller Orten erhoben und ihr Stand der mächtigste Stand im Staate war.[3]

In ihrem Stolz gekränkt, verbittert durch die erlittenen Beschimpfungen und von einem fieberhaften Thätigkeits-Drange getrieben,

---

1) Eulogius und Alvar a. v. St.

2) Eulogius, Memor. Sanct. S. 247; Alvarus, Indic. lumin. S. 229, 230.

3) Eulogius, Memor. Sanct. S. 250 Ende.



begnügten sich die Priester, die Mönche und die kleine Anzahl Laien, die so dachten wie sie, nicht damit, im Stillen zu leiden, fruchtlose Gelübde zu machen, sich im Zorne zu verzehren. Hätten diese eifrigen und leidenschaftlichen Männer in Städten gelebt, welche entfernt genug vom Mittelpunkt der moslimischen Herrschaft lagen, um die Fahne des Aufruhrs mit Erfolg aufpflanzen zu können, so würden sie Soldaten geworden sein; in den Gebirgen hätten sie das unabhängige Leben von Freibeutern und Banditen geführt, und als Soldaten in Toledo oder als Guerillas in der Sierra von Malaga, hätten sie gegen die Moslim's einen Krieg auf Leben und Tod geführt: in der Residenz aber des Sultans, wo ein bewaffneter Aufstand unmöglich war, wurden sie zu Märtyrern.

Um sich der Beleidigungen des Pöbels zu entledigen, verließen die Priester ihre Wohnungen nur im äußersten Nothfall.[1] Oft auch stellten sie sich krank und blieben den ganzen Tag im Bett, um von der Kopfsteuer befreit zu sein, die am Ende jedes Monats eingefordert wurde.[2] Und da sie sich auf diese Weise auf lange Zeit zurückgezogen hielten, sich überhaupt zu einem einsiedlerischen Leben der Beschaulichkeit und der geistigen Sammlung verurtheilten, häuften sie in der Stille und mit einer Art Wollust Haß auf Haß; es machte sie glücklich, von Tag zu Tag bitterer hassen zu können und ihr Gedächtniß mit neuen Anlässen zum Kummer zu beschweren. Nach Sonnenuntergang standen sie auf. Dann fingen sie an zu lesen, in der feierlichen und geheimnißvollen Stille der Nacht beim dämmrigen Schein der flackernden Lampe;[3] sie lasen gewisse Stellen der Bibel, besonders das zehnte Capitel St. Matthäi, die Kirchenväter und das „Leben der Heiligen", dies waren ungefähr die einzigen Bücher, die sie kannten. Sie lasen, daß Christus gesagt habe: „Gehet hin und lehret alle Völker. Was ich euch im Finstern sage, saget bei Tageslicht; was ich euch ins Ohr sage, predigt auf den Dächern der Häuser. Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Ihr werdet vor Gewalthaber geführt werden und vor Könige, um meinetwillen, um vor ihnen Zeugniß über mich abzulegen. Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch vielmehr vor Dem, welcher Leib und Seele verderben kann in die Gehenna![4]" Sie

---

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 247.
[2]) Leovigildus, De Habitu Clericorum (Esp. sagr. Bd. XI S. 523).
[3]) Leovigild a. a. O.
[4]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 240.

lasen ferner in den Schriften der Kirchenväter, daß Diejenigen vor Allen in die Seligkeit der Auserwählten eingehen würden, welche auch da, wo es keine Sünde wäre, sich zu verbergen, sich freiwillig dem Märtyrerthum darböten.[1] Aber was hauptsächlich die krankhafte Einbildungskraft der Priester entflammte, war das Beispiel jener heiligen Männer, welche von der Verfolgung der Heiden betroffen, weit davon entfernt gewesen waren, das Martyrium zu vermeiden, sondern vielmehr nach diesem heiligen Tode eifrig gestrebt hatten.[2] Da sie in unablässiger Bewunderung dieser Glaubenshelden lebten, fühlten sie ihre Seele zittern im stürmischen Drange, ihnen nachzueifern. Es that ihnen leid, wenn sie nicht verfolgt waren, sie riefen mit tausend Gelübden die Gelegenheit herbei zur Ausübung einer großen Glaubensthat, wie viele andere treue Diener Gottes sie in den ersten Zeiten der Kirche verrichtet hatten.

Diese begeisterte und fanatische Partei gehorchte der Leitung zweier merkwürdigen Männer. Es waren der Priester Eulogius und der Laie Alvar.

Eulogius gehörte einer alten Familie von Cordova an, welche sich durch ihre Treue gegen das Christenthum ebenso sehr auszeichnete wie durch ihren Haß gegen die Moslim's. Sein Großvater, welcher ebenfalls Eulogius hieß, hatte die Gewohnheit, wenn er die Muezzin's von den Minarets herab die Stunde des Gebetes ausrufen hörte, das Zeichen des Kreuzes zu schlagen und die Worte des Psalmisten zu sprechen: „O Gott! bleibe nicht still und schweige nicht! denn siehe deine Feinde stehen auf, und die dich hassen heben ihr Haupt empor!"[3] Indessen wie groß auch die Abneigung dieser Familie gegen die Moslim's war, so trat doch Joseph, der jüngste von den drei Brüdern Eulogs als Beamter in den Dienst des Sultans. Seine beiden anderen Brüder waren Kaufleute;[4] eine seiner Schwestern, Anulo, nahm den Schleier, und Eulogius selbst wurde schon früh für die Kirche bestimmt. Von den Priestern der Kirche St. Zoyli erzogen, lernte er Tag und Nacht mit solchem Fleiß, daß er bald nicht nur seine Mitschüler sondern auch seine Lehrer überflügelte. Nun brannte er vor Verlangen, auch noch zu lernen, was jene ihn nicht lehren konnten; allein da er fürchtete, sie möchten sich beleidigt fühlen, wenn er ihnen

1) Eulogius S. 249.
2) Eulogius a. a. O.
3) Eulogius, Apolog. martyr. S. 313.
4) Siehe Eulogius, Epist. ad Wiliesindum.

sein geheimes Streben kund thäte, so sagte er ihnen nichts davon; verstohlen ging er aus, und ohne daß sie es wußten, wohnte er den Lehrstunden der berühmtesten Lehrer in Cordova bei, besonders denen des beredten Abtes Spera-in-deo,[1] der eine Widerlegung der moslimischen Lehre[2] und das Martyrium zweier Männer, die im Anfang der Regierung Abderrachmân's II. enthauptet wurden, beschrieben hat.[3] Dieser eifrige Gelehrte hatte den größten Einfluß auf das Gemüth des jungen Eulogius; er war es, der ihm jenen düsteren und wilden Haß gegen die Moslim's eingab, durch den er sich sein ganzes Leben lang auszeichnete. Im Hörsaal Speraindeo's war es auch, wo Eulogius die Bekanntschaft Alvars machte, eines edlen und reichen jungen Mannes von Cordova, der, obwohl er nicht für die Kirche bestimmt war, fleißig die Vorlesungen des berühmten Abtes, dessen Ansichten er theilte, besuchte. Eulogius und Alvar waren dazu geschaffen, einander zu lieben; bald war eine enge Freundschaft zwischen ihnen entstanden, und in der Biographie seines Freundes, die Alvar in vorgerücktem Alter schrieb, hält er sich mit Wohlgefallen bei dem Zeitraum auf, als er und sein Mitschüler sich ewige Freundschaft gelobten, als sie an den Lippen des großen Lehrers hingen, auf den ganz Bätica stolz war, und als es ihre liebste Beschäftigung war, ganze Bände von Briefen und Versen zu schreiben; Bände, welche sie später trotz der theuren Erinnerung, die daran hing, vernichteten, aus Furcht, die Nachwelt möchte sie nach diesen schwachen Erzeugnissen ihrer begeisterten Jugend beurtheilen.[4]

Zuerst Diacon, dann Priester an der Kirche St. Zoyli, erwarb Eulogius sich durch seine Tugenden das Wohlwollen Aller, die ihn kannten. Er besuchte mit besonderer Vorliebe die Klöster und übte auf sie bald einen großen Einfluß aus; er steigerte seine Frömmigkeit bis zu einer so hohen Begeisterung, daß er seinen Körper durch Fasten und Nachtwachen kasteite und von Gott es sich als eine besondere Gnade erflehte, ihn von einem Leben zu befreien, welches ihm zur Last war, und ihn in die Seligkeit der Auserwählten eingehen zu lassen.[5]

Doch ward dieses so strenge Leben von einem Strahl der Liebe

---

[1]) Alvarus, Vita Eulogii c. 2.

[2]) Eulogius citirt ein Bruchstück dieses Buches in seinem Memor. Sanct. S. 241, 242.

[3]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 267.

[4]) Alvarus, Vita Eulogii c. 2.

[5]) Alvarus, Vita Eulogii c. 3.

erleuchtet; aber diese Liebe war so keusch, so rein in ihrer heiligen Unschuld, daß Eulogius selbst sich keine Rechenschaft davon gab, und ohne sich ihrer bewußt zu sein, bekennt er sie mit liebenswürdiger Offenheit.

Damals lebte in Cordova ein sehr schönes junges Mädchen, Namens Flora, deren Gemüthsart mit der Eulogs wunderbare Verwandtschaft hatte. Aus gemischter Ehe geboren, galt sie für eine Moslimin; da sie aber ihren Vater in zartester Kindheit verloren hatte, erzog ihre Mutter sie im Christenthum. Diese fromme Frau hatte ein lebendiges Gefühl für alles Heilige in ihr geweckt; aber Flora's Bruder, ein eifriger Moslim, belauerte alle Schritte der Schwester, so daß sie nur selten zur Messe gehen konnte. Dieser Zwang war ihr drückend; sie überlegte bei sich selbst, ob sie nicht darin sündige, daß sie sich als Moslimin gelten ließ; hatte sie denn nicht in ihrer theuren Bibel gelesen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater"? Da sie stark und muthig, stolz und unerschrocken war, eignete sich ihr Wesen wohl zu einem unbeugsamen Widerstande; sie hatte einen energischen, unternehmenden Charakter, der zu den höchsten Entschlüssen befähigt war. Sie traf also bald ihre Entscheidung. Ohne Wissen ihres Bruders verließ sie das elterliche Haus, begleitet von ihrer Schwester Baldegoto, welche ihre Gesinnung theilte. Die beiden jungen Mädchen wollten sich unter den Christen verbergen. Vergebens suchte ihr Bruder sie in allen Klöstern; vergebens ließ er Priester, die er im Verdacht hatte, daß sie Flora versteckt hielten, ins Gefängniß werfen; endlich kehrte Flora, weil sie nicht wollte, daß um ihretwillen Christen verfolgt würden, freiwillig nach Hause zurück und trat vor ihren Bruder: „Du suchst mich, sagte sie zu ihm, du verfolgst um meinetwillen das Volk Gottes; sieh mich hier! Ich komme zu dir, damit ich dir laut verkünde (und ich bin stolz darauf): ja, deine Vermuthungen sind gegründet; ja, ich bin eine Christin. Versuche, wenn du es wagst, mich durch Strafen von Christus zu trennen: ich werde sie alle zu ertragen wissen!" — „Unglückliche!" schrie ihr Bruder, „weißt du denn nicht, daß unser Gesetz über die Abtrünnigen die Todesstrafe verhängt?" — „Ich weiß es," erwiderte Flora; „aber auf dem Richtplatz werde ich mit nicht weniger Festigkeit sagen: Jesus, mein Herr, mein Gott, von Liebe gegen dich erfüllt, sterbe ich glücklich!" Wüthend über diese Hartnäckigkeit, hatte der Moslim die Grausamkeit, seine Schwester zu schlagen; aber Flora war ein so seltenes, so vollkommenes Wesen, daß selbst der körperliche Schmerz ihr nichts anhaben konnte; daher wollte

der Bruder, als er sah, daß seine Rohheit zu nichts führte, versuchen, sie durch Sanftmuth zu gewinnen. Als auch dies ihm nicht gelang, führte er sie vor den Kadi und sprach zu ihm: „Richter, hier ist meine Schwester, welche früher unsere heilige Religion mit mir geehrt und ausgeübt hatte, bis die Christen sie verführt, ihr Verachtung gegen unseren Propheten eingeflößt und sie zu dem Glauben gebracht haben, Christus sei Gott!" — „Ist Das, was dein Bruder gesagt hat, wahr?" fragte der Kadi, zu Flora gewendet. „Was!" entgegnete sie, „du nennst diesen gottlosen Menschen meinen Bruder? Er ist es nicht, ich verleugne ihn! Was er eben gesagt hat, ist nicht wahr. Nein, niemals habe ich mich zum Islam bekannt. Der, den ich von meiner zartesten Kindheit an gekannt und angebetet habe, ist Christus. Er ist mein Gott, und niemals will ich mich einem Anderen verloben als nur ihm!"

Der Kadi hätte Flora zum Tode verdammen können, aber vielleicht von ihrer Jugend und Schönheit gerührt und in der Ueberzeugung, daß eine körperliche Strafe genügen werde, um dieses verirrte Schaf wieder in seine Heerde zurück zu führen, befahl er zwei Häschern, die Arme des jungen Mädchens auszustrecken, und zerfleischte ihren Nacken mit Peitschenhieben. Als er sie darauf halb todt den Händen ihres Bruders übergeben, sprach er zu ihm: „Unterweise sie in unserem Glauben, und wenn sie sich nicht bekehren lassen will, so führe sie wieder zu mir."

Nach Hause zurückgekehrt, ließ der Moslim seine Schwester von den Frauen seines Harems pflegen und verbinden. Aus Furcht, sie möchte ihm ein zweites Mal entfliehen, trug er große Sorgfalt, die Thüren fest verschlossen zu halten; aber da eine sehr hohe Mauer alle Gebäude, aus denen seine Wohnung bestand, umgab, hielt er es für unnöthig, andere Vorsichtsmaßregeln anzuwenden. Er vergaß, daß ein so muthiges Mädchen wie Flora sich durch kein Hinderniß aufhalten läßt. Als nach wenigen Tagen ihre Wunden kaum geheilt waren, fühlte sie sich stark genug, um einen Fluchtversuch zu wagen. Unter dem Schutze der Nacht klomm sie auf das Dach eines Gebäudes, das sich im Hofe befand; von dort aus überstieg sie mit Leichtigkeit die Mauer, und indem sie sich an derselben hinabgleiten ließ, gelangte sie ohne Unfall auf die Straße. In der Dunkelheit irrte sie aufs Gerathewohl weiter, bis sie das Glück hatte, das Haus eines Christen ihrer Bekanntschaft zu finden. Dort blieb sie einige Zeit verborgen, und da war es, wo Eulogius sie zum ersten Male sah.[1] Die Schön-

[1]) **Eulogius**, Memor. Sanct. S. 265, 266.



heit Flora's, der unwiderstehliche Reiz ihrer Worte und ihres Wesens,[1] ihre romantischen Erlebnisse, ihre unerschütterliche Festigkeit mitten unter Leiden, ihre rührende Frömmigkeit und ihre mystische Begeisterung, alles das übte eine wahrhaft bezaubernde Gewalt auf die Einbildungskraft des jungen Priesters, die so gewöhnt war, sich ängstlich in Schranken zu halten. Er faßte für Flora eine begeisterte Freundschaft, eine Art geistlicher Liebe, eine Liebe wie man sie im Reich der Engel kennt, da, wo die Seelen allein im Feuer heiligen Verlangens glühen. Sechs Jahre später erinnerte er sich noch der kleinsten Umstände dieser ersten Begegnung, und diese Erinnerung wurde, anstatt sich abzuschwächen, mit den Jahren immer stärker und lebhafter, wie jene leidenschaftlichen Worte, welche er damals an Flora schrieb, bezeugen: „Du hast, o heilige Schwester, schon vor langer Zeit dich herabgelassen, mir deinen von Ruthenschlägen zerrissenen und seines früheren schönen und reichen Haarschmucks beraubten Nacken zu zeigen. Denn du betrachtetest mich als deinen geistlichen Vater und hieltest mich für ebenso keusch und rein wie du selbst es bist. Leise legte ich meine Hand auf deine Wunden; wie gern hätte ich meine Lippen darauf gedrückt, um sie so zu heilen, aber das wagte ich nicht... Nachdem ich dich verlassen hatte, war ich wie ein Träumender und mußte unaufhörlich seufzen..."[2]

Da sie fürchtete, in Cordova entdeckt zu werden, verließ Flora, von ihrer Schwester Baldegoto begleitet, ihre Vaterstadt. Später werden wir berichten, wo und wie Eulogius sie wiederfand.

[1]) Specie decoris et venustate corporis nimium florens. Derselbe a. a. O.
[2]) Docum. mart. S. 325.

VII.

Während die eifrigen Christen Cordova's sich peinlichen Träumen eines Ehrgeizes hingaben, der im Dunkel genährt und durch Unthätigkeit gereizt worden war, trat ein Ereigniß ein, welches, wo möglich, ihren Haß und ihren Fanatismus noch verdoppelte.

Ein Priester von der Kirche St. Aciscli, Perfectus, war eines Tages in Geschäften seines Haushaltes ausgegangen, als einige Moslim's ihn anredeten; denn er sprach ziemlich gut Arabisch. Bald kam das Gespräch auf die Religion, und die Moslim's befragten Perfectus um seine Ansicht über Mohammed und über Jesus Christus. „Was Christus anbetrifft," gab er zur Antwort, „ist er mein Gott, aber was euren Propheten anbelangt, wage ich nicht zu sagen, was wir Christen von ihm halten; denn wenn ich es thäte, würde ich euch beleidigen und ihr würdet mich dem Kadi ausliefern, der mich dann zum Tode verurtheilen müßte. Indessen wenn ihr mich versichern wollt, daß ich nichts zu fürchten habe, so will ich euch im Vertrauen sagen, was im Evangelium über ihn steht und welches Rufes er bei den Christen genießt." — „Du kannst dich auf uns verlassen," antworteten die Moslim's; „fürchte nichts und sage uns, was deine Religionsgenossen von unserem Propheten denken; wir schwören, dich nicht zu verrathen." — „Nun denn," sprach darauf Perfectus, „im Evangelium liest man: ‚Es werden sich falsche Propheten erheben, welche selbst die Auserwählten in Erstaunen setzen würden, wenn es möglich wäre'. Der größte dieser falschen Propheten ist Mohammed." Da es einmal zum Aussprechen gekommen war, ging Perfectus noch weiter, er brach in Beleidigungen gegen Mohammed aus und nannte ihn einen Knecht des Satans.

Die Moslim's ließen ihn in Frieden fortgehen; aber im Herzen bewahrten sie Groll gegen ihn, und als sie einige Zeit nachher Perfectus kommen sahen und sich nicht mehr durch ihren Schwur gebunden glaubten, riefen sie dem Pöbel zu: „Dieser Unverschämte hier hat in unserer Gegenwart so furchtbare Lästerungen gegen unseren Propheten ausgestoßen, daß selbst der geduldigste von euch seine Kaltblütigkeit verloren haben würde, wenn er sie gehört hätte." Alsbald sah Perfectus sich, als ob er in ein Wespennest gegriffen hätte, von einer wüthenden Menge umgeben, welche sich auf ihn stürzte und ihn mit solcher Schnelligkeit vor den Richterstuhl des Kadi schleppte, daß seine Füße kaum den Boden berührten; so erzählt Eulogius. „Dieser Priester hier," sagten die Moslim's zum Richter, „hat unsern Propheten gelästert. Du weißt viel besser als wir, was für eine Strafe ein solches Verbrechen verdient."

Nachdem er die Zeugen angehört hatte, fragte der Kadi Perfectus, was er zu antworten habe. Der arme Priester, welcher durchaus nicht zu Jenen gehörte, die sich auf die Rolle eines Märtyrers vorbereitet hatten, und welcher an allen Gliedern bebte, glaubte, es sei am besten, wenn er die ihm zur Last gelegte Aeußerung leugnen würde. Das nützte ihm indeß zu nichts; sein Verbrechen war genugsam bewiesen, und der Kadi verurtheilte ihn nach dem Wortlaut des moslimischen Gesetzes als Gotteslästerer zum Tode. Mit Ketten beladen wurde der Priester ins Gefängniß geworfen, wo er bis zu dem Tage bleiben sollte, auf welchen Naçr, der Kämmerer, die Vollstreckung des Urtheils ansetzen würde.

Also war keine Hoffnung mehr für den armen Priester, dieses Opfer einiger verrätherischer Moslim's, deren Schwüren er unvorsichtiger Weise getraut hatte. Aber die Gewißheit seines Todes gab ihm den Muth ein, welcher ihm vor dem Kadi gefehlt hatte. Erbittert durch seine Schwäche in dem Glauben, welcher ihm das Leben kosten sollte, überzeugt, daß ihm nichts das Leben retten, noch seine Strafe verschlimmern könne, gestand er es laut, daß er Mohammed beschimpft habe; er rühmte sich dessen, verfluchte unaufhörlich den falschen Propheten, dessen Lehre und Secte, und bereitete sich vor, als Märtyrer zu sterben. Er betete, fastete, und selten kam der Schlaf in seine Augen. So vergingen Monate. Es schien, als ob Naçr den Priester vergessen habe oder als ob er sich vorgenommen, seine langsame Agonie noch auszudehnen. Die Wahrheit ist, daß Naçr in seiner raffinirten Grausamkeit den Beschluß faßte, die Todesstrafe des Perfectus solle während des Festes vollzogen werden, welches die Moslim's nach

den Fasten des Monats Ramadhân feiern, am ersten Tage des Monats Schauwâl.

In dem Jahre 850 fiel der erste Schauwâl auf einen Frühlingstag (18. April). Von frühester Dämmerung an boten die Straßen Cordova's, welche während der dreißig Fastentage so still und verlassen gewesen waren, ein belebtes und sogar etwas seltsames Schauspiel dar. Kaum waren sie breit genug für die ungeheure Menge, welche sich gegen die Moscheen wälzte. Die Reichen waren mit prachtvollen neuen Gewändern angethan; desgleichen hatten die Sklaven neue Kleider angelegt, welche ihre Herren ihnen gegeben; die Knaben stolzierten in den langen Kleidern ihrer Väter einher. Alle Reitthiere waren in Beschlag genommen, und jedes trug auf seinem Rücken so viele Personen wie nur möglich. Freude malte sich auf allen Gesichtern; Freunde, die einander begegneten, beglückwünschten und umarmten sich. Als die religiöse Feierlichkeit zu Ende war, fingen die Besuche an. Die auserlesensten Gerichte und die besten Weine erwarteten die Besucher überall, und die Thore der Reichen waren von Armen umlagert, welche sich wie eine Schaar gieriger Raben über die Abfälle von den Festmählern her warfen. Selbst für die Frauen, welche während des übrigen Jahres unter dreifachem Verschluß gehalten wurden, war dieser Tag ein Tag der Freude und der Freiheit. Während ihre Väter und Männer tranken und sich betranken, gingen sie durch die Straßen mit Palmenzweigen in der Hand, theilten den Armen Kuchen aus und begaben sich auf die Begräbnißplätze, wo sie unter dem Vorwande, ihre Verstorbenen zu beweinen, viele Intriguen anknüpften.[1]

Am Nachmittage, als unzählige Fahrzeuge mit halbtrunkenen Moslim's angefüllt, den Guadalquivir bedeckten und die Cordovaner sich auf einer großen Ebene jenseits des Flusses versammelt hatten, um, wie sie vorgaben, eine Predigt zu hören, in Wirklichkeit aber, um sich neuen Vergnügungen zu ergeben, wurde es Perfectus angekündigt, daß, nach dem Befehle Naçr's, seine Hinrichtung sogleich statt haben werde. Perfectus wußte, daß die Hinrichtungen auf der selben Ebene statt fanden, auf welcher die lustige Menge in diesem Augenblick versammelt war. Er war bereit sich auf den Richtplatz führen zu lassen; aber der Gedanke, ihn inmitten der Freude und des allgemeinen

---

¹) Siehe Lane, Modern Egyptians Bd. II S. 266—269; Mission historial de Marruecos S. 46; Lyon, Travels in northern Africa S. 108, 109; Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1.

Jubels, zu betreten, der Gedanke, daß der Anblick seiner Todesqual für die Volksmenge eine Unterhaltung, eine Art von Zeitvertreib sein solle, erfüllte ihn mit Schmerz und Wuth. „Ich prophezeie es euch," schrie er, von gerechtem Zorne erfüllt, „dieser Naçr, dieser stolze Mensch, vor dem sich die Häupter der edelsten und ältesten Familien beugen, dieser Mensch, welcher in Spanien eine unumschränkte Macht ausübt, dieser Mensch wird nicht den nächsten Jahrestag dieses Festes erleben, auf das er grausamer Weise meine Hinrichtung verlegte."

Perfectus gab kein Zeichen von Schwäche. Während man ihn zum Richtplatz führte, rief er aus: „Ja, ich habe euren Propheten verwünscht und ich verwünsche ihn noch einmal! Ich verwünsche ihn, diesen Betrüger, diesen Ehebrecher, diesen teuflischen Menschen! Eure Religion ist die des Satans! Die Strafen der Hölle erwarten euch alle!" Während er unaufhörlich diese Worte wiederholte, bestieg er mit festem Tritt die Richtstätte, um welche sich der Pöbel drängte, dieser ebenso fanatische als neugierige Pöbel, der entzückt darüber war, einen Christen hinrichten zu sehen, welcher Mohammed gelästert hatte.

Für die Christen wurde Perfectus zum Heiligen. Den Bischof von Cordova an ihrer Spitze, bestatteten sie seinen Sarg mit vielem Pomp in der Gruft, in welcher die Gebeine des heiligen Acisclus ruhten. Ueberdies machten sie überall bekannt, daß Gott selbst es übernommen habe, den heiligen Mann zu rächen. Den Abend nach seiner Hinrichtung war ein Boot umgeschlagen; von acht Moslim's, welche darin waren, ertranken zwei. Da sagte Eulogius: „Gott hat den Tod seines „Streiters" gerächt. Da unsere grausamen Verfolger Perfectus in den Himmel gesandt haben, hat der Fluß zwei von ihnen verschlungen, um sie der Hölle auszuliefern!" Die Christen hatten noch eine andere Freude: die Prophezeiung des Perfectus wurde erfüllt: noch ehe ein Jahr verflossen war, starb Naçr auf eine ebenso plötzliche wie schreckliche Art.[1]

Der mächtige Eunuch fiel als Opfer seiner eigenen Falschheit. Die Sultanin Tarûb wollte das Erbrecht der Krone ihrem eigenen Sohne Abdallâh sichern zum Nachtheil Mohammed's, des ältesten unter Abderrachmân's II. fünfundvierzig Söhnen, welchen ihm eine andere seiner Frauen, Bochair, geboren hatte; aber so groß auch ihr Einfluß auf ihren Gemahl war, es gelang ihr nicht, ihren Plan durchzusetzen.

---

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1; Alvarus, Indic. lumin. S. 225—227.

Da nahm sie ihre Zuflucht zu Naçr, dessen Haß gegen Mohammed sie kannte, und bat ihn, sie sowohl ihres Gatten als des Sohnes der Bochair zu entledigen. Der Eunuch versprach ihr, es zu ihrer Zufriedenheit zu machen, und da er mit dem Vater anfangen wollte, wandte er sich an den Arzt Charrânî, welcher aus dem Orient gekommen, in kurzer Zeit zu Cordova einen großen Ruf und ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, namentlich in Folge des Absatzes eines sehr wirksamen Mittels gegen Leibschmerzen, dessen Geheimniß er allein besaß und wovon er die Flasche zu dem übertriebenen Preise von fünfzig Goldstücken verkaufte.[1] Naçr fragte ihn, ob ihm an seiner Gunst gelegen sei, und als der Arzt ihm geantwortet, daß seine Wünsche kein höheres Ziel kennten, gab er ihm tausend Goldstücke und trug ihm auf, ein sehr gefährliches Gift zu bereiten, welches unter dem Namen Bassûn al-molûk bekannt war.

Charrânî hatte den Plan des Eunuchen errathen. Zwischen der Furcht, den Sultan zu vergiften, und der Besorgniß, sich den Zorn des mächtigen Kämmerers zuzuziehen, getheilt, bereitete er das Gift und schickte es Naçr; aber zugleich ließ er heimlich einer der Frauen des Harems sagen, sie solle dem Sultan rathen, nicht von dem Trank zu nehmen, den Naçr ihm darbieten werde.

Als der Eunuch bei seinem Herrn eingetreten war und ihn über sein Unwohlsein klagen hörte, empfahl er ihm, ein vortreffliches Mittel, welches ein berühmter Arzt ihm gegeben habe. „Ich werde es dir morgen bringen," fügte er hinzu, „denn man muß es nüchtern einnehmen."

Als der Eunuch das Gift am folgenden Tage brachte, sagte der Sultan, nachdem er die Phiole aufmerksam betrachtet: „Das Mittel könnte schädlich sein; nimm du es erst selbst ein." Völlig betroffen, wagte Naçr nicht, es abzulehnen, weil er dadurch seine verbrecherische Absicht verrathen hätte; auch hoffte er, daß Charrânî leicht das Gift werde unwirksam machen können; also schluckte er es hinunter. So schnell er, ohne Argwohn zu erregen, es thun konnte, eilte er in seinen Palast, ließ Charrânî holen, erzählte ihm in zwei Worten, was geschehen, und bat ihn um ein Gegengift. Der Arzt verordnete ihm Ziegenmilch. Allein es war zu spät.[2] Das Gift hatte schon seine Eingeweide verzehrt, und Naçr starb eines qualvollen Todes.[3]

---

1) Siehe den Artikel über Charrânî bei Ibn-abi-Oçaibia.

2) Ibn-al-Kûtia fol. 31 v., 32 r.

3) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 1.

Den christlichen Priestern war was sich bei Hofe begeben, unbekannt. Sie wußten wohl, daß Naçr plötzlich gestorben sei, auch hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, er sei vergiftet worden; aber mehr wußten sie nicht. Es scheint, daß der Hof dieses fehlgeschlagene Complott verbergen wollte, da viele hochgestellte Personen ihre Hand dazu geliehen hatten; es ist uns nur durch die interessanten Enthüllungen eines omaijadischen Clienten bekannt geworden, welcher zu einer Zeit schrieb, wo man frei reden durfte, weil all jene Verschworenen nicht mehr lebten. Aber schon was den Priestern zu Ohren gekommen war, genügte ihnen; für sie war ja das Wesentlichste, daß die Prophezeiung des Perfectus, die einer großen Anzahl von Christen und Moslim's, welche zugleich mit ihm im Gefängniß gewesen, bekannt war, sich auf die auffallendste Art erfüllt hatte.

Einige Zeit darnach wurde die exaltirte Partei noch mehr erbittert durch die übertriebene und ungerechte Härte, mit der die Moslim's einen christlichen Kaufmann behandelten.

Johannes — so hieß der Kaufmann — war ein völlig harmloser Mann, und es war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß sein Schicksal ihn berufen werde, für die Sache Christi zu leiden. Er dachte an nichts als an seinen Handel, er machte gute Geschäfte, und da er wußte, daß der Name eines Christen bei den Moslim's, welche auf dem Markte einkauften, keine gute Empfehlung war, hatte er sich zur Gewohnheit gemacht, bei Mohammed zu schwören. „Bei Mohammed, das ist vortrefflich! Beim Propheten (möge Gott ihm gnädig sein!) ihr werdet bei niemandem, wer es auch sei, bessere Waare finden als diese da!" diese und ähnliche Phrasen waren ihm geläufig, und es ging eine lange Zeit hin, ohne daß er sie zu bereuen hatte. Aber seine weniger von den Käufern begünstigten Concurrenten wurden von Neid erfüllt durch seinen stets wachsenden Wohlstand; sie wollten ihm Händel bereiten, und als sie ihn eines Tages wieder bei Mohammed's Namen schwören hörten, sagten sie zu ihm: „Du hast immer den Namen unseres Propheten im Munde, damit Diejenigen, welche dich nicht kennen, dich für einen Moslim halten. Und ganz unerträglich ist es uns, dich gerade dann bei Mohammed schwören zu hören, wenn du eine Lüge vorbringst." Johannes protestirte anfangs dagegen, daß er mit dem Aussprechen des Namens Mohammed's die Moslim's absichtlich beleidigen wolle; als aber darauf der Streit hitziger ward, rief er aus: „Nun gut, ich werde schon den Namen eures Propheten nicht mehr nennen, und verflucht sei Der, welcher ihn ausspricht!" Kaum hatte er dies gesagt, als man ihn packte und mit

dem Ruf, er habe eine Gotteslästerung ausgestoßen, vor den Kadi schleppte. Von letzterem ausgefragt, behauptete Johannes ganz fest, er habe nicht die Absicht gehabt, irgend Jemanden zu beleidigen, und man klage ihn nur aus Brotneid an. Der Kadi, welcher ihn entweder lossprechen mußte, wenn er seine Schuldlosigkeit anerkannte, oder ihn zum Tode verdammen, wenn er ihn für schuldig hielt, that weder das eine noch das andere. Er schlug einen Mittelweg ein: er verurtheilte ihn zu vierhundert Peischenhieben zur großen Enttäuschung des Pöbels, welcher schrie, daß Johannes den Tod verdient habe. Der arme Mann erlitt seine Strafe; man setzte ihn dann, mit dem Gesicht nach rückwärts gekehrt, auf einen Esel, während ein Herold vor ihm herging und ausrief: „So züchtigt man Den, welcher es gewagt hat, über den Propheten zu spotten!“ Darauf warf man ihn in Ketten und schloß ihn in einen Kerker ein. Als Eulogius ihn einige Monate später darin fand, waren die Striemen von den Peitschenhieben in seinem Fleisch noch deutlich erkennbar.[1]

Wenige Tage nachher traten die Exaltirten, welche sich schon seit lange ihre Unthätigkeit vorwarfen, wieder in die Schranken. Das Ziel und der Zweck all ihrer Wünsche war, unter den Händen der Ungläubigen zu sterben. Um dieses zu erreichen, brauchten sie nur Mohammed zu beschimpfen. Das thaten sie. Der Mönch Isaak gab ihnen das Beispiel dazu.

Von seinen angesehenen und reichen Eltern war Isaak zu Cordova eine sorgfältige Erziehung zu Theil geworden. Er verstand das Arabische gründlich, und schon als er noch ganz jung war, hatte Abderrachmân II. ihn zum Câtib (Verwaltungsbeamten) ernannt. Aber als mit vierundzwanzig Jahren ihn plötzlich Gewissensbisse überkamen, verließ er den Hof und die glänzende Laufbahn, welche sich ihm eröffnete, um sich ins Kloster Tabanos zurückzuziehen; sein Oheim Jeremias hatte dasselbe auf eigene Kosten nördlich von Cordova erbauen lassen. Im Hochgebirge gelegen, von dichtem Wald umgeben, galt dies Kloster, in welchem eine viel strengere Disciplin herrschte als in anderen, mit Recht für den Heerd des Fanatismus. Hier fand Isaak seinen Oheim, dessen Gattin Elisabeth und mehrere andere seiner Verwandten vor, welche alle die düstere Strenggläubigkeit bis zu den äußersten Grenzen trieben. Ihr Beispiel, die Einsamkeit, der Anblick einer ernsten und wilden Natur, die Fasten, die Nachtwachen, das

---

[1]) Alvarus, Indic. lumin. S. 227, 228; Eulogius, Memor. Sanct. S. 242, 243, 269.

Beten und Kasteien, das Forschen in den Lebensgeschichten der Heiligen, alles das hatte in der Seele des jungen Mönchs einen Fanatismus entfacht, welcher an Wahnsinn grenzte, so daß er sich endlich dazu berufen hielt, um Christi willen zu sterben. Darum ging er nach Cordova, stellte sich dem Kadi vor und sprach: „Ich möchte mich zu deinem Glauben bekehren, wenn du die Güte haben wolltest, mich darin zu unterrichten." — „Sehr gern," antwortete der Kadi ihm, ganz glücklich darüber, einen Proselyten machen zu können, und fing an, ihm die Lehren des Islam zu erklären; aber mitten in seiner Rede unterbrach Isaak ihn, indem er ausrief: „Euer Prophet hat gelogen, ja, er hat euch alle betrogen; verflucht sei er, der Elende, mit allen Lastern Befleckte, er, der so viele Unglückliche mit sich in den Abgrund der Hölle hinabgezogen hat! Warum schwörst du, der du doch ein vernünftiger Mann bist, diese verpesteten Lehrsätze nicht ab? Warum glaubst du den Betrügereien Mohammed's? Wirf dich dem Christenthum in die Arme; da ist das Heil!" Ganz außer sich über die unerhörte Kühnheit des jungen Mönches, bewegte der Kadi die Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können, vergoß dann Thränen der Wuth und versetzte Isaak einen Backenstreich.

„Was!" rief jetzt der Mönch aus; „du wagst es, ein Angesicht zu schlagen, das Gott nach seinem Bilde gemacht hat? Eines Tages wirst du Rechenschaft darüber ablegen müssen!"

„Beruhige dich, o Kadi," sprachen jetzt die anwesenden Räthe; „erinnere dich deiner Würde und bedenke, daß unser Gesetz uns nicht erlaubt, irgend Jemanden zu beschimpfen, wer es auch sei, nicht einmal einen schon zum Tode Verurtheilten."

„Unglücklicher!" sagte der Kadi darauf und wandte sich an den Mönch, „du bist vielleicht trunken, oder du hast den Verstand verloren und weißt nicht, was du sagst. Ist es dir etwa unbekannt, daß das unwiderrufliche Gesetz Desjenigen, den du so unbedachtsam beschimpft hast, Die zum Tode verurtheilt, welche es wagen, von ihm mit solchen Ausdrücken zu sprechen, wie du es gethan?"

„Kadi," erwiderte der Mönch ruhig und fest, „ich bin völlig bei Sinnen und habe keinen Wein getrunken. Ich werde verzehrt von Liebe zur Wahrheit und habe sie dir und Denen, die dich umgeben, sagen wollen. Verdamme mich zum Tode; weit entfernt davon, ihn zu fürchten, verlangt mich vielmehr danach; weiß ich doch, daß der Herr gesagt hat: Selig sind, die um der Wahrheit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihrer!"

Da erbarmte sich der Kadi des fanatischen Mönches. Nachdem er

ihn hatte ins Gefängniß werfen lassen, ging er zum Sultan und bat ihn um die Erlaubniß, auf diesen augenscheinlich des Verstandes beraubten Menschen eine gemilderte Strafe anwenden zu dürfen. Aber Abderrachmân, erbittert gegen die Christen wegen der Ehrenbezeugungen, welche sie dem Leichnam des Perfectus erwiesen hatten, befahl ihm, die ganze Strenge des Gesetzes in Kraft treten zu lassen, und da er die Christen verhindern wollte, den Leichnam Isaaks ehrenvoll zu begraben, schärfte er ihm außerdem noch ein, Sorge zu tragen, daß der Leichnam, nachdem er einige Tage am Galgen mit dem Kopf zu unterst gehangen, verbrannt und die Asche in den Fluß geworfen werde. Diese Befehle wurden ausgeführt (3. Juni 851); für die Entziehung dieser kostbaren Reliquien entschädigten die Mönche sich dadurch, daß sie Isaak in die Reihe der Heiligen versetzten und Wunder an den Tag brachten, die er nicht allein schon während seiner Kindheit, sondern selbst ehe er noch zur Welt gekommen war, gewirkt haben sollte.[1]

Jetzt war die Bahn eröffnet. Zwei Tage nach der Hinrichtung Isaaks lästerte der Franke Sancho, welcher in der Garde des Sultans diente und den Lehrstunden Eulog's beigewohnt hatte, Mohammed und wurde enthauptet.[2] Den folgenden Sonntag (7. Juni) traten sechs Mönche, unter ihnen Jeremias (der Oheim Isaak's) und ein gewisser Habentius, welcher immer in seiner Zelle eingeschlossen lebte, vor den Kadi und riefen: „Wir behaupten gleichfalls, was unsere heiligen Brüder, Isaak und Sancho, gesagt haben!" Und nachdem sie Mohammed gelästert hatten, fügten sie hinzu: „Räche jetzt deinen Propheten! Behandle uns mit so viel Grausamkeit wie du willst!" Sie wurden enthauptet.[3] Darauf meinte Sisenand, ein Priester der Kirche St. Aciscli, der ein Freund von zweien dieser Mönche gewesen war, er sähe sie vom Himmel herabsteigen, um ihn aufzufordern, gleichfalls das Märtyrerthum zu erleiden: er machte es wie sie und wurde enthauptet. Ehe er auf die Richtstätte trat, ermahnte er den Diacon Paulus, seinem Beispiel zu folgen; auch dieser wurde vier Tage darauf enthauptet (20. Juli). Darnach erlitt ein junger Mönch aus Carmona, Namens Theodemir, das selbe Schicksal.[4]

Eilf Märtyrer in weniger als zwei Monaten, das war für die

---

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. S. 237, 238; ebendas. l. II c. 2; Alvarus, Indic. lumin. S. 237, 238; Martyrologium des Usuard (Esp. sagr. Bd. X S. 379).

[2]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 3.

[3]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 4.

[4]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 5, 6.

begeisterte Partei ein Triumph, auf den sie nicht wenig stolz war; aber die anderen Christen, welche nichts wollten, als nur in Ruhe leben, wurden mit Recht unruhig über diesen seltsamen Fanatismus, welcher zuletzt bewirken konnte, daß die Moslim's allen Christen mißtrauten und sie verfolgten. „Der Sultan," so sprachen sie zu den Begeisterten, „erlaubt uns die Ausübung unseres Gottesdienstes, er unterdrückt uns nicht: wozu soll denn dieser fanatische Eifer dienen? Diejenigen, welche ihr Märtyrer nennt, sind es keineswegs; sie sind Selbstmörder, und was sie gethan haben, ist ihnen vom Hochmuth, aller Sünden Quelle, eingegeben worden. Hätten sie das Evangelium gekannt, so würden sie darin gelesen haben: „Liebet eure Feinde, thut wohl Denen, die euch hassen." Statt Beleidigungen gegen Mohammed auszustoßen, hätten sie nach den Worten des Apostels wissen sollen, daß die Lästerer nicht das Reich Gottes ererben werden. Die Moslim's sagen zu uns: „Wenn Gott, um zu beweisen, daß Mohammed kein Prophet sei, diesen Fanatischen den Entschluß eingeflößt hätte, den sie gefaßt, so würde er Wunder gewirkt haben, welche uns zu eurem Glauben bekehrt hätten. Aber weit davon entfernt, hat Gott geduldet, daß die Leichname dieser sogenannten Märtyrer verbrannt und ihre Asche in den Fluß geworfen werde. Eure Secte zieht keinen Vortheil aus diesen Hinrichtungen und unsere Religion leidet darunter durchaus nicht: ist es denn nicht Thorheit, sich auf diese Weise selbst zu morden?" Was sollen wir auf diese Einwürfe antworten, die uns nur zu sehr begründet scheinen? [1]

Dies war die Sprache, welche nicht allein die Laien, sondern auch der größte Theil der Priester führten. [2] Eulogius übernahm es, ihnen zu antworten; er fing an, sein Memoriale Sanctorum zu schreiben, dessen erstes Buch eine bittere und heftige Polemik gegen Diejenigen ist, „deren gottloser Mund es wagte, die Märtyrer zu beschimpfen und zu lästern." [3] Um Jene zu widerlegen, welche die Duldsamkeit der Ungläubigen rühmten, malte Eulogius mit den dunkelsten Farben die Bedrückungen, von denen die Christen und besonders die Priester betroffen worden seien. „Ach," ruft er aus, „wenn die Kirche in Spanien dasteht wie eine Lilie unter den Dornen, wenn sie wie eine Fackel mitten in einem verderbten und lasterhaften Volke leuchtet, so

---

¹) Eulogius, Memor. Sanct. S. 243, 245, 247, 248, 249.

²) Plerique fidelium et (heu proh dolor!) etiam sacerdotum. Eulogius, Memor. Sanct. S. 245.

³) S. 239.

dürfen wir diese Wohlthat nicht dem gottlosen Volke zuschreiben, dem wir zur Züchtigung unserer Sünden Gehorsam leisten müssen, sondern nur allein Gott, ihm, der zu seinen Jüngern gesagt hat: Ich bin immer bei euch bis ans Ende der Welt!" Dann häuft er eine Menge Citate, aus der Bibel und den Legenden entnommen, um zu beweisen, daß es nicht allein erlaubt sei, sich freiwillig dem Märtyrertode darzubieten, sondern daß es ein frommes, verdienstliches und von Gott empfohlenes Werk sei. „Wisset," sagt er zu seinen Widersachern, „ihr Unreinen, die ihr nicht fürchtet, den Ruhm der Heiligen zu verkleinern, wisset, daß ihr im letzten Gericht ihnen gegenüber gestellt und vor Gott eure Lästerungen zu verantworten haben werdet."

Die arabische Regierung ihrerseits wurde mit Recht durch diese neue Art von Aufruhr beunruhigt; denn der Fanatismus war bei den Begeisterten nur eine Seite ihres Wesens; es kam dazu noch ein kriegerischer Eifer, ein fast grausames Verlangen nach Rache.[1] Aber wie sollte man diese Unsinnigen hindern, ihren Kopf selbst dem Henker darzubieten? Wenn sie Mohammed lästerten, mußte man sie zum Tode verdammen; in diesem Punkte war das Gesetz unerbittlich. Es gab nur ein einziges Mittel, von dem man Abhilfe hoffen konnte: und das war, ein Concil zu berufen und dieses zu einem Beschluß zu veranlassen, durch welchen den Christen verboten wurde, nach dem sogenannten Martyrium zu trachten. Dies that Abderrachmân II.; er versammelte die Bischöfe und da er ihren Sitzungen nicht in Person beiwohnen konnte, ließ er sich von einem Christen, einem Verwaltungsbeamten, vertreten.

Eulogius und Alvar sprechen nur mit Abscheu von diesem Câtib, diesem „Exceptor", diesem unbilligen, stolzen, grausamen, an Lastern wie an Silber reichen Mann, welcher nur dem Namen nach ein Christ und von Anfang an der Verleumder und erbittertste Feind der Märtyrer gewesen sei.[2] Sie hassen und verwünschen ihn in einem solchen Grade, daß sie sorgfältig vermeiden, seinen Namen auszusprechen. Nur von arabischen Schriftstellern[3] erfahren wir, daß er Gomez, Sohn Antonian's, des Sohnes Julian's hieß. Von geschmeidiger Natur und scharfem Verstande, hatte Gomez, der nach einstimmigem Zeugniß der

---

[1]) Eulogius und Alvar geben den Märtyrern fortwährend die Benennung „Krieger Gottes, welche gegen den gottlosen Feind kämpfen."

[2]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 15; Alvarus, Indic. lumin. S. 243, 244.

[3]) Ibn-al-Kûtia fol. 34 r. und v.; Khoschani S. 291.

Christen und Moslim's [1] das Arabische mit außerordentlicher Eleganz und Reinheit sowohl sprach als schrieb, gleich anfangs die Gunst seines Vorgesetzten, Abdallâh ibn-Omaija [2], gewonnen, nachher auch die des Herrschers selbst, und zu der Zeit, von der wir handeln, war sein Einfluß bei Hofe sehr groß. Da ihm die Religion vollkommen gleichgiltig war, verachtete er den Fanatismus im höchsten Grade; indessen würde er sich allem Anscheine nach darauf beschränkt haben, die armen Thoren, welche sich ohne Anlaß und ohne Zweck köpfen ließen, mit Epigrammen und Spötteleien zu überschütten, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß ihre Thorheit für ihn selbst unangenehme Folgen haben könne. Schon glaubte er, zu bemerken, daß die Moslim's anfingen, die Christen mit einer gewissen an Mißtrauen grenzenden Kälte zu behandeln; er erwog mit Unruhe, ob sie nicht etwa noch die vernünftigen Christen mit den fanatischen verwechseln und ob dann er und die anderen christlichen Beamten nicht ihre einträglichen Posten, vielleicht sogar die Reichthümer, die sie zusammengebracht, verlieren würden. Daher saß Gomez im Concil nicht allein als Ausleger des Willens seines Herrn; auch sein eigenes Interesse war im Spiel und zwang ihn, sich mit Macht dem Strom entgegen zu stemmen, welcher ihn selbst zu verschlingen drohte.

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. l. III c. 2; Ibn-al-Kûtia fol. 34 r.; Khoschani S. 292.

[2]) Siehe über ihn Ibn-al-Abbâr S. 94.

VIII.

Die Sitzungen des Concils wurden unter der Leitung Reccafred's, des Erzbischofs von Sevilla, eröffnet. Gomez begann damit, daß er ein Bild der Zeitverhältnisse entwarf und die traurigen Folgen schilderte, welche der unzeitige Eifer Derer haben könne, die Mohammed beschimpften und die, wie er sagte, weit davon entfernt, Heilige zu sein, verdienten, mit dem Kirchenbann belegt zu werden, weil sie ihre Religionsgenossen furchtbarer Verfolgung Preis gäben. Er bat die Bischöfe, um deswillen ein Decret zu erlassen, welches das Benehmen der sogenannten Märtyrer mißbillige und den Gläubigen verbiete, ihrem Beispiel zu folgen; aber da, aller Voraussicht nach, diese Maßregel nicht genügen werde, da die Häupter der begeisterten Partei (unter denen Gomez den Priester Eulogius nannte) vielleicht die Kühnheit haben könnten, die Verhandlungen des Concils zu tadeln und, trotz jenes Decretes, unverständige und leichtgläubige Christen antreiben möchten, aufs neue vor den Kadi zu treten, um Mohammed zu schmähen — was um jeden Preis vermieden werden müsse — so bat er außerdem noch die Bischöfe, sie möchten ihre Einwilligung geben, daß man die Personen, welche sie für gefährlich hielten, ins Gefängniß setze.[1]

Da unternahm Saul, Bischof von Cordova, die Vertheidigung der Märtyrer. Er hatte sich auf die Seite der Begeisterten gestellt, weniger aus Ueberzeugung, als um seinen früheren Lebenswandel, welcher durchaus nicht tadellos gewesen war, in Vergessenheit zu bringen.

[1]) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 15; vgl. c. 14.

Als er durch die Geistlichkeit von Cordova zum Bischof erwählt worden war, vom Sultan aber die Bestätigung nicht hatte erlangen können, hatte er den Eunuchen des Palastes vierhundert Goldstücke versprochen, wenn sie es dahin brächten, daß man seine Bitte bewillige, und als die Eunuchen eine Bürgschaft gefordert, hatte er ihnen ein arabisch abgefaßtes Document übergeben, in welchem er sich verpflichtete, ihnen die festgesetzte Summe aus dem jährlichen Einkommen des Bisthums auszuzahlen, zum Nachtheil der Priester, welche allein das Recht auf diese Einkünfte hatten. Nachdem es darauf den Eunuchen gelungen war, den Widerstand des Sultans zu überwinden, hatte dieser die Wahl der Geistlichkeit gebilligt[1]; aber von nun an hatte Saul, um sich die gute Meinung der strengen und ernsten Christen wieder zu erwerben, die ihm unaufhörlich jenes ehrlose Benehmen vorwarfen, mit Wärme die Lehren der Fanatiker zu seinen eigenen gemacht. Schon seit jenem prunkvollen Leichenbegängniß des Perfectus, welches bei der Regierung so viel Mißtrauen erregte, hatte er nicht angestanden, sich an die Spitze der Geistlichkeit zu stellen, und jetzt fing er sogar an, Beweise auseinanderzusetzen, welche die Bibel und die Heiligen-Legenden zur Rechtfertigung der Exaltirten aufwiesen. Aber die anderen Bischöfe dachten nicht wie er; vielmehr waren sie geneigt, ein Decret in dem von Gomez bezeichneten Sinne zu erlassen. Jedenfalls befanden sie sich in ziemlicher Verlegenheit: da die Kirche die Selbstopferung zuließ und canonisirte, konnten sie das Beginnen der sogenannten Märtyrer nicht mißbilligen, ohne zugleich das der Heiligen aus den Anfangszeiten der Kirche zu verdammen. Da sie also diese Art von Selbstmord im Princip nicht zu tadeln, ja nicht einmal das Benehmen Derjenigen, welche sich in den letzten Zeiten um das Martyrium bemüht hatten, zu mißbilligen wagten, beschlossen sie, den Christen einfach zu verbieten, hinfort nach diesem heiligen Tode zu trachten. Gomez, welcher ihre Bedenken begriff, begnügte sich mit dieser Entscheidung um so leichter als der Metropolitan ihm versprach, strenge und energische Maßregeln gegen die Agitatoren zu ergreifen.

Das Decret des Concils war kaum veröffentlicht, als Eulogius und seine Freunde sich desselben bemächtigten, um es gegen seine Urheber zu kehren. „Dieses Decret,“ so sagten sie „verdammt nicht die Märtyrer dieses Jahres; es steht sogar deutlich darin, daß es noch später solche geben werde. Was bedeutet also eigentlich das Verbot, nach der Märtyrerkrone zu streben? Mit dem übrigen Theile des

[1]) **Alvarus, Epist. XIII c. 3.**

Decrets verglichen, ist es eine sonderbare Inconsequenz, welche wir uns nur als von der Furcht eingegeben erklären können. Augenscheinlich billigt das Concil das Martyrium, hat aber nicht den Muth, dies offen zu erklären.“ [1]

Auf solche Weise forderten diese heftigen und unruhigen Geister die Autorität der Bischöfe mit kecker Zuversicht heraus. Aber sie hatten nicht alle Folgen ihrer Kühnheit berechnet, oder möglicher Weise glaubten sie mehr Festigkeit und Muth zu haben, als sie wirklich hatten; denn als der Erzbischof Rekkafred, seinem Versprechen getreu und von der Regierung unterstützt, den Befehl erließ, die Häupter der Partei einzukerkern, den Bischof von Cordova nicht ausgenommen, bemächtigte sich ihrer unsagbare Bestürzung. Eulogius mag uns noch so oft versichern, wenn er und seine Freunde sich versteckten, jeden Augenblick ihre Wohnung veränderten, oder unter verschiedenen Verkleidungen sich auf die Flucht begäben, so thäten sie es, weil sie sich noch nicht für würdig genug hielten, als Märtyrer zu sterben: die Wahrheit ist, daß ihnen mehr am Leben lag, als sie eingestehen mochten. Wenn schon bei den Lehrern die Entmuthigung so groß war, — „ein fallendes Blatt machte uns vor Furcht zittern,“ sagt Eulogius — wie viel größer mußte sie bei den Jüngern sein! sowohl Laien als Priester, welche früher den Märtyrern Lob gespendet hatten, änderten jetzt schleunigst ihre Ansicht; mehrere schworen sogar das Christenthum ab und traten zum Islam über [2]

Trotz der Vorsichtsmaßregeln, die sie ergriffen, wurden der Bischof von Cordova und mehrere Priester seiner Partei entdeckt und ergriffen. [3] Eulogius hatte das selbe Schicksal. Er arbeitete eben an seinem Memoriale der Heiligen, als Häscher in seine Wohnung drangen, ihn inmitten seiner bestürzten Familie gefangen nahmen und in den Kerker schleppten. [4] Dort fand er Flora wieder.

In einem Kloster nahe bei Cordova lebte eine junge Nonne, Namens Maria. Sie war die Schwester eines von den sechs Mönchen, welche sich gleichzeitig dem Kadi gestellt hatten, um Mohammed zu lästern, und welche alle sechs enthauptet worden waren. Seit dem Tode ihres vielgeliebten Bruders war sie in düstere Melancholie verfallen, als eine andere Nonne ihr erzählte, daß der Märtyrer ihr erschien sei und folgende Worte an sie gerichtet habe: „Sage meiner

---

1) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 15.
2) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 14, 15; Epist. IV.
3) Alvarus, Vita Eulogii c. 4.
4) Eulogius, Epist. IV.

Schwester Maria, sie solle aufhören, über meinen Verlust zu weinen, denn bald wird sie mit mir im Himmel sein." Von diesem Augenblick an weinte Maria nicht mehr; ihr Entschluß stand fest: sie wollte sterben, wie ihr Bruder gestorben war. Auf dem Wege nach Cordova trat sie in die Kirche St. Aciscli, welche am Wege lag, um zu beten, und kniete nieder an der Seite eines jungen Mädchens, welches inbrünstige Gebete zu den Heiligen emporsandte. Es war Flora, welche in ihrer Ueberspanntheit ihr Asyl verlassen hatte und sich gleichfalls vorbereitete, als Märtyrerin zu sterben. Maria, glücklich, eine Gefährtin gefunden zu haben, that ihr ihre Absicht kund. Die beiden jungen Mädchen umarmten einander und schworen, sich nie mehr zu verlassen und mit einander zu sterben. „Ich werde meinen Bruder dort finden!" rief die eine. „Und ich," sagte die andere, „werde glücklich sein bei Jesus!" Voll Begeisterung machten sie sich wieder auf den Weg und stellten sich dem Kadi. „Von einem heidnischen Vater gezeugt," sprach Flora zu ihm, „wurde ich lange Zeit von euch auf die grausamste Weise gemißhandelt, weil ich mich sträubte, Christus zu verleugnen. Seitdem habe ich die Schwachheit gehabt, mich zu verbergen, aber voll Vertrauen zu meinem Gott, fürchte ich mich heute nicht, mich vor dir zu zeigen. Ich erkläre mit derselben Entschiedenheit wie früher, daß Christus Gott ist; ich erkläre auch, daß euer sogenannter Prophet ein Ehebrecher, ein Betrüger und ein Bösewicht ist." — „Und ich, Richter," sagte darauf Maria ebenfalls, „ich, deren Bruder einer jener erhabenen sechs Männer war, welche hingerichtet wurden, weil sie euren falschen Propheten gespottet hatten, ich sage mit derselben Kühnheit, daß Christus Gott ist und daß eure Religion vom Satan erfunden worden ist!"

Obgleich alle beide den Tod verdient hätten, hatte der Kadi, vielleicht durch ihre Jugend und Schönheit gerührt, Mitleid mit ihnen. Er versuchte, sie zum Widerruf Dessen, was sie soeben gesagt hatten, zu bewegen, und noch als er sah, daß seine Bemühung nutzlos war, begnügte er sich, sie einkerkern zu lassen.

Im Gefängniß hatten sie sich anfangs muthig und fest gezeigt; sie beteten, fasteten, sangen Kirchenlieder und versenkten sich in ascetisches Nachsinnen; indessen nach und nach ließen sie sich durch die Leiden einer langen Gefangenschaft und durch die Bitten Derer, die sie zu retten wünschten, wankend machen, vor Allem aber durch die Drohungen des Richters, der in der Ueberzeugung, daß der Tod sie weniger erschrecken würde als die Schande, ihnen ankündigen ließ, daß er sie der Ent-

ehrung Preis geben werde, wenn sie nicht widerriefen.[1] Eulogius kam zur rechten Zeit, um ihnen als Stütze zu dienen. Seine Lage war äußerst peinlich; er hatte eine harte Probe zu bestehen. Diejenigen, welche er, ohne es sich zu gestehen, liebte, zu ermuthigen, den Richtplatz zu betreten, das war genug, um die größte Selbstlosigkeit zu erschüttern. Und dennoch, weit davon entfernt, Flora davon zurückzuhalten, sie in ihrem Zuge zu hindern, von ihrem Plane abzubringen, wandte er all seine Beredtsamkeit an, den schwankenden Muth des jungen Mädchens zu befestigen. Mag man seinen blinden Fanatismus tadeln oder beklagen, man darf ihn doch nicht vorschnell der Herzlosigkeit beschuldigen. Trotz der anscheinenden Ruhe, unter der er die heftigen Gemüthsbewegungen verbarg, welche er empfand, schwoll sein Herz von Traurigkeit und Gram.[2] An der Seite Flora's fühlte er in sich das ganze ungestüme Sehnen einer feurigen und empfänglichen Seele; dann kämpfte bei ihm die Liebe — wenn man dem rein geistigen Band, welches ihn an Flora fesselte, diesen Namen geben darf — die Liebe kämpfte in seinem Innern mit der Furcht, sein Gewissen zu verletzen; aber da er die Kraft besaß, der Sache, zu deren Kämpen er sich bestimmt, Alles zu opfern, gebot er seinem pochenden Herzen Schweigen, und da er sich nicht eingestehen wollte, wie er sich selbst über den Umfang seiner Kräfte getäuscht hatte, suchte er seinen Schmerz dadurch zu betäuben, daß er sich einer rastlosen Thätigkeit hingab. Tag und Nacht las und schrieb er. Er verfaßte einen Aufsatz, dessen Inhalt Flora und ihre Freundin überzeugen sollte, daß nichts verdienstvoller sei, als den Märtyrertod zu erleiden.[3] Er vollendete seine Memoriale der Heiligen,[4] schickte es an Alvar und bat ihn, es durchzusehen und zu corrigiren. Er schrieb einen langen Brief an seinen Freund Wiliesind, den Bischof von Pampelona, und gewann sogar allmählich wieder so viel Gemüthsruhe und Klarheit des Geistes, daß er eine metrische Abhandlung verfassen konnte. Er that es in der Absicht, den bei seinen Mitbürgern eingeschlafenen Patriotismus wieder zu erwecken und sie für die alte Literatur zu begeistern, die für die Stadt, welche die Wiege der beiden Seneca's und Lucan's gewesen, die Nationalliteratur war. Während zur Zeit der West-

---

[1]) Siehe Eulogius, Docum. martyr. S. 321.

[2]) Luctum non amitto quotidianum, schreibt er an Alvar, Epist. I.

[3]) Dieser Aufsatz trägt den Titel: Documentum martyriale.

[4]) Das heißt, das erste Buch und die sechs ersten Capitel des zweiten.

gothen die Priester von dem Wahne befangen gewesen waren, es sei ihnen nicht erlaubt, solche Blumen zu pflücken, welche das Wasser der Taufe nicht benetzt, noch ihren Duft einzuathmen,[1] glaubte Eulogius in der römischen Literatur ein mächtiges Gegengewicht gegen die der Araber, von der die Cordovaner so übermäßig eingenommen waren, gefunden zu haben. Schon früher war er überglücklich darüber gewesen, ihnen lateinische Manuscripte bringen zu können, die er in Navarra sich zu verschaffen gewußt hatte, nämlich Schriften des Virgil, Horaz, Juvenal[2], und jetzt, erstaunt über die Verachtung, welche Männer von Geschmack für rhythmische Dichtungen an den Tag legten, wollte er seine Mitbürger in den gelehrten Regeln der lateinischen Prosodie unterrichten, damit sie anfingen, Verse zu machen, die vollkommen denen des augusteischen Zeitalters nachgedichtet wären.

Indessen trug auch seine Beredsamkeit ihre Früchte. Flora und Maria zeigten von nun an eine Festigkeit und Begeisterung, welche Eulogius selbst, wie sehr er auch an mystische Ueberspanntheit gewöhnt war, in Verwunderung setzte. Stets geneigt, seine Bewunderung zu einer Art von Vergötterung zu steigern, sah er in Flora jetzt nur noch eine von leuchtendem Nimbus umstrahlte Heilige. Der Kadi hatte auf die Bitte des Bruders die junge Begeisterte nochmals vor sich laden lassen; er hatte zu ihrer Rettung noch eine letzte Anstrengung gemacht, die jedoch ebenso fruchtlos wie alle anderen geblieben war. Als sie wieder in ihr Gefängniß zurückgekehrt war, besuchte Eulogius sie dort. „Ich glaubte, einen Engel vor mir zu sehen," erzählt er; „himmlische Klarheit umgab sie; ihr Antlitz strahlte von Freude; schon schien sie göttlicher Seligkeit theilhaftig zu sein, und mit Lächeln auf den Lippen erzählte sie mir, was der Kadi von ihr verlangt und was sie ihm geantwortet habe. Als ich diese Erzählung aus ihrem honigsüßen Munde vernommen, suchte ich sie in ihrem Entschlusse zu bestärken, indem ich ihr die Krone vorhielt, welche ihrer warte. Sie erschien mir anbetungswürdig, und ich warf mich vor diesem Engel nieder, empfahl mich ihrer Fürbitte, und von ihren Reden begeistert, kehrte ich weniger traurig in meinen düsteren Kerker zurück." Der Tag, an dem Flora und ihre Gefährtin mit einander auf dem Richtplatz starben (24. November 851) war ein Tag des Triumphes für Eulogius. „Mein Bruder," schreibt er an Alvar, „der Herr hat uns eine große Gnade zu Theil werden lassen, und wir haben große Freu-

[1]) Siehe Isidor von Sevilla, Sentent. l. III c. 13.
[2]) Alvarus, Vita Eulogii c. 9.

digkeit gewonnen. Unsere Jungfrauen, die wir unter vielen Thränen im Worte des Lebens unterrichtet haben, sind soeben der Märtyrerkrone theilhaftig geworden. Nachdem sie den Fürsten der Finsterniß überwunden und alle irdischen Neigungen unter die Füße getreten haben, sind sie dem Bräutigam entgegen gegangen, der im Himmelreiche herrscht. Von dem Herrn Christus zum Hochzeitmahle geladen, sind sie in die Versammlung der Seligen aufgenommen worden, wo sie ein neues Lied anstimmen und sprechen: ‚Dir, Herr, unserm Gott, sei Ehre und Ruhm, denn du hast uns aus der Hölle Macht befreit; du hast uns gewürdigt der Glückseligkeit, deren deine Heiligen genießen; du hast uns zu deinem ewigen Reich berufen.' Die ganze Kirche freuet sich des Sieges, den sie errungen haben; aber mehr als irgend Jemand habe ich das Recht, darüber freudig gestimmt zu sein, ich, der ich sie in ihrem Vorhaben in dem Augenblick bestärkte, als sie schon davon ablassen wollten." [1]

Fünf Tage darauf wurden Eulogius, Saul und die anderen Priester wieder in Freiheit gesetzt. Eulogius verfehlte nicht, seine Befreiung der Fürsprache der beiden Heiligen zuzuschreiben, welche, ehe sie das Gefängniß verlassen, um auf den Richtplatz zu treten, versprochen hatten, sie wollten Christus, sobald sie zu ihm gekommen, um die Freilassung der Priester bitten. [2] Saul zeigte sich von nun an den Befehlen Rekkafred's gehorsam; Eulogius dagegen verdoppelte seine Thätigkeit zur Vermehrung der Märtyrer, und es gelang ihm nur zu gut. Von ihm angespornt, lästerten Priester, Mönche, „verborgene Christen," ja Frauen Mohammed und starben auf dem Richtplatz. [3] Die Exaltirten trieben die Kühnheit so weit, daß zwei von ihnen, ein alter Mönch und ein junger Mann in die große Moschee drangen und schrieen: „Das Himmelreich ist nahe für Die, welche getreu erfunden werden, und euch, ihr Ungläubigen, wird die Hölle verschlingen!" Bald wären sie vom wutherfüllten Pöbel zerrissen worden; aber der Kadi gebrauchte seine Autorität, warf sie ins Gefängniß und ließ ihnen zuerst Hände und Füße abhauen, dann den Kopf (16. September 852). [4]

Sechs Tage darauf starb Abderrachmân II. eines plötzlichen Todes. [5]

---

1) Siehe Eulogius, Memor. Sanct. S. 266—271; Epist. I, III; Alvarus, Vita Eulogii c. 4.

2) Memor. Sanct. S. 268; Alvarus, Vita Eulogii c. 4.

3) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 9, 10, 11, 12.

4) Memor. Sanct. l. II c. 13.

5) Ibn-al-Kûtia fol. 32 r.

Der Erzählung Eulog's zufolge war der bejahrte Sultan auf die Terrasse des Palastes gestiegen; da fielen seine Blicke auf die Galgen, an welchen die verstümmelten Leichname der letzten Märtyrer hingen. Er gab Befehl, sie zu verbrennen; aber kaum hatte er dies ausgesprochen, als ihn ein Schlagfluß traf, und in der selben Nacht gab er den Geist auf.[1]

Da Abderrachmân keine Bestimmung getroffen hatte, welcher von seinen beiden Söhnen, Mohammed und Abdallâh, die beide nach der Erbfolge trachteten, den Thron besteigen solle, und da die beiden Prinzen noch nichts von dem Tode ihres Vaters wußten, hing Alles von der Wahl ab, welche die Eunuchen des Palastes treffen würden. Diejenigen von ihnen, welche bei den letzten Augenblicken Abderrachmân's zugegen gewesen waren, ließen sorgfältig die Thüren des Schlosses verschließen, um zu verhindern, daß das Gerücht vom Tode des Sultans kund werde; als dann all ihre Genossen versammelt waren, nahm einer der angesehensten Eunuchen das Wort und sagte: „Kameraden, es hat sich ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit für uns Alle begeben: unser Herrscher lebt nicht mehr..." Als alle anfingen zu schluchzen und zu weinen, fuhr er fort: „Weinet jetzt nicht; später habt ihr Zeit dazu. Die Augenblicke sind kostbar. Richtet eure Aufmerksamkeit zuerst auf eure eigenen Interessen und auf die der Moslim's insgesammt. Wem bestimmt ihr den Thron?" — „Unserm Herrn, dem Sohne unsrer Sultanin, unserer Wohlthäterin," riefen sie alle.

So sollten denn die Ränke der Tarûb ihre Früchte tragen. Mittelst Geld und Versprechungen hatte sie die Eunuchen gewonnen, für ihren Sohn Abdallâh einzutreten. Allein, würde diese Wahl der Eunuchen von dem Volk bestätigt werden? Daran konnte man zweifeln; denn Abdallâh hatte sich nur durch seine lockeren Sitten ausgezeichnet; seine Rechtgläubigkeit war mehr als zweifelhaft, und das Volk haßte ihn. Das wußte der Eunuch Abû-'l-Mofrich, ein frommer Moslim, der die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. „Stimmt ihr mit der Ansicht, welche eben geäußert worden, alle überein?" fragte er. — „Ja, ja," rief man von allen Seiten. „Nun," fuhr er fort, „sie ist auch die meinige. Ich habe sogar mehr Grund als ihr alle, mich gegen die Sultanin dankbar zu beweisen, denn mir hat sie mehr Wohlthaten erwiesen als irgend einem von euch. Indessen ist es eine Sache, über die man reiflich nachdenken sollte, denn wenn wir Abdallâh wählen, ist es mit unserer Macht in Spanien aus. Sobald einer von uns

[1]) Memor. Sanct. l. II c. 16.

sich auf der Straße zeigte, würde Jeder sagen: ‚Gott verdamme diese Eunuchen; denn als sie den Thron zu vergeben hatten und ihn dem besten Prinzen verleihen konnten, den sie kannten, gaben sie ihn dem unwürdigsten!‘ Das würde man sagen, Kameraden! Ihr kennt Abd-allâh; ihr kennt Die, welche ihn umgeben; auf welche gefährlichen Neuerungen müssen die Moslim's sich gefaßt machen, wenn er den Thron besteigt! Was würde aus der Religion werden? Und wißt außerdem, daß nicht allein die Menschen, sondern Gott selbst Rechenschaft von euch fordern wird wegen dieser Wahl!"

Diese Worte, deren Wahrheit niemand bestreiten konnte, machten tiefen Eindruck auf die Eunuchen. Schon halb überzeugt, fragten sie Abû-'l-Mofrich, wen er denn zur Wahl vorschlage. „Ich schlage Mohammed vor," gab er zur Antwort; „er ist ein frommer Mann und von tadellosen Sitten." — „Zugegeben," sagten die Eunuchen; „aber er ist geizig und streng." — „Ihr nennt ihn geizig; aber wie könnte er sich freigebig zeigen, da er nichts zu vergeben hat? Wenn er zur Regierung gekommen und Herr des öffentlichen Schatzes ist, dann wird er nicht verfehlen, euch zu belohnen, daran dürft ihr nicht zweifeln!"

Die Ansicht Abû-'lMofrich's gewann die Oberhand; alle schworen beim Koran, daß sie Mohammed anerkennen würden, und die beiden Eunuchen, Sadûn und Kâsim, welche Tarûb zu Gefallen bis dahin die eifrigsten Vertheidiger der Candidatur Abdallâh's gewesen waren, dachten von jetzt an nur noch darauf, wie sie mit seinem Nebenbuhler Frieden machen könnten. Kâsim bat seine Kameraden, für ihn Verzeihung zu erwirken, und sie versprachen es ihm; Sadûn bat um die Vergünstigung, Mohammed seine Thronerhebung ankündigen zu dürfen; er erhielt sie.

Da es noch Nacht war und die Thore der Stadt geschlossen, nahm Sadûn die Schlüssel zum Thor der Brücke mit, da der Palast Mohammed's an der anderen Seite des Flusses lag. Um auf die Brücke zu gelangen, mußte man durch den Palast Abdallâh's gehen, wo Alles noch wach war, denn dort war, wie gewöhnlich, ein Festgelage; aber da man nichts argwöhnte, machte es Sadûn keine Schwierigkeit, sich die Thore dieses Palastes öffnen zu lassen, worauf er die Brücke überschritt und in den Palast Mohammed's gelangte. Der Prinz war schon aufgestanden und befand sich im Bade, als man kam, ihm anzukündigen, Sadûn wünsche ihn zu sprechen. Er stieg aus dem Bade, kleidete sich an und gab Befehl, den Eunuchen einzulassen. „Was führt dich zu so früher Stunde hierher, Sadûn?" fragte er ihn. —

„Ich komme," antwortete Sadûn, „um dir anzukündigen, daß wir, die Eunuchen des Palastes, dich zum Nachfolger deines Vaters gewählt haben. Soeben ist er gestorben! möge Gott seiner Seele gnädig sein! Hier hast du seinen Ring!"

Mohammed wollte nicht glauben, daß Sadûn die Wahrheit gesagt habe. Er dachte sich, sein Bruder habe schon den Thron bestiegen und Sadûn zu ihm geschickt, um ihn zu tödten. Da er also nichts Anderes im Sinne hatte, als sein Leben zu retten, rief er: „Sadûn, fürchte Gott und schone meiner! Ich weiß, daß du mein Feind bist, aber warum willst du mein Blut vergießen? Ich bin bereit, Spanien zu verlassen, wenn es sein muß; die Erde ist groß genug, daß ich fern von hier leben kann, ohne meinem Bruder im Wege zu sein." Sadûn mußte sich viele Mühe geben, ihn zu beruhigen und ihn zu überzeugen, daß Alles, was er gesagt, die reine Wahrheit sei. Endlich gelang es ihm durch Betheuerungen und Schwüre; dann fügte er hinzu: „Du verwunderst dich, daß gerade ich dir die Nachricht bringe: es kommt daher, weil ich meine Genossen gebeten habe, mich zu dir zu schicken, in der Hoffnung, du würdest mir mein früheres Benehmen verzeihen." — „Möge Gott dir vergeben, wie ich dir vergebe!" rief Mohammed aus; „aber laß uns einen Augenblick warten, ich will meinen Hofmeister, Mohammed-ibn-Mûsâ, kommen lassen, um mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln zu sprechen."

Unter den gegebenen Umständen kam es für Mohammed darauf an, Besitz von dem Palast zu ergreifen; war dies erst geschehen, so konnte sein Bruder kaum mehr wagen, ihm seine Rechte auf den Thron streitig zu machen, und alle Welt mußte ihn anerkennen; aber wie sollte man es anfangen, den Palast Abdallâh's zu durchschreiten, ohne Argwohn zu erregen? Darin lag eine große Schwierigkeit. Wenn die Wachen des Palastes Mohammed zu so früher Stunde würden kommen sehen, konnten sie vielleicht den Sachverhalt errathen und ihm den Durchgang verweigern. Der Haushofmeister wurde deshalb von seinem Herrn zu Rathe gezogen. Er schlug vor, den Beistand Jûsof-ibn-Basîl's, des Präfecten, welchem dreihundert Beamte zu Befehl standen, zu verlangen. Sein Rath wurde genehmigt; aber als man Jûsof von der Sache, um die es sich handelte, unterrichtet hatte, hielt er es für klug, sich neutral zu verhalten, und weigerte sich, seine Beamten Mohammed zur Disposition zu stellen. „Man streitet sich über den Thron — da mische ich mich nicht darein," sagte er. „Wir Clienten gehorchen dem, welcher Herr des Palastes ist."

Der Haushofmeister kam mit jener Antwort Jûsof's zum Prinzen

zurück und fügte hinzu: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht; darum mache ich folgenden Vorschlag: du weißt, Herr, daß dein Vater oft nach deiner Tochter gesandt hat, sie holen zu lassen, und daß ich sie dann zum Palaste führte. Verkleide dich jetzt als Frau; so werden wir dich für deine Tochter ausgeben und dann, so Gott will, unsern Zweck erreichen." Dieser Rath wurde angenommen; man stieg zu Pferde, Sabûn ritt voran, der Haushofmeister und Mohammed, als Weib gekleidet, den Kopf in einen weiten Schleier gehüllt, folgte ihm. So kamen sie bis an Abdallâh's Palast; von drinnen hörten sie Gesang und Spiel, und Mohammed sprach mit leiser Stimme die Worte eines Dichters: „Seiet glücklich in Dem, was ihr erstrebt; möchten auch wir es in unsern Wünschen sein!"

Die Wachen, welche sich in dem Zimmer über dem Thore befanden, tranken und plauderten, als sie die Cavalcade ankommen hörten. Einer von ihnen öffnete die Thür. „Was gibt's?" fragte er Sabûn. „Schweig, Unverschämter," antwortete der Eunuch, „und achte die Frauen!" Der Wächter argwöhnte nichts. Als die Cavalcade vorüber war, schloß er die Thür wieder, und zu seinen Kameraden zurückgekommen, sagte er: „Die Tochter Mohammed's ist soeben mit dem Haushofmeister ihres Vaters und mit Sabûn vorübergeritten."

Da Mohammed die Hauptschwierigkeit überwunden glaubte, sagte er zu seinem Haushofmeister: „Bleib du hier; bald werde ich dir Hilfe senden. Du mußt Sorge tragen, daß niemand aus diesem Palast entkomme." Darauf setzte er seinen Weg mit Sabûn fort. Der Eunuch klopfte an dem Thore des Palastes an, wo eben der greise Herrscher verschieden war. Der Thürhüter kam und öffnete. „Ist dieses Weib die Tochter Mohammed's?" fragte er mit ungläubiger Miene. — „Ja," gab Sabûn zur Antwort, „es ist die Tochter Mohammed's." — „Es ist sonderbar," nahm der Thürhüter wieder das Wort, „ich habe sie oft gesehen, wenn sie in den Palast kam, aber damals schien sie mir kleiner als diese da. Du willst mich betrügen, Sabûn; aber ich schwöre es dir, es soll mir niemand durch diese Pforte eingehen, den ich nicht kenne. Dieses Weib soll entweder seinen Schleier zurückschlagen oder sich entfernen!" — „Wie!" rief Sabûn aus, „du hast vor Prinzessinnen keine Achtung?" — „Ich weiß nicht, ob es eine ist, und wiederhole dir's: nur unter der Bedingung, daß ich sie sehe, kann sie eintreten."

Als Mohammed sah, daß der Thürhüter unerschütterlich war, lüftete er den Schleier, welcher sein Gesicht bedeckte. „Ich bin es," sagte er zum Thürhüter; „ich bin gekommen, denn mein Vater ist

todt." — „Dann ist die Sache viel ernster als ich dachte," erwiderte der Thürhüter. „Du, Herr, darfst nicht durch diese Thür gehen, bis ich mich überzeugt habe, ob dein Vater todt ist oder lebt." — „Dann komme mit mir," sagte Sadûn; „du wirst dich bald davon überzeugen." Der Thürhüter schloß die Thüre wieder, und indem er Mohammed draußen ließ, begleitete er Sadûn, der ihn an die Leiche Abderrachmân's II führte. Beim Anblick derselben zerfloß der Thürhüter in Thränen, und sich an Sadûn wendend sagte er: „Du hast die Wahrheit gesagt; ich werde dir gehorchen." Dann öffnete er sogleich das Thor, und nachdem er Mohammed die Hand geküßt hatte, rief er: „Tritt ein, mein Fürst! Möge Gott dich glücklich machen und mögen alle Moslim's es durch dich werden!"

Mohammed ließ nun alle hohen Staatsbeamten den Eid der Treue schwören, traf die nöthigen Maßregeln, um jeden Widerstand von Seiten seines Bruders zu entwaffnen, und als die ersten Strahlen der Morgenröthe die Spitzen der Sierra-Morena erhellten, vernahm die Hauptstadt, daß ihr ein neuer Herrscher zu Theil geworden.[1]

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 32 r. — 33 v.

IX.

Der neue Sultan war ein beschränkter, kalter und egoistischer Mann. Wir haben gesehen, daß er bei der Nachricht vom Tode seines Vaters keinen Schmerz äußerte, und es ist Thatsache, daß er, weit entfernt, sich darüber zu betrüben, eher erfreut war. Kaum daß er sich die Mühe gab, seine Empfindungen in dieser Hinsicht zu verbergen. Eines Abends, als er einen vergnügten Tag in Roçâfa, einem reizenden Landhause, welches er in der Nähe von Cordova besaß, zugebracht hatte, kehrte er in die Hauptstadt zurück, von seinem Günstling Hâschim begleitet. „Nachkomme der Khalifen," rief dieser aus, „wie schön würde diese Erde sein, wenn der Tod nicht wäre!" — „Welch verrückter Gedanke!" antwortete Mohammed ihm; „wenn der Tod nicht wäre, würde ich dann regieren? Der Tod ist etwas sehr Gutes; mein Vorgänger ist todt, und deshalb herrsche ich!" [1]

Anfangs hatten die Eunuchen den Vorschlag, ihn regieren zu lassen, verworfen, weil sie ihn für geizig hielten. Sie hatten ihn richtig beurtheilt. Mohammed verringerte sofort den Gehalt der Beamten und den Sold der Truppen. [2] Später entließ er die alten Räthe seines Vaters und gab ihre Stellen an junge Leute ohne Erfahrung, unter der Bedingung, daß sie ihre Einkünfte mit ihm theilten. [3] Alles was die Finanzen betraf, behandelte er mit kleinlicher Genauigkeit und in eigener Person. Einmal, als eine Rechnung untersucht

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 114.

[2]) Eulogius, Memor. Sanct. 1 III c. 5.

[3]) Ibn-al-Kûtia fol. 29 r.

wurde, deren Totalsumme sich auf hunderttausend Goldstücke belief, quälte er die Beamten wegen fünf Pfennigen.[1] Alle Welt verachtete und haßte ihn wegen seines Geizes.[2] Die Fakih's allein, die im höchsten Grade durch die Vermessenheit der letzten Märtyrer erbittert waren, welche gewagt hatten, den Propheten sogar in der großen Moschee zu lästern, liehen ihm ihre Stütze, weil sie ihn fromm und von Haß gegen die Christen erfüllt glaubten. Und in der That, Mohammed entsprach im vollsten Maße ihrer Meinung von ihm: Am selben Tage, an dem er den Thron bestiegen, verabschiedete er alle christlichen Beamten und Soldaten, mit Ausnahme des Gomez, dessen Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen ihm bekannt war und dessen Talente er schätzte.[3] Während seine duldsamen Vorgänger gelitten hatten, daß die Christen ihre alten Kirchen vergrößerten oder neue bauten, ließ Mohammed alle zerstören, die seit der Eroberung gebaut worden waren, denn er wollte in dieser Hinsicht das moslimische Gesetz in vollster Strenge angewendet wissen. Um ihrem Herrn zu gefallen und sich in seine Gunst einzuschmeicheln, ließen seine Diener, die im Uebermaß ihres Eifers die Befehle des Herrschers überboten, selbst die Kirchen zerstören, welche schon seit drei Jahrhunderten standen, und begannen eine grausame Verfolgung gegen die Christen. Da schworen viele von diesen das Christenthum ab, wenn wir Eulogius und Alvar Glauben schenken dürfen.[4] Gomez hatte ihnen das Beispiel gegeben. Wegen der langen Krankheit des Kanzlers Abdallâh ibn-Omaija hatte er seit mehreren Jahren der Kanzelei vorgestanden. Als er nach dem Tode dieses Beamten hörte, der Sultan habe gesagt: „Wenn Gomez von unserer Religion wäre, würde ich ihn gern zum Kanzler erheben," bekannte er sich zum Islam[5] und erhielt die Würde nach der er strebte. So lange er Christ war, hatte er fast niemals dem Gottesdienste beigewohnt; jetzt war er so genau in all seinen Andachtsübungen, daß die Fakih's ihn als ein Muster von Frömmigkeit darstellten; sie nannten ihn „die Taube der Moschee."[6]

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 109.

2) Eulogius, Memor. Sanct l. III c. 5.

3) Eulogius, Memor. Sanct, l. III c. 1, 2.

4) Eulogius, Memor. Sanct. l. II c. 16; l. III c. 1, 3; Alvarus, Vita Eulogii c. 12.

5) Nach Eulogius (Memor. Sanct. l. III c. 2) wäre Gomez von seiner Religion abgefallen, um wieder in Besitz seines Amtes zu kommen, welches der Sultan ihm genommen; aber ich glaube, Ibn-al-Kûtia folgen zu sollen (fol. 34 r.).

6) Eulogius a. a. O. Khoschanî S. 293. — Gomez scheint seinen christlichen

In Toledo brachte die Intoleranz des Sultans ein ganz anderes Resultat hervor. Drei oder vier Jahre früher hatte Eulogius auf der Rückreise von Navarra mehrere Tage in dieser Stadt verweilt, wo der fromme Erzbischof Wistremir ihn gastfreundlich aufnahm.[1] Alles deutet darauf hin, daß er die Gelegenheit wahrnahm, um den Haß der Toletaner gegen das arabische Regiment aufzuregen, indem er ihnen ein düsteres Bild von der unglücklichen Lage der Christen in Cordova malte; so viel ist wenigstens gewiß, daß die Toletaner für Eulogius hohe Achtung hegten und daß die Märtyrer der Hauptstadt ihnen ein lebhaftes Interesse einflößten. Sobald sie vernommen, daß Mohammed angefangen hatte, ihre Religionsgenossen zu verfolgen, ergriffen sie die Waffen, gaben einem der Ihrigen, Namens Sindola[2] die Oberleitung, und da sie für das Leben ihrer Geiseln in Cordova fürchteten, versicherten sie sich der Person ihres arabischen Statthalters und theilten Mohammed mit, daß, wenn ihm an dem Leben dieses Statthalters gelegen sei, er ihnen unverzüglich ihre Mitbürger zurückschicken solle. Der Sultan that es, und die Toletaner ihrerseits gaben dem Statthalter die Freiheit; aber der Krieg war erklärt, und der Schrecken, welchen die Toletaner verbreiteten, war so groß, daß die Besatzung von Calatrava in Eile die Festung räumte, weil sie sich dort nicht mehr sicher glaubte. Die Toletaner rissen die Ringmauern dieses Platzes nieder; aber bald nachher schickte der Sultan Truppen dorthin und ließ sie wieder aufbauen (853). Dann befahl er zweien seiner Feldherrn, gegen Toledo zu rücken; aber die Toletaner hatten schon die Engpässe der Sierra-Morena durchschritten, um dem Feinde entgegen zu gehen, und griffen ihn unerwartet bei Andujar an, schlugen ihn in die Flucht und bemächtigten sich seines Lagers. Da die Toletaner es wagten, bis Andujar vorzubringen, war die Hauptstadt selbst bedroht. Mohammed, welcher einsah, daß

Namen behalten zu haben, aber sein Sohn, welcher auch in der Kanzelei angestellt war und im Jahre 911 starb, trug den Namen Omar. Arib Bd. II S. 153 (Omar ibn-Gomez al-câtib).

[1]) Eulogius, Epist. S. 330.

[2]) So glaube ich, den Namen aussprechen zu müssen, welchen Ibn-Adhârî (Bd. II S. 97) Schndlh (Schindolah) schreibt, ohne Vocale hinzuzufügen. Das sch der Araber entspricht dem s der Lateiner, und der Eigenname Sindola findet sich zum Beispiel in einem lateinischen Document des Jahres 908 (bei Villanueva, Viage literario á las iglesias de España Bd. XIII S. 238). Es ist wahrscheinlich dasselbe Wort wie Suintila (der Name, welchen ein westgothischer König trug, oder Chintila, wie er sich auf einer Urkunde vom Jahre 912 findet (Esp. sagr. Bd. XXXVII S. 316).

er energische Maßregeln ergreifen müsse, um außer Gefahr zu kommen, sammelte alle Truppen, über welche er verfügte, und führte sie selbst auf Toledo zu (Juni 854). Sindola seinerseits sah sich nach Verbündeten um, da er sich nicht auf seine eigenen Kräfte verlassen wollte. Er wandte sich an den König von Leon, Ordoño I., welcher ihm sogleich eine zahlreiche Armee, von Gaton, dem Grafen von Vierzo, befehligt,[1] entgegensandte.

Die große Anzahl der in der Stadt versammelten Streiter scheint Mohammed die Hoffnung benommen zu haben, sie zu unterwerfen; dennoch gelang es ihm, seinen Feinden eine entscheidende Niederlage beizubringen. Nachdem er seine Haupttruppen in einen Hinterhalt in den Felsen gelegt hatte, zwischen welchen der Guadacelete fließt, rückte er an der Spitze einer nicht sehr zahlreichen Truppe auf die Stadt zu und ließ sein Kriegsgeräth gegen die Mauern richten. Die Toletaner waren nicht wenig erstaunt über die Kühnheit des Feindes, als sie ein so kleines Heer sich zum Sturm bereiten sahen, und veranlaßten den Grafen Gaton einen Ausfall zu machen. Gaton ergriff mit Eifer die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, welche sich hier darbot. An der Spitze seiner eigenen Mannschaft und der Toletaner griff er die Soldaten Mohammed's an, aber diese ergriffen sogleich die Flucht und rissen dabei die Feinde mit sich in den Hinterhalt. Die Toletaner und Leoner, welche sie lebhaft verfolgten, sahen sich eingeschlossen und von einem großen Schwarm feindlicher Soldaten angegriffen: sie wurden fast alle niedergemetzelt. „Der Sohn des Julius,“[2] sagt ein Dichter des Hofes, „sprach zu Mûsâ, welcher vor ihm marschirte: ‚Ich sehe den Tod ringsumher, vor mir, hinter mir, unter mir... Die Felsen des Guadacelete weinen und stoßen tiefe Seufzer aus über diese Menge von Sklaven (Renegaten) und Unbeschnittenen.‘ Die barbarischen Sieger schnitten achttausend Feinden die Köpfe ab und schichteten sie zu einem Haufen auf, bestiegen ihn und erfüllten von dort aus die Luft ringsum mit ihrem Geheul. Später ließ Mohammed diese Köpfe

[1]) Nach Ibn-Adhârî wäre dieser Gaton ein Bruder Ordoño's I. gewesen. Kein lateinisches Document unterstützt indessen diese Behauptung; aber es ist gewiß, daß Derjenige, welcher damals Graf von Vierzo war, sich Gaton nannte; siehe Florez, Reynas Bd. I S. 79 und Esp. sagr. Bd. XVI S. 31, 119. — Nach Ibn-Khaldûn hätte auch der König von Navarra Truppen geschickt, um Toledo zu Hilfe zu eilen.

[2]) Dies war ohne Zweifel der Name eines christlichen Anführers, während Mûsâ der eines Oberhauptes der Renegaten war.



auf die Mauern Cordova's und anderer Städte pflanzen; er schickte sogar einige an afrikanische Fürsten.[1]

Zufrieden mit dem Erfolg, welchen er errungen, und überzeugt, daß die Toletaner, welche nach ihrer eigenen Berechnung zwanzigtausend Mann verloren hatten, Cordova nicht angreifen würden, kehrte Mohammed in die Hauptstadt zurück; aber er gab sich Mühe, die Toletaner bald durch die Statthalter von Calatrava und Talavera, bald durch seinen Sohn Mondhir zu beunruhigen. Zugleich fuhr er fort, die Christen Cordova's zu unterdrücken. Er ließ das Kloster Tabanos, welches er mit Recht als den Heerd des Fanatismus[2] betrachtete, abbrechen. Da er die Erhebung der Abgaben, welchen den Christen auferlegt waren, verpachtet hatte, mußten diese viel mehr bezahlen als früher.[3] Indessen wurde die Begeisterung der Exaltirten nicht abgeschwächt, und während es an sogenannten Märtyrern, welche freiwillig ihren Kopf dem Henker darboten, auch jetzt nicht fehlte,[4] fuhren Alvar und Eulogius fort, sie gegen die Gemäßigten zu vertheidigen. Jener schrieb zu diesem Zweck seinen Indiculus luminosus, dieser seine Apologie der Märtyrer. In Cordova waren solche Vertheidigungsreden nöthig; geduldig und ergeben, wie die Christen dieser Stadt waren, schrieben sie ihre Leiden viel mehr dem unsinnigen Treiben der Exaltirten zu als der Intoleranz des Sultans. In Toledo dagegen und in den umliegenden Städten hatten die Christen so viel Sympathie für die Exaltirten und besonders für Eulogius, daß die Bischöfe dieser Provinz, als sie nach Wistremir's Tode einen Erzbischof zu ernennen hatten, einstimmig Eulogius erwählten, und als der Sultan ihm die Erlaubniß, sich nach Toledo zu begeben, verweigerte, beharrten sie trotzdem bei ihrem Entschluß, in der Hoffnung, daß die Hindernisse, die sich dem Amtsantritt Eulog's entgegensetzten, gehoben werden könnten, und verboten, bei Lebzeiten Eulog's einen anderen Erzbischof zu wählen.[5]

Den verleumderischen Reden ihrer Mitbürger konnten die Exaltirten also die Beweise des Wohlwollens und der Achtung, welche ihnen von den Toletanern gezollt wurden, entgegenhalten. Bald darauf konnten sie sich auch die Autorität zweier französischer Mönche zu Nutze

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 96, 98, 114, 115; Nowairî S. 463; Ibn-Khaldûn fol. 9 r.

2) Eulogius, Memor. Sanct. l. III c. 10.

3) Eulogius, Memor. Sanct l. III c. 5.

4) Siehe das dritte Buch des Memor. Sanct. und die Apologia Martyrum.

5) Alvarus, Vita Eulogii c. 10.

machen, welche in unzweideutiger Weise zeigten, daß sie die Märtyrer dieser Zeit in Eine Reihe mit denen aus den ersten Zeiten der Kirche stellten.

Diese beiden Mönche hießen Usuard und Odilard; sie gehörten der Abtei Saint-Germain-des-Prés an und kamen im Jahre 858 nach Cordova. Ihr Abt Hilduin hatte sie nach Valencia geschickt, um von dort den Leichnam des heiligen Vincenz zu holen; da sie aber unterwegs erfuhren, daß der Körper dieses Märtyrers nach Benevent gebracht worden sei, fürchteten sie schon, ohne Reliquien nach Hause zurückkehren zu müssen, als sie in Barcelona erfuhren, daß zu Cordova neuerdings Märtyrer gestorben sein. „Es wird für euch viele Schwierigkeiten haben, bis dahin zu gelangen," sagte man zu ihnen; „aber wenn es euch gelingen sollte, so könnt ihr überzeugt sein, daß man euch einige Reliquien überlassen wird."

Das Reisen in Spanien war zu jener Zeit ein Unternehmen, bei dem man allen möglichen Arten von Unfällen und Gefahren ausgesetzt war. Oft war es ganz unmöglich. Da die Landstraßen durch Räuberbanden unsicher gemacht wurden, mußten Die, welche sich von einem Ort an einen andern begeben wollten, in Gesellschaft gehen und eine Caravane bilden; aber da es sehr schwierig war, sich in Verbindung zu setzen, war die Gelegenheit zur Reise höchst selten. Als die beiden Mönche, welche entschlossen waren, allen Gefahren zu trotzen, wenn sie nur zu Reliquien gelangen könnten, in Saragossa ankamen, waren schon acht Jahre verflossen, ohne daß von dieser Stadt aus eine Caravane nach Cordova gezogen wäre. Zu ihrem Glück wollte der Zufall, daß gerade zu dieser Zeit eine Caravane sich zum Abgang vorbereitete. Sie schlossen sich derselben an. Die Christen der Stadt, in der Ueberzeugung, daß die ganze Caravane beim Durchgang durch irgend einen engen Gebirgspaß würde niedergemetzelt werden, weinten, als sie ihnen Lebewohl sagten; aber der Ausgang rechtfertigte ihre Furcht nicht; die beiden Mönche kamen, die Mühseligkeiten der Reise abgerechnet, wohlbehalten davon und erreichten die Hauptstadt des moslimischen Reiches. Ein Diacon der Kirche St. Cyprian nahm sie daselbst gastfreundlich auf. Aber all ihre Bemühungen, Reliquien zu erhalten, blieben lange Zeit fruchtlos. Eine einflußreiche Person, die sich sehr für sie verwendete, ein gewisser Leovigild, mit dem Zunamen Abadsolomes, hatte für sie um die Reliquien des Aurelius und Georg, welche sich im Kloster Pinna-Mellaria [1] befanden, gebeten; aber die Mönche

[1]) Dieses Kloster war auf einem Berge gebaut, wo viele Bienen hausten. Daher



dieses Klosters hielten so viel auf ihre Reliquien, daß sie, ohne auf die ausdrücklichen Befehle des Bischofs Saul zu achten, sich weigerten, diese den Franzosen zu überlassen; der Bischof war genöthigt, in eigener Person zu kommen, um sie zu zwingen, und selbst da noch behaupteten sie, er habe nicht das Recht, sie dieser Reliquien zu berauben.

Nachdem sie beinahe zwei Monate in Cordova zugebracht hatten, machten Usuard und Odilard sich wieder auf den Rückweg in ihre Heimat; sie nahmen ein großes Packet mit sich, welches mit dem Siegel des Bischofs versehen und an Karl den Kahlen adressirt war; denn man wollte die Moslim's glauben machen, daß dieses Packet mit den Leichnamen des heiligen Aurelius und Georg nichts als Geschenke für den König von Frankreich enthalte. Dieses Mal war ihre Reise weniger schwierig und gefahrvoll. Der Sultan wollte eben eine Armee gegen Toledo führen, und da alle Truppen, mit Ausnahme derer, welche die Stadt besetzt halten mußten, Befehl erhalten hatten, sich auf den Marsch zu machen, konnten die Franzosen sich leicht an eine der Heeresabtheilungen anschließen. Im Lager fanden sie Leovigild wieder, der sie bis nach Toledo geleitete. Von da bis nach Alcala de Henares war die Landstraße sicher, denn bei Annäherung der Armee hatten all jene Ritter, die halb Straßenräuber, halb Guerillas waren und gewöhnlich die Reisenden ausplünderten, ihre Schlösser verlassen, um Zuflucht hinter den Mauern Toledo's zu suchen. Nach Frankreich zurückgekehrt, legten die beiden Mönche die Reliquien, welche schon unterwegs auf der Reise eine Menge Wunder gewirkt hatten, in die Kirche von Esmant nieder, einem Dorfe, welches zur Abtei Saint-Germain gehörte und damals den meisten Mönchen derselben als Aufenthalt diente, da ihr Kloster von den Normannen in Brand gesteckt worden. Später wurden diese Reliquien nach Saint-Germain versetzt und zur Verehrung durch die Gläubigen von Paris ausgestellt; sie flößten Karl dem Kahlen so viel Interesse ein, daß er einen gewissen Mancio beauftragte, nach Cordova zu reisen, um dort genaue Forschungen über den heiligen Aurelius und Georg anzustellen.[1]

Die Unternehmung gegen Toledo, welche den beiden französischen Mönchen die Gelegenheit verschafft hatte, in ihr Vaterland zurückzukehren, hatte ein den Wünschen des Sultans entsprechendes Resultat.

---

der Name, welcher „Honigfelsen" bedeutet. Siehe Eulogius, Memor. Sanct. l. III c. 11.

[1]) Aimoinus, De translatione SS. Martyrum (in Esp. sagr. Bd. X S. 534—565).



Er nahm von neuem seine Zuflucht zu einer Kriegslist. Nachdem er die Brücke durch seine Truppen hatte besetzen lassen, ließ er die Pfeiler derselben unterminiren, ohne daß die Toletaner es merkten; dann, als die Arbeit beinahe fertig war, ließ er seine Truppen sich zurückziehen und lockte so den Feind auf die Brücke. Plötzlich stürzte die Brücke zusammen, und die toletanischen Soldaten fanden in den Wellen des Tajo ihren Tod.[1]

Wenn Etwas dem Schmerz gleichen konnte, welchen dieses Unglück den Toletanern verursachte, so war es die Freude, welche man darüber bei Hofe empfand, wo man die Gewohnheit hatte, solche Siege, welche eigentlich nichts Entscheidendes hatten, zu übertreiben. „Der Ewige", sagte ein Dichter, „konnte eine Brücke nicht stehen lassen, welche dazu gebaut war, um Haufen von Ungläubigen zu tragen. Toledo, seiner Bürger beraubt, ist düster und verlassen wie das Grab."[2]

Kurze Zeit darauf fand Mohammed die Gelegenheit, sich seines Todfeindes in Cordova zu entledigen.

Es lebte damals in der Stadt ein junges Mädchen, Namens Leocritia. Ihre Eltern waren Moslim's; sie war jedoch insgeheim von einer Nonne aus ihrer Familie in den Mysterien der christlichen Religion unterwiesen worden und hatte endlich ihren Eltern gestanden, daß sie sich habe taufen lassen. Nachdem die empörten Eltern vergebens versucht hatten, sie mit Milde wieder in den Schoß des Islam zurückzuführen, fingen sie an, sie zu mißhandeln. Tag und Nacht geschlagen und in der Furcht öffentlich der Abtrünnigkeit angeschuldigt zu werden, ließ Leocritia Eulogius und seine Schwester Anulo um ein Asyl bitten. Eulogius, in dessen Herzen vielleicht die Erinnerung an Flora neu erwachte (denn Leocritia glich ihr in vieler Hinsicht), ließ ihr antworten, daß er sie verbergen werde, sobald es ihr gelinge zu entfliehen. Das war nicht leicht; doch Leocritia nahm ihre Zuflucht zu einer List. Sie stellte sich, als ob sie die christliche Religion abgeschworen und ihren Widerwillen gegen weltliche Vergnügungen überwunden habe, und als sie nun ihre Eltern ganz sicher und ruhig sah, ging sie eines Tages, nachdem sie sich schön geschmückt hatte aus, angeblich auf eine Hochzeit; aber statt dessen begab sie sich zu Eulogius und Anulo, welche ihr die Wohnung eines ihrer Freunde als Zufluchtsort anwiesen.

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 98, 99. Vgl. Nowairî 463; Ibn-Khaldûn fol. 9 r.

[2]) Ein Vers von Abbâs ibn-Firnâs, bei Makkarî Bd. I S. 101.

Obgleich ihre Eltern sie durch Häscher überall suchen ließen, gelang es Leocritia anfangs, sich ihren Nachforschungen zu entziehen; aber als sie einmal den Tag über bei Anulo, welche sie sehr liebte, zugebracht hatte, wollte der Zufall, daß der Diener, der bestellt war, sie während der Nacht zurückzugeleiten, erst ankam, als der Tag schon zu dämmern begann, so daß sie, aus Furcht erkannt zu werden, sich entschloß, bis zur folgenden Nacht bei Anulo zu bleiben. Das war ihr Verderben. An diesem Tage war der Kadi durch einen Spion oder einen Verräther benachrichtigt worden, daß das junge Mädchen, welches er suche, sich in der Wohnung der Schwester Eulog's befinde. Auf seinen Befehl umzingelten die Soldaten die Wohnung, nahmen Leocritia wie auch Eulogius, welcher sich bei ihr befand, gefangen, und führten sie vor den Kadi. Von diesem befragt, warum er das junge Mädchen versteckt gehalten habe, antwortete Eulogius ihm: „Es ist uns befohlen worden, Denen, welche sich an uns wenden, unsere Religion zu predigen und zu erklären. Dieses junge Mädchen wollte in unserer Religion von mir unterrichtet werden; ich bin ihrem Wunsche nach bestem Vermögen entgegengekommen und würde dir gegenüber ebenso handeln, Kadi, wenn du an mich die selbe Bitte richtetest."

Da das Proselytenmachen, dessen Eulogius sich schuldig bekannte, kein Verbrechen war, auf dem die Todesstrafe stand, begnügte sich der Kadi, ihn zu Peitschenhieben zu verurtheilen. Von diesem Augenblicke an war der Entschluß Eulog's gefaßt. Vielleicht lag mehr Stolz als Muth in seinem Entschluß; aber er hielt dafür, daß es für einen Mann wie er hundertmal besser sei, mit seinem Blut die Grundsätze, die er durch sein ganzes Leben bekannt, zu besiegeln, als eine entehrende Züchtigung zu ertragen. „Bereite dein Schwert und schärfe es!" rief er dem Kadi zu; „laß mich meine Seele meinem Schöpfer zurückgeben; aber glaube nicht, daß ich meinen Körper mit Ruthenstreichen mir zerreißen lassen werde!" Darauf ließ er einen Strom von Verwünschungen gegen Mohammed aus. Er glaubte, nun werde er sogleich zum Tode verurtheilt werden; aber der Kadi, welcher in ihm den erwählten Primas Spaniens respectirte, wagte nicht, eine so große Verantwortung auf sich zu nehmen, und ließ ihn in den Palast führen, damit die Veziere sein Schicksal entschieden.

Als Eulogius in den Rathssaal geführt wurde, richtete einer der höchsten Würdenträger des Staates, der ihn gut kannte und ihn zu retten wünschte, folgende Worte an ihn: „Darüber wundere ich mich nicht, daß Wahnsinnige und Thoren kommen, um ohne Grund ihren Kopf dem Henker darzubieten; aber du, der du ein vernünftiger Mann

bist, welcher allgemeine Achtung genießt, wie kannst du ihr Beispiel nachahmen? Welcher Wahnsinn hat dich erfaßt, und was treibt dich, das Leben bis zu diesem Grade zu hassen? Höre mich, ich beschwöre dich: gehorche jetzt der Nothwendigkeit; sprich nur ein einziges Wort; widerrufe was du vor dem Kadi gesagt hast; wenn du das thust, so stehen meine Amtsgenossen und ich dafür ein, daß du nichts zu fürchten hast."

Die in diesen Worten ausgesprochene Empfindung war die aller aufgeklärten Moslim's; sie hatten viel eher Mitleid mit den Fanatikern, als daß sie dieselben haßten, und es that ihnen leid, daß sie, um dem Gesetze zu gehorchen, so viele Unglückliche, welche sie als Verrückte betrachteten, zum Tode führen mußten. Und Eulogius, welcher bis dahin für seine eigene Person noch nicht den Durst des Martyriums empfunden, wiewohl er so viele Andere zur Erringung desselben angeregt hatte, und welcher im letzten Grunde eher ein ehrgeiziger Parteiführer als ein Fanatiker war — fühlte er vielleicht in diesem Augenblicke, daß die Moslim's nicht so grausam seien, wie er gedacht? Dennoch glaubte er, daß er nicht widerrufen könne, ohne sich der gerechten Verachtung seiner Partei Preis zu geben. Darum antwortete er wie die anderen Märtyrer, seine Jünger, in ähnlichen Lagen geantwortet hatten; und so leid es ihnen auch that, die Veziere waren gezwungen, ihn zum Tode zu verurtheilen. Man führte ihn sofort auf den Richtplatz. Eulogius zeigte große Ergebung. Als ein Eunuch ihm einen Backenstreich gab, bot er, die wohlbekannte Vorschrift des Evangeliums wörtlich nehmend, ihm die andere Wange dar und sagte: „Gib auch dieser einen Schlag," was der Eunuch sich nicht zwei Mal sagen ließ. Darauf trat er auf die Richtstätte mit großer Festigkeit und voll Muth, beugte die Kniee, hob seine Hände gen Himmel, schlug das Zeichen des Kreuzes, sprach mit leiser Stimme ein kurzes Gebet, legte seinen Kopf auf den Block und empfing den Todesstreich (11. März 859). Vier Tage darauf starb auch Leocritia, da sie des Abfalls überwiesen worden, auf dem Richtplatz.[1]

Die Hinrichtung des erwählten Primas verursachte eine lebhafte Aufregung, nicht nur in Cordova, wo man sich bald eine Menge Wunder erzählte, welche die irdischen Ueberreste des Heiligen gewirkt haben sollten, sondern in ganz Spanien. Mehrere Chroniken des Nordens der Halbinsel, welche im Uebrigen fast nichts von Dem berichten, was sich in Cordova zutrug, geben mit der größten Genauig-

---

[1]) Alvarus, Vita Eulogii c. 13—16.

seit Jahr und Tag der Hinrichtung Eulog's an, und als vierundzwanzig Jahre darauf Alphons, der König von Leon, einen Waffenstillstand mit dem Sultan Mohammed schloß, stellte er unter anderen Bedingungen auch die, daß die Ueberreste des heiligen Eulogius und der Leocritia ihm ausgeliefert würden.

Ihres Führers beraubt, fuhren die Exaltirten dennoch eine Zeit lang fort, Mohammed zu lästern, um auf dem Richtplatz sterben zu können;[1] allein wie nach und nach sich Alles abschwächt, so erlag auch diese merkwürdige Begeisterung, welche durch mehrere Jahre in Cordova geherrscht hatte, dem allgemeinen Gesetz, und nach einiger Zeit blieb nur die Erinnerung davon übrig.

Es brach jetzt eine neue Periode an. Die Renegaten und die Christen der Gebirge von Regio empörten sich. Dieser schon an und für sich furchtbare Aufstand hatte in seinem Gefolge die Empörung der ganzen Halbinsel, und den Christen von Cordova bot sich dadurch die Gelegenheit, ihren Haß gegen den Namen Mohammed's auf eine andere Weise zu zeigen.

[1]) Siehe Samson l. II c. 9.

X.

Der Reisende, welcher sich von Cordova nach Malaga begeben will und lieber die Mühen und Entbehrungen einer poetischen Streiferei in einem schönen aber wilden Lande erträgt, als sich in einem Wagen über monotone und langweilige Landstraßen rütteln läßt, kommt zuerst durch ein welliges und schön bebautes Land, welches sich bis an den Genil erstreckt, dann bis Campillos in eine vollkommen flache und ebene Gegend. Da fängt die Serrania von Ronda und Malaga an, der schönste Theil Andalusiens. Bald wild und großartig, flößt diese Bergkette eine Art poetischen Grauens ein mit ihren majestätischen Eichen- und Kastanienwäldern, mit ihren tiefen und düsteren Schluchten, ihren Strömen, welche einen rauschenden Wasserfall nach dem andern bilden, mit den halb zu Ruinen gewordenen alten Schlössern und den an fast senkrechten Felsen hängenden Dörfern — Felsen, deren Gipfel aller Vegetation baar sind und deren Seitenwände vom himmlischen Feuer geschwärzt und verbrannt zu sein scheinen; bald wiederum lachend und lieblich, bietet dieser selbe Gebirgszug einen festlich-freundlichen Anblick durch seine Weingärten, seine Wiesen, seine Gehölze aus Mandel-, Kirsch-, Citronen-, Apfelsinen-, Feigen- und Granat-Bäumen, durch seine Oleanderhaine, in denen man mehr Blumen als Blätter zählt, durch seine kleinen Bäche, die man durchwaten kann und die liebliche und anmuthig-neckische Windungen machen, durch seine Obstgärten, die beinahe den ganzen Süden der Halbinsel mit Birnen und Aepfeln versehen, durch seine Flachs- und Hanf- und besonders durch seine Kornfelder, deren

Aehren ein Brod geben, das als das weißeste und auserlesenste der ganzen Welt gilt.

Das Volk, welches diese Serrania bewohnt, ist fröhlich, gesprächig, schön, leichtlebig und witzig; es lacht und singt gern, es tanzt zum Schall der Castagnetten, es spielt die Guitarre oder Mandoline; aber zugleich ist es eitel, zänkisch, ebenso tapfer als prahlerisch und von so heftiger Gemüthsart, daß der Todtschlag fast immer dem finsteren Zornesblick folgt; kein Fest ereignet sich, ohne daß zwei oder drei Menschen erdolcht werden. Die Frauen, obgleich von auffallender Schönheit, haben etwas Männliches; groß und stark, scheuen sie nicht die mühevollsten Arbeiten und tragen die schwersten Lasten mit Leichtigkeit; ja, man hat sie auch wohl mit einander kämpfen sehen.

In Friedenszeiten beschäftigen diese Gebirgsbewohner sich hauptsächlich mit Schleichhandel, indem sie englische Waare von Gibraltar ins Innere des Landes schmuggeln, und sie wissen mit staunenswerther Gewandtheit die Wachsamkeit der zahlreichen Zollbeamten zu täuschen. Bisweilen, wenn sie in ziemlich großer Anzahl um einen berühmten Häuptling geschaart in die Ebene steigen, um ihre Waare zu verkaufen, leisten sie den Truppen, welche man ausschickt, um sie zu verfolgen, tapfern Widerstand. In Zeiten der Unruhe und innerer Streitigkeiten, üben manche von ihnen das Banditenhandwerk entweder als Ladrones oder als Rateros. Ohne Straßenräuber von Profession zu sein, recrutiren sie sich aus den Schafhirten, den arbeitslosen Dorfbewohnern, den trägen Handwerkern, den umherziehenden Schnittern, den Gastwirthen ohne Kunden, mitunter auch aus den Pächtern und plündern die Reisenden zum Vergnügen und bei Gelegenheit, aber nur wenn die Reisenden schlecht escortirt sind; wenn sie gut bewaffnet und unter starker Bedeckung sind, versteckt der Ratero seinen Carabiner, nimmt seine Geräthschaften und bearbeitet zum Schein den Boden. Ueberall zerstreut, sind diese Art untergeordneter Straßenräuber immer bereit, mit bewaffneter Hand zu Hilfe zu eilen, sei es den wirklichen Räubern, sei es den Landreitern, je nach den Umständen; denn als kluge Hilfstruppen halten sie es nur mit dem Sieger. Die wirklichen Straßenräuber, welche wie Soldaten angeworben werden, bewegen sich nur zu Pferde und in Schaaren, sie haben einen höheren Rang. Während die Rateros aus Furcht, bei der Obrigkeit angezeigt zu werden, oft Diejenigen, welche sie ausgeraubt, morden, tödten die Ladrones nur Solche, die sich ihnen widersetzen; höflich, ehrerbietig, besonders gegen Frauen, plündern sie die Reisenden mit

einer gewissen Schonung. Weit entfernt, verachtet zu werden, nehmen sie in der Meinung der Menge einen hohen Rang ein. Sie kämpfen gegen die Gesetze, den Staat, sie verbreiten Schrecken über die Gegenden, durch welche sie kommen; allein sie besitzen einen gewissen Nimbus, eine Art Größe; ihre Kühnheit, ihr abenteuerliches Wesen, ihre feine Lebensart gefallen den Frauen, selbst den ängstlichsten, und wenn sie in die Hände der Obrigkeit fallen und man sie hängt, flößt ihre Hinrichtung noch Interesse, Sympathie und Mitleid ein. In unsern Tagen hat Jose-Maria sich als Banditenhauptmann berühmt gemacht, und sein Name wird noch lange im Gedächtniß der Andalusier als Ideal eines Straßenräubers leben. Ein bloßer Zufall hatte ihn in diese Laufbahn gebracht. Als er in einem Augenblicke der Wuth einen Mord begangen hatte, entfloh er ins Gebirge, um sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, und da es dort für ihn keinen anderen Ausweg gab, als von seinem Carabiner zu leben, warb er sich einen Anhang, verschaffte sich Pferde und fing an, die Reisenden zu plündern. Tapfer, thätig, umsichtig und im Lande völlig bekannt, wußte er es so einzurichten, daß all seine Unternehmungen ihm gelangen und er allen Verfolgungen der Obrigkeit entkam. Ueberall im Lande hatte er Verbündete, die durch Eidschwur an ihn gekettet waren, und wenn er einen Mann zur Vervollständigung seiner Truppe gebrauchte, konnte er immer unter wenigstens vierzig Personen wählen; so eifrig strebte man nach der Ehre, unter ihm zu dienen. Er pflog sogar vertraulichen Umgang mit Magistratspersonen: in einem Aufruf des Statthalters der Provinz wurden die angesehensten Leute von vier Orten als seine Mitschuldigen bezeichnet. Seine Macht war so groß, daß er Herr aller Landstraßen im Süden war und die Direction der Posten, um freie Passage zu behalten, ihm regelmäßig eine Abgabe von vierundzwanzig Franken für den Wagen bezahlte. Er beherrschte seine Banditen auf willkürlichere Art als irgend ein Monarch seine Unterthanen; aber ein strenger Geist der Gerechtigkeit waltete in seinen Entscheidungen ihnen gegenüber.[1]

In Kriegszeiten sind diese Schleichhändler und Banditen,

---

[1]) Siehe die verschiedenen Reisebeschreibungen, besonders Rochfort Scott, Excursions in the mountains of Ronda and Granada; de Custine, L'Espagne sous Ferdinand VII. Brief 50 und 51; Cook, Sketches of Spain Cap. 1 und 15; Ford, Gatherings from Spain Cap. 16; Mérimée, Lettres adressées d'Espagne etc. Nr. III und das Werk de Rocca's, welches ich später anführen werde.

gewöhnt, unaufhörlich gegen die Hindernisse einer wilden Natur zu kämpfen, gefährliche und furchtbare Gegner. Es ist wahr, daß sie bei solchen Angriffen, die einige Berechnung erfordern, den Kürzeren ziehen; es ist ebenfalls wahr, daß sie auf der Ebene den geschickten Manövern der regelmäßigen Truppen nicht lange Widerstand leisten können; aber auf den steilen, gewundenen und schmalen Fußpfaden ihrer Berge verleiht ihre Behendigkeit und ihre Kenntniß des Terrains ihnen große Vortheile vor den Soldaten. Die französischen Truppen mußten dies erfahren, als damals jenes Schattenbild eines Königs, von Napoleon auf den Thron Spaniens gesetzt, es versuchte, dieses unerschrockene Bergvolk seiner verhaßten Autorität zu unterwerfen. Wenn die französischen Husaren sie aufs freie Feld locken konnten, säbelten sie dieselben zu Hunderten nieder; aber auf den im Zickzack laufenden Pfaden, die oft an den Rändern schauerlicher Abgründe hingen, wo ihre Pferde, statt ihnen nützlich zu sein, sie hinderten, fielen die Husaren bei jedem Schritt in einen Hinterhalt. In einem Augenblick, wo sie sich dessen am wenigsten versahen, waren sie von einem Schwarm von Feinden umringt, welche ihnen in die Flanken fielen, unaufhörlich feuernd bald wieder die Felsspitzen erreichten, wohin man ihnen nicht nachfolgen konnte, und so gewandt waren, daß sie im Fliehen ganze Colonnen vernichteten, ohne daß die Franzosen sich zu rächen vermochten. Trotz der Schrecken des Krieges unterließen diese Gebirgsbewohner doch nicht, von Zeit zu Zeit ihre heitere und scherzliebende Seite herauszukehren. Zu Olbera, wo die französischen Husaren einen jungen Ochsen verlangten, brachten die Einwohner ihnen einen Esel in Viertel zerschnitten. Die Husaren fanden, daß dieses „Kalb" einen etwas faden Geschmack habe, und wenn später die Gebirgsleute mit ihnen Scharmützel hatten, riefen diese ihnen oftmals zu: „Ihr habt in Olbera Eselsfleisch gegessen!" Dies war ihrer Meinung nach die tödtlichste Kränkung, die man einem Christen anthun konnte.[1]

Im neunten Jahrhundert hatte diese Provinz, welche den Namen Reiya oder vielmehr Regio (Regio montana allem Anscheine nach) trug und deren Hauptstadt Archidona war[2] eine fast ausschließlich spanische Bevölkerung, welche in jeder Hinsicht derjenigen glich, die

---

[1]) De Rocca, Mémoires sur la guerre des Français en Espagne S. 174—259.

[2]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 320—323.

noch heutiges Tages daselbst wohnt; sie hatte den gleichen Charakter, die gleichen Neigungen, die gleichen Laster und Tugenden. Einige dieser Bergbewohner waren Christen, andere, und zwar die größere Anzahl, waren Moslim's; aber alle fühlten sich als Spanier, alle nährten einen unerbittlichen Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes, und leidenschaftlich für ihre Unabhängigkeit eingenommen, wollten sie es nicht länger dulden, daß fremde Tyrannen sich von ihrem Eigenthum bereicherten; sie harrten nur des Augenblicks, wo sie das Joch abschütteln könnten. Dieser ungeduldig ersehnte Moment konnte nicht mehr sehr ferne sein. Die Siege, welche ihre Landsleute jeden Tag in anderen Provinzen errangen, zeigten den Bergbewohnern, daß mit Muth und Kühnheit es ihnen keineswegs unmöglich sein werde, ihre Wünsche erfüllt zu sehen. Schon war Toledo frei. Während zwanzig Jahren hatte der Sultan vergebens versucht, es wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Die Christen, welche das Uebergewicht in der Stadt behielten, hatten sich unter den Schutz des Königs von Leon [1] begeben, und obgleich durch die Renegaten verrathen, hatten sie den Sultan im Jahre 873 gezwungen, mit ihnen einen Vertrag zu schließen, wodurch ihnen die Aufrechthaltung der republicanischen Regierung, die sie sich selbst gegeben, und eine nahezu unabhängige politische Existenz zugesichert wurde; denn dieser Vertrag verpflichtete sie nur zu einer jährlichen Abgabe. [2] Noch ein anderer unabhängiger Staat war in Arragonien, unter den Arabern die obere Grenze genannt, von einer alten westgothischen Familie, die sich zum Islam bekannte, der Familie der Beni-Casî, gegründet worden. Gegen Mitte des neunten Jahrhunderts hatte dieses Haus, Dank der Talente Mûsâ's II., sich zu einer so großen Macht emporgehoben, daß es sich mit den souveränen Häusern in Eine Reihe stellen konnte. Zu der Zeit, als Mohammed den Thron bestieg, war Mûsâ II. Herr von Saragossa, Tudela, Huesca und der ganzen oberen Grenze. Toledo hatte ein Bündniß mit ihm geschlossen, und sein Sohn Lupus war Befehlshaber dieser Stadt. Ein unerschrockener und unermüdlicher Krieger, kehrte er seine Waffen bald gegen den Grafen von Barcelona oder den von Alava, bald gegen den Grafen von Castilien oder den König von Frankreich. Auf den Gipfel des Ruhms und der Macht gelangt, geachtet und geehrt von all seinen Nachbarn, sogar vom Könige von

---

[1]) Sebastian c. 26.

[2]) Nowairi unter dem Jahre 259; Ibn-Adhâri Bd. II S. 103, 104.

Frankreich, Karl dem Kahlen, welcher ihm prachtvolle Geschenke übersandte, spiele Mûsâ den Herrscher, ohne daß irgend Jemand wagte, sich ihm zu widersetzen, und da er endlich auch dem Namen nach sein wollte, was er in der That war, nahm er stolz den Titel eines „dritten Königs in Spanien" an. Nach dem Tode dieses außerordentlichen Mannes (862) nahm der Sultan freilich Tudela und Saragossa wieder in Besitz, aber nicht auf lange. Zehn Jahre später kamen die Söhne Mûsâ's und vertrieben mit Hilfe der Bevölkerung der Provinz, welche aus Gewohnheit keine anderen Herren als die Beni-Casî haben wollte, die Truppen des Sultans. Dann versuchte dieser wieder, sie zu bezwingen; allein die Beni-Casî wiesen seine Angriffe siegreich zurück und wurden dabei vom Könige von Leon, Alphons III., unterstützt, welcher ein so enges Bündniß mit ihnen geschlossen, daß er ihnen sogar die Erziehung seines Sohnes Ordoño anvertraut hatte. [1]

Nun war also der Norden frei und gegen den Sultan verbündet. Zur nämlichen Zeit gründete ein kühner Renegat aus Merida, Ibn-Merwân, [2] ein unabhängiges Fürstenthum im Westen. Nach der Unterwerfung Merida's, wo er einer der Führer der Insurrection gewesen war, wurde er dem Sultan ausgeliefert und war Hauptmann der Leibgarde geworden, als eines Tages (im Jahre 875) der erste Minister, Hâschim, welcher irgend einen Groll gegen ihn hegte, in Gegenwart der Veziere zu ihm sagte: „Ein Hund ist mehr werth als du." Um die Schmach auf die Spitze zu treiben, ließ er ihm einige Ohrfeigen verabreichen. Ibn-Merwân schwor in seiner Wuth, sich lieber allem Anderen aussetzen zu wollen, als eine Wiederholung solcher Behandlung zu dulden, versammelte seine Freunde, entfloh mit ihnen, bemächtigte sich des Schlosses Alanje (im Süden von Merida) und setzte es in Vertheidigungszustand. Hier wurde er von den Truppen des Sultans belagert; die Lebensmittel gingen ihm aus, so daß er und seine Gefährten genöthigt waren, sich vom Fleische ihrer Pferde zu nähren; nach drei Monaten, als sie anfingen, auch an Wasser Mangel zu leiden, capitulirte er; aber angesichts der verzweifelten Lage, in der er sich befand, konnten die Bedingungen, welche er erhielt, noch für vortheilhaft gelten: man erlaubte ihm, sich nach Badajoz zurückzuziehen, das zu dieser Zeit noch keine Mauern hatte, und sich dort nieder-

---

[1]) Siehe die Einzelheiten in meinen Recherches Bd. I S. 222—226.

[2]) Abderrachmân ibn-Merwân ibn-Jûnos.

zulassen. Als Ibn-Merwân sich auf diese Weise aus den Klauen des Sultans herausgerissen hatte, wurde er für diesen ein ebenso gefährlicher als unerbittlicher Feind. Er vereinigte seine Truppe mit einer anderen, welche ebenfalls aus Renegaten zusammengesetzt war und von einem gewissen Sadûn geführt wurde, rief die Renegaten von Merida und anderen Orten unter die Waffen, predigte seinen Landsleuten eine neue Religion, die zwischen Islam und Christenthum die Mitte hielt, schloß eine Allianz mit Alphons III., dem Könige von Leon,[1] dem natürlichen Verbündeten aller Derer, die sich gegen den Sultan empörten. Durch alle Gegenden verbreitete er Schrecken, aber nur von den Feinden des Landes, den Arabern und Berbern forderte er Lösegeld und mißhandelte sie. So rächte er auf blutige Weise seine eigenen Beschimpfungen und die seines Vaterlandes. Der Sultan wollte seinen Räubereien Einhalt thun und schickte deshalb eine Armee gegen ihn, deren Führung er seinem Minister Hâschim und seinem Sohne Mondhir anvertraute. Aber anstatt den Feind zu erwarten, ging Ibn-Merwân ihm entgegen, und während er Sadûn um Unterstützung zum Könige von Leon schickte, warf er sich auf Caracuel.[2] Hâschim schlug sein Lager in der Nähe dieser Festung auf, von der man noch jetzt bedeutende Trümmer sieht, und ließ die Festung Monte-Salud von einem seiner Hauptleute besetzen. Kurz darauf benachrichtigte ihn dieser Hauptmann, daß Sadûn sich Monte-Salud mit leonischen Hilfstruppen nähere, daß aber diese nicht sehr zahlreichen Truppen leicht zu überrumpeln seien. Der Hauptmann irrte sich; die Kräfte Sadûn's waren sehr beträchtlich, aber da er den Feind in eine Falle ziehen wollte, hatte er das Gerücht verbreiten lassen, seine Armee sei sehr schwach. Seine Absicht gelang ihm vollkommen. Durch den Bericht seines Hauptmanns getäuscht, zog Hâschim mit einigen Reiterhaufen Sadûn entgegen. Von Allem durch Spione unterrichtet, ließ dieser ihn in die Berge eindringen, lauerte ihm in einem Engpaß auf, versteckte seine Leute hinter den anstoßenden Felsen, warf sich auf die Feinde, als diese sich des Angriffs durchaus nicht versahen, und richtete

---

[1]) Dieses Bündniß trug Ibn-Merwân den Beinamen „der Galizier" ein, welchen die Araber ihm gewöhnlich geben. Ibn Khaldûn fol. 10 r.

[2]) Caracuel liegt zwischen Ciudad-Real und Almodovar del Campo. Nach dem Marâcid hätten die Araber den Namen Caraquei ausgesprochen, und so schreibt Pelagius von Oviedo (c. 11); siehe auch den Kartâs S. 107. Indessen findet sich auch Caraquer (Ibn-Adhârî Bd. II S. 105). Caraqueri bei Edrisi Bd. II S. 29 ist ein Fehler; es ist mit dem Man. B. Caraquei zu lesen.

unter ihnen ein großes Blutbad an. Hâschim selbst wurde mehrfach verwundet, dann gefangen genommen, nachdem er an seiner Seite fünfzig seiner besten Hauptleute hatte fallen sehen. Man führte ihn vor Ibn-Merwân. Sein Leben war nun in den Händen Desjenigen, den er so grausam beleidigt hatte; aber Ibn-Merwân besaß Großmuth genug, ihm keinen Vorwurf darüber zu machen; er behandelte ihn mit aller seinem Range schuldigen Achtung und schickte ihn zu seinem Verbündeten, dem Könige von Leon.

Als der Sultan hörte, was sich zugetragen, war er außer sich. Die Gefangennehmung seines Günstlings betrübte ihn natürlich, aber was ihn noch mehr bekümmerte, war, daß er ohne Verletzung seiner Ehre sich nicht weigern konnte, ihn aus den Händen des Königs von Leon zurückzukaufen. Alphons verlangte hunderttausend Ducaten. Das hieß die Freigebigkeit des geizigen Sultans auf eine zu harte Probe stellen. Er fand hundert Vorwände, um der Zahlung einer so großen Summe zu entgehen. „Wenn Hâschim gefangen ist,“ sagte er, „so ist es seine eigene Schuld. Warum ist er immer so verwegen? Er ist ein Leichtsinniger, der nicht weiß, was er thut, und der niemals weisen Rathschlägen sein Ohr leiht.“ Endlich, nachdem er ihn zwei Jahre in Ketten hatte schmachten lassen, willigte er ein, einen Theil des verlangten Lösegeldes zu bezahlen. Hâschim seinerseits versprach dem König von Leon, daß der Rest ihm später ausgezahlt werden solle, gab ihm seinen Sohn und seinen Neffen als Geiseln und kehrte nach Cordova zurück, vor Verlangen brennend, sich an Ibn-Merwân zu rächen. Dieser hatte inzwischen die Umgegend von Sevilla und Niebla verheert, und der Sultan, welcher nichts gegen ihn vermochte, hatte ihn bitten lassen, die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er sich verpflichten wolle, die Verheerungen einzustellen, die das Land zu Grunde richteten. Die Antwort Ibn-Merwân's war stolz und drohend. „Ich werde meine Einfälle einstellen“, war seine Antwort, „und werde sogar anordnen, daß man des Sultans in den öffentlichen Gebeten erwähnt, unter der Bedingung, daß er mir Badajoz überläßt, daß er mir erlaubt diesen Ort zu befestigen, und daß er mir erläßt, ihm irgendwelche Steuern zu bezahlen oder ihm irgendwie Gehorsam zu leisten; wo nicht, so sage ich nein.“ So demüthigend auch diese Bedingungen waren, der Sultan nahm sie doch an. Hâschim versuchte jetzt, seinen Herrn zu überzeugen, daß es ihm unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht unmöglich sein werde, sich diesen stolzen Rebellen zu unterwerfen. „Früher“, sagte er, „war dieser Ibn-Merwân unangreifbar; da er

und seine Reiter keinen festen Aufenthaltsort hatten, wußten sie sich immer unsern Verfolgungen zu entziehen; jetzt aber, da er in einer Stadt eingeschlossen ist, wollen wir ihn festhalten. Wir können ihn belagern und werden ihn zu bezwingen wissen." Es gelang ihm, den Sultan zur Billigung seines Planes zu bewegen, und kaum war er von ihm ermächtigt worden, sich mit der Armee auf den Marsch zu begeben, so war er auch schon bis Niebla vorgerückt. Da ließ Ibn-Merwân dem Sultan eine Botschaft zukommen, die folgendermaßen lautete: „Ich habe vernommen, daß Hâschim sich auf den Marsch nach dem Westen begeben hat. Ich begreife sehr wohl, daß er, da er glaubt, mich in einer Stadt einschließen zu können, hofft, Gelegenheit zur Rache an mir zu finden; aber ich schwöre dir, daß wenn er weiter als bis Niebla vorrückt, ich Badajoz verbrennen und das selbe Leben, welches ich früher geführt habe, wieder anfangen werde." Der Sultan war über diese Drohung so erschrocken, daß er Hâschim sogleich den Befehl zuschickte, mit der Armee nach Cordova zurückzukommen, und daß er von nun an kein Verlangen mehr fühlte, diesen allzu gefährlichen Feind sich zu unterwerfen.[1]

Während also die Aufrührer sich stark und muthig zeigten, bewies die Regierung sich schwach und feige. Bei jeder Bewilligung, die sie den Rebellen machte, bei jedem Vertrag, den sie mit ihnen abschloß, verlor sie von der Achtung, deren sie so sehr bedurfte, um eine Bevölkerung im Zaume zu halten, welche nicht an Gehorsam gewöhnt, leicht gereizt und viel zahlreicher als ihre Herren war. Die Gebirgsbewohner von Regio, durch die aus Norden und Westen ihnen zugekommenen Nachrichten ermuthigt, geriethen jetzt ebenfalls in Aufregung. Im Jahre 879 entstanden an mehreren Orten der Provinz Meutereien und Aufstände. Die Regierung, welche über die sie von dorther bedrohenden Gefahren nicht verblendet war, wurde sehr beunruhigt durch die Nachrichten, die ihr zukamen. Man legte Hand an den Führer einer sehr gefürchteten Bande und schickte ihn nach Cordova. Festungen wurden eilig auf den Höhen gebaut, auf deren Besetzung am meisten ankam.[2] All diese Maßregeln reizten die Bergbewohnern, ohne sie zu erschrecken. Indessen war in diesen Bewegungen noch wenig Uebereinstimmung; was ihnen fehlte, war ein Führer von hervorragender

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 37 r. und v.; Ibn-Adhâri Bd. II S. 102, 103, 104, 105; Ibn-Chaijân fol. 11 r. und v.; Chron. Albeld. c. 62.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 106.

Festigkeit, der im Stande gewesen wäre, ihre unbestimmten patriotischen Aufwallungen zu einem im Voraus berechneten Ziele zu lenken. Wenn ein solcher Mann sich zeigen sollte, so brauchte er nur ein Zeichen zu geben, um die ganze Bevölkerung der Berge in Bewegung zu setzen; sie war ohne Ausnahme bereit, sich einem solchen Führer anzuschließen.

XI.

Zur Zeit, als die andalusischen Bergbewohner anfingen, in Bewegung zu gerathen, lebte in einem Weiler bei Chiçn-Aute (jetzt Yznate) im Nordwesten von Malaga ein Landedelmann Namens Chafç. Er stammte aus einer berühmten Familie; sein fünfter Ahnherr, der Westgothe Alphons, hatte den Titel eines Grafen getragen;[1] aber der Großvater des Chafç, der sich, sei es aus Stoicismus, sei es aus Apathie, über die politischen und religiösen Angelegenheiten hinwegsetzte, war Moslim geworden, als er unter der Regierung Chacam's I. Ronda verlassen hatte, um sich in der Nähe von Chiçn-Aute niederzulassen; auch seine Nachkommen wurden als Moslim's angesehen, wiewohl sie im Grunde des Herzens der Religion ihrer Väter ein frommes Andenken bewahrt hatten.

Dank seiner Thätigkeit und Sparsamkeit hatte Chafç ein schönes Vermögen zusammengebracht. Seine Nachbarn achteten und ehrten ihn so sehr, daß sie ihn nicht Chafç sondern Chafçûn nannten; diese Endung galt einem Adelstitel gleich,[2] und nichts würde allem

---

[1]) Ibn-Khaldûn (fol. 10 v.), Ibn-Adhârî (Bd. II S. 108) und Ibn-al-Khatîb (Artikel Omar ibn-Chafçûn) geben den vollständigen Stammbaum des Chafç bis auf Alphons, welchem Ibn-Khaldûn nach Ibn-Chaijân den Titel eines Grafen gibt. Die Namen des Sohnes, Enkels und Urenkels von Alphons sind gothisch oder lateinisch; aber unglücklicher Weise scheinen sie in den Manuscripten mehr oder weniger verändert zu sein. Der Vater des Chafç hieß Omar, sein Großvater Dschafar al-islâmî (der Renegat).

[2]) Siehe meine Ausgabe des Ibn-Adhârî Bd. II S. 48 der Anmerkungen, und Anmerkung von de Slane, Histoire des Berbers Bd. I S. XXXVII.

Anschein nach sein friedliches Leben gestört haben, wenn nicht das Benehmen seines Sohnes Omar, der sich nicht unter die väterliche Autorität beugen wollte, ihm fortwährende Unruhe und tiefen Kummer verursacht hätte. Eitel, stolz, eingebildet, von ungestümem Wesen und streitsüchtig, zeigte sich dieser Jüngling als ein ächter andalusischer Charakter im schlechten Sinn. Die geringste Beleidigung entflammte seinen Zorn: ein Wort, eine Miene, ein Blick, schon die Absicht genügte ihm, und zu verschiedenen Malen hatte man ihn, zerschlagen, mit blutigem Gesicht, voll Quetschungen und Wunden auf das Gehöfte getragen. Bei einem solchen Temperament war es fast unausbleiblich, daß er einmal Jemanden todtschlug oder selbst todtgeschlagen wurde. Als er eines Tages mit einem seiner Nachbarn ohne vernünftigen Grund einen Streit angefangen, streckte er ihn todt darnieder. Um ihm den Galgen zu ersparen, verließ sein Vater voll Verzweiflung mit ihm das Gehöfte, welches seine Familie fast hundert Jahre lang bewohnt hatte, und begab sich in die Serrania von Ronda, um sich dort am Fuße des Berges Bobastro niederzulassen.[1] Dort inmitten einer wilden Natur, brachte der junge Omar, welcher sich gern in das Dickicht der Wälder oder in die noch weniger besuchten Schluchten verlor, es endlich so weit, das Banditen-Handwerk zu treiben, oder wie man jetzt sagen würde, ein Ratero zu werden. Er fiel der Obrigkeit in die Hände, und der Statthalter der Provinz ließ ihm die Peitsche geben. Als er wieder in das Haus seines Vaters eintreten wollte, jagte dieser ihn als unverbesserlichen Taugenichts fort. Nun wußte er nicht mehr, wie er sein Brot in Spanien gewinnen solle, und lenkte seine Schritte an die Küste, schiffte sich auf einem Fahrzeuge, das nach Afrika absegeln sollte, ein, führte eine Zeit lang ein Vagabundenleben und kam zuletzt in Tahort an, wo er als Lehrling sich bei einem Schneider verdingte, der im Districte von Regio zu Hause war und den er etwas kannte.

Als er eines Tages mit seinem Herrn bei der Arbeit war, trat ein Greis, den er nie vorher gesehen, der aber ebenfalls ein geborener Andalusier war, in den Laden und gab dem Schneider ein Stück Zeug, woraus er ihm ein Kleid anfertigen solle. Der Schneider stand auf, bot ihm einen Sitz an und ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, in welche sich der Lehrling mischte. Der Greis fragte den Schneider, wer dieser junge Mann sei.

„Er ist einer meiner frühern Nachbarn von Regio,“ gab der

[1]) Ibn-al-Khatib, Man. E., Artikel Omar ibn-Chafçûn.



Schneider ihm zur Antwort; „er ist hierher gekommen, um mein Handwerk zu erlernen.“

„Wann hast du Regio verlassen?“ fragte der Greis, indem er sich an Omar wandte.

„Vor vierzig Tagen.“

„Kennst du den Berg Bobastro in jenem District?“

„Gerade am Fuße dieses Berges habe ich gewohnt.“

„Wirklich! ... Dort ist ein Aufruhr ausgebrochen.“

„Ich versichere dich, dem ist nicht so!“

„Nun, dann wird es in kurzer Zeit der Fall sein.“

Der Greis schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Kennst du in der Nähe dieses Berges einen gewissen Omar, den Sohn Chafçûn's?“

Als Omar seinen Namen aussprechen hörte, erblaßte er, schlug die Augen nieder und beobachtete tiefes Stillschweigen. Der Greis betrachtete ihn aufmerksam und bemerkte, daß einer seiner Augenzähne abgebrochen war. Er war einer von jenen Spaniern, welche fest an das Emporkommen ihrer Nation glaubten. Da er oft von Omar hatte reden hören, glaubte er in ihm eine jener überlegenen Naturen zu erkennen, welche entweder viel Gutes oder viel Böses ausrichten können, je nach der Richtung, die ihnen gegeben wird, und er hatte eine Ahnung, daß in diesem unbeugsamen Sohne, diesem Hauptstreiter, diesem Gebirgs-Banditen das Zeug zu einem Parteiführer stecke. Das Schweigen Omar's, seine verlegene Miene, seine Blässe, der fehlende Augenzahn (der Greis hatte gehört, daß Omar in einem blutigen Kampf einen solchen Zahn verloren habe), alles das gab ihm die Ueberzeugung, daß es Omar selbst sei, mit dem er sich unterhielt, und da er dem Thätigkeitstriebe, welcher diesen ungestümen jungen Mann verzehrte, ein edles Ziel geben wollte, rief er aus: „Wie, Unglücklicher, und hier führst du die Nadel, um dem Elende zu entgehen? Kehre in dein Vaterland zurück und nimm den Säbel! Du wirst den Omaijaden ein schrecklicher Gegner werden und über eine große Nation herrschen.“

Später dienten zwar diese prophetischen Worte dazu, den Ehrgeiz Omar's zu stacheln, aber in diesem Augenblick brachten sie eine ganz andere Wirkung hervor. In der Furcht, von weniger wohlwollenden Menschen erkannt und von dem Fürsten von Tahort, der in Allem, was er that, sich vom Sultan zu Cordova leiten ließ,[1] der spanischen Regierung ausgeliefert zu werden, verließ er in größter Eile die Stadt,

---

[1]) Vgl. Ibn-Adhârî Bd. II S. 111 Z. 5.

indem er kein anderes Gepäck mit sich nahm als nur zwei Brote, die er in seinen Aermeln versteckte.

Nach Spanien zurückgekehrt, begab er sich zu seinem Oheim, da er nicht wagen mochte, wieder vor seinem Vater zu erscheinen, und diesem erzählte er, was der Greis in Tahort ihm gesagt hatte. Der Oheim, welcher bei unternehmendem Geist große Leichtgläubigkeit besaß, hatte Glauben an die Vorhersagung des Greises. Er rieth seinem Neffen, seiner Bestimmung zu folgen und einen Aufstand zu versuchen, und versprach ihm, sich dabei mit aller Macht für ihn zu verwenden. Es kostete ihn keine Mühe, ihn zu überreden, und nachdem der Onkel etwa vierzig seiner jungen Landleute auf dem Hofe versammelt hatte, schlug er ihnen vor, sich unter die Führung seines Neffen zu stellen. Alle gingen darauf ein. Omar organisirte sie und ließ sich mit ihnen auf dem Berge Bobastro nieder (880 oder 881),[1] wo sich die Ruinen einer römischen Festung, des Municipiums Singiliense Barbastrense, welche man heutiges Tages el Castillon nennt,[2] befanden. Diese Ruinen waren leicht wieder herzustellen. Kein Ort konnte für eine Zufluchtsstätte einer Bande von Räubern besser gelegen sein. Der Felsen, welcher die Festung trägt, ist sehr hoch, sehr steil und von der West- und Südseite unzugänglich, so daß das Schloß beinahe uneinnehmbar war. Dazu muß man noch nehmen, daß ganz in der Nähe die große Ebene war, die sich von Campillos bis nach Cordova erstreckt. Auf dieser Ebene konnte die Bande Omar's leicht Streifereien unternehmen, Vieh wegtreiben und den einsam gelegenen Meiereien willkürliche Schatzungen auferlegen. Darauf beschränkten sich die ersten Großthaten Omar's; aber bald war er der Meinung, daß dieses Handwerk eines Straßenräubers seiner nicht würdig sei, und sobald seine Truppe sich durch viele solche Leute, denen daran gelegen war, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen und hinter festen Mauern auf dem Kamm eines Felsen in Sicherheit zu sitzen, vergrößert hatte und beträchtlich genug geworden war, um die schwache Besatzung der Umgegend in Schach zu halten, fing er an, seine kühnen Unternehmungen bis an die Thore der Städte auszudehnen und sich durch ebenso kühne als erfolgreiche Ueberfälle hervorzuthun. Darüber begreiflicher Weise beunruhigt, entschloß der Statthalter von Regio sich endlich dazu, das Banditencorps mit allen Truppen der Provinz an-

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 37 v. — 38 v.

[2]) Siehe über Bobastro, welches eine Viertelmeile vom Guadaljorce und eine Meile westlich von Antequera lag, meine Recherches, Bd. I S. 323—327.

zugreifen; aber er wurde geschlagen und in seiner eiligen Flucht ließ er Alles, sogar sein großes Zelt, den Aufrührern. Der Sultan, welcher dieses Unglück der Unfähigkeit des Statthalters zuschrieb, entsetzte ihn seiner Stelle und ernannte statt seiner einen anderen. Dem neuen Statthalter gelang es nicht besser: der Widerstand der Besatzung erschreckte ihn dermaßen, daß er einen Waffenstillstand mit Omar schloß. Dieser Waffenstillstand war nicht von langer Dauer, und Omar, wiewohl zu wiederholten Malen angegriffen, wußte sich zwei bis drei Jahre lang auf seinem Berge zu behaupten;[1] jedoch am Ende dieser Zeit zwang ihn Hâschim, der erste Minister, sich zu ergeben, und ließ ihn mit seiner ganzen Bande nach Cordova führen. Der Sultan, welcher in Omar einen vortrefflichen Führer und in seinen Leuten gute Soldaten erkannte, empfing sie sehr gnädig und schlug ihnen vor, in seine Armee einzutreten. Ueberzeugt, daß ihnen für den Augenblick nichts Anderes übrig bleibe, nahmen sie diesen Vorschlag an.[2]

Kurze Zeit darauf, im Sommer des Jahres 883, als Hâschim gegen Mohammed, den Sohn des Lupus, damals Haupt des Hauses der Beni-Casî, und gegen Alphons, den König von Leon, kämpfte, fand Omar, der Hâschim begleitete, Gelegenheit, sich in mehreren Treffen auszuzeichnen, besonders in dem Gefecht von Pancorvo. Ruhig und kalt, wenn er es sein mußte, feurig, wenn er zu handeln hatte, erwarb er sich leicht die Achtung und Zuneigung des Oberanführers; als er aber wieder nach Cordova zurückgekehrt war, hatte er sich bald über Ibn-Ghânim,[3] den Präfecten der Stadt, zu beklagen, der in seinem Haß gegen Hâschim ein Vergnügen daran fand, die Führer, welche, wie Omar, der Gunst dieses Ministers theilhaftig waren, zu quälen und zu ärgern. Jeden Augenblick zwang er ihn, sein Quartier zu wechseln, und das Korn, welches er ihm lieferte, war von der schlechtesten Art. Omar, der nicht eben von verträglicher Natur war, konnte seinen Unwillen darüber nicht verbergen, und indem er eines Tages dem Präfecten ein Stück schwarzes und hartes Brot vorhielt, sagte er zu ihm: „Möge Gott dir gnädig sein! kann man das essen?“ — „Wer bist du, böser Teufel,“ antwortete ihm der Präfect, „daß du es wagst, an mich eine

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106, 107; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 9 v.

2) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106—108; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 91 v.

3) Mohammed ibn-Walîd ibn Ghânim.

so freche Frage zu stellen?" Als Omar, tief empört, in seine Wohnung zurückkehrte, begegnete ihm Hâschim, welcher sich in den Palast begab. Ihm erzählte er Alles. „Man weiß hier nicht, was du werth bist," sagte der Minister zu ihm. „Du mußt es sie lehren." Damit ging er weiter.

Auf diese Weise des Dienstes beim Sultan überdrüssig, schlug Omar seinen Soldaten vor, mit ihm das abenteuernde und freie Leben in den Wäldern, welches sie so lange mit einander geführt, wieder aufzunehmen. Nichts wünschten sie mehr, und vor Sonnenuntergang hatten sie schon die Hauptstadt verlassen, um nach Bobastro zurückzukehren (884).

Die erste Sorge Omar's war, sich wieder in den Besitz dieses Schlosses zu setzen. Das war schwer; denn Hâschim, welcher die Wichtigkeit dieser Festung sehr gut kannte, hatte die Bewachung derselben einer ziemlich zahlreichen Besatzung anvertraut und sie obendrein mit so vielen Basteien und Thürmen decken lassen, daß sie für uneinnehmbar gelten konnte. Aber Omar, voll Vertrauen in seinen guten Stern, ließ sich nicht entmuthigen. Von seinem Oheim unterstützt, fügte er zuerst einige entschlossene Männer zu seiner Schaar, da er sie für zu schwach hielt; dann, ohne den im Schlosse eingenisteten Soldaten Zeit zu lassen, sich zum Widerstande zu bereiten, griff er sie kühn an und zwang sie, in solcher Hast zu fliehen, daß sie nicht einmal die junge Geliebte ihres Hauptmanns mit sich nehmen konnten. Sie gefiel Omar so gut, daß er sie zu seiner Frau oder Geliebten machte.[1]

Von diesem Augenblicke an war Omar nicht mehr ein Räuberhauptmann, sondern das Haupt aller Spanier im Süden; er war der Jose-Maria des neunten Jahrhunderts, doch von den Umständen mehr begünstigt als dieser unglückliche Held. Er wandte sich an all seine Landsleute, gleichviel ob sie sich zum Islam bekehrt hatten oder Christen geblieben waren. „Zu lange schon," sprach er zu ihnen, „habt ihr das Joch dieses Sultans ertragen, der euch eure Güter entreißt und euch mit Erpressungen drückt. Wollt ihr euch von den Arabern mit Füßen treten lassen, die euch als ihre Sklaven ansehen?... Glaubt nicht, daß es Ehrgeiz ist, der aus mir spricht; nein, ich habe keinen anderen Wunsch, als euch zu rächen und euch von der Knechtschaft zu befreien. „Jedes Mal," sagt ein arabischer Schriftsteller, „wenn Ibn-Chafçûn so sprach, dankten ihm Die, welche ihn anhörten, und erklärten sich bereit, ihm zu gehorchen." Seine Feinde, die einzigen, welche seine Geschichte geschrieben haben,

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 38 v., 39 r.

zulassen. Als Ibn-Merwân sich auf diese Weise aus den Klauen des Sultans herausgerissen hatte, wurde er für diesen ein ebenso gefährlicher als unerbittlicher Feind. Er vereinigte seine Truppe mit einer anderen, welche ebenfalls aus Renegaten zusammengesetzt war und von einem gewissen Sadûn geführt wurde, rief die Renegaten von Merida und anderen Orten unter die Waffen, predigte seinen Landsleuten eine neue Religion, die zwischen Islam und Christenthum die Mitte hielt, schloß eine Allianz mit Alphons III., dem Könige von Leon,[1] dem natürlichen Verbündeten aller Derer, die sich gegen den Sultan empörten. Durch alle Gegenden verbreitete er Schrecken, aber nur von den Feinden des Landes, den Arabern und Berbern forderte er Lösegeld und mißhandelte sie. So rächte er auf blutige Weise seine eigenen Beschimpfungen und die seines Vaterlandes. Der Sultan wollte seinen Räubereien Einhalt thun und schickte deshalb eine Armee gegen ihn, deren Führung er seinem Minister Hâschim und seinem Sohne Mondhir anvertraute. Aber anstatt den Feind zu erwarten, ging Ibn-Merwân ihm entgegen, und während er Sadûn um Unterstützung zum Könige von Leon schickte, warf er sich auf Caracuel.[2] Hâschim schlug sein Lager in der Nähe dieser Festung auf, von der man noch jetzt bedeutende Trümmer sieht, und ließ die Festung Monte-Salud von einem seiner Hauptleute besetzen. Kurz darauf benachrichtigte ihn dieser Hauptmann, daß Sadûn sich Monte-Salud mit leonischen Hilfstruppen nähere, daß aber diese nicht sehr zahlreichen Truppen leicht zu überrumpeln seien. Der Hauptmann irrte sich; die Kräfte Sadûn's waren sehr beträchtlich, aber da er den Feind in eine Falle ziehen wollte, hatte er das Gerücht verbreiten lassen, seine Armee sei sehr schwach. Seine Absicht gelang ihm vollkommen. Durch den Bericht seines Hauptmanns getäuscht, zog Hâschim mit einigen Reiterhaufen Sadûn entgegen. Von Allem durch Spione unterrichtet, ließ dieser ihn in die Berge eindringen, lauerte ihm in einem Engpaß auf, versteckte seine Leute hinter den anstoßenden Felsen, warf sich auf die Feinde, als diese sich des Angriffs durchaus nicht versahen, und richtete

---

[1]) Dieses Bündniß trug Ibn-Merwân den Beinamen „der Galizier“ ein, welchen die Araber ihm gewöhnlich geben. Ibn Khaldûn fol. 10 r.

[2]) Caracuel liegt zwischen Ciudad-Real und Almodovar del Campo. Nach dem Marâcid hätten die Araber den Namen Caraquei ausgesprochen, und so schreibt Pelagius von Oviedo (c. 11); siehe auch den Kartâs S. 107. Indessen findet sich auch Caraquer (Ibn-Adhâri Bd. II S. 105). Caraqueri bei Edrisi Bd. II S. 29 ist ein Fehler; es ist mit dem Man. B. Caraquei zu lesen.

unter ihnen ein großes Blutbad an. Hâschim selbst wurde mehrfach verwundet, dann gefangen genommen, nachdem er an seiner Seite fünfzig seiner besten Hauptleute hatte fallen sehen. Man führte ihn vor Ibn-Merwân. Sein Leben war nun in den Händen Desjenigen, den er so grausam beleidigt hatte; aber Ibn-Merwân besaß Großmuth genug, ihm keinen Vorwurf darüber zu machen; er behandelte ihn mit aller seinem Range schuldigen Achtung und schickte ihn zu seinem Verbündeten, dem Könige von Leon.

Als der Sultan hörte, was sich zugetragen, war er außer sich. Die Gefangennehmung seines Günstlings betrübte ihn natürlich, aber was ihn noch mehr bekümmerte, war, daß er ohne Verletzung seiner Ehre sich nicht weigern konnte, ihn aus den Händen des Königs von Leon zurückzukaufen. Alphons verlangte hunderttausend Ducaten. Das hieß die Freigebigkeit des geizigen Sultans auf eine zu harte Probe stellen. Er fand hundert Vorwände, um der Zahlung einer so großen Summe zu entgehen. „Wenn Hâschim gefangen ist," sagte er, „so ist es seine eigene Schuld. Warum ist er immer so verwegen? Er ist ein Leichtsinniger, der nicht weiß, was er thut, und der niemals weisen Rathschlägen sein Ohr leiht." Endlich, nachdem er ihn zwei Jahre in Ketten hatte schmachten lassen, willigte er ein, einen Theil des verlangten Lösegeldes zu bezahlen. Hâschim seinerseits versprach dem König von Leon, daß der Rest ihm später ausgezahlt werden solle, gab ihm seinen Sohn und seinen Neffen als Geiseln und kehrte nach Cordova zurück, vor Verlangen brennend, sich an Ibn-Merwân zu rächen. Dieser hatte inzwischen die Umgegend von Sevilla und Niebla verheert, und der Sultan, welcher nichts gegen ihn vermochte, hatte ihn bitten lassen, die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er sich verpflichten wolle, die Verheerungen einzustellen, die das Land zu Grunde richteten. Die Antwort Ibn-Merwân's war stolz und drohend. „Ich werde meine Einfälle einstellen", war seine Antwort, „und werde sogar anordnen, daß man des Sultans in den öffentlichen Gebeten erwähnt, unter der Bedingung, daß er mir Badajoz überläßt, daß er mir erlaubt diesen Ort zu befestigen, und daß er mir erläßt, ihm irgendwelche Steuern zu bezahlen oder ihm irgendwie Gehorsam zu leisten; wo nicht, so sage ich nein." So demüthigend auch diese Bedingungen waren, der Sultan nahm sie doch an. Hâschim versuchte jetzt, seinen Herrn zu überzeugen, daß es ihm unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht unmöglich sein werde, sich diesen stolzen Rebellen zu unterwerfen. „Früher", sagte er, „war dieser Ibn-Merwân unangreifbar; da er

und seine Reiter keinen festen Aufenthaltsort hatten, wußten sie sich immer unsern Verfolgungen zu entziehen; jetzt aber, da er in einer Stadt eingeschlossen ist, wollen wir ihn festhalten. Wir können ihn belagern und werden ihn zu bezwingen wissen." Es gelang ihm, den Sultan zur Billigung seines Planes zu bewegen, und kaum war er von ihm ermächtigt worden, sich mit der Armee auf den Marsch zu begeben, so war er auch schon bis Niebla vorgerückt. Da ließ Ibn-Merwân dem Sultan eine Botschaft zukommen, die folgendermaßen lautete: „Ich habe vernommen, daß Hâschim sich auf den Marsch nach dem Westen begeben hat. Ich begreife sehr wohl, daß er, da er glaubt, mich in einer Stadt einschließen zu können, hofft, Gelegenheit zur Rache an mir zu finden; aber ich schwöre dir, daß wenn er weiter als bis Niebla vorrückt, ich Badajoz verbrennen und das selbe Leben, welches ich früher geführt habe, wieder anfangen werde." Der Sultan war über diese Drohung so erschrocken, daß er Hâschim sogleich den Befehl zuschickte, mit der Armee nach Cordova zurückzukommen, und daß er von nun an kein Verlangen mehr fühlte, diesen allzu gefährlichen Feind sich zu unterwerfen.[1]

Während also die Aufrührer sich stark und muthig zeigten, bewies die Regierung sich schwach und feige. Bei jeder Bewilligung, die sie den Rebellen machte, bei jedem Vertrag, den sie mit ihnen abschloß, verlor sie von der Achtung, deren sie so sehr bedurfte, um eine Bevölkerung im Zaume zu halten, welche nicht an Gehorsam gewöhnt, leicht gereizt und viel zahlreicher als ihre Herren war. Die Gebirgsbewohner von Regio, durch die aus Norden und Westen ihnen zugekommenen Nachrichten ermuthigt, geriethen jetzt ebenfalls in Aufregung. Im Jahre 879 entstanden an mehreren Orten der Provinz Meutereien und Aufstände. Die Regierung, welche über die sie von dorther bedrohenden Gefahren nicht verblendet war, wurde sehr beunruhigt durch die Nachrichten, die ihr zukamen. Man legte Hand an den Führer einer sehr gefürchteten Bande und schickte ihn nach Cordova. Festungen wurden eilig auf den Höhen gebaut, auf deren Besetzung am meisten ankam.[2] All diese Maßregeln reizten die Bergbewohnern, ohne sie zu erschrecken. Indessen war in diesen Bewegungen noch wenig Uebereinstimmung; was ihnen fehlte, war ein Führer von hervorragender

---

¹) Ibn-al-Kûtîa fol. 37 r. und v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 102, 103, 104, 105; Ibn-Chaijân fol. 11 r. und v.; Chron. Albeld. c. 62.

²) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106.

Festigkeit, der im Stande gewesen wäre, ihre unbestimmten patriotischen Aufwallungen zu einem im Voraus berechneten Ziele zu lenken. Wenn ein solcher Mann sich zeigen sollte, so brauchte er nur ein Zeichen zu geben, um die ganze Bevölkerung der Berge in Bewegung zu setzen; sie war ohne Ausnahme bereit, sich einem solchen Führer anzuschließen.

XI.

Zur Zeit, als die andalusischen Bergbewohner anfingen, in Bewegung zu gerathen, lebte in einem Weiler bei Chiçn-Aute (jetzt Yznate) im Nordwesten von Malaga ein Landedelmann Namens Chafç. Er stammte aus einer berühmten Familie; sein fünfter Ahnherr, der Westgothe Alphons, hatte den Titel eines Grafen getragen;[1] aber der Grossvater des Chafç, der sich, sei es aus Stoicismus, sei es aus Apathie, über die politischen und religiösen Angelegenheiten hinwegsetzte, war Moslim geworden, als er unter der Regierung Chacam's I. Ronda verlassen hatte, um sich in der Nähe von Chiçn-Aute niederzulassen; auch seine Nachkommen wurden als Moslim's angesehen, wiewohl sie im Grunde des Herzens der Religion ihrer Väter ein frommes Andenken bewahrt hatten.

Dank seiner Thätigkeit und Sparsamkeit hatte Chafç ein schönes Vermögen zusammengebracht. Seine Nachbarn achteten und ehrten ihn so sehr, dass sie ihn nicht Chafç sondern Chafçûn nannten; diese Endung galt einem Adelstitel gleich,[2] und nichts würde allem

---

[1]) Ibn-Khaldûn (fol. 10 v.), Ibn-Adhârî (Bd. II S. 108) und Ibn-al-Khatîb (Artikel Omar ibn-Chafçûn) geben den vollständigen Stammbaum des Chafç bis auf Alphons, welchem Ibn-Khaldûn nach Ibn-Chaijân den Titel eines Grafen gibt. Die Namen des Sohnes, Enkels und Urenkels von Alphons sind gothisch oder lateinisch; aber unglücklicher Weise scheinen sie in den Manuscripten mehr oder weniger verändert zu sein. Der Vater des Chafç hiess Omar, sein Grossvater Dschafar al-islâmî (der Renegat).

[2]) Siehe meine Ausgabe des Ibn-Adhârî Bd. II S. 48 der Anmerkungen, und die Anmerkung von de Slane, Histoire des Berbers Bd. I S. XXXVII.



Anschein nach sein friedliches Leben gestört haben, wenn nicht das Benehmen seines Sohnes Omar, der sich nicht unter die väterliche Autorität beugen wollte, ihm fortwährende Unruhe und tiefen Kummer verursacht hätte. Eitel, stolz, eingebildet, von ungestümem Wesen und streitsüchtig, zeigte sich dieser Jüngling als ein ächter andalusischer Charakter im schlechten Sinn. Die geringste Beleidigung entflammte seinen Zorn: ein Wort, eine Miene, ein Blick, schon die Absicht genügte ihm, und zu verschiedenen Malen hatte man ihn, zerschlagen, mit blutigem Gesicht, voll Quetschungen und Wunden auf das Gehöfte getragen. Bei einem solchen Temperament war es fast unausbleiblich, daß er einmal Jemanden todtschlug oder selbst todtgeschlagen wurde. Als er eines Tages mit einem seiner Nachbarn ohne vernünftigen Grund einen Streit angefangen, streckte er ihn todt darnieder. Um ihm den Galgen zu ersparen, verließ sein Vater voll Verzweiflung mit ihm das Gehöfte, welches seine Familie fast hundert Jahre lang bewohnt hatte, und begab sich in die Serrania von Ronda, um sich dort am Fuße des Berges Bobastro niederzulassen.[1] Dort inmitten einer wilden Natur, brachte der junge Omar, welcher sich gern in das Dickicht der Wälder oder in die noch weniger besuchten Schluchten verlor, es endlich so weit, das Banditen-Handwerk zu treiben, oder wie man jetzt sagen würde, ein Ratero zu werden. Er fiel der Obrigkeit in die Hände, und der Statthalter der Provinz ließ ihm die Peitsche geben. Als er wieder in das Haus seines Vaters eintreten wollte, jagte dieser ihn als unverbesserlichen Taugenichts fort. Nun wußte er nicht mehr, wie er sein Brot in Spanien gewinnen solle, und lenkte seine Schritte an die Küste, schiffte sich auf einem Fahrzeuge, das nach Afrika absegeln sollte, ein, führte eine Zeit lang ein Vagabundenleben und kam zuletzt in Tahort an, wo er als Lehrling sich bei einem Schneider verdingte, der im Districte von Regio zu Hause war und den er etwas kannte.

Als er eines Tages mit seinem Herrn bei der Arbeit war, trat ein Greis, den er nie vorher gesehen, der aber ebenfalls ein geborener Andalusier war, in den Laden und gab dem Schneider ein Stück Zeug, woraus er ihm ein Kleid anfertigen solle. Der Schneider stand auf, bot ihm einen Sitz an und ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, in welche sich der Lehrling mischte. Der Greis fragte den Schneider, wer dieser junge Mann sei.

„Er ist einer meiner frühern Nachbarn von Regio," gab der

---

[1]) Ibn-al-Khatib, Man. E., Artikel Omar ibn-Chafçûn.

Schneider ihm zur Antwort; „er ist hierher gekommen, um mein Handwerk zu erlernen.“

„Wann hast du Regio verlassen?“ fragte der Greis, indem er sich an Omar wandte.

„Vor vierzig Tagen.“

„Kennst du den Berg Bobastro in jenem District?“

„Gerade am Fuße dieses Berges habe ich gewohnt.“

„Wirklich!... Dort ist ein Aufruhr ausgebrochen.“

„Ich versichere dich, dem ist nicht so!“

„Nun, dann wird es in kurzer Zeit der Fall sein.“

Der Greis schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Kennst du in der Nähe dieses Berges einen gewissen Omar, den Sohn Chafçûn's?“

Als Omar seinen Namen aussprechen hörte, erblaßte er, schlug die Augen nieder und beobachtete tiefes Stillschweigen. Der Greis betrachtete ihn aufmerksam und bemerkte, daß einer seiner Augenzähne abgebrochen war. Er war einer von jenen Spaniern, welche fest an das Emporkommen ihrer Nation glaubten. Da er oft von Omar hatte reden hören, glaubte er in ihm eine jener überlegenen Naturen zu erkennen, welche entweder viel Gutes oder viel Böses ausrichten können, je nach der Richtung, die ihnen gegeben wird, und er hatte eine Ahnung, daß in diesem unbeugsamen Sohne, diesem Hauptstreiter, diesem Gebirgs-Banditen das Zeug zu einem Parteiführer stecke. Das Schweigen Omar's, seine verlegene Miene, seine Blässe, der fehlende Augenzahn (der Greis hatte gehört, daß Omar in einem blutigen Kampf einen solchen Zahn verloren habe), alles das gab ihm die Ueberzeugung, daß es Omar selbst sei, mit dem er sich unterhielt, und da er dem Thätigkeitstriebe, welcher diesen ungestümen jungen Mann verzehrte, ein edles Ziel geben wollte, rief er aus: „Wie, Unglücklicher, und hier führst du die Nadel, um dem Elende zu entgehen? Kehre in dein Vaterland zurück und nimm den Säbel! Du wirst den Omaijaden ein schrecklicher Gegner werden und über eine große Nation herrschen.“

Später dienten zwar diese prophetischen Worte dazu, den Ehrgeiz Omar's zu stacheln, aber in diesem Augenblick brachten sie eine ganz andere Wirkung hervor. In der Furcht, von weniger wohlwollenden Menschen erkannt und von dem Fürsten von Tahort, der in Allem, was er that, sich vom Sultan zu Cordova leiten ließ,[1] der spanischen Regierung ausgeliefert zu werden, verließ er in größter Eile die Stadt,

---

[1]) Vgl. Ibn-Adhârî Bd. II S. 111 Z. 5.

indem er kein anderes Gepäck mit sich nahm als nur zwei Brote, die er in seinen Aermeln versteckte.

Nach Spanien zurückgekehrt, begab er sich zu seinem Oheim, da er nicht wagen mochte, wieder vor seinem Vater zu erscheinen, und diesem erzählte er, was der Greis in Tahort ihm gesagt hatte. Der Oheim, welcher bei unternehmendem Geist große Leichtgläubigkeit besaß, hatte Glauben an die Vorhersagung des Greises. Er rieth seinem Neffen, seiner Bestimmung zu folgen und einen Aufstand zu versuchen, und versprach ihm, sich dabei mit aller Macht für ihn zu verwenden. Es kostete ihn keine Mühe, ihn zu überreden, und nachdem der Onkel etwa vierzig seiner jungen Landleute auf dem Hofe versammelt hatte, schlug er ihnen vor, sich unter die Führung seines Neffen zu stellen. Alle gingen darauf ein. Omar organisirte sie und ließ sich mit ihnen auf dem Berge Bobastro nieder (880 oder 881),[1] wo sich die Ruinen einer römischen Festung, des Municipiums Singiliense Barbastrense, welche man heutiges Tages el Castillon nennt,[2] befanden. Diese Ruinen waren leicht wieder herzustellen. Kein Ort konnte für eine Zufluchtsstätte einer Bande von Räubern besser gelegen sein. Der Felsen, welcher die Festung trägt, ist sehr hoch, sehr steil und von der West- und Südseite unzugänglich, so daß das Schloß beinahe uneinnehmbar war. Dazu muß man noch nehmen, daß ganz in der Nähe die große Ebene war, die sich von Campillos bis nach Cordova erstreckt. Auf dieser Ebene konnte die Bande Omar's leicht Streifereien unternehmen, Vieh wegtreiben und den einsam gelegenen Meiereien willkürliche Schatzungen auferlegen. Darauf beschränkten sich die ersten Großthaten Omar's; aber bald war er der Meinung, daß dieses Handwerk eines Straßenräubers seiner nicht würdig sei, und sobald seine Truppe sich durch viele solche Leute, denen daran gelegen war, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen und hinter festen Mauern auf dem Kamm eines Felsen in Sicherheit zu sitzen, vergrößert hatte und beträchtlich genug geworden war, um die schwache Besatzung der Umgegend in Schach zu halten, fing er an, seine kühnen Unternehmungen bis an die Thore der Städte auszudehnen und sich durch ebenso kühne als erfolgreiche Ueberfälle hervorzuthun. Darüber begreiflicher Weise beunruhigt, entschloß der Statthalter von Regio sich endlich dazu, das Banditencorps mit allen Truppen der Provinz an-

---

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 37 v. — 38 v.

[2]) Siehe über Bobastro, welches eine Viertelmeile vom Guadaljorce und eine Meile westlich von Antequera lag, meine **Recherches**, Bd. I S. 323—327.

zugreifen; aber er wurde geschlagen und in seiner eiligen Flucht ließ er Alles, sogar sein großes Zelt, den Aufrührern. Der Sultan, welcher dieses Unglück der Unfähigkeit des Statthalters zuschrieb, entsetzte ihn seiner Stelle und ernannte statt seiner einen anderen. Dem neuen Statthalter gelang es nicht besser: der Widerstand der Besatzung erschreckte ihn dermaßen, daß er einen Waffenstillstand mit Omar schloß. Dieser Waffenstillstand war nicht von langer Dauer, und Omar, wiewohl zu wiederholten Malen angegriffen, mußte sich zwei bis drei Jahre lang auf seinem Berge zu behaupten;[1] jedoch am Ende dieser Zeit zwang ihn Hâschim, der erste Minister, sich zu ergeben, und ließ ihn mit seiner ganzen Bande nach Cordova führen. Der Sultan, welcher in Omar einen vortrefflichen Führer und in seinen Leuten gute Soldaten erkannte, empfing sie sehr gnädig und schlug ihnen vor, in seine Armee einzutreten. Ueberzeugt, daß ihnen für den Augenblick nichts Anderes übrig bleibe, nahmen sie diesen Vorschlag an.[2]

Kurze Zeit darauf, im Sommer des Jahres 883, als Hâschim gegen Mohammed, den Sohn des Lupus, damals Haupt des Hauses der Beni-Casî, und gegen Alphons, den König von Leon, kämpfte, fand Omar, der Hâschim begleitete, Gelegenheit, sich in mehreren Treffen auszuzeichnen, besonders in dem Gefecht von Pancorvo. Ruhig und kalt, wenn er es sein mußte, feurig, wenn er zu handeln hatte, erwarb er sich leicht die Achtung und Zuneigung des Oberanführers; als er aber wieder nach Cordova zurückgekehrt war, hatte er sich bald über Ibn-Ghânim,[3] den Präfecten der Stadt, zu beklagen, der in seinem Haß gegen Hâschim ein Vergnügen daran fand, die Führer, welche, wie Omar, der Gunst dieses Ministers theilhaftig waren, zu quälen und zu ärgern. Jeden Augenblick zwang er ihn, sein Quartier zu wechseln, und das Korn, welches er ihm lieferte, war von der schlechtesten Art. Omar, der nicht eben von verträglicher Natur war, konnte seinen Unwillen darüber nicht verbergen, und indem er eines Tages dem Präfecten ein Stück schwarzes und hartes Brot vorhielt, sagte er zu ihm: „Möge Gott dir gnädig sein! kann man das essen?" — „Wer bist du, böser Teufel," antwortete ihm der Präfect, „daß du es wagst, an mich eine

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106, 107; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 9 v.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106—108; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 91 v.

[3]) Mohammed ibn-Walîd ibn Ghânim.

so freche Frage zu stellen?" Als Omar, tief empört, in seine Wohnung zurückkehrte, begegnete ihm Hâschim, welcher sich in den Palast begab. Ihm erzählte er Alles. „Man weiß hier nicht, was du werth bist," sagte der Minister zu ihm. „Du mußt es sie lehren." Damit ging er weiter.

Auf diese Weise des Dienstes beim Sultan überdrüssig, schlug Omar seinen Soldaten vor, mit ihm das abenteuernde und freie Leben in den Wäldern, welches sie so lange mit einander geführt, wieder aufzunehmen. Nichts wünschten sie mehr, und vor Sonnenuntergang hatten sie schon die Hauptstadt verlassen, um nach Bobastro zurückzukehren (884).

Die erste Sorge Omar's war, sich wieder in den Besitz dieses Schlosses zu setzen. Das war schwer; denn Hâschim, welcher die Wichtigkeit dieser Festung sehr gut kannte, hatte die Bewachung derselben einer ziemlich zahlreichen Besatzung anvertraut und sie obendrein mit so vielen Basteien und Thürmen decken lassen, daß sie für uneinnehmbar gelten konnte. Aber Omar, voll Vertrauen in seinen guten Stern, ließ sich nicht entmuthigen. Von seinem Oheim unterstützt, fügte er zuerst einige entschlossene Männer zu seiner Schaar, da er sie für zu schwach hielt; dann, ohne den im Schlosse eingenisteten Soldaten Zeit zu lassen, sich zum Widerstande zu bereiten, griff er sie kühn an und zwang sie, in solcher Hast zu fliehen, daß sie nicht einmal die junge Geliebte ihres Hauptmanns mit sich nehmen konnten. Sie gefiel Omar so gut, daß er sie zu seiner Frau oder Geliebten machte.[1]

Von diesem Augenblicke an war Omar nicht mehr ein Räuberhauptmann, sondern das Haupt aller Spanier im Süden; er war der Jose-Maria des neunten Jahrhunderts, doch von den Umständen mehr begünstigt als dieser unglückliche Held. Er wandte sich an all seine Landsleute, gleichviel ob sie sich zum Islam bekehrt hatten oder Christen geblieben waren. „Zu lange schon," sprach er zu ihnen, „habt ihr das Joch dieses Sultans ertragen, der euch eure Güter entreißt und euch mit Erpressungen drückt. Wollt ihr euch von den Arabern mit Füßen treten lassen, die euch als ihre Sklaven ansehen?... Glaubt nicht, daß es Ehrgeiz ist, der aus mir spricht; nein, ich habe keinen anderen Wunsch, als euch zu rächen und euch von der Knechtschaft zu befreien. „Jedes Mal," sagt ein arabischer Schriftsteller, „wenn Ibn-Chafçûn so sprach, dankten ihm Die, welche ihn anhörten, und erklärten sich bereit, ihm zu gehorchen." Seine Feinde, die einzigen, welche seine Geschichte geschrieben haben,

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 38 v., 39 r.

rühmen nicht minder an ihm, daß, sobald er das Oberhaupt seiner Partei geworden, seine alten Fehler gänzlich verschwanden. Anstatt übermüthig und zänkisch zu sein, wie er vorher gewesen, wurde er leutselig und höflich gegen den geringsten seiner Soldaten; daher faßten Diejenigen, welche unter seinem Befehl standen, eine Liebe zu ihm, die fast bis zur Vergötterung stieg, und gehorchten ihm mit einer Unterwürfigkeit und Pünktlichkeit, die beinahe fanatisch war; wie groß auch die Gefahr war, alle setzten sich beim ersten Signal in Bewegung; für ihn wären sie ins Feuer gegangen. Immer an ihrer Spitze und immer im dicksten Handgemenge, schlug er sich wie ein einfacher Soldat, handhabte die Lanze und den Säbel wie der geschickteste unter ihnen, ließ sich mit den tapfersten Streitern ein und gab seine Stellung nicht auf, bis Alles gewonnen war. Man konnte seine ganze Person nicht besser einsetzen, noch ein leuchtenderes Beispiel geben. Er belohnte die ihm geleisteten Dienste auf großmüthige Weise; er gab Dem seiner Leute, der sich besonders hervorgethan, immer einen beträchtlichen Antheil; er ehrte die Tapferkeit selbst bei seinen Feinden; oft schenkte er denjenigen die Freiheit, welche erst nachdem sie sich gut geschlagen, in seine Hände fielen. Andererseits bestrafte er die Uebelthäter aufs strengste. Seine Entscheidungen in Rechtsangelegenheiten waren an keine Formen gebunden; er verlangte weder Beweise noch Zeugen; es genügte ihm schon die bloße Ueberzeugung, daß eine Beschuldigung begründet sei. So kam es, daß obgleich der Straßenraub im Blute dieses Volkes steckt, die Bergbewohner bald infolge der guten und raschen Gerechtigkeitspflege Omar's völlige Sicherheit genossen. Die Araber versichern, daß zu dieser Zeit ein Weib, mit Geld beladen, ganz allein durch diese Gegenden gehen konnte, ohne das Geringste zu fürchten zu haben.[1]

Beinahe zwei Jahre vergingen, ohne daß der Sultan irgend Etwas von Bedeutung gegen diesen furchtbaren Verfechter eines so lange unterdrückten Volkes unternahm; aber im Anfang Juni des Jahres 886 wollte Mondhir, der vermuthliche Thronerbe, den Herrn von Alchama, einen Verbündeten Omar's, einen Renegaten, wie er, angreifen. Da eilte Omar zur Hilfe seines Freundes herbei und besetzte Alchama. Nachdem die Renegaten zwei Monate lang die Belagerung ausgehalten und erst als die Lebensmittel ihnen ausgingen, entschlossen sie sich, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen; aber ihr

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 117, 118.

Ausfall war nicht glücklich; Omar erhielt mehrere Wunden, die eine Hand wurde ihm verstümmelt, und nachdem er viele Soldaten verloren hatte, wurde er gezwungen, sich wieder in die Festung zurückzuziehen. Zum Glück für die Renegaten erhielt Mondhir kurze Zeit darauf eine Nachricht, die ihn zwang, die Belagerung aufzuheben und nach Cordova zurückzukehren: es war die Nachricht vom Tode seines Vaters (4. August 886).[1] Omar benützte dieses Ereigniß, um seine Herrschaft weiter auszudehnen. Er wandte sich an die Herren einer großen Zahl von Schlössern und lud sie ein, gemeinsame Sache mit ihm zu machen. Alle erkannten ihn als ihren Herrn an.[2] Von diesem Augenblicke an war er in Wahrheit König des Südens.

Allein er hatte in dem Sultan, welcher jetzt den Thron bestiegen, einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war. Mondhir war ein thätiger, kluger und tapferer Fürst; die omaijadischen Clienten sind der Meinung, daß er, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, nur ein Jahr länger zu regieren, alle Rebellen des Südens gezwungen haben würde, die Waffen zu strecken.[3] Er setzte den Rebellen energischen Widerstand entgegen. Die Districte von Cabra, Elvira und Jaën wurden der Schauplatz eines erbitterten Kampfes, in welchem Glücks- und Unglücksfälle für jede der beiden Parteien wechselten.[4] Im Frühling des Jahres 888 rückte Mondhir in eigener Person gegen die Insurgenten zu Feld, bemächtigte sich unterwegs einiger Festungen, verheerte die Umgegend von Bobastro und zog vor Archidona, um es zu belagern. Der Renegat Aischûn, welcher dort den Befehl hatte, war nicht frei von jener Prahlerei, die man den Andalusiern noch heutiges Tages vorwirft. Indem er auf seine Tapferkeit rechnete, welche niemand bestritt, wiederholte er bei jeder Gelegenheit: „Wenn ich mich vom Sultan fangen lasse, gebe ich ihm volle Freiheit, mich zu kreuzigen zwischen einem Schwein zu meiner Rechten und einem Hund zu meiner Linken." Er vergaß, daß der Sultan, um ihn zu fangen, ein viel besseres Mittel zur Hand habe als die Macht der Waffen. Einige Einwohner der Stadt ließen sich bestechen; sie versprachen Mondhir, ihm ihren Häuptling lebend auszuliefern, und eines Tages, als Aischûn ohne Waffen in die Wohnung eines dieser Ver-

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 109.
[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 117.
[3]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 123; vgl. S. 117 Z. 3.
[4]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 118.

zugreifen; aber er wurde geschlagen und in seiner eiligen Flucht ließ er Alles, sogar sein großes Zelt, den Aufrührern. Der Sultan, welcher dieses Unglück der Unfähigkeit des Statthalters zuschrieb, entsetzte ihn seiner Stelle und ernannte statt seiner einen anderen. Dem neuen Statthalter gelang es nicht besser: der Widerstand der Besatzung erschreckte ihn dermaßen, daß er einen Waffenstillstand mit Omar schloß. Dieser Waffenstillstand war nicht von langer Dauer, und Omar, wiewohl zu wiederholten Malen angegriffen, wußte sich zwei bis drei Jahre lang auf seinem Berge zu behaupten;[1] jedoch am Ende dieser Zeit zwang ihn Hâschim, der erste Minister, sich zu ergeben, und ließ ihn mit seiner ganzen Bande nach Cordova führen. Der Sultan, welcher in Omar einen vortrefflichen Führer und in seinen Leuten gute Soldaten erkannte, empfing sie sehr gnädig und schlug ihnen vor, in seine Armee einzutreten. Ueberzeugt, daß ihnen für den Augenblick nichts Anderes übrig bleibe, nahmen sie diesen Vorschlag an.[2]

Kurze Zeit darauf, im Sommer des Jahres 883, als Hâschim gegen Mohammed, den Sohn des Lupus, damals Haupt des Hauses der Beni-Casî, und gegen Alphons, den König von Leon, kämpfte, fand Omar, der Hâschim begleitete, Gelegenheit, sich in mehreren Treffen auszuzeichnen, besonders in dem Gefecht von Pancorvo. Ruhig und kalt, wenn er es sein mußte, feurig, wenn er zu handeln hatte, erwarb er sich leicht die Achtung und Zuneigung des Oberanführers; als er aber wieder nach Cordova zurückgekehrt war, hatte er sich bald über Ibn-Ghânim,[3] den Präfecten der Stadt, zu beklagen, der in seinem Haß gegen Hâschim ein Vergnügen daran fand, die Führer, welche, wie Omar, der Gunst dieses Ministers theilhaftig waren, zu quälen und zu ärgern. Jeden Augenblick zwang er ihn, sein Quartier zu wechseln, und das Korn, welches er ihm lieferte, war von der schlechtesten Art. Omar, der nicht eben von verträglicher Natur war, konnte seinen Unwillen darüber nicht verbergen, und indem er eines Tages dem Präfecten ein Stück schwarzes und hartes Brot vorhielt, sagte er zu ihm: „Möge Gott dir gnädig sein! kann man das essen?" — „Wer bist du, böser Teufel," antwortete ihm der Präfect, „daß du es wagst, an mich eine

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106, 107; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 9 v.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 106—108; Nowairî S. 464; Ibn-Khaldûn fol. 91 v.

[3]) Mohammed ibn-Walîd ibn Ghânim.

so freche Frage zu stellen?" Als Omar, tief empört, in seine Wohnung zurückkehrte, begegnete ihm Hâschim, welcher sich in den Palast begab. Ihm erzählte er Alles. „Man weiß hier nicht, was du werth bist," sagte der Minister zu ihm. „Du mußt es sie lehren." Damit ging er weiter.

Auf diese Weise des Dienstes beim Sultan überdrüssig, schlug Omar seinen Soldaten vor, mit ihm das abenteuernde und freie Leben in den Wäldern, welches sie so lange mit einander geführt, wieder aufzunehmen. Nichts wünschten sie mehr, und vor Sonnenuntergang hatten sie schon die Hauptstadt verlassen, um nach Bobastro zurückzukehren (884).

Die erste Sorge Omar's war, sich wieder in den Besitz dieses Schlosses zu setzen. Das war schwer; denn Hâschim, welcher die Wichtigkeit dieser Festung sehr gut kannte, hatte die Bewachung derselben einer ziemlich zahlreichen Besatzung anvertraut und sie obendrein mit so vielen Basteien und Thürmen decken lassen, daß sie für uneinnehmbar gelten konnte. Aber Omar, voll Vertrauen in seinen guten Stern, ließ sich nicht entmuthigen. Von seinem Oheim unterstützt, fügte er zuerst einige entschlossene Männer zu seiner Schaar, da er sie für zu schwach hielt; dann, ohne den im Schlosse eingenisteten Soldaten Zeit zu lassen, sich zum Widerstande zu bereiten, griff er sie kühn an und zwang sie, in solcher Hast zu fliehen, daß sie nicht einmal die junge Geliebte ihres Hauptmanns mit sich nehmen konnten. Sie gefiel Omar so gut, daß er sie zu seiner Frau oder Geliebten machte.[1]

Von diesem Augenblicke an war Omar nicht mehr ein Räuberhauptmann, sondern das Haupt aller Spanier im Süden; er war der Jose-Maria des neunten Jahrhunderts, doch von den Umständen mehr begünstigt als dieser unglückliche Held. Er wandte sich an all seine Landsleute, gleichviel ob sie sich zum Islam bekehrt hatten oder Christen geblieben waren. „Zu lange schon," sprach er zu ihnen, „habt ihr das Joch dieses Sultans ertragen, der euch eure Güter entreißt und euch mit Erpressungen drückt. Wollt ihr euch von den Arabern mit Füßen treten lassen, die euch als ihre Sklaven ansehen?... Glaubt nicht, daß es Ehrgeiz ist, der aus mir spricht; nein, ich habe keinen anderen Wunsch, als euch zu rächen und euch von der Knechtschaft zu befreien. „Jedes Mal," sagt ein arabischer Schriftsteller, „wenn Ibn-Chafçûn so sprach, dankten ihm Die, welche ihn anhörten, und erklärten sich bereit, ihm zu gehorchen." Seine Feinde, die einzigen, welche seine Geschichte geschrieben haben,

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 38 v., 39 r.

rühmen nicht minder an ihm, daß, sobald er das Oberhaupt seiner Partei geworden, seine alten Fehler gänzlich verschwanden. Anstatt übermüthig und zänkisch zu sein, wie er vorher gewesen, wurde er leutselig und höflich gegen den geringsten seiner Soldaten; daher faßten Diejenigen, welche unter seinem Befehl standen, eine Liebe zu ihm, die fast bis zur Vergötterung stieg, und gehorchten ihm mit einer Unterwürfigkeit und Pünktlichkeit, die beinahe fanatisch war; wie groß auch die Gefahr war, alle setzten sich beim ersten Signal in Bewegung; für ihn wären sie ins Feuer gegangen. Immer an ihrer Spitze und immer im dicksten Handgemenge, schlug er sich wie ein einfacher Soldat, handhabte die Lanze und den Säbel wie der geschickteste unter ihnen, ließ sich mit den tapfersten Streitern ein und gab seine Stellung nicht auf, bis Alles gewonnen war. Man konnte seine ganze Person nicht besser einsetzen, noch ein leuchtenderes Beispiel geben. Er belohnte die ihm geleisteten Dienste auf großmüthige Weise; er gab Dem seiner Leute, der sich besonders hervorgethan, immer einen beträchtlichen Antheil; er ehrte die Tapferkeit selbst bei seinen Feinden; oft schenkte er denjenigen die Freiheit, welche erst nachdem sie sich gut geschlagen, in seine Hände fielen. Andererseits bestrafte er die Uebelthäter aufs strengste. Seine Entscheidungen in Rechtsangelegenheiten waren an keine Formen gebunden; er verlangte weder Beweise noch Zeugen; es genügte ihm schon die bloße Ueberzeugung, daß eine Beschuldigung begründet sei. So kam es, daß obgleich der Straßenraub im Blute dieses Volkes steckt, die Bergbewohner bald infolge der guten und raschen Gerechtigkeitspflege Omar's völlige Sicherheit genossen. Die Araber versichern, daß zu dieser Zeit ein Weib, mit Geld beladen, ganz allein durch diese Gegenden gehen konnte, ohne das Geringste zu fürchten zu haben.[1]

Beinahe zwei Jahre vergingen, ohne daß der Sultan irgend Etwas von Bedeutung gegen diesen furchtbaren Verfechter eines so lange unterdrückten Volkes unternahm; aber im Anfang Juni des Jahres 886 wollte Mondhir, der vermuthliche Thronerbe, den Herrn von Alchama, einen Verbündeten Omar's, einen Renegaten, wie er, angreifen. Da eilte Omar zur Hilfe seines Freundes herbei und besetzte Alchama. Nachdem die Renegaten zwei Monate lang die Belagerung ausgehalten und erst als die Lebensmittel ihnen ausgingen, entschlossen sie sich, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen; aber ihr

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 117, 118.

Ausfall war nicht glücklich; Omar erhielt mehrere Wunden, die eine Hand wurde ihm verstümmelt, und nachdem er viele Soldaten verloren hatte, wurde er gezwungen, sich wieder in die Festung zurückzuziehen. Zum Glück für die Renegaten erhielt Mondhir kurze Zeit darauf eine Nachricht, die ihn zwang, die Belagerung aufzuheben und nach Cordova zurückzukehren: es war die Nachricht vom Tode seines Vaters (4. August 886).[1] Omar benützte dieses Ereigniß, um seine Herrschaft weiter auszudehnen. Er wandte sich an die Herren einer großen Zahl von Schlössern und lud sie ein, gemeinsame Sache mit ihm zu machen. Alle erkannten ihn als ihren Herrn an.[2] Von diesem Augenblicke an war er in Wahrheit König des Südens.

Allein er hatte in dem Sultan, welcher jetzt den Thron bestiegen, einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen war. Mondhir war ein thätiger, kluger und tapferer Fürst; die omaijadischen Clienten sind der Meinung, daß er, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, nur ein Jahr länger zu regieren, alle Rebellen des Südens gezwungen haben würde, die Waffen zu strecken.[3] Er setzte den Rebellen energischen Widerstand entgegen. Die Districte von Cabra, Elvira und Jaën wurden der Schauplatz eines erbitterten Kampfes, in welchem Glücks- und Unglücksfälle für jede der beiden Parteien wechselten.[4] Im Frühling des Jahres 888 rückte Mondhir in eigener Person gegen die Insurgenten zu Feld, bemächtigte sich unterwegs einiger Festungen, verheerte die Umgegend von Bobastro und zog vor Archidona, um es zu belagern. Der Renegat Aischûn, welcher dort den Befehl hatte, war nicht frei von jener Prahlerei, die man den Andalusiern noch heutiges Tages vorwirft. Indem er auf seine Tapferkeit rechnete, welche niemand bestritt, wiederholte er bei jeder Gelegenheit: „Wenn ich mich vom Sultan fangen lasse, gebe ich ihm volle Freiheit, mich zu kreuzigen zwischen einem Schwein zu meiner Rechten und einem Hund zu meiner Linken." Er vergaß, daß der Sultan, um ihn zu fangen, ein viel besseres Mittel zur Hand habe als die Macht der Waffen. Einige Einwohner der Stadt ließen sich bestechen; sie versprachen Mondhir, ihm ihren Häuptling lebend auszuliefern, und eines Tages, als Aischûn ohne Waffen in die Wohnung eines dieser Ver-

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 109.
[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 117.
[3]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 123; vgl. S. 117 Z. 3.
[4]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 118.

räther eingetreten war, wurde er, ehe er sichs versah, gefangen genommen, in Ketten dem Sultan ausgeliefert und auf die Art gekreuzigt, die er selbst angegeben. Archidona ergab sich bald nachher. Darauf machte der Sultan die drei Beni-Matrûch, welche Schlösser in der Sierra von Priego besaßen, zu Gefangenen, und nachdem er sie mit neunzehn ihrer ersten Führer hatte kreuzigen lassen, schritt er zur Belagerung von Bobastro.[1]

Gewiß, daß sein Felsen uneinnehmbar sei, beunruhigte Ibn-Chafçûn sich so wenig wegen dieser Belagerung, daß er nur darauf sann, dem Sultan einen Streich zu spielen. Heiterkeit und Scherz lagen in seinem Charakter. Er ließ Mondhir Vorschläge zum Frieden machen. „Ich werde mit meiner Familie nach Cordova kommen, um dort zu wohnen," ließ er ihm sagen; ich werde ein Commando in deinem Heere übernehmen, und meine Söhne sollen deine Clienten werden." Mondhir ging in die Falle. Nachdem er den Kadi und die ersten Theologen aus Cordova hatte kommen lassen, befahl er ihnen, nach den Bedingungen, die Ibn-Chafçûn vorgeschlagen, einen Friedensvertrag aufzusetzen. Ibn-Chafçûn begab sich alsbald zum Sultan der sein Hauptquartier in einem Schlosse der Nachbarschaft aufgeschlagen hatte, und sagte: „Ich bitte dich, mir nach Bobastro etwa hundert Maulesel zu schicken, welche mir zur Wegschaffung meines Hausgeräthes dienen sollen." Der Sultan versprach, es zu thun, und bald nachdem die Armee die Umgegend Bobastro's verlassen hatte, wurden die verlangten Maulesel unter Bedeckung von zehn Hauptleuten und hundertundfünfzig Reitern auf die Festung geschickt. Ibn-Chafçûn war nur schwach bewacht, da man glaubte, sich auf ihn verlassen zu können, und benützte die Nacht, um zu entfliehen, kehrte so schnell er konnte nach Bobastro zurück, befahl einigen Soldaten, ihm zu folgen, überfiel die Bedeckung, entriß ihr die Maulesel und brachte sie hinter den festen Mauern seines Schlosses in Sicherheit.[2]

Wüthend darüber, daß er sich hatte betrügen lassen, schwor Mondhir in seinem Zorn, er wolle die Belagerung von Bobastro von neuem beginnen und sie nicht eher aufheben, als bis der treulose Renegat sich ergeben habe. Der Tod überhob ihn der Ausführung dieses Schwures. Sein Bruder Abdallâh, welcher genau das selbe

---

[1]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 117—120.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 121; Nowairi S. 465. Der letztere Schriftsteller läßt sonderbarer Weise Ibn-Chafçûn in Toledo, in welche Stadt er nie einen Fuß gesetzt, belagert werden.

Alter hatte wie er und den nach dem Throne gelüstete, der aber alle Hoffnung auf Besteigung desselben verlieren mußte, wenn Mondhir erst dann starb, wenn seine Kinder schon das Alter erreicht hatten, ihm zu folgen, hatte den Arzt Mondhir's bestochen. Als dieser den Sultan zur Ader ließ, bediente er sich einer vergifteten Lanzette, und am 29. Juni 888 gab Mondhir nach einer Regierung von beinahe zwei Jahren seinen Geist auf.[1]

Von den Eunuchen benachrichtigt, begab Abdallâh sich eiligst in das Lager und theilte den Vezieren den Tod seines Bruders mit, von dem sie noch nichts wußten; er ließ sich zuerst von ihnen den Eid leisten, darnach von den Koraischiten, den omaijadischen Clienten, den Verwaltungsbeamten und den Befehlshabern der Armee. Da die Soldaten über den Entschluß, den der Sultan gefaßt hatte, sehr murrten, weil sie von der Uneinnehmbarkeit Bobastro's überzeugt waren, konnte man voraussehen, daß sie desertiren würden, sobald sie erfahren, daß Mondhir nicht mehr lebe. Ein Anführer lenkte die Aufmerksamkeit Abdallâh's auf diese Stimmung im Heere und rieth ihm, den Tod seines Bruders geheim zu halten und ihn in irgend einem benachbarten Orte beerdigen zu lassen. Aber Abdallâh verwarf diesen Rath mit scheinbarem Unwillen, den er sehr gut zu heucheln wußte. „Was!" rief er aus, „ich sollte meines Bruders Leichnam Menschen Preis geben, welche Glocken läuten nnd das Kreuz anbeten? Nein, niemals; und sollte ich bei seiner Vertheidigung den Tod finden, ich werde ihn nach Cordova führen!" Der Tod Mondhir's wurde also den Soldaten angezeigt; es war für sie die froheste Nachricht, die sie erhalten konnten. Ohne die Befehle des neuen Sultans zu erwarten, trafen sie ihre Vorbereitungen, um ohne Verzug in ihre heimatlichen Hütten zurückzukehren, und während Abdallâh seinen Rückweg nach Cordova nahm, verminderte sich die Zahl seiner Soldaten mit jedem Augenblicke.

Ibn-Chafçûn, welcher den Tod Mondhir's erst erfuhr, als die Armee schon unterwegs war, beeilte sich, aus der Unordnung, welche diesen eiligen Rückzug begleitete, Nutzen zu ziehen. Er hatte sich schon mehrerer Nachzügler und einer beträchtlichen Beute bemächtigt, als Abdallâh ihm seinen Edelknaben Fortunio zuschickte, durch den er ihn beschwören ließ, den Leichenzug nicht anzugreifen, und der ihm die Versicherung geben mußte, daß er nichts mehr wünsche, als mit ihm

[1]) Siehe meine Ausgabe des Ibn-Adhârî, Einleitung S. 44—46.

in Frieden zu leben. Sei es nun Großmuth oder Berechnung, der spanische Häuptling stellte sofort seine Verfolgungen ein.

In Cordova angekommen, zählte Abdallâh kaum vierzig Reiter in seiner Begleitung; alle anderen Soldaten hatten ihn verlassen.[1]

[1]) Ibn-Chaijân fol. 2 r. — 4 r.

XII.

Abdallâh nahm die Macht unter sehr ungünstigen Bedingungen in die Hand. Der Staat, welcher schon seit lange durch die gegenseitigen Antipathien der beiden Nationen untergraben war, schien mit raschen Schritten seinem Verfall und seiner Auflösung entgegen zu gehen. Hätte der Sultan nur Ibn-Chafçûn und seinen Bergbewohnern die Spitze zu bieten gehabt, so wäre das Uebel nur halb so groß gewesen; aber die arabische Aristokratie machte sich die allgemeine Unordnung zu Nutze und fing an, den Kopf wieder emporzurichten und nach Unabhängigkeit zu trachten. Sie war für die Monarchie noch bedrohlicher als die Spanier. So glaubte wenigstens Abdallâh. Und da er entweder mit den Spaniern oder mit der arabischen Aristokratie einen Vergleich abschließen mußte, um nicht ganz isolirt zu sein, wollte er sich noch lieber mit den ersteren vergleichen. Schon früher hatte er einigen von ihnen Zeichen des Wohlwollens gegeben; er hatte ein sehr vertrautes Verhältniß mit Ibn-Merwân, dem Galizier, gehabt, zu der Zeit, als dieser noch in der Garde des Sultans Mohammed diente.[1] Jetzt bot er Ibn-Chafçûn die Statthalterschaft von Regio an, unter der Bedingung, daß er ihn als seinen Herrn anerkenne. Anfänglich schien der Erfolg diese neue Politik zu rechtfertigen. Ibn-Chafçûn leistete den Huldigungseid und schickte seinen Sohn mit einigen seiner Hauptleute an den Hof. Der Sultan that seinerseits Alles, was er konnte, um das Bündniß zu befestigen; er behandelte seine Gäste auf die liebens-

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 37 v.

würdigste Weise und überhäufte sie mit Geschenken. Aber als nach Verlauf weniger Monate Chafç und seine Gefährten nach Bobastro zurückgekehrt waren, ließ Ibn-Chafçûn seine Soldaten thun, was sie wollten; sie plünderten die Flecken und Dörfer bis unmittelbar an die Thore von Ossuna, von Ecija und selbst von Cordova; als darauf die Truppen, welche die Regierung gegen sie geschickt hatte, geschlagen worden, brach Ibn-Chafçûn offen mit dem Sultan und verjagte dessen Beamte.[1]

So hatte Abdallâh dennoch die Spanier zuletzt nicht gewonnen; aber bei den Anläufen dazu hatte er sich gänzlich mit seinen eigenen Volksgenossen überworfen. Es war natürlich, daß in den Provinzen, in denen die Autorität des Sultans schon sehr geschwächt war, die Araber ihm nicht gehorchen wollten, als er sich mit ihren Feinden verbündete.

Wir betrachten zuerst, wie die Dinge sich in der Provinz Elvira gestalteten.

Wenn fromme Erinnerungen überhaupt irgendwelche Gewalt über die Gemüther üben, hätte keine Provinz der christlichen Religion so zugethan sein müssen wie Elvira. Sie war die Wiege des spanischen Christenthums gewesen; man hatte dort der Predigt der sieben Apostelschüler gelauscht, welche nach einer sehr alten Tradition von den Aposteln zu Rom unterrichtet worden waren, zu einer Zeit, als die ganze übrige Halbinsel noch von tiefer Finsterniß des Götzendienstes bedeckt war.[2] Später gegen das Jahr 300 war die Hauptstadt der Provinz[3] der Sitz eines berühmten Concils. Auch blieben die Spanier von Elvira lange der Religion ihrer Vorfahren treu. Wohl war kurze Zeit nach der Eroberung der Grund zu einer großen Moschee durch Chanasch-Çanânî, einen der frömmsten Gefährten Mûsâ's, gelegt worden, aber man zählte so wenige Moslim's in der Stadt, daß dieses Gebäude anderthalb Jahrhunderte lang ganz so stehen blieb wie Chanasch es gelassen hatte.[4] Die Kirchen dagegen waren zahlreich und glänzend. Selbst in Granada gab es deren wenigstens vier, wiewohl

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 37 v., 38 r.

[2]) Siehe das Officium der sieben Apostolici in Esp. sagr. Bd. III S. 361—377. Dieses Officium wurde in den ersten Zeiten der Kirche zu Acci (Guadix el Viejo) ausgearbeitet. Vergleiche auch das Lectionarium Complutense a. a. O. S. 380—384.

[3]) Die Stadt Elvira lag nordwestlich von Granada, ungefähr an der Stelle des jetzigen Pinos Puente.

[4]) Ibn-al-Khatib, Man. G. fol. 5 r.

ein großer Theil dieser Stadt den Juden gehörte, und eine unter diesen Kirchen, welche außerhalb der Stadt Elvira lag und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts von einem gothischen Großen Namens Gudila erbaut worden, war von unübertrefflicher Pracht.[1]

Indessen unter der Regierung Abderrachmân's II. und unter der Mohammed's war der Abfall vom Glauben sehr häufig. In der Provinz Elvira konnte man ebenso wenig als in anderen Provinzen Dem, was Vortheil brachte, widerstehen, und überdies hatten die schamlosen Ausschweifungen und die offenkundige Gottlosigkeit des Bischofs von Elvira, Samuel, eines Oheims des Hostegesis, den Christen eine sehr natürliche Abneigung gegen eine Religion eingeflößt, die so unwürdige Diener hatte. Die Verfolgung hatte das Uebrige gethan. Sie war von Samuel geleitet worden. Nachdem er endlich wegen seines anstößigen Lebens abgesetzt worden, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich nach Cordova zu begeben und sich dort zum Islam zu bekennen. Von nun an verfuhr er aufs strengste und grausamste gegen die Angehörigen seiner früheren Diöcese, welche die Regierung seiner blinden Wuth auslieferte, und viele dieser Unglücklichen fanden im Uebertritt das einzige Mittel zur Rettung ihres Lebens und ihrer Besitzthümer.[2]

Auf diese Art waren die Renegaten so zahlreich in Elvira geworden, daß die Regierung die Nothwendigkeit einsah, ihnen eine große Moschee zu verschaffen. Sie wurde im Jahre 864 unter der Regierung Mohammed's vollendet.[3]

Die Araber dieser Provinz stammten zum größten Theil von den Soldaten aus Damask. Diese hatten sich nicht hinter den Mauern einer Stadt einschließen mögen, sondern sich auf dem Lande niedergelassen, und da wohnten ihre Nachkommen noch damals. Diese Araber bildeten im Vergleich mit den Spaniern eine überaus stolze und ausschließliche Aristokratie. Sie hatten wenige Beziehungen zu den Einwohnern der Hauptstadt; der Aufenthalt in Elvira, einer düstern Stadt, inmitten kahler und einförmiger vulkanischer Felsen, ohne Blumen im Sommer, ohne Schnee im Winter, hatte für sie keinen Reiz; aber am Freitag, wenn sie in die Stadt kamen, vorgeblich um dem Gottesdienste beizuwohnen, in Wirklichkeit aber, um mit ihren schönen,

---

[1]) Siehe meine Recherches Bd. I S. 334—336.
[2]) Samson, Apolog. l. II c. 4.
[3]) Ibn-al-Khatib, Man. G. fol. 5 r.

glänzend aufgezäumten Pferden zu paradiren,[1] unterließen sie es niemals, die Spanier mit stolzer Verachtung und wohlberechnetem Hohne zu überhäufen. Selten hat sich wohl der aristokratische Hochmuth unbefangener und zugleich unerträglicher kund gethan als bei ihnen, die dagegen in den Beziehungen unter einander, sich durch vollendete Höflichkeit auszeichneten. Die Spanier, mochten sie nun Christen oder Moslim's sein, waren für sie nichts weiter als „das niedrige Gesindel;" dies war ihr stehender Ausdruck. Sie hatten sich gegen die Spanier unsühnbare Beleidigungen zu Schulden kommen lassen; daher waren Reibungen zwischen den beiden Nationen häufig genug. Etwa dreißig Jahre vor der Zeit, von der wir sprechen, hatten schon die Spanier die Araber in der Alhambra, wo sie Zuflucht gesucht, belagert.[2]

Im Anfang der Regierung Abdallâh's finden wir die Spanier in einen mörderischen Krieg gegen die arabischen Edlen verwickelt. Diese, welche mit dem Sultan gänzlich gebrochen, hatten einen tapferen Krieger vom Stamme Kais, Namens Jachjâ ibn-Çoçâla, zu ihrem Häuptling erwählt. Von ihren Gegnern aus ihren Flecken verjagt, hatten sie sich in einem Schlosse nordöstlich von Granada nahe bei Guadahortuna befestigt. Von diesem Schlosse aus, welches in alten Zeiten den spanischen Namen Montesacro (heiliger Berg) trug, der durch die arabische Aussprache zu Montexicar geworden ist, suchten sie die Umgegend heim. Die Renegaten aber und Christen, von Nâbil geführt, belagerten sie, tödteten eine große Anzahl von ihnen und nahmen die Festung. Jachjâ ibn-Çoçâla rettete sich durch die Flucht; aber seine Truppe war so geschwächt, daß er sich genöthigt sah, die Waffen zu strecken und einen Vertrag mit den Spaniern abzuschließen. Von dieser Zeit an brachte er oft ganze Tage in der Hauptstadt zu. Vielleicht suchte er dort Intriguen anzuknüpfen; jedoch ob er schuldig war oder nicht, gewiß ist, daß die Spanier ihn im Frühling 889 ganz unvorhergesehen angriffen und ihn sammt seinen Gefährten erwürgten; dann warfen sie die Leichen ihrer Opfer in einen Brunnen und fingen an, die Araber zu umzingeln und Jagd auf sie zu machen, als ob sie Wild wären.

Die Freude der Spanier war sehr groß. „Die Lanzen unserer

---

[1]) Siehe Denselben a. a. O.

[2]) Wir besitzen keine genauere Nachricht über diesen Krieg, von welchem der spanische Dichter Ablî in einem Verse spricht, den wir später anführen werden.



Feinde sind zerbrochen," sagt ihr Dichter Ablî.[1] „Wir haben ihren Stolz gedämpft! Die, welche sie ‚das gemeine Gesindel' genannt, haben die Grundvesten ihrer Macht unterminirt. Wie lange schon warten ihre Todten, die wir in diesen Brunnen geworfen, vergebens auf ihren Rächer!"

Die Lage der Araber war um so gefährlicher, als sie uneinig waren. Die Anarchie, in welche sie gerathen, hatte die unselige Rivalität zwischen Maʿadditen und Jemeniten aufs neue gekräftigt; in mehreren Districten, wie in Sidona, bekämpften die beiden Racen sich aufs äußerste. Als es sich in der Provinz Elvira darum handelte, den Nachfolger Jachjâ's zu wählen, bestritten die Jemeniten, welche die zahlreichsten gewesen zu sein scheinen, den Maʿadditen ihre Rechte auf die Hegemonie. Sich in einem so kritischen Augenblicke zanken, hieß sich vollkommenem Verfall aussetzen. Zu ihrem Glück begriffen die Jemeniten dies noch zur rechten Zeit; sie gaben nach und ertheilten im Einverständniß mit ihren Rivalen den Befehl dem Sauwâr.[2] Dieser unerschrockene Häuptling wurde der Retter seines Volkes, und später sagte man oft: „Hätte Allâh den Arabern nicht diesen Sauwâr gegeben, so wären sie bis auf den letzten ausgerottet worden!"

Sauwâr, der wie Jachjâ ein Kaisite war, mußte es sich natürlich sehr angelegen sein lassen, den Tod seines Stammgenossen zu rächen; aber er hatte noch außerdem Rache zu nehmen: zur Zeit der Einnahme von Montesacro hatte er sehen müssen, wie sein ältester Sohn von den Spaniern getödtet wurde. Von diesem Augenblicke an wurde er von Rachedurst verzehrt. Nach seiner eigenen Aussage war er schon alt; „den Weibern liegt nichts mehr an meiner Liebe, seit mein Haar gebleicht ist," sagt er in einem seiner Gedichte, und in der That nahm er die blutige Aufgabe, welche er sich gestellt, mit solcher Hartnäckigkeit und so großer Grausamkeit in die Hand, wie man es sich von einem jüngeren Manne nur schwer würde erklären können, wie es sich aber von einem Greise begreifen läßt, der von einer einzigen und letzten Leidenschaft beherrscht, sein Herz völlig dem Mitleiden und jeder menschlichen Regung verschlossen hat. Man könnte fast annehmen, daß er sich für den Würgengel hielt und daß er seine

---

[1]) Er hieß Abderrachmân-ibn-Achmed. Man nannte ihn Ablî, weil er aus Abla bei Guadix gebürtig war.

[2]) Honaida, der vierte Vorfahr Sauwâr's und Häuptling der Kaisiten, hatte sich in Maracena im Districte Albolote nördlich von Granada niedergelassen. Seine Nachkommen wohnten damals noch dort.

liebsten und zartesten Neigungen, wenn er überhaupt solche hatte, aus Gewissenhaftigkeit und um nicht seine Mission zu verfehlen, unterdrückte.

Nachdem er möglichst viele Araber unter seinem Banner versammelt hatte, war seine erste Sorge, sich wieder in Besitz von Montesacro zu setzen. Hiermit verband er einen doppelten Zweck: er wollte eine Festung haben, welche ihm zu seinen ferneren Unternehmungen als Stützpunkt dienen konnte; dann wollte er seine Rache im Blute Derjenigen sättigen, welche seinen Sohn getödtet hatten. Wiewohl Montesacro eine zahlreiche Besatzung hatte, nahmen die Araber diese Festung im Sturm. Die Rache Sauwâr's war furchtbar: er ließ alle Soldaten der Festung, sechstausend an der Zahl, über die Klinge springen. Darauf griff er noch andere Schlösser an und nahm sie. Jeder seiner Siege hatte eine furchtbare Schlächterei im Gefolge: niemals und unter keinen Umständen ließ dieser fürchterliche Mann den Spaniern Gnade widerfahren; ganze Familien wurden bis auf das letzte Glied ausgerottet, und es gab eine Masse Erbgüter, die keinen Erben hatten.

In ihrer großen Noth flehten die Spanier von Elvira Dschad, den Statthalter der Provinz, an, sie zu unterstützen, indem sie ihm das Versprechen gaben, ihm von nun an unterthänig zu sein. Dschad gab ihrer Bitte nach. An der Spitze seiner eigenen Truppen und der Spanier, machte er sich auf, um Sauwâr anzugreifen.

Der arabische Häuptling erwartete ihn. Der Kampf war von beiden Seiten lebhaft; aber die Araber errangen den Sieg, sie verfolgten ihre Feinde bis an die Thore Elvira's und tödteten mehr als siebentausend Mann. Dschad selbst fiel den Siegern in die Hände.

Der glückliche Ausgang dieser Schlacht, welche unter dem Namen „Schlacht des Dschad" bekannt ist, erfüllte die Araber mit großer Freude: während sie sich bis dahin auf den Angriff von Schlössern beschränkt hatten, war es ihnen nun zum ersten Male gelungen, ihre Feinde auf offenem Felde zu besiegen, und sie hatten den Manen Jachjâ's viele Opfer dargebracht. Einer ihrer tapfersten Häuptlinge Sa'îd ibn-Dschûdî, der zugleich einer ihrer besten Dichter war, spricht seine Gefühle in folgenden Worten aus:

„Ihr Apostaten und Ungläubigen, die ihr bis zu eurer letzten Stunde die wahre Religion für falsch erklärt,[1] wir haben euch getödtet, weil wir unseren Jachjâ zu rächen hatten. Wir haben euch getödtet: Gott wollte es! Ihr Sklavensöhne habt un-

[1]) Worte, welche Mohammed im Koran an die Christen und Juden richtet.

kluger Weise Tapfere erzürnt, welche niemals unterlassen haben, ihre Todten zu rächen; gewöhnt euch also daran, ihre Wuth zu ertragen und in euren Eingeweiden ihre flammenden Schwerter wühlen zu lassen.

„An der Spitze seiner Krieger, welche keine Beleidigung dulden und die von wahrem Löwenmuth erfüllt sind, zieht ein hochberühmter Häuptling euch entgegen. Ein glänzend berühmter Häuptling! Sein Ruf überstrahlt jeden andern; er hat die Großmuth seiner unvergleichlichen Vorfahren geerbt. Er ist ein Löwe; in ihm fließt das reinste Blut der Nizâr's; er ist die Stütze seines Stammes wie kein Anderer. Er wollte seine Stammgenossen rächen. Diese erhabenen Männer, welche glaubten, wiederholten Schwüren trauen zu dürfen. Und er hat sie gerächt! Er hat die Söhne der Weißen über die Klinge springen lassen, und die von ihnen, welche noch leben, schmachten in den Ketten, mit denen er sie beladen hat. Wir haben tausende von euch getödtet; aber der Tod einer noch so großen Menge wiegt den eines einzigen Edlen nicht auf.

„Wehe! sie haben unsern Jachjâ, als er ihr Gast war, getödtet! Ihn zu morden war keine kluge That... Sie haben ihn erwürgt, diese schlechten und verächtlichen Sklaven; Alles, was Sklaven thun, ist gemein. Als sie dieses Verbrechen begingen, haben sie keine verständige That vollbracht; nein, ihr Schicksal, das kein glückliches war, hat sie belehrt, wie falsch ihre Eingebung war. Als Verräther habt ihr ihn ermordet, ihr Ehrlosen, nach vielen Unterhandlungen, nach vielen Schwüren!"

Nach diesem glänzenden Siege begann Sauwâr, welcher Verträge mit den Arabern von Regio, von Jaën und sogar von Calatrava geschlossen hatte, seine Verheerungen und Metzeleien von neuem. Gänzlich entmuthigt, wußten die Spanier nun keine andere Rettung, als sich in die Arme des Sultans zu werfen. Sie flehten seinen Schutz an. Gern hätte der Sultan ihnen diesen bewilligt, wenn er in der Lage gewesen wäre, es zu thun. Alles, was ihm unter den gegebenen Umständen möglich war, bestand darin, seine freundschaftliche Vermittelung zu versprechen. Er ließ daher Sauwâr sagen, er sei bereit, ihm einen großen Antheil an der Regierung der Provinz zu geben, erwarte dagegen von ihm Gehorsam gegen seine Befehle und das Versprechen, daß er die Spanier in Ruhe lassen wolle. Sauwâr nahm diese Bedingungen an; er und die Spanier schworen feierlich, Frieden zu halten, und die äußerliche Ordnung wurde in der Provinz wieder hergestellt; aber leider war es eine trügerische Ruhe; denn alle Gemüther waren voll Aufregung und Leidenschaft. Da er in seiner Nähe keine Feinde mehr auszurotten fand, griff Sauwâr die Verbündeten und Vasallen Ibn-Chafçûn's an. Beim Gerücht seiner Heldenthaten und seiner Grausamkeiten, beim Angstgeschrei ihrer Landsleute erwachte plötzlich das Nationalgefühl in den Einwohnern von Elvira. Alle ergriffen

in gemeinsamer Begeisterung die Waffen, die ganze Provinz folgte ihrem Beispiele, in allen Häusern tönte das Kriegsgeschrei wider, und die Araber, welche überall angegriffen, überall geschlagen wurden, flüchteten eiligst in die Alhambra, um darin Zuflucht zu suchen.

Erst von den Spaniern, dann wieder von den Arabern genommen, war die Alhambra nur noch eine majestätische Ruine und fast ohne Vertheidigungsmittel. Dennoch war sie der einzige Zufluchtsort, der den Arabern geblieben war; wenn sie sich ihn nehmen ließen, konnten sie gewiß sein, daß sie alle bis auf den letzten ermordet würden. Sie waren aber fest entschlossen, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. So lange die Sonne über dem Horizonte stand, warfen sie tapfer die unaufhörlich erneuten Angriffe der Spanier zurück, welche mit Wuth im Herzen dieses Mal bald mit Denen fertig zu werden dachten, die so lange ihre unerbittlichen Feinde gewesen waren. Als die Nacht angebrochen, bauten sie bei Fackelschein die Mauern und Basteien der Festung wieder auf; aber die Ermüdung, die Nachtwachen, die Aussicht auf den gewissen Tod, wenn sie nur einen Augenblick ermatten würden, alles das brachte sie in einen Zustand fieberhafter Aufregung, so daß sie abergläubischen Aengsten Einlaß gaben, deren sie sich zu anderen Zeiten geschämt hätten. Da ereignete es sich, daß in einer Nacht, als sie an den Festungswerken arbeiteten, ein Stein durch die Mauern flog und zu ihren Füßen niederfiel. Ein Araber, der ihn aufnahm, fand ein Stück Papier daran gebunden, auf welchem folgende drei Verse geschrieben waren; er las sie laut mit vernehmlicher Stimme vor, während seine Kameraden ihm in lautloser Stille zuhörten:

„Ihre Flecken sind verlassen, ihre Felder liegen brach, und von den Stürmen wird dort der Sand hoch aufgewirbelt. In der Alhambra eingeschlossen, sinnen sie jetzt auf neue Verbrechen; aber auch dort werden sie fortwährende Niederlagen zu ertragen haben, ebenso wie ihre Väter stets unsern Lanzen und unsern Degen ausgesetzt waren."

Als sie diese Verse vernahmen beim matten und traurigen Schein der Fackeln, deren grelle und flackernde Lichteffekte mit den schwärzesten Schatten wechselten und eine schauerliche und seltsame Beleuchtung bewirkten, wurden die Araber, welche schon vorher am Siege ihre Sache verzweifelten, von düsteren Vorahnungen erfaßt. „Diese Verse," sagten später einige von ihnen, „schienen uns ein Zeichen vom Himmel zu sein; als wir sie hörten, wurden wir von so großem Schrecken ergriffen, daß alle Heere der Welt, wenn sie erschienen wären, um unsere Festung zu umzingeln, ihn nicht hätten vermehren können." Einige

von ihnen, die etwas weniger ängstlich waren als die anderen, suchten ihre erschreckten Kameraden zu beruhigen, indem sie ihnen sagten, daß der Kiesel und das Billet nicht vom Himmel gefallen seien, wie sie zu glauben schienen, sondern daß wahrscheinlich eine feindliche Hand sie ihnen zugeworfen habe und die Verse aus der Feder des spanischen Dichters Ablî stammten. Als diese Meinung nach und nach sich Geltung verschaffte, forderten Alle ihren Dichter Asadî auf, in dem selben Metrum und auf den nämlichen Reim die Herausforderung des feindlichen Dichters zu beantworten. Eine solche Aufgabe war für Asadî nichts Neues; oft war er mit Ablî in poetische Zweikämpfe dieser Art verwickelt gewesen; aber er war von reizbarem Temperament und sehr lebhafter Einbildungskraft; gerade jetzt mehr erschüttert und beunruhigt als alle Uebrigen, besann er sich lange Zeit, ehe er im Stande war, folgende zwei Verse hervorzubringen, welche genügend bewiesen, daß er nicht begeistert war:

„Unsere Flecken sind bewohnt, unsere Felder liegen nicht brach. Unser festes Schloß schützt uns gegen jeden Angriff; darin finden wir unsern Ruhm; uns stehen Siege bevor, euch Niederlagen."

Zur Vollständigkeit der Antwort bedurfte es eines dritten Verses; aber Asadî, von Rührung überwältigt, konnte ihn nicht finden. Vor Scham erröthend und mit niedergeschlagenen Augen, stand er stumm und betroffen da, als ob er in seinem Leben noch keinen Vers zusammengebracht hätte.

Dieser Umstand war nicht dazu gemacht, den gesunkenen Muth der Araber aufzurichten. Als sie schon beruhigt waren und geneigt, nicht mehr etwas Uebernatürliches in dem Vorgefallenen zu finden, erwachten bei der Bemerkung, daß gegen alle Erwartung ihrem Dichter die Inspiration ausgegangen war, ihre abergläubischen Befürchtungen aufs neue und in gesteigertem Grade.

Asadî war ganz beschämt in sein Gemach zurückgekehrt, als er plötzlich eine Stimme vernahm, welche folgende Verse sprach:

„Ja bald, wenn wir heraustreten werden,[1] sollt ihr eine so furchtbare Niederlage erleiden, daß im Augenblick das Haar eurer Frauen und eurer Kinder ergrauen wird."

Dies war der dritte Vers, welchen er vergebens gesucht hatte. Er sah sich um; er sah niemanden. Fest überzeugt, daß dieser Vers von

[1]) Nämlich aus der Alhambra.

einem unsichtbaren Geiste ausgesprochen worden, eilte er zu dem Häuptling Abdchâ, seinem vertrauten Freunde, erzählte ihm, was sich zugetragen und wiederholte ihm den Vers, den er vernommen hatte. „Freuen wir uns!“ rief Abdchâ aus. „Ja gewiß, ich bin vollkommen deiner Meinung; es muß ein Geist sein, welcher diesen Vers ausgesprochen hat, und wir können der Erfüllung seiner Prophezeiung gewiß sein. So muß es sein: diese unreine Nation muß zu Grunde gehen, denn Gott hat gesagt:[1] Derjenige, welcher, nachdem er das Wiedervergeltungsrecht nach Maßgabe der erhaltenen Beschimpfung ausgeübt, eine neue empfangen hat, wird von Gottes eigenem Beistande unterstützt werden.“

Von nun an überzeugt, daß der Ewige sie unter seinen Schutz genommen habe, wickelten die Araber das Papier, auf welchem der Vers ihres Dichters stand, um einen Kieselstein und warfen diesen den Feinden zu.

Sieben Tage darauf sahen sie, wie die spanische Armee, zwanzigtausend Mann stark, ihre Vorbereitungen traf, sie von der Ostseite anzugreifen, und ihre Kriegsmaschinen auf einem Hügel aufstellte. Anstatt seine tapferen Soldaten der Niedermetzelung in einer verfallenen Festung auszusetzen, zog Sauwâr es vor, sie dem Feinde entgegen zu führen. Als der Kampf begonnen, verließ er rasch das Schlachtfeld mit einer auserlesenen Schaar, ohne daß seine Abwesenheit von seinen Gegnern bemerkt wurde, und stürzte sich auf einem Umweg mit solchem Ungestüm über die auf dem Hügel aufgestellte Abtheilung, daß er sie in die Flucht schlug. Der Anblick Dessen, was sich auf der Höhe zutrug, flößte den auf der Ebene kämpfenden Spaniern einen panischen Schrecken ein; denn sie glaubten, daß die Araber Verstärkung erhalten hätten. Nun begann ein fürchterliches Blutbad: die Araber verfolgten ihre Feinde bis an die Thore von Elvira und tödteten nach Einigen zwölftausend von ihnen, nach Anderen siebenzehntausend.

Sa'îd ibn-Dschûdî besingt diese zweite Schlacht, die unter dem Namen „Schlacht der Stadt,“ bekannt ist, folgendermaßen:

„Sie hatten gesagt, diese Söhne der Weißen: ‚Wenn unsere Armee auf euch eindringt, wird sie wie ein Orkan herniederbrausen. Ihr werdet nicht Widerstand leisten können, ihr werdet vor Furcht zittern, und das stärkste Schloß wird euch keine Zuflucht bieten!‘

„Nun wohl! Wir haben diese Armee verjagt, als sie sich auf uns stürzte; wir haben sie mit solcher Leichtigkeit verjagt, wie man Fliegen von der Suppe wegscheucht

---

[1]) Siehe Koran, Sure 22 V. 59.

oder eine Heerde Kameele aus ihrem Stalle treibt. Ja, freilich war der Orkan furchtbar; der Regen fiel in großen Tropfen, der Donner grollte, und Blitze durchzuckten das Gewölk; aber nicht uns traf das Gewitter, nicht uns! Eure Schaaren fielen unter unsern trefflichen Klingen, wie die Aehren unter der Sichel des Schnitters fallen.

„Als sie uns im Galopp auf sich zukommen sahen, verursachten unsere Säbel ihnen so großen Schrecken, daß sie uns den Rücken wandten und anfingen zu laufen; aber wir stürzten auf sie ein und durchstachen sie mit unsern Lanzen. Einige wurden von uns zu Gefangenen gemacht und mit Ketten beladen, Andere von tödtlicher Angst getrieben, liefen so schnell sie konnten, und die Erde schien ihnen zu eng zu sein.

„Ihr habt in uns eine auserwählte Schaar gefunden, die es versteht, die Köpfe der Feinde in Brand zu stecken, wenn der Regen, von dem ihr gesprochen, in dicken Tropfen fällt. Sie besteht aus Söhnen Adnân's, welche sich auszeichnen durch ihre Geschicklichkeit in feindlichen Einfällen, und aus Söhnen Kachtân's, welche sich auf ihren Raub wie Geier stürzen. Ihr Häuptling, ein großer Krieger, ein wahrer Löwe, der aller Orten berühmt ist, gehört der besten Abtheilung der Kaisiten an; seit langen Jahren haben die großmüthigsten und tapfersten Männer erkannt, wie hervorragend an Muth und edler Gesinnung er ist. Er ist ein Ehrenmann. Aus einem Stamm von Tapferen entsprossen, deren Blut sich nie mit dem eines andern Stammes vermischt hat, greift er seine Feinde mit dem Ungestüm an, welches einem Araber und vor Allem einem Kaisiten geziemt, und verficht die wahre Religion gegen jeden Ungläubigen.

„Ja wohl! Sauwâr hat an jenem Tage einen schneidigen Degen geschwungen; mit ihm hat er die Köpfe abgeschnitten, wie man sie nur mit Klingen von ächtem Stahle abschneiden kann. Seines Armes bediente sich Allâh, um die Anhänger einer falschen Religion, welche sich gegen uns verbündet haben, zu tödten. Als der verhängnißvolle Augenblick für die Söhne der Weißen gekommen war, stand unser Häuptling an der Spitze seiner stolzen Krieger, deren Festigkeit so unerschütterlich wie ein Felsen und deren Zahl so groß war, daß die Erde zu klein schien, sie zu tragen. All diese Tapferen sprengten heran mit verhängtem Zügel, und ihre Renner wieherten!

„Ihr habt den Krieg gewollt; er ist verhängnißvoll für euch geworden, und Gott hat euch plötzlich umkommen lassen!"

Nach dieser unheilvollen Schlacht befanden sich die Spanier in einer so kritischen Lage, daß sie keine Wahl hatten; es blieb ihnen nur Eine Entscheidung übrig, nämlich die, Omar ibn-Chafçûn, das Haupt ihrer Nation, um Hilfe anzugehen und seine Autorität anzuerkennen. Das thaten sie, und Ibn-Chafçûn, der sich in der Nachbarschaft befand, kam mit seiner Armee nach Elvira, brachte wieder Ordnung in die Bürgerwehr dieser Stadt, sammelte einen Theil der Besatzung aus den benachbarten Schlössern unter sein Banner und machte sich auf den Weg, um Sauwâr anzugreifen.

Dieser Häuptling hatte die Zwischenzeit benützt, um die Araber von Jaën und Regio an sich zu ziehen, und seine Armee war jetzt zahlreich genug, daß er der Hoffnung Raum geben konnte, Ibn-Chafçûn mit Erfolg zu bekämpfen. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Nachdem Ibn-Chafçûn mehrere seiner besten Soldaten verloren und

sein eigenes Blut nicht geschont hatte, sah er sich zum Rückzug genöthigt. Sonst nur an Sieg gewöhnt, wurde er durch diesen Schlag in großen Zorn versetzt. Er legte ihn den Bewohnern Elvira's zur Last, er warf ihnen vor, daß sie sich während des Handgemenges schlecht benommen hätten, und in seinem Zorn legte er ihnen eine große Steuerlast auf, indem er verlangte, daß sie selbst die Kosten dieses Krieges trügen, den er nur in ihrem Interesse unternommen habe. Dann kehrte er mit der Hauptarmee nach Bobastro zurück und vertraute die Vertheidigung Elvira's seinem Hauptmann Chafç ibn-el-Moro an.

Unter den Gefangenen, welche er fortführte, befand sich der tapfere Sa'îd ibn-Dschûdî. Während seiner Gefangenschaft schrieb er folgende Verse:

„Muth, Hoffnung, meine Freunde! Glaubt nur, daß Freude auf die Traurigkeit folgen wird und daß ihr von hier Glück statt des Unglücks mit euch nehmen werdet. Auch Andere haben Jahre lang diesen Kerker bewohnt und wandern jetzt fröhlich auf den Feldern und im Sonnenschein.

„Wenn wir jetzt gefangen sind, so haben wir uns doch nicht ergeben; man hat uns überrascht. Hätte ich nur die kleinste Ahnung von Dem gehabt, was uns geschehen würde, so hätte meine Lanze mich beschützen sollen; denn die Reiter kennen meine Tapferkeit und meine Kühnheit zur Stunde der Gefahr sehr wohl!

„Und du, Wanderer, bringe meinen Gruß an meinen edlen Vater und meine zärtliche Mutter; sie werden dich mit Entzücken anhören, sobald du ihnen sagst, du habest mich gesehen. Grüße auch meine theure Gattin und überbringe ihr diese Worte: ‚Immer gedenke ich dein, selbst am Tage des jüngsten Gerichtes; dann werde ich mich vor meinen Schöpfer stellen, dein Bildniß im Herzen tragend. Ich versichere dich, daß deine Traurigkeit mich viel mehr betrübt als meine Gefangenschaft, ja selbst als meine Aussicht auf den Tod.'

„Vielleicht wird man mich hier umkommen lassen und mich beerdigen... Ein Tapferer wie ich möchte weit lieber ruhmvoll auf dem Schlachtfelde fallen und den Geiern zur Speise dienen!"

Nach dem Rückzug Ibn-Chafçûn's wurde Sauwâr, der sich in einen Hinterhalt hatte locken lassen, von den Einwohnern getödtet. Als man seinen Leichnam in die Stadt brachte, ertönte die Luft von Freudengeschrei. Von Racheburst außer sich, stürzten die Weiber sich gleich wilden Thieren auf den Leichnam Dessen, der sie ihrer Brüder, ihrer Männer und Kinder beraubt hatte, sie brüllten vor Wuth, zerschnitten ihn in Stücke und verschlangen sie. [1]

[1]) In unserm Jahrhundert haben diese Andalusierinnen würdige Töchter gefunden in jenen Frauen, die zur Zeit Napoleon's I. sich mit furchtbarem Geheul auf die verwundeten Franzosen stürzten und sich um sie stritten, um sie unter den grausamsten Qualen sterben zu lassen, nachdem sie ihnen mit Messern und Scheeren die Augen ausgestochen. Siehe de Rocca S. 209.



Die Araber verliehen den Befehl dem Sa'îd ibn-Dschûdî, welchem Ibn-Chafçûn soeben die Freiheit geschenkt hatte (890).

Obgleich Sa'îd der Freund Sauwâr's war und seine Heldenthaten besungen hatte, glich er ihm doch keineswegs. Von edler Abkunft — sein Großvater war unter der Regierung Chacam's Kadi von Elvira und später Präfect von Cordova gewesen [1] — war er überdies das Ideal eines arabischen Adeligen, und seine Zeitgenossen legten ihm die zehn Eigenschaften bei, die ein vollkommener Edelmann besitzen mußte. Sie waren: Großmuth, Tapferkeit, vollkommene Kenntniß aller Regeln der Reitkunst, Schönheit des Körpers, Gabe der Dichtkunst, Beredsamkeit, Körperkraft, die Kunst, die Lanze zu handhaben, die des Fechtens und Geschicklichkeit im Bogenschießen. Er war der einzige Araber, welchen Ibn-Chafçûn auf dem Schlachtfelde fürchtete. Eines Tages vor Beginn des Kampfes forderte Sa'îd den Ibn-Chafçûn zum Zweikampf heraus; allein der letztere wagte trotz seiner Tapferkeit nicht, sich mit ihm zu messen. Ein anderes Mal stand Sa'îd während des Handgemenges plötzlich Ibn-Chafçûn gegenüber. Wieder wollte dieser ihn vermeiden; aber Sa'îd packte ihn mit beiden Händen um den Leib und warf ihn zu Boden. Er würde ihn erdrückt haben, wenn die Soldaten Ibn-Chafçûn's sich nicht auf ihn geworfen und ihn gezwungen hätten, jenen loszulassen.

Dieser tapferste unter den Rittern war auch zugleich der galanteste. Keiner verliebte sich so schnell in den Klang einer Stimme oder in schöne Locken, keiner wußte besser als er, welche verführerische Macht eine schöne Hand ausübt. Als er eines Tages, zur Zeit da Mohammed noch regierte, nach Cordova gekommen war, ging er vor dem Palast des Prinzen Abdallâh vorbei; da fesselte der harmonische Gesang einer weiblichen Stimme sein Ohr. Der Gesang kam aus einem Gemache im ersten Stockwerk, dessen Fenster auf die Straße ging, und die Sängerin war die schöne Dschehâne. Sie war gerade bei dem Prinzen, ihrem Herrn, kredenzte ihm und sang ihm vor. Durch einen unwiderstehlichen Reiz angezogen, setzte Sa'îd sich in eine Nische, wo er, ohne den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt zu sein, ruhig zuhören konnte. Seine Augen unbeweglich auf das Fenster gerichtet, horchte er, in Entzücken ganz verloren, und verging vor Lust, die schöne Sängerin zu sehen. Nachdem er lange Zeit gehorcht und gewartet hatte, bemerkte er endlich ihre kleine weiße Hand im Augenblick, als sie dem Prinzen die Schaale reichte. Weiter sah er nichts; aber diese

[1]) Siehe Ibn-al-Abbâr S. 83.

schöngeformte Hand und dazu die angenehme und ausdrucksvolle Stimme genügten, um sein Dichtergemüth in Wallung zu versetzen. Aber eine unübersteigbare Schranke trennte ihn von dem Gegenstande seiner Liebe. Voll Verzweiflung, suchte er seiner Leidenschaft eine andere Richtung zu geben. Er kaufte um eine große Summe die schönste Sklavin, die er finden konnte, und gab ihr den Namen Dschehâne. Aber trotz der Anstrengungen, welche das Mädchen machte, um dem schönen Ritter zu gefallen, wollte es ihr doch nicht gelingen, ihn die echte Dschehâne vergessen zu machen.

„Der liebliche Gesang, den ich gehört habe," sprach er, „hat mein Herz mir entrissen und mich in Traurigkeit versenkt, die mich langsam verzehren wird. Dschehâne ist es, der ich mein Herz gegeben; ihr werde ich ein ewiges Gedenken weihen, und doch haben wir einander nie gesehen… O Dschehâne, Gegenstand meines Verlangens, sei gut und mitleidig gegen mein Herz, das mich verlassen hat, um zu dir zu fliegen! Wie theuer ist mir dein Name; ich rufe ihn an, und meine Augen fließen über von Thränen; ich rufe ihn an voll Andacht und Ehrfurcht, wie ein Mönch den Namen seines Heiligen anruft, wenn er sich vor seinem Bilde auf die Kniee wirft."[1]

Aber Sa'îd bewahrte das Andenken an die schöne Dschehâne nicht sehr lange. Flüchtig und unbeständig, ohne Ruh und Rast von Verlangen zu Verlangen eilend, war er tiefer Zuneigung und platonischer Träumereien nicht fähig; davon zeugen seine Verse, welche die arabischen Schriftsteller nur mit Hinzufügung der Worte: „Möge Gott ihm vergeben!" citiren:

„Der süßeste Augenblick im Leben ist der, wo man in die Runde trinkt, oder vielmehr, wo man nach einem kleinen Streit sich mit seiner Geliebten wieder aussöhnt, oder noch weit eher, wo der Liebhaber und die Geliebte sich trunkene Blicke zuwerfen, oder endlich der, wo man die Angebete in seine Arme schließt.

„Ich durcheile den Kreis der Freuden mit dem Feuer eines Renners, der das Gebiß zwischen die Zähne genommen hat; was auch daraus komme, all meine Wünsche muß ich befriedigen. Am Tage des Kampfes, wenn der Todesengel über meinem Haupte schwebt, unerschütterlich — lasse ich mich von zwei schönen Augen jederzeit erschüttern."

So hatte er denn Dschehâne schon vergessen, als ihm eine neue Schönheit von Cordova zugeführt wurde. Als sie in sein Zimmer trat, schlug sie ihre Augen beschämt nieder, worauf Sa'îd sie mit folgenden Versen anredete:

---

[1]) Man sollte meinen, der letzte Vers sei von einem provençalischen Troubadour, denn er spricht die ganze Zartheit eines christlichen Ritters aus und die Art des Dienstes, welchen dieser der Dame seines Herzens weihte.

„Wie, meine schöne Freundin, du wendest deine Blicke von mir ab, um sie auf den Boden zu heften! Sollte ich dir Widerwillen einflößen? Bei Gott, nicht dies Gefühl ist es, welches ich gewöhnlich den Weibern entlocke, und ich muß dich versichern, daß mein Gesicht deine Blicke besser verdient als der Fußboden."

Sa'îd war ohne Zweifel der glänzendste Repräsentant der Aristokratie; doch besaß er nicht die zuverlässigen Eigenschaften Sauwâr's. Daher war der Tod dieses großen Häuptlings ein Verlust, den Sa'îd nicht ersetzen konnte. Sauwâr hatte mehrere römische, halbverfallene Festungen wie Mentesa und Basti (Baza) wieder aufbauen lassen, und seiner Sorgfalt verdankten die Araber, daß sie im Stande waren, sich noch unter seinem Nachfolger zu behaupten; aber obgleich sie den Sultan nicht mehr zu bekämpfen hatten, da er Sa'îd anerkannte, errangen sie doch keine hervorragenden Vortheile mehr über die Spanier. Die moslimischen Chronisten sagen beinahe nichts über die Unternehmungen Sa'îd's, ein Zeichen, daß sie im Ganzen nicht glücklich waren; sie berichten uns nur, daß für kurze Zeit Elvira sich seiner Autorität unterwarf. Als er seinen Einzug hielt, trat der spanische Dichter, Ablî, vor ihn und richtete einige Verse an ihn, die er zu seinem Lobe gedichtet hatte. Sa'îd beschenkte ihn großmüthig; aber sobald der Dichter sich entfernt hatte, rief ein Araber aus: „Wie, du gibst diesem Manne Geld, Emir? Hast du vergessen, daß er vormals der Aufwiegler seines Volkes war und sich nicht scheute zu sagen: Seit wie lange warten ihre Todten, welche wir in diesen Brunnen geworfen haben, schon vergebens auf einen Rächer!" Da öffnete sich bei Sa'îd sogleich eine noch nicht völlig vernarbte Wunde wieder, und mit zornfunkelnden Augen sagte er zu einem Verwandten des Jachjâ ibn Çoçâla: „Greife diesen Mann, tödte ihn und wirf seinen Leichnam in einen Brunnen!" Der Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt.[1]

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 22 r. — 23 v.; 40 v. — 49 r.; 92 v. — 94 v.; Ibn-al-Abbâr S. 80—87; Ibn-al-Khatîb, die Artikel über Sauwâr (Man. E.) und Sa'îd ibn-Dschûdî (in meinen Notices S. 258). Ich muß bemerken, daß ich durch das Manuscript des Ibn-Chaijân oft in den Stand gesetzt worden bin, die Verse zu corrigiren, welche ich nach anderen Manuscripten in meinen Notices veröffentlicht habe.

XIII.[1]

Während die Spanier von Elvira gegen den arabischen Adel kämpften, gingen auch in Sevilla sehr wichtige Dinge vor.

Nirgends war die Volkspartei so stark. Von den Zeiten der Westgothen her war Sevilla der Sitz der Wissenschaften und der römischen Civilisation und die Residenz der edelsten und begütertsten Familien gewesen.[2] Die arabische Eroberung hatte beinahe keine Veränderung der gesellschaftlichen Zustände hervorgebracht. Nur wenige Araber hatten sich in der Stadt niedergelassen; sie hatten dazu vorzugsweise das freie Land gewählt. Die Nachkommen der Römer und Gothen machten daher noch jetzt den größten Theil der Einwohner aus. Durch ihren Ackerbau und Handel waren sie sehr reich; zahllose überseeische Schiffe kamen nach Sevilla, welches für einen der besten Häfen Spaniens galt, um Baumwolle, Oliven und Feigen, die der Boden dort in Fülle hervorbrachte, in Ladungen abzuholen.[3] Die

[1]) Ibn-Chaijân fol. 49 v. — 56 v.; 63 r. — 65 r.

[2]) Akhbâr madschmûa fol. 56 v.; Makkari Bd. I S. 89. Unter den Römern war Sevilla die Hauptstadt Spaniens gewesen, wovon diese Verse des Ausonius zeugen:

Jure mihi post has memorabere nomen Hiberum
Hispalis, aequoreus quam praeterlabitur amnis,
Submittit cui tota suos Hispania fasces.

Einige Ausgaben haben hier Emerita anstatt Hispalis; aber der Ausdruck aequoreus amnis, welcher sehr gut für den Guadalquivir bei Sevilla paßt, weil Ebbe und Fluth bis dort bemerkbar sind, paßt nicht auf den Guadiana bei Merida.

[3]) Spanische Uebersetzung des Razi S. 56.

meisten Sevillaner hatten das Christenthum abgeschworen, sie hatten es schon früh gethan, denn bereits unter der Regierung Abderrachmân's II. hatte man sich genöthigt gesehen, für sie eine große Moschee bauen zu lassen.[1] Aber ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihr Charakter, kurz Alles bis auf ihre Familiennamen, wie zum Beispiel Beni-Angelino, Beni-Sabarico[2] u. s. w., erinnerte noch deutlich an ihren spanischen Ursprung.

Im Allgemeinen waren diese Renegaten friedlich und keineswegs dem Sultan feindlich gesinnt; sie betrachteten ihn im Gegentheil als die natürliche Stütze der Ordnung; aber sie fürchteten die Araber, nicht zwar die aus der Stadt, denn diese, an die Vortheile der Civilisation gewöhnt, nahmen keinen Theil mehr an den Stammes- oder Racen-Streitigkeiten; wohl aber thaten dies die Araber auf dem Lande, welche ihre plumpen Sitten, ihre alten nationalen Vorurtheile, ihre Abneigung gegen jeden fremden Namen, ihren kriegerischen Geist und ihre Anhänglichkeit an ihre alten Familien, denen sie von Vater auf Sohn seit undenklichen Zeiten gehorsam waren, ganz unverändert beibehalten hatten. Voll eifersüchtigen Hasses gegen die reichen Spanier, waren sie immer bereit, sie zu plündern und zu tödten, sobald die Umstände es ihnen erlaubten oder ihre Adeligen sie dazu aufforderten. Sie waren sehr zu fürchten, besonders die aus der Axarafe; daher hatten die Spanier, welche eine alte Prophezeiung besaßen, nach welcher die Stadt durch Feuer aus der Axarafe zerstört werden sollte,[3] ihre Maßregeln getroffen, um nicht unversehens von den Söhnen der Räuber aus der Wüste überrascht zu werden. Sie hatten sich in zwölf Truppen getheilt, deren jede ihren Häuptling, ihre Fahne und ihr Arsenal hatte, und mit den ma'additischen Arabern aus der Provinz Sevilla wie mit den Botr-Berbern von Moron hatten sie Bündnisse abgeschlossen.

Unter den großen Familien der Provinz gab es zwei, welche vor allen anderen den Vorrang hatten; das waren die Beni-Chaddschâdsch und die Beni-Khaldûn. Die erste, wiewohl sehr arabisch in ihrem Denken, stammte trotzdem von weiblicher Seite von Witiza, dem vorletzten gothischen Könige, ab. Eine Enkelin dieses Königs, Sara, hatte in zweiter Ehe einen gewissen Omair geheirathet, aus dem jeme-

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 26 r.

[2]) Man findet diesen Namen oft in den Urkunden des nördlichen Spaniens. Siehe z. B. Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 469

[3]) Spanische Uebersetzung des Râzî S. 56.

nitischen Stamme der Lakhmiten. Aus dieser Ehe waren vier Kinder hervorgegangen, welche die Stammväter von ebenso vielen großen Familien wurden, unter denen die der Beni-Chaddschâdsch die reichste war. Den großen Grundbesitz, welchen sie in Seneb inne hatten, verdankten sie der Sara; denn ein arabischer Geschichtschreiber, welcher selbst ebenfalls durch Sara von Witiza abstammte, bemerkt, daß Omair Kinder von anderen Frauen gehabt habe, daß aber die Nachkommen von diesen Frauen durchaus nicht mit denen von der Sara sich messen konnten.[1] Die andere Familie, die der Beni-Khaldûn, war ebenfalls jemenitischen Ursprungs; sie gehörte zum Stamme Chadhramaut, und ihre Güter befanden sich in der Axarafe. Die Mitglieder dieser beiden großen Häuser waren Ackerbauer und Soldaten, daneben Kaufleute und Rheder. Sie lebten gewöhnlich auf ihren Schlössern, ihren Bordsch;[2] aber von Zeit zu Zeit hielten sie sich auch in der Stadt auf, wo sie Paläste besaßen.

Im Anfang der Regierung Abdallâh's war Koraib Häuptling der Khaldûn's. Er war ein versteckter und treuloser Mann, der aber alle Talente eines Parteiführers besaß. Getreu den Ueberlieferungen seiner Race, verabscheute er die Monarchie. Er wollte, daß die Kaste, zu der er gehörte, das Herrscheramt, welches man ihr entrissen hatte, wieder einnehme. Anfangs versuchte er einen Aufstand in der Stadt selbst zu veranlassen. Er wandte sich deshalb an die Araber, welche darin wohnten, und gab sich Mühe, bei ihnen die Liebe zur Unabhängigkeit wieder zu wecken. Es gelang ihm nicht. Diese Araber, meist Koraischiten oder Clienten der regierenden Familie, waren Anhänger des Sultans oder gehörten, um es richtiger zu sagen, zu gar keiner Partei, wenn nicht vielleicht zu derjenigen, welche man heutiges Tages die Partei der Ordnung nennt. Mit aller Welt in Frieden zu leben und in ihren Geschäften oder ihren Vergnügungen nicht gestört zu werden, das war Alles, was sie verlangten. Sie hatten also keine Sympathie für Koraib; sein abenteuerlicher Hang und sein ungezügelter Ehrgeiz flößten ihnen nichts weiter als tiefe Abneigung ein, die mit Schrecken vermischt war. Wenn er von Unab-

[1]) Siehe Ibn-al-Kûtîa fol. 3 r.

[2]) Die Schlösser der Beni-Khaldûn trugen noch im dreizehnten Jahrhundert den Namen ihrer alten Herren, denn in den Urkunden Alphon's X. ist oft die Rede von dem Borg Aben-Haldon oder von der Torre Aben-Haldon. Siehe Espinosa, Historia de Sevilla Bd. II fol. 4 col. 1; fol. 16 col. 2; fol. 17 col 1; die letztgenannte Urkunde befindet sich auch in dem Memorial historico español Bd. I S. 14.



hängigkeit sprach, bekam er zur Antwort, daß man die Unordnung und Anarchie hasse, daß man nicht das Werkzeug sein wolle für den Ehrgeiz eines Andern und daß man mit seinen schlechten Rathschlägen und seinem bösen Geiste nichts zu thun haben wolle.

Als er sah, daß er in der Stadt seine Zeit nur verschwende, ging Koraib wieder nach der Axarafe zurück, wo es ihn keine Mühe kostete, die Herzen seiner Stammgenossen zu entflammen; sie versprachen ihm fast alle, daß sie die Waffen bei seinem ersten Zeichen ergreifen würden. Darauf organisirte er ein Bündniß, in welches die Chaddschâd's eintraten, zwei jemenitische Häuptlinge (der eine aus Niebla, der andere aus Sidona) und der Häuptling der Bornos-Berbern aus Carmona. Der Zweck, den diese Verbündeten im Auge hatten, war, Sevilla dem Sultan zu entreißen und die Spanier auszuplündern.

Die sevillanischen Patricier, welche wegen ihrer Entfernung Koraib nicht mehr beobachten konnten, wie zur Zeit als er noch unter ihnen war, wußten nichts von dem Complott, welches er angezettelt; wohl drangen von Zeit zu Zeit unbestimmte Gerüchte davon bis zu ihren Ohren, allein sie wußten nichts Bestimmtes und setzten noch nicht Mißtrauen genug in den gefährlichen Verschwörer.

Da er sich zuerst an Denjenigen rächen wollte, die ihm kein Gehör geschenkt, und ihnen zugleich zeigen wollte, daß der Herrscher unfähig sei, sie zu vertheidigen, ließ Koraib den Berbern von Merida und Medellin heimlich sagen, daß die Provinz Sevilla von Truppen entblößt sei und daß sie, wenn sie wollten, mit Leichtigkeit reiche Beute machen könnten. Immer zum Raube bereit, machten die halbwilden Berbern sich sogleich auf, bemächtigten sich des Dorfes Taljâta [1], plünderten es, tödteten die Männer, die sie dort fanden, und führten die Frauen und Kinder in die Knechtschaft. Der Statthalter von Sevilla sammelte alle Waffenfähigen um sich und zog den Berbern entgegen. Da er unterwegs vernahm, daß sie sich schon Taljâta's bemächtigt hätten, schlug er seine Zelte auf einer Anhöhe auf, welche der Oelberg hieß. Eine Entfernung von nur drei Meilen trennte sie vom Feinde, und von beiden Seiten hielt man sich bereit zum Kampfe auf den folgenden Tag, als Koraib, welcher wie die anderen Edelleute sein Contingent gestellt hatte, die Nacht benützte, um den Berbern sagen zu lassen, daß er, sobald man handgemein ge-

[1]) Eine halbe Meile westlich von Sevilla; siehe meine Recherches Bd I Seite 317 f.



XIII.[1]

Während die Spanier von Elvira gegen den arabischen Adel kämpften, gingen auch in Sevilla sehr wichtige Dinge vor.

Nirgends war die Volkspartei so stark. Von den Zeiten der Westgothen her war Sevilla der Sitz der Wissenschaften und der römischen Civilisation und die Residenz der edelsten und begütertsten Familien gewesen.[2] Die arabische Eroberung hatte beinahe keine Veränderung der gesellschaftlichen Zustände hervorgebracht. Nur wenige Araber hatten sich in der Stadt niedergelassen; sie hatten dazu vorzugsweise das freie Land gewählt. Die Nachkommen der Römer und Gothen machten daher noch jetzt den größten Theil der Einwohner aus. Durch ihren Ackerbau und Handel waren sie sehr reich; zahllose überseeische Schiffe kamen nach Sevilla, welches für einen der besten Häfen Spaniens galt, um Baumwolle, Oliven und Feigen, die der Boden dort in Fülle hervorbrachte, in Ladungen abzuholen.[3] Die

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 49 v. — 56 v.; 63 r. — 65 r.

[2]) Akhbâr madschmûa fol. 56 v.; Makkari Bd. I S. 89. Unter den Römern war Sevilla die Hauptstadt Spaniens gewesen, wovon diese Verse des Ausonius zeugen:

> Jure mihi post has memorabere nomen Hiberum
> Hispalis, aequoreus quam praeterlabitur amnis,
> Submittit cui tota suos Hispania fasces.

Einige Ausgaben haben hier Emerita anstatt Hispalis; aber der Ausdruck aequoreus amnis, welcher sehr gut für den Guadalquivir bei Sevilla paßt, weil Ebbe und Fluth bis dort bemerkbar sind, paßt nicht auf den Guadiana bei Merida.

[3]) Spanische Uebersetzung des Razi S. 56.

meisten Sevillaner hatten das Christenthum abgeschworen, sie hatten es schon früh gethan, denn bereits unter der Regierung Abderrachmân's II. hatte man sich genöthigt gesehen, für sie eine große Moschee bauen zu lassen.[1] Aber ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihr Charakter, kurz Alles bis auf ihre Familiennamen, wie zum Beispiel Beni-Angelino, Beni-Sabarico[2] u. s. w., erinnerte noch deutlich an ihren spanischen Ursprung.

Im Allgemeinen waren diese Renegaten friedlich und keineswegs dem Sultan feindlich gesinnt; sie betrachteten ihn im Gegentheil als die natürliche Stütze der Ordnung; aber sie fürchteten die Araber, nicht zwar die aus der Stadt, denn diese, an die Vortheile der Civilisation gewöhnt, nahmen keinen Theil mehr an den Stammes- oder Racen-Streitigkeiten; wohl aber thaten dies die Araber auf dem Lande, welche ihre plumpen Sitten, ihre alten nationalen Vorurtheile, ihre Abneigung gegen jeden fremden Namen, ihren kriegerischen Geist und ihre Anhänglichkeit an ihre alten Familien, denen sie von Vater auf Sohn seit undenklichen Zeiten gehorsam waren, ganz unverändert beibehalten hatten. Voll eifersüchtigen Hasses gegen die reichen Spanier, waren sie immer bereit, sie zu plündern und zu tödten, sobald die Umstände es ihnen erlaubten oder ihre Adeligen sie dazu aufforderten. Sie waren sehr zu fürchten, besonders die aus der Axarafe; daher hatten die Spanier, welche eine alte Prophezeiung besaßen, nach welcher die Stadt durch Feuer aus der Axarafe zerstört werden sollte,[3] ihre Maßregeln getroffen, um nicht unversehens von den Söhnen der Räuber aus der Wüste überrascht zu werden. Sie hatten sich in zwölf Truppen getheilt, deren jede ihren Häuptling, ihre Fahne und ihr Arsenal hatte, und mit den ma'additischen Arabern aus der Provinz Sevilla wie mit den Botr-Berbern von Moron hatten sie Bündnisse abgeschlossen.

Unter den großen Familien der Provinz gab es zwei, welche vor allen anderen den Vorrang hatten; das waren die Beni-Chaddschâdsch und die Beni-Khaldûn. Die erste, wiewohl sehr arabisch in ihrem Denken, stammte trotzdem von weiblicher Seite von Witiza, dem vorletzten gothischen Könige, ab. Eine Enkelin dieses Königs, Sara, hatte in zweiter Ehe einen gewissen Omair geheirathet, aus dem jeme-

---

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 26 r.

[2]) Man findet diesen Namen oft in den Urkunden des nördlichen Spaniens. Siehe z. B. Esp. sagr. Bd. XXXIV S. 469

[3]) Spanische Uebersetzung des Râzi S. 56.

nitischen Stamme der Lakhmiten. Aus dieser Ehe waren vier Kinder hervorgegangen, welche die Stammväter von ebenso vielen großen Familien wurden, unter denen die der Beni-Chaddschâdsch die reichste war. Den großen Grundbesitz, welchen sie in Seneb inne hatten, verdankten sie der Sara; denn ein arabischer Geschichtschreiber, welcher selbst ebenfalls durch Sara von Witiza abstammte, bemerkt, daß Omair Kinder von anderen Frauen gehabt habe, daß aber die Nachkommen von diesen Frauen durchaus nicht mit denen von der Sara sich messen konnten.[1] Die andere Familie, die der Beni-Khaldûn, war ebenfalls jemenitischen Ursprungs; sie gehörte zum Stamme Chadhramaut, und ihre Güter befanden sich in der Axarafe. Die Mitglieder dieser beiden großen Häuser waren Ackerbauer und Soldaten, daneben Kaufleute und Rheder. Sie lebten gewöhnlich auf ihren Schlössern, ihren Bordsch;[2] aber von Zeit zu Zeit hielten sie sich auch in der Stadt auf, wo sie Paläste besaßen.

Im Anfang der Regierung Abdallâh's war Koraib Häuptling der Khaldûn's. Er war ein versteckter und treuloser Mann, der aber alle Talente eines Parteiführers besaß. Getreu den Ueberlieferungen seiner Race, verabscheute er die Monarchie. Er wollte, daß die Kaste, zu der er gehörte, das Herrscheramt, welches man ihr entrissen hatte, wieder einnehme. Anfangs versuchte er einen Aufstand in der Stadt selbst zu veranlassen. Er wandte sich deshalb an die Araber, welche darin wohnten, und gab sich Mühe, bei ihnen die Liebe zur Unabhängigkeit wieder zu wecken. Es gelang ihm nicht. Diese Araber, meist Koraischiten oder Clienten der regierenden Familie, waren Anhänger des Sultans oder gehörten, um es richtiger zu sagen, zu gar keiner Partei, wenn nicht vielleicht zu derjenigen, welche man heutiges Tages die Partei der Ordnung nennt. Mit aller Welt in Frieden zu leben und in ihren Geschäften oder ihren Vergnügungen nicht gestört zu werden, das war Alles, was sie verlangten. Sie hatten also keine Sympathie für Koraib; sein abenteuerlicher Hang und sein ungezügelter Ehrgeiz flößten ihnen nichts weiter als tiefe Abneigung ein, die mit Schrecken vermischt war. Wenn er von Unab-

---

[1]) Siehe Ibn-al-Kûtia fol. 3 r.

[2]) Die Schlösser der Beni-Khaldûn trugen noch im dreizehnten Jahrhundert den Namen ihrer alten Herren, denn in den Urkunden Alphon's X. ist oft die Rede von dem Borg Aben-Haldon oder von der Torre Aben-Haldon. Siehe Espinosa, Historia de Sevilla Bd. II fol. 4 col. 1; fol. 16 col. 2; fol. 17 col 1; die letztgenannte Urkunde befindet sich auch in dem Memorial historico español Bd. I S. 14.

hängigkeit sprach, bekam er zur Antwort, daß man die Unordnung und Anarchie hasse, daß man nicht das Werkzeug sein wolle für den Ehrgeiz eines Andern und daß man mit seinen schlechten Rathschlägen und seinem bösen Geiste nichts zu thun haben wolle.

Als er sah, daß er in der Stadt seine Zeit nur verschwende, ging Koraib wieder nach der Axarafe zurück, wo es ihn keine Mühe kostete, die Herzen seiner Stammgenossen zu entflammen; sie versprachen ihm fast alle, daß sie die Waffen bei seinem ersten Zeichen ergreifen würden. Darauf organisirte er ein Bündniß, in welches die Chaddschâd's eintraten, zwei jemenitische Häuptlinge (der eine aus Niebla, der andere aus Sidona) und der Häuptling der Bornos-Berbern aus Carmona. Der Zweck, den diese Verbündeten im Auge hatten, war, Sevilla dem Sultan zu entreißen und die Spanier auszuplündern.

Die sevillanischen Patricier, welche wegen ihrer Entfernung Koraib nicht mehr beobachten konnten, wie zur Zeit als er noch unter ihnen war, wußten nichts von dem Complott, welches er angezettelt; wohl drangen von Zeit zu Zeit unbestimmte Gerüchte davon bis zu ihren Ohren, allein sie wußten nichts Bestimmtes und setzten noch nicht Mißtrauen genug in den gefährlichen Verschwörer.

Da er sich zuerst an Denjenigen rächen wollte, die ihm kein Gehör geschenkt, und ihnen zugleich zeigen wollte, daß der Herrscher unfähig sei, sie zu vertheidigen, ließ Koraib den Berbern von Merida und Medellin heimlich sagen, daß die Provinz Sevilla von Truppen entblößt sei und daß sie, wenn sie wollten, mit Leichtigkeit reiche Beute machen könnten. Immer zum Raube bereit, machten die halbwilden Berbern sich sogleich auf, bemächtigten sich des Dorfes Taljâta[1], plünderten es, tödteten die Männer, die sie dort fanden, und führten die Frauen und Kinder in die Knechtschaft. Der Statthalter von Sevilla sammelte alle Waffenfähigen um sich und zog den Berbern entgegen. Da er unterwegs vernahm, daß sie sich schon Taljâta's bemächtigt hätten, schlug er seine Zelte auf einer Anhöhe auf, welche der Oelberg hieß. Eine Entfernung von nur drei Meilen trennte sie vom Feinde, und von beiden Seiten hielt man sich bereit zum Kampfe auf den folgenden Tag, als Koraib, welcher wie die anderen Edelleute sein Contingent gestellt hatte, die Nacht benützte, um den Berbern sagen zu lassen, daß er, sobald man handgemein ge-

---

[1]) Eine halbe Meile westlich von Sevilla; siehe meine Recherches Bd I Seite 317 f.



worden, mit seiner Truppe die Flucht ergreifen wolle. Er hielt sein Versprechen und riß, indem er floh, das ganze Heer mit sich fort. Von den Berbern verfolgt, ließ der Statthalter erst im Dorfe Huebar (fünf Meilen von Sevilla) Halt machen und verschanzte sich dort. Ohne daß sie sich die geringste Mühe gaben, ihn in dieser Stellung zu überwältigen, kehrten die Berbern wieder nach Taljâta zurück, wo sie drei Tage blieben, während welcher Zeit sie alle Orte der Nachbarschaft mit Feuer und Schwert verheerten. Darauf kehrten sie mit ihren großen Säcken bis oben an voll Beute wieder in ihre Wohnorte zurück.

Diese schreckliche Razzia hatte schon eine große Zahl von Eigenthümern zu Grunde gerichtet, als eine neue Plage die Sevillaner heimsuchte. Dieses Mal hatte der treulose Koraib sich nichts vorzuwerfen: ein Häuptling der feindlichen Nation, ein Renegat, unterstützte aus eigenem Antriebe seine Pläne. Es war Ibn-Merwân, der Herr von Badajoz. Da er seine Nachbarn von Merida mit so reicher Beute hatte zurückkommen sehen, schloß er daraus, daß er sich nur zu zeigen habe, um auch seinen Antheil von dem Raube in Empfang zu nehmen. Er irrte sich nicht. Nachdem es sich bis auf drei Parasangen Sevilla genähert hatte, plünderte er während mehrerer Tage Alles ringsumher, und als er nach Badajoz zurückkehrte, hatte er den Berbern von Merida nichts mehr zu beneiden.

Das Verhalten ihres Statthalters, welcher, während wilde Horden Schlag auf Schlag ihre Ländereien verheerten, gänzlich unthätig geblieben war, hatte die Sevillaner gegen ihn und den Herrscher erbittert. Der Sultan gab freilich ihren Klagen nach und setzte den ungeschickten Statthalter ab; aber er gab ihm einen Nachfolger, welcher, obgleich sein Ruf unantastbar war, nicht die nöthige Energie besaß, um Ordnung in der Provinz wieder herzustellen und die Frechheit der Räuber, welche sich in erschreckender Weise vermehrten, niederzuhalten.

Der furchtbarste unter diesen Banditen war ein Bornos-Berber aus Carmona, Namens Tamâschekka, welcher die Reisenden auf der Landstraße zwischen Sevilla und Cordova anfiel. Der Statthalter von Sevilla konnte oder mochte nichts gegen ihn unternehmen, als ein tapferer Renegat von Ecija, Namens Mohammed Ibn-Ghâlib, dem Sultan versprach, diesen Räubereien ein Ende zu machen, wenn er ihm erlauben wolle, eine Festung nahe bei dem Dorfe Siete Torres an der Grenze der Provinzen Sevilla und Ecija zu bauen. Der Sultan nahm sein Anerbieten an; die Festung wurde erbaut, Ibn-Ghâlib

besetzte sie mit einer großen Anzahl von Renegaten, omaijadischen Clienten und Botr=Berbern, und die Räuber merkten sehr bald, daß sie es jetzt mit einem ganz anders furchtbaren Feinde zu thun hatten, als der Statthalter von Sevilla gewesen war.

Schon fing Sicherheit wieder an zu herrschen, als sich eines Morgens, da kaum die Sonne aufgegangen war, in Sevilla die Nachricht verbreitete, daß während der Nacht ein Treffen stattgefunden habe zwischen der Besatzung des Schlosses Ibn=Ghâlib's einerseits und den Khaldûn's und Chaddschâdsch's andererseits; einer der Chaddschâdsch's sei getödtet worden; seine Freunde seien mit seinem Leichnam in der Stadt erschienen, hätten sich geradeswegs zum Statthalter begeben, um seinen Richterspruch zu verlangen, und er habe ihnen geantwortet, er könne nicht wagen, die Verantwortlichkeit in solch einer Sache auf sich zu nehmen; demzufolge hätten sie sich an den Herrscher gewandt.

In dem Augenblick, als man sich zu Sevilla noch mit diesen Begebenheiten beschäftigte, waren die Kläger schon auf dem Wege nach Cordova; es folgten ihnen einige sevillanische Renegaten auf dem Fuße nach, welche, durch Ibn=Ghâlib von Dem, was vorgefallen, unterrichtet, seine Sache vertreten wollten. An ihrer Spitze stand einer der angesehensten Männer der Stadt; es war Mohammed [1], dessen Großvater der erste in seiner Familie gewesen war, der sich zum Islam bekannt hatte; sein Urgroßvater hieß Angelino, und der Name Beni=Angelino war dieser Familie verblieben.

Als die Kläger beim Sultan Zutritt erhalten, nahm einer unter ihnen das Wort und brachte die Klage vor. „Folgendes hat sich zugetragen, Emir. Wir gingen ruhig auf der Landstraße, als Ibn=Ghâlib uns plötzlich angriff. Wir suchten uns zu vertheidigen, und während dieses Gefechtes sank einer der Unsrigen tödtlich getroffen nieder. Wir sind bereit zu schwören, daß die Sachen sich so zugetragen, und wir fordern deshalb, daß du diesen Verräther Ibn=Ghâlib bestrafest. Erlaube uns noch, hinzuzufügen, Emir, daß Diejenigen, welche dich dazu vermocht haben, diesem Renegaten dein Vertrauen zu schenken, dir schlecht gerathen haben. Ziehe über die Männer, welche unter ihm dienen, Erkundigungen ein; dann wirst du erfahren, daß sie Landstreicher und Verbrecher sind. Dieser Mann wird dich verrathen, sei davon überzeugt; augenblicklich stellt er sich noch, als ob er dir treu sei; wir aber haben die feste Ueberzeugung, daß er ein geheimes

[1]) Mohammed ibn=Omar ibn=Khattâb ibn=Angelino.

Einverständniß mit Ibn-Chafçûn unterhält und ihm eines Tages die ganze Provinz ausliefern wird."

Als sie aufgehört hatten zu reden, wurden Mohammed ibn-Angelino und seine Gefährten ihrerseits vorgelassen. „Höre, auf welche Weise die Sache sich zugetragen hat, Emir," sagte der Patricier. „Die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's hatten den Plan entworfen, das Schloß in der Nacht zu überrumpeln; allein gegen ihre Erwartung war Ibn-Ghâlib auf seiner Hut, und als er sein Schloß angegriffen sah, setzte er der Gewalt sogleich Gewalt entgegen. Es ist also nicht seine Schuld, wenn einer der Angreifer getödtet worden ist; er that nichts Anderes, als daß er sich vertheidigte, und war in seinem Rechte. Wir bitten dich also, nicht an die Lügen dieser ungestümen Araber zu glauben. Ueberdies verdient Ibn-Ghâlib wohl, daß du gerecht gegen ihn seiest; er ist einer deiner treuesten und ergebensten Diener und erweist dir einen großen Dienst dadurch, daß er diese Gegend von Banditen reinigt."

Sei es, daß der Sultan die Sache wirklich zweifelhaft fand, sei es, daß er fürchtete, die eine Partei unzufrieden zu machen, indem er der anderen Recht gab; er erklärte, daß er umfassendere Erkundigungen einziehen und seinen Sohn Mohammed nach Sevilla schicken wolle, um die Sache dort zu untersuchen.

Bald nachher kam der junge Prinz, der muthmaßliche Thronerbe, in Sevilla an. Er beschied Ibn-Ghâlib dorthin und befragte ihn, wie auch die Chaddschâdsch's; da aber beide Parteien fortfuhren, sich gegenseitig anzuschuldigen, wußte der Prinz nicht, welcher er Recht geben solle. Während er noch zauderte, erhitzten sich die Leidenschaften mehr und mehr, und die Gährung, welche unter den Patriciern herrschte, theilte sich dem Volke mit. Zuletzt erklärte er, daß er die Sache noch nicht für genügend aufgeklärt erachte und daher später seine Meinung sagen werde, daß er aber für den Augenblick Ibn-Ghâlib erlaube, in sein Schloß zurückzukehren.

Die Renegaten triumphirten. Sie sagten, der Prinz habe ihrem Freunde Recht gegeben, und wenn er sich nicht offen ausgesprochen, habe er dies nur unterlassen, weil er sich mit den Arabern nicht erzürnen wolle. Die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's deuteten das Verfahren des Prinzen ebenso und waren darüber aufs höchste gekränkt. Fest entschlossen, sich zu rächen und das Banner des Aufruhrs zu entfalten, verließen sie die Stadt, und während Koraib seine Chadhramiten aus der Axarafe bewaffnete, sammelte Abdallâh, der

Häuptling der Chaddschâdsch's, die Lakhmiten des Seneb [1] unter seine Fahne. Darauf entwarfen die beiden Häuptlinge einen Feldzugsplan. Sie kamen dahin überein, daß jeder für sich allein einen Ueberfall machen solle. Abdallâh sollte sich Carmona's bemächtigen und Koraib am nämlichen Tage die Festung Coria (an der östlichen Grenze der Axarafe) überrumpeln, nachdem er die Heerde, welche auf einer der beiden Inseln, die der Guadalquivir an seiner Mündung bildet, weidete, weggenommen hätte. Sie gehörte einem Oheim des Sultans.

Koraib, der ein zu vornehmer Herr war, als daß er ein Unternehmen dieser Art hätte ausführen mögen, vertraute es seinem Vetter Mahdî an, einem zuchtlosen Menschen, dessen Ausschweifungen ganz Sevilla ärgerten. [2] Mahdî begab sich nach der Festung Lebrija, der Insel gegenüber. Solaimân, der Herr dieser Festung und Verbündeter Koraib's, erwartete ihn dort. Darnach landete man auf der Insel. Zweihundert Kühe und etwa hundert Pferde grasten dort, nur von einem einzigen Manne gehütet. Die Araber tödteten diesen Unglücklichen, und nachdem sie sich der Thiere bemächtigt hatten, machten sie sich gegen Coria auf, überrumpelten diese Festung und brachten ihre Beute dort in Sicherheit.

Abdallâh ibn-Chaddschâdsch, unterstützt von dem Bornos-Berber Dschonaid, griff seinerseits Carmona unversehens an und machte sich zum Herrn der Stadt, nachdem er den Statthalter daraus verjagt hatte, der jetzt in Sevilla Zuflucht suchte.

Die Kühnheit der Araber und die Schnelligkeit, mit der sie ihre Absichten ausführten, versetzte die ganze Stadt in große Unruhe. Der Prinz Mohammed beeilte sich daher, seinem Vater zu schreiben und ihn um weitere Befehle und vor Allem um Verstärkung zu bitten.

Als der Sultan den Brief seines Sohnes erhalten hatte, versammelte er seinen Rath. Die Meinungen über den Entschluß, den man fassen solle, waren getheilt. Da bat ein Vezier den Sultan, ihm eine geheime Unterredung zu bewilligen. Er gab dem Sultan den Rath, sich mit den Arabern dadurch zu versöhnen, daß er Ibn-Ghâlib zum Tode verurtheile. „Sobald dieser Renegat," sagte er, „nicht mehr am Leben ist, werden die Araber sich zufrieden geben; sie werden dir Carmona und Coria zurückgeben, deinem Oheim ersetzen, was sie ihm genommen haben, und sich wieder unterwürfig zeigen."

Den Arabern einen treuen Diener opfern und sich mit den Rene-

---

[1]) So nannte man die Gegend zwischen Sevilla und Niebla.

[2]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 59 v.



gaten veruneinigen, ohne die Gewißheit, ihre Gegner zu gewinnen, das war sicherlich eine nicht nur zweideutige, sondern auch unkluge Politik. Dennoch glaubte der Sultan, sich nach dem Rathe richten zu müssen, den man ihm gegeben, und nachdem er seinem Clienten Dschad (dem Sauwâr eben die Freiheit geschenkt hatte) befohlen, mit seinen Truppen gegen Carmona vorzurücken, sagte er zu ihm: „Du sollst den Anklägern Ibn-Ghâlib's Recht geben und ihn tödten lassen; darnach sollst du Alles thun, was du vermagst, um die Araber durch Güte zum Gehorsam zurückzuführen, und nicht eher sollst du gegen sie zu Felde ziehen, als bis du alle Mittel der Ueberredungskunst bei ihnen versucht hast."

Dschad machte sich also auf den Marsch; aber obgleich der Zweck seines Unternehmens geheim gehalten wurde, lief dennoch bald das Gerücht um, daß man es nicht auf die Khaldûn's, sondern auf Ibn-Ghâlib abgesehen habe. Deshalb war der Renegat auf seiner Hut; er hatte sich schon unter den Schutz Ibn-Chafçûn's begeben, als er einen Brief von Dschad erhielt. „Beruhige dich", so schrieb ihm dieser, „der Zweck meines Marsches ist durchaus nicht der, welchen du anzunehmen scheinst. Ich habe die Absicht, die Araber zu bestrafen, welche es so weit getrieben haben, und da du sie hassest, glaube ich auf deine Mitwirkung rechnen zu können." Ibn-Ghâlib ließ sich durch diesen trügerischen Brief irre leiten, und als Dschad beim Schlosse angekommen war, stieß er mit einem Theile seiner Soldaten ihm zu. Dschad stellte sich nun, als ob er Carmona belagern wolle; aber sobald er vor der Stadt stand, ließ er heimlich dem Häuptling der Chaddschâdsch's ebenfalls einen Brief zustellen, des Inhalts, daß er bereit sei, Ibn-Ghâlib ums Leben bringen zu lassen, sobald Ibn-Chaddschâdsch sich dazu verstehen wolle, zum Gehorsam zurückzukehren. Der Handel wurde schnell abgeschlossen, Dschad ließ Ibn-Ghâlib enthaupten, Ibn-Chaddschâdsch räumte Carmona.

Als die Renegaten von Sevilla diesen heimtückischen Verrath, dem ihr Verbündeter zum Opfer gefallen war, in Erfahrung gebracht, wandte sich ihre ganze Wuth gegen den Sultan. Sie hielten Rath, was nun zu thun sei. Einige schlugen vor, den Mord Ibn-Ghâlib's an Omaija, dem Bruder Dschad's, zu rächen; er war einer der tapfersten Krieger jener Zeit und damals Statthalter von Sevilla. Der Vorschlag wurde angenommen; allein da man nichts ausrichten konnte, ohne im Besitz der Stadt zu sein, übernahm es Ibn-Angelino, mit dem Prinzen zu reden und es so zu lenken, daß dieser die

Vertheidigung derselben den Renegaten anvertraue. Die Patricier entschlossen sich alsdann, Boten an ihre Verbündeten, die maʿadditischen Araber der Provinz Sevilla und die Botr-Berbern von Moron, abzuschicken, um sie zu bitten, ihnen mit bewaffneter Hand beizustehen.

Als diese Boten schon unterwegs waren, suchte Ibn-Angelino, in Begleitung einiger seiner Freunde, den Prinzen Mohammed auf. „Herr", sprach er zu ihm, „es ist möglich, daß man uns bei Hofe verleumdet und eines Verbrechens angeklagt hat, an dem wir völlig unschuldig sind; vielleicht hat man im Rathe des Sultans einen verhängnißvollen Anschlag gegen uns geschmiedet; vielleicht wird Dschad, der niederträchtige Verräther, uns unversehens mit so zahlreichen Kräften angreifen, daß es uns unmöglich sein wird, ihm zu widerstehen. Wenn du uns also aus der Gefahr, die uns bedroht, retten und durch Bande der Dankbarkeit an dich fesseln willst, mußt du uns die Schlüssel der Stadt und die Sorge für ihre Vertheidigung bis zu dem Augenblicke, da die Sachen sich aufgeklärt haben, anvertrauen. Nicht daß wir dir mißtrauen; aber du selbst weißt, daß du nicht im Stande bist, uns zu beschützen, sobald die Truppen in der Stadt sind.

Mohammed mochte wollen oder nicht, da er schon mit den Arabern zerfallen war und nur noch über eine schwache Besatzung disponiren konnte, war er gezwungen, den Renegaten zuzugestehen, was sie sich erbeten hatten.

Sobald sie Herren der Stadt waren, erwarteten die Renegaten die Ankunft der Maʿadditen und der Botr-Berbern. Sie kamen früh Morgens, Dienstag den neunten September des Jahres 889.[1] Eine dichte Menge wälzte sich dem Palaste Omaija's zu. Der Aufstand war so plötzlich, daß der Statthalter nicht einmal Zeit hatte, seine Stiefeln anzuziehen. Er warf sich auf ein Pferd und ritt in gestrecktem Galopp auf den Palast des Prinzen zu. Enttäuscht, plünderten die Insurgenten den Palast des Statthalters, begaben sich dann nach dem des Prinzen und umzingelten ihn unter wildem Geschrei. Von Minute zu Minute wuchs der Haufen, der aus Krämern, Handwerkern und Arbeitern bestand. Da der Prinz nicht wußte, was zu thun sei, schickte er in höchster Eile Boten an Ibn-Angelino, an

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 63 r. Das Datum, welches sich fol. 55 v. findet, ist ungenau.

Ibn-Sabarico und andere Patricier ab und ließ sie beschwören, zu ihm zu kommen, um über die nöthigen Vorkehrungen zu berathen, wie man den Tumult unterdrücken könne.

Die Patricier, die sich bis jetzt neutral gehalten hatten, besprachen sich unter einander, was sie beginnen sollten. Ihre Verlegenheit war groß. Sie fürchteten, in eine Falle zu gehen, wenn sie der Aufforderung des Prinzen folgten; aber sie wußten ebenso gut, daß wenn sie sich weigerten zu kommen, man sie beschuldigen werde, mit den Meuterern im Einverständniß zu sein; das wollten sie ebenso wenig. Nachdem sie Alles wohl überlegt hatten, entschlossen sie sich, zum Prinzen zu gehen; aber sie trafen ihre Vorsichtsmaßregeln; sie legten unter ihren Kleidern Panzerhemden an, und ehe sie in den Palast eintraten, stellten sie wohlbewaffnete Sevillaner und Soldaten aus Moron vor dem Thore auf. „Wenn wir nicht wieder zurück sind in dem Augenblicke, in welchem der Muezzin das Mittagsgebet ausruft," sagten sie zu ihnen, „so müßt ihr den Palast angreifen und zu unserer Befreiung kommen." Dies gesagt, suchten sie den Prinzen auf, der sie sehr freundlich empfing. Aber während er sich noch mit ihnen unterhielt, verloren die am Thore Wache haltenden Leute die Geduld, schöpften Verdacht und sprengten das Thor. Sie warfen sich zuerst auf die Ställe und bemächtigten sich der Pferde und Maulesel; dann eilten sie gegen das Thor des Facîl (der Vormauer), das sich am andern Ende des Hofes befand, dem Eingangsthor gegenüber; hier aber fanden sie einen Widerstand, den sie nicht erwartet hatten. Omaija stand dort.

Sobald dieser muthige Krieger das Geschrei der Insurgenten in den Ställen vernommen, ließ er Ibn-Angelino sammt seinen Genossen festnehmen; darauf mußten seine eigenen Diener und die des Prinzen auf der Platform des Thores am Facîl Stellung nehmen; dahin ließ er eine Masse von Wurfmaschinen bringen, und als die Renegaten und ihre Verbündeten sich diesem Thore näherten, wurden sie von einem Hagel von Pfeilen, Steinen und Hausgeräth bestürmt. Obgleich der Vortheil der größeren Anzahl auf ihrer Seite war, hatten ihre Gegner den der Stellung. Von Omaija angefeuert, der an Kopf und Brust aus zahlreichen Wunden blutete und sie durch seine Miene, seinen Blick, sein Beispiel ermuthigte, waren die Vertheidiger des Palastes entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen, und die Verzweiflung schien ihnen übermenschliche Kräfte zu verleihen.

Der Kampf dauerte von Mittag bis Sonnenuntergang. Als die

Nacht hereingebrochen war, blieben die Angreifenden bei ihren Wachtfeuern im Hof, und am folgenden Morgen begannen sie den Angriff von neuem.

Was aber thaten während dieser Zeit die Anhänger des Sultans und all jene Freunde der Ordnung, welche, wie es scheint, dem Statthalter hätten zu Hilfe eilen müssen? Treu ihrem Wahlspruch: „Jeder für sich" und sich der unvermeidlichen Gewalt ergebend, welche eine starke Willenskraft über die Schwachheit ausübt, warteten sie und ließen den Statthalter sich aus der Klemme ziehen, so gut er konnte, während sie sich in ihren großen Häusern einschlossen. Sie wünschten ihm jedenfalls alles Gute, all ihre Wünsche betrafen sein Wohl; aber so weit ging ihre Opferbereitwilligkeit nicht, daß sie ihr Leben zu seiner Rettung eingesetzt hätten.

Indessen hatten sie doch Etwas gethan. Sobald der Tumult begonnen, hatten sie einen Eilboten an Dschad abgeschickt, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen, die seinem Bruder und dem Prinzen drohte. Das kostete sie freilich nicht viel, und es kam für sie darauf an, zu wissen, zunächst ob Dschad zur rechten Zeit ankommen, nachher, ob es ihm gelingen werde, die Insurrection zu dämpfen.

Kaum von Dem in Kenntniß gesetzt, was sich in Sevilla zutrug, hatte Dschad sich mit so vielen Edelleuten auf den Weg gemacht, als er in der Eile versammeln konnte. Als am Morgen des zehnten Septembers der Kampf im Hofe des Palastes begonnen hatte, kam er von der Mittagsseite an. Ein Wachtposten von Renegaten wollte ihm den Durchgang versperren; er drang mitten durch dieselben und gelangte in die Vorstadt, wo der Koraischite Abdallâh ibn-Aschath wohnte. Dieser Anhänger des Sultans unterrichtete ihn in wenigen Worten, wie die Sachen standen. „Fort in gestrecktem Galopp!" rief der Feldherr. Den Degen in der Faust, stürzte er auf die Menge. Die Sevillaner hielten seinen Angriff tapfer aus. Dschad's Pferd stürzte, tödtlich getroffen, unter ihm zusammen; seine Reiter wichen zurück. Er suchte sie wieder zum Angriff zu ermuthigen, rief jeden bei Namen und beschwor sie, Stand zu halten. Die tapfersten sammelten sich wieder, erneuerten den Angriff und ließen sich vorzugsweise mit den Führern ein. Der Feldherr selbst stürzte sich auf einen der tapfersten Sevillaner und tödtete ihn. Jetzt entstand Unordnung in der Menge. Sie wich zurück, stieß und drängte sich. Die Reiter verdoppelten ihre Kraft, und bald flohen die Sevillaner nach allen Seiten hin.

Im Uebermaß der Freude eilte Dschad in den Palast, drückte seinen Bruder an sein Herz und küßte ehrerbietig die Hand des Prinzen. „Gott sei gelobt", rief er aus, „ich habe euch noch retten können." — „Es war Zeit," antwortete ihm sein Bruder, „noch eine Stunde länger, und wir wären verloren gewesen." — „Ja," fügte der Prinz hinzu, „wir alle erwarteten den Tod. Aber jetzt laßt uns nur auf Rache denken." Diese Rebellen sollen mit Plünderung ihrer Häuser bestraft, Ibn-Angelino und seine Gefährten aus dem Gefängniß gezogen und enthauptet, ihre Güter aber confiscirt werden.

Während diese Unglücklichen auf den Richtplatz geführt wurden, bot Sevilla ein furchtbares Schauspiel dar. Voll Blutdurst und Beutegier, metzelten Dschad's Reiter die Flüchtlinge nieder und plünderten ihre Wohnungen. Glücklich war es für die Renegaten, daß zwischen ihnen und den omaijadischen Clienten von Sevilla ein sogenanntes Nachbar-Bündniß bestand. In Anbetracht dieses Bündnisses verlangten die Clienten Gnade für ihre Mitbürger, und sie wurde gewährt. Kurze Zeit darauf bewilligte der Sultan sogar eine allgemeine Amnestie. Doch es war nur ein Aufschub; die Renegaten näherten sich dem Augenblicke ihres völligen Untergangs.

Als der Prinz Mohammed mit Dschad und seinen Truppen nach Cordova zurückgekehrt, kamen Boten von Ibn-Chafçûn (welcher damals in Frieden mit dem Sultan lebte) und verlangten den Kopf Dschad's, weil er Ibn-Ghâlib, den Verbündeten ihres Herrn, habe tödten lassen.

Die Macht Ibn-Chafçûn's und die Furcht, welche er dem Sultan einflößte, war damals so groß, daß Dschad, obgleich er nichts gethan, als was sein Herr ihm befohlen, nicht ohne Grund fürchtete, dem Häuptling der Renegaten geopfert zu werden. Da er kein anderes Mittel wußte, sich der drohenden Gefahr zu entziehen, als eilige Flucht, verließ er nächtlicher Weile und insgeheim die Hauptstadt, um bei seinem Bruder, dem Statthalter von Sevilla, Zuflucht zu suchen. Er wurde von seinen beiden Brüdern, Hâschim und Abd-al-ghâfir, von einigen seiner Freunde, unter denen sich zwei Koraischiten befanden, seinen Edelknaben und Sklaven begleitet. Längs des Guadalquivir, den sie zur Linken hatten, reitend, erreichten sie mit Tagesanbruch das Schloß Siete Filla. Sie baten um die Erlaubniß, sich dort einige Augenblicke aufhalten zu dürfen, um sich auszuruhen und zu erfrischen; es wurde ihnen gewährt. Zu ihrem Unglück aber durchstreifte die Bande des Berbers Tamâschekka die Umgegend, und die

Brüder Ibn-Ghâlib's, welche in dieser Bande dienten, hatten die Ankunft der Edelleute beim Schlosse bemerkt. Sie hatten Dschad erkannt, und da sie vor Verlangen brannten, den Mord ihres Bruders an ihm zu rächen, benachrichtigten sie ihren Häuptling und sagten ihm, er könne sich leicht der Reitthiere dieser Herren bemächtigen, welche man außerhalb des Schlosses gelassen hatte. Sogleich machten Tamâschekka und seine Briganten sich auf und hatten schon die Pferde ergriffen, als Dschad und seine Freunde, durch das Geschrei ihrer Sklaven aufmerksam gemacht, mit gezogenen Säbeln auf sie einstürzten. Die Briganten, weit davon entfernt nachzugeben, vertheidigten sich aufs tapferste und waren an Zahl überlegen; sie tödteten Dschad, seine beiden Brüder und einen Koraischiten.

Dieses Ereigniß hatte sehr traurige Folgen für die Spanier Sevilla's. An ihnen wollte Omaija, da er nicht die Macht hatte, die wahren Schuldigen zu bestrafen, den Tod seiner drei Brüder rächen. Er lieferte sie also den Khaldûn's und den Chaddschâdsch's aus, welche er schon in die Stadt gerufen hatte, und gab ihnen Vollmacht, die Spanier, ob Moslim's oder Christen, überall wo er sie finden könne, in Sevilla, in Carmona, auf dem Lande, zu plündern und zu tödten. Da begann ein grauenhaftes Blutbad. In ihrer blinden Wuth erwürgten die Jemeniten die Spanier zu tausenden. Die Straßen flossen von Blut. Diejenigen, welche sich in den Guadalquivir stürzten, um dem Säbel zu entfliehen und sich durch Schwimmen zu retten, kamen fast alle in den Fluthen um. Sehr wenige Spanier überlebten diese furchtbare Katastrophe. Früher im Reichthum schwelgend, waren sie nun ins Elend gestürzt.

Die Jemeniten bewahrten lange Zeit das Andenken dieses blutigen Tages; der Groll überlebte bei ihnen den Untergang ihrer Gegner. In den Burgen der Großen wie in den Dörfern der Axarafe und des Seneb wählten die Improvisatoren oftmals bei den Abendversammlungen zum Gegenstand ihrer Gesänge das traurige Drama, welches wir soeben erzählt haben, und die Jemeniten wurden niemals müde, mit flammendem Blicke und einem Herzen voll wilden Hasses ihr Ohr Versen zu leihen, welche wie folgende lauteten:

„Mit dem Säbel in der Faust haben wir diese Sklavensöhne ausgerottet. Zwanzigtausend ihrer Leichen lagen auf dem Boden zerstreut umher; die hohen Wellen des Flusses haben die übrigen fortgerissen.

„Einst waren sie zahllos; — wir haben sie bis auf wenige vernichtet.

„Wir, Kachtân's Söhne, zählen unter unsern Ahnen Fürsten, welche einst-

mals in Jemen regierten: sie aber, diese Sklaven, haben auch nur Sklaven zu Vorfahren.

„Diese Elenden! diese Hunde! in ihrer tollen Kühnheit wagten sie, den Löwen zu trotzen in ihren Höhlen!...

„Wir haben uns von ihrer Beute bereichert und haben sie in die ewigen Flammen gestürzt; da werden sie mit den Themuditen[1] zusammenkommen."

---

[1]) Dies war ein gottloses Volk, welches einem gottgesandten Propheten nicht glauben wollte.

XIV.

Nicht der Sultan war es, welcher aus dem Untergang der Renegaten von Sevilla Nutzen zog, sondern die arabische Aristokratie. Von nun an waren die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's Herren der Provinz; die Partei des Sultans war zu schwach und vor Allem zu feige, um ihnen die Macht streitig zu machen; sie versuchte es nicht einmal. Omaija allein wagte es, ihnen die Spitze zu bieten. Er that sein Möglichstes, um Uneinigkeit zwischen den Berber Dschonaid und Abdallâh ibn-Chaddschâdsch zu streuen, welche Carmona unter sich getheilt hatten; er suchte, Koraib mit seiner eigenen Partei zu veruneinigen und ihn durch glänzende Versprechungen zu gewinnen; er traf sogar Maßregeln, um sich mit einem einzigen Schlage von all diesen ungestümen Jemeniten zu befreien. Nichts gelang ihm. Zwar ließ er Abdallâh durch Dschonaid ermorden; aber anstatt dabei zu gewinnen, verlor er; denn nach dem Tode Abdallâh's wählten die Chaddschâdsch's seinen Bruder Ibrâhîm zu ihrem Häuptling, einen Mann von großen Talenten, welcher bald mehr zu fürchten war, als Abdallâh es gewesen. Koraib, der sich zwar stellte, als ob er den ihm gemachten Vorschlägen ein williges Ohr leihe, war zu schlau, als daß er sich hätte täuschen lassen, und der große Plan, den Omaija zur Ausrottung der Jemeniten gemacht hatte, scheiterte völlig. Er hatte zu dem Ende angeordnet, daß derjenige Theil der Stadt, welcher den Palast und die große Moschee in sich faßte, von einer Mauer umzogen werde, und hatte angekündigt, daß dieser Stadttheil ausschließlich der Besatzung bestimmt werde. Die Araber begriffen sehr wohl, daß sie eines Tages, beim Aus- oder Eingange in die Moschee, von

den Trabanten des Statthalters würden erwürgt werden. Sie machten Gegenvorstellungen. Omaija nahm keine Rücksicht darauf. Da nahmen sie ihre Zuflucht zur Gewalt und verhinderten die Maurer, ihre Arbeiten fortzusetzen. Omaija hielt die Aufrührerischen nieder und zwang sie, ihm Geiseln auszuliefern, welche mit ihrem Kopfe für die Unterwürfigkeit ihrer Verwandten haften mußten. Auch damit kam er nicht weiter. Die Jemeniten wußten wohl, daß die Furcht, auf sich und seine Familie eine entsetzliche Vendetta herabzuziehen, ihn verhindern werde, seine Geiseln zu tödten, und als eines Tages die meisten Soldaten sich aufgemacht hatten, um Lebensmittel einzukaufen, überfielen sie den Palast. Omaija stieg in aller Eile mit den wenigen Soldaten, die ihm geblieben, auf den Söller, ließ Wurfgeschosse auf die Stürmenden werfen und die Geiseln ihnen vor die Augen stellen, indem er drohte, sie köpfen zu lassen. Die Aufrührer spotteten seiner. Sie sagten ihm, da alle Provinzen das Joch des Sultans abgeschüttelt hätten, wäre es ganz natürlich, daß sie nicht dahinten bleiben wollten. „Uebrigens lassen wir gern mit uns unterhandeln," fügten sie mit bitterer Ironie hinzu; „wir verpflichten uns, musterhafte Unterthanen zu werden, sobald nur eine der aufrührerischen Provinzen wieder zur Unterwüfirgkeit zurückgekehrt ist." Omaija erklärten sie, ihm bleibe nur ein Entschluß übrig, nämlich der, sich zu entfernen; wenn er dies über sich gewinnen könne, würden sie ihm kein Leid zufügen.

Wie schwer es ihm auch wurde, beugte Omaija doch seinen stolzen und hartnäckigen Charakter unter die Macht der Umstände. Er versprach, die Stadt zu verlassen, unter der Bedingung, daß die Aufrührerischen schwüren, sein Leben nicht anzutasten. Darauf stiegen Koraib, Ibrâhîm und drei andere Häuptlinge auf den Söller des östlichen Thores der Moschee, und dort schwor jeder von ihnen fünfzig Mal, Omaija kein Leid zuzufügen und ihn an einen Ort zu führen, wo er in Sicherheit wäre. Omaija, der sie von seinem Söller hatte sehen und hören können, stellte ihnen ihre Geiseln zurück. Doch beeilte er sich keineswegs fortzukommen; über seine Schwäche beschämt und da er die Gefahr vorüber glaubte, versuchte er im Gegentheil, die Macht wieder an sich zu ziehen. Kaum hatten die Araber dies bemerkt, als sie ihre Feindseligkeiten von neuem begannen. Da Omaija zum zweiten Male nicht nachgeben wollte, faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er ließ seine Frauen tödten, seinen Pferden die Kniekehlen abschneiden und Alles, was er an Kostbarkeiten besaß, verbrennen; dann verließ er den Palast, stürzte auf seine Feinde und kämpfte, ohne zu wanken, bis er unterlag.

Die Jemeniten, welche von nun an allmächtig geworden waren, aber den Augenblick noch nicht für günstig hielten, um die Autorität des Sultans abzuschütteln, schrieben ihm, daß sie Omaija getödtet hätten, weil er die Absicht offenbart habe, sich abermals zu empören. Da der Sultan sie nicht bestrafen konnte, genehmigte er ihre seltsame Auseinandersetzung und schickte ihnen einen andern Statthalter. Dieser arme Mann war nur eine Drahtpuppe, deren Fäden Koraib und Ibrâhîm in Händen hatten. Er ließ sich wie Wachs behandeln, und dessen ungeachtet quälten und ärgerten seine Tyrannen ihn auf alle mögliche Weise. Sie behandelten ihn mit der größten Knauserei und ließen diese in den geringsten Gegenständen seiner Haushaltung fühlbar werden; kaum daß er seinen nothwendigen Bedarf an Fleisch und Wein erhielt. Der Sultan, welcher sehr mit Unrecht glaubte, Etwas dabei zu gewinnen, ersetzte diesen Statthalter durch einen anderen, und schickte zugleich seinen Oheim Hischâm nach Sevilla. Aber er sandte keine Armee dorthin, und die Macht der Jemeniten blieb so unbegrenzt, wie sie bis dahin gewesen. Der Statthalter und Hischâm empfanden dies nur zu sehr. Der letztere hatte einen Sohn, Namens Motarrif. Dieser junge Wüstling hatte ein Verhältniß zu einer Geliebten Mahdî's. Als Mahdî dies gehört hatte, lauerte er seinem Nebenbuhler zur Nachtzeit auf und erdolchte ihn. Nachdem Hischâm diese traurige Nachricht erhalten, wartete er bis Sonnenaufgang, um sich an den Ort zu begeben, wo der Leichnam seines Sohnes lag; so sehr fürchtete er, selbst erstochen zu werden, wenn er während der Dunkelheit seinen Palast verließe. Von der Bestrafung des Mörders war keine Rede. Einige Zeit nachher griffen die Khaldûn's einen Brief auf, welchen der Statthalter dem Sultan geschickt hatte, um ihn aufzumuntern, den Mord Motarrif's zu rächen und der Anarchie ein Ende zu machen. Sie zeigten ihm diesen Brief, überhäuften ihn mit Vorwürfen und Drohungen, und um die Schande voll zu machen, setzten sie ihn auf einige Tage in Gefangenschaft.[1]

So war die Lage Sevilla's im Jahre 891, dem vierten Regierungsjahre Abdallâh's. Zu dieser Zeit hatte sich fast das ganze übrige moslimische Spanien von der Unterthänigkeit befreit; jeder arabische, berberische oder spanische Herr hatte sich seinen Theil von dem omaijadischen Erbe zugeeignet. Der der Araber war der kleinste. Sie waren nur in Sevilla mächtig; überall anderswo kostete es ihnen viele Mühe, sich gegen die beiden anderen Racen zu behaupten. Mehrere unter ihnen,

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 56 v. — 59 v.



wie zum Beispiel Ibn-Attâf, Herr von Mentesa, Ibn-Salîm, Herr von Medina-Beni-Salîm im Districte Sidona, Ibn-Waddhâch, Herr von Lorca, und al-Ancar, Statthalter von Saragossa, führten nur dann die Befehle des Sultans aus, wenn es ihnen gelegen war; aber sie hatten nicht öffentlich mit ihm gebrochen; da sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, sparten sie sich die Möglichkeit einer Versöhnung auf.

Die Berbern, welche zu ihrer ursprünglichen Regierungsform zurückgekehrt waren, der der Stammhäuptlinge, waren am mächtigsten und unlenksamsten. Mallâchî, ein einfacher Soldat, hatte sich der Citadelle von Jaën bemächtigt. Im District Elvira besaßen die beiden Brüder Khalîl und Sa'îd, welche einer sehr alten Familie angehörten, zwei Schlösser. Die Provinzen, welche jetzt die Namen Estremadura und Alentejo tragen, waren beinahe ganz in der Macht der Berbern. Die Beni-Ferânik regierten über den Stamm Nafza, der sich in der Umgegend von Truxillo niedergelassen hatte.[1] Ein anderer Berber, Ibn-Tâkît, vom Stamme Maçmûda, welcher sich schon unter der Regierung Mohammed's in Estremadura aufgelehnt, hatte sich Merida's bemächtigt, von wo er die Araber und die Berbern des Stammes Ketâma verjagte. Er lag beinahe immer im Kampfe gegen Ibn-Merwân, den Herrn von Badajoz, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er den Truppen des Sultans bei der Belagerung von Merida geholfen hatte.[2] Aber die mächtigste Familie unter den Berbern war die der Beni-Dhû-'n-nûn. Mûsâ war ihr Häuptling, ein grausamer Räuber und großer Bösewicht. Immer in Bewegung und immer beschäftigt, ließ er seinen Säbel und seine Brandfackel aller Orten wüthen. Seine drei Söhne glichen ihm an Körperkraft und an Rohheit. Sie waren: Jachjâ, der treuloseste und grausamste seiner Race, Fatch, Herr von Ucles, und Motarrif, Herr von Huete, welcher etwas weniger bösartig wie seine Brüder war. Jeder von ihnen hatte seine Bande, mit der er überall plünderte und massakrirte.

Wie die Renegaten noch mächtiger waren als die Berbern, so waren sie auch humaner; mehrere unter ihren Häuptlingen waren Freunde der Ordnung und der Civilisation; aber der Charakter dieser Civilisation war vollkommen arabisch, denn wiewohl sie gegen die Eroberer kämpften, erkannten sie doch ihre geistige Ueberlegenheit an. In der Provinz Ocsonoba (dem jetzigen Algarve, dem südlichsten Theil des

---

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 17 r. und v., 99 r., 100 r.

[2]) Ibn-Khaldûn fol. 10 r. und v.

Königreichs Portugal) regierte Bekr, der Urenkel eines Christen Namens Zabulphus. Sein Vater hatte sich gegen Ende der Regierung Mohammed's unabhängig gemacht. Zuerst hatte er sich in den Besitz von Santa-Maria gesetzt, darauf der ganzen Provinz. Bekr, welcher zu Silves residirte, entfaltete einen königlichen Pomp. Er hatte einen Rath, eine Kanzelei, zahlreiche, gut bewaffnete und an Disciplin gewöhnte Truppen. Man bewunderte die umsichtig gebauten Festungswerke von Santa-Maria, seine prächtigen Eisenthore und seine herrliche Kirche [1], die an hohem Ruf nur der sogenannten Rabenkirche, einem berühmten Wallfahrtsort, nachstand. [2] Weit davon entfernt, die Reisenden und Kaufleute als seine Beute zu betrachten, hatte Bekr im Gegentheil seinen Unterthanen vorgeschrieben, sie zu beschützen und ihnen Gastfreundschaft zu spenden. Seine Befehle wurden pünktlich ausgeführt: in der Provinz Ocsonoba, so sagte man, findet der Reisende überall Freunde und Verwandte. Obgleich stark und mächtig durch die Bündnisse, welche er mit Ibn-Chafçûn, mit Ibn-Merwân von Badajoz und anderen Häuptlingen seiner Race geschlossen hatte, war Bekr dennoch sehr friedlich. Da der Sultan ihm angeboten hatte, ihn als Statthalter der Provinz anzuerkennen, hatte er dieses Anerbieten angenommen, welches ihn im Grunde zu nichts verpflichtete. Im Norden war sein Nachbar und Verbündeter Abdalmelik ibn-abî-'l-Dschawâd, welcher Beja und Mertola unter seinen Hauptstädten zählte. Mehr im Osten in den Bergen von Priego regierte der tapfere Ibn-Mastana, der thätigste Verbündete Ibn-Chafçûn's. Seine zahlreichen Schlösser, darunter Carcabulia (jetzt Carabuey), galten für uneinnehmbar. Die Herren der Provinz Jaën waren alle entweder Verbündete oder Vasallen Ibn-Chafçûn's. Sie waren: Khair ibn-Schâkir, Herr von Jodar, welcher kurz vor der Zeit, von der wir sprechen, Sauwâr, den Häuptling der Araber von Elvira, bekämpft und ihm eine große Anzahl Schlösser genommen hatte; Sa'îd ibn-Hodhail, Herr von Monteleon; die Beni-Châbil, vier Brüder, welche mehrere Festungen, wie zum Beispiel Marguerita und San Estevan, besaßen, und Ibn-Schâlia, welcher unter andern Schlössern das Ibn-Omar's und Cazlona besaß Dieser letztere, welcher über große Reichthümer verfügte, belohnte die Dichter auf großmüthige Art und lebte mit Auf-

---

[1]) Siehe über diese Kirche Cazwini Bd. II S. 364.

[2]) Die Rabenkirche stand auf dem Vorgebirge, welches heutiges Tages den Namen Cap St. Vincent trägt. Siehe Edrisi Bd. II S. 22, vergl. Esp. sagr. Bd. VIII S. 187 f.

wand. „Die Paläste unseres Fürsten“, sagte der Dichter Obaidis, sein Schreiber, welcher den Hof des Sultans verlassen hatte, um sich bei diesem Herrn in Dienst zu begeben [1] — „die Paläste unseres Fürsten sind nach dem Vorbilde der Paläste des himmlischen Paradieses gebaut, und man genießt darin alle erdenkbaren Wonnen. Man sieht darin Säle, die auf keinen Pfeilern ruhen, aus Marmor, von Gold umrahmt.“ Ein anderer Häuptling, Daisam ibn-Ischâk, Herr von Murcia, Lorca und beinahe der ganzen Provinz Todmîr, liebte ebenfalls die Poesie und verfügte über ein Heer, welches fünftausend Reiter zählte. [2] Durch seine Großmuth und Milde hatte er die Liebe all seiner Unterthanen gewonnen. [3]

Der furchtbarste Gegner aber des Sultans blieb Ibn-Chafçûn. In den beiden letzten Jahren hatte er große Vortheile errungen. Freilich begab der Sultan sich im Frühling 889 ins Feld, um ihn in Bobastro anzugreifen. Unterwegs nahm er einige kleine Ortschaften und verheerte einige Kornfelder; aber dieser militärische Spaziergang, welcher vierzig Tage dauerte, war ohne wichtiges Resultat geblieben, und kaum war der Sultan wieder nach Cordova zurückgekommen, so nahm Ibn-Chafçûn Estepa und Ossuna, und nun beeilten sich die Bewohner Ecija's, ihn als ihren Herrn anzuerkennen, indem sie ihn baten, mit seinen Truppen in ihre Stadt zu kommen. „Ecija ist eine verdammte Stadt, wo Ungerechtigkeit und Schande herrscht,“ sagte man zu Cordova; „die Guten haben es verlassen, und allein die Bösen sind dort geblieben.“ [4] Ueber die schnellen Erfolge seines Gegners erschrocken, hatte der Sultan schon alle Truppen, welche ihm zu Gebote standen, gegen ihn rücken lassen, als Ibn-Chafçûn, mit den Vortheilen, welche er erreicht, zufrieden und in der Meinung, daß es besser sei, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten, ihm einen Vergleich vorschlug. Er versprach, ihn in Frieden zu lassen unter der Bedingung, daß er ihm von neuem die Statthalterschaft des Landes, welches er besaß, übertrage. Froh, seiner so leichten Kaufes entledigt zu werden, willigte der Sultan in diese Bitte. [5]

Aber Ibn-Chafçûn verstand den Frieden auf seine eigene Weise. Kurze Zeit nachdem er ihn abgeschlossen hatte, griff er den Bornos-

---

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 33 v.
[2]) Ibn-al-Kûtîa fol. 45 r.
[3]) Ibn-Chaijân fol. 7 r. — 23 v.
[4]) Tarîkh Ibn-Chabîb S. 158.
[5]) Ibn-Chaijân fol. 39 v. — 40 v.

Berber Abû-Charb, einen der treuesten Diener des Sultans, welcher in einer Festung der Provinz Algeziras residirte, an. Als darauf Abû-Charb im Kampfe getödtet wurde, capitulirten seine Soldaten und lieferten ihre Festung dem Renegaten aus.

Der Sultan konnte sich also nicht zu sehr der friedlichen Gesinnungen erfreuen, welche Ibn-Chafçûn an den Tag gelegt hatte; aber andererseits beklagten sich die eifrigsten unter den Anhängern des letzteren über seine Schwäche und seine Unthätigkeit, wie sie es nannten. Sie fanden nämlich nicht ihre Rechnung dabei; um bestehen zu können, bedurften sie nothwendig der Razzias und des Beutemachens. Daher wollte einer unter ihnen, Ibn-Mastana, lieber ein Bündniß mit den Arabern seiner Nachbarschaft schließen, welche sich eben in Kala-Jachcib (Alcala la Real) befestigt hatten, und sich an den Ausfällen betheiligen, auf welchen sie rechtschaffene Leute, die sich nicht empört hatten, plünderten, als länger müssig bleiben. Die Verfolgten aber flehten den Beistand des Sultans an. Sehr verlegen — denn er konnte seine getreuen Unterthanen nicht ihrem Schicksal überlassen, konnte aber ebensowenig eine genügende Anzahl Soldaten ihnen zuschicken — entschloß Abdallâh sich, an Ibn-Chafçûn zu schreiben mit der Bitte, er möge sich mit seinen Truppen denjenigen anschließen, welche er gegen Ibn-Mastana und seine arabischen Verbündeten schicken werde. Ibn-Chafçûn, der seinen eigenen Plan entworfen hatte und etwas beunruhigt über das Bündniß war, welches Ibn-Mastana jetzt mit den Feinden seiner Race geschlossen hatte, stimmte der Bitte des Sultans mit viel mehr Bereitwilligkeit bei, als dieser zu hoffen gewagt hatte, aber nachdem er sich mit der Truppe des omaijadischen Befehlshabers Ibrâhîm ibn-Khamîr vereinigt hatte, ließ er heimlich an Ibn-Mastana einen Brief gelangen, in welchem er ihm sein Bündniß mit den Arabern zum Vorwurf machte. „Dennoch", fügte er hinzu, „rechne ich auf dich als auf einen treuen Verfechter der nationalen Sache. Für den Augenblick hast du nichts Anderes zu thun, als bei der Rebellion zu beharren. Fürchte nichts; das Heer, in dem ich stehe, wird dir kein Leid zufügen." Wenn er sich unbeschränkte Macht über das Heer beilegte, übertrieb Ibn-Chafçûn durchaus nicht; er hatte den omaijadischen Befehlshaber so vollkommen in den Hintergrund gedrängt, daß er die Soldaten des Sultans behandeln durfte, wie es ihm paßte; er setzte sie unter verschiedenen Vorwänden gefangen, nahm ihre Pferde weg, um sie seinen eigenen Soldaten zu geben, und wenn Ibrâhîm ibn-Khamîr ihm Vorstellungen deswegen machte, wußte er sie immer auf bündige Art zu widerlegen. Sein Marsch quer durchs

Land war also nur ein militärischer Spaziergang, wie er es Ibn-Mastana versprochen hatte; aber er benützte die Gelegenheit, um in Einverständniß mit allen Spaniern, welche sich an seinem Wege befanden, zu treten, und den Einwohnern von Elvira, die soeben die sogenannte Schlacht „der Stadt" gegen Sauwâr verloren hatten, zu Hilfe zu eilen. Wie wir schon früher bemerkt haben, war er bei diesem Unternehmen weniger glücklich als gewöhnlich; aber die leichte Schlappe, die er erhielt, entmuthigte ihn keineswegs. Durch die Bündnisse, welche er kürzlich geschlossen, gestärkt, und vielleicht auch gewahr werdend, daß seine Anhänger über sein Zögern und sein zweideutiges Verfahren ungeduldig wurden, glaubte er, daß der Augenblick, seine Maske abzulegen, gekommen sei, und nachdem er Ibrâhîm ibn-Khamîr und mehrere andere Führer der omaijadischen Armee ins Gefängniß werfen lassen, erklärte er dem Sultan, er habe mit ihm gebrochen.[1]

Kaum hatte er diese Erklärung abgegeben, als er schon sehr nützliche Verbündete an den Christen von Cordova fand. Diese kannten nicht mehr wie früher als einziges Mittel zur Darlegung ihres Hasses gegen die Eroberer und ihres religiösen Eifers das Martyrium. Inmitten des allgemeinen Umsturzes glaubten sie zur Befreiung ihres Vaterlandes am besten mit den Waffen in der Hand beitragen zu können. Selbst Diejenigen, welche noch kurze Zeit zuvor sich als Werkzeuge der Omaijaden hatten gebrauchen lassen, wurden jetzt zu ihren erbittertsten Feinden. Unter dieser Zahl war der Graf Servandus. Er war der Sohn eines Leibeigenen der Kirche und wich früher vor keiner Gemeinheit zurück, um sich dem Herrscher angenehm zu machen. Da er wußte, daß es zu diesem Zweck kein besseres Mittel gebe, als die Staatskasse zu füllen, drückte er seine Religionsgenossen mit Steuerauflagen gänzlich darnieder und zwang sie dadurch, ihren Glauben abzuschwören. Nicht damit zufrieden, die Lebenden zu tödten, sagt ein Zeitgenosse, achtete er nicht einmal die Todten, denn um den Haß zu vermehren, den die Moslim's gegen die Christen hegten, ließ er die Körper der Märtyrer unter den Altären herausgraben und zeigte sie den Beamten des Sultans, indem er sich über die Frechheit der Exaltirten beklagte, welche es gewagt hatten, den Opfern der moslimischen Gerechtigkeit eine so ehrenvolle Grabstätte zu gewähren. In dieser Zeit haßten die Christen ihn mehr als irgend einen Anderen. Die Priester erschöpften ihren Wortreichthum, um Schmachwörter hervorzuholen, die sie auf ihn anwandten. Sie nannten ihn unsinnig, un-

[1]) Ibn-Chaijân fol. 68 r. — 69 v.

verschämt, stolz, übermüthig geizig, raubgierig, grausam, hartnäckig, vermessen; sie sagten, er habe die Frechheit gehabt, sich dem Willen des Ewigen zu widersetzen, und sei ein Sohn des Satans. Sie hatten die triftigsten Gründe, ihn so zu hassen. Da Servandus alle Kirchen der Hauptstadt mit Abgaben belegt hatte, konnten diese selbst ihre Priester nicht mehr besolden; sie waren genöthigt, als solche die furchtsamen und kriechenden Männer anzunehmen, die Servandus nach seinem Gefallen ihnen gab und die vom Staate bezahlt wurden. Ueberdies war er der Todfeind der sogenannten Märtyrer und ihrer Beschützer, denen er mit wahrhaft diabolischer Geschicklichkeit und List Fallen legen. Einmal hatte er den Abt Samson und den Bischof von Cordova, Valentius, beschuldigt, einen ihrer Schüler zur Lästerung Mohammed's aufgereizt zu haben, und bei dieser Gelegenheit hatte er zum Sultan gesagt: „Möge deine Hoheit Valentius und Samson kommen lassen und ihnen die Frage vorlegen, ob sie meinen, daß dieser Lästerer die Wahrheit gesagt habe. Wenn sie Ja antworten, müssen sie selbst als Gotteslästerer bestraft werden; wenn sie dagegen aus Furcht erklären, er habe gelogen, so möge deine Hoheit ihnen Dolche in die Hand geben lassen und ihnen befehlen, jenen Menschen zu tödten. Wenn sie dies zu thun verweigern, hast du den Beweis, daß dieser Mann ihr Werkzeug gewesen ist. Dann soll man mir selbst einen Säbel geben, und ich werde sie alle drei tödten." [1]

Seit er so gesprochen hatte, waren etwa zwanzig Jahre verflossen. Die Zeiten hatten sich seitdem sehr geändert, und Menschen von Servandus' Schlage ändern sich mit den Zeiten. Mit feinem Ahnungsvermögen begabt, wurde er plötzlich von heftigem Haß gegen den Sultan, dessen Thron wankte, erfüllt, und eine lebhafte Sympathie erfaßte ihn für den Führer der Volkspartei, welcher dem Glauben lebte, er werde den Thron besteigen. Jetzt fing er an, seinen Religionsgenossen, welche er früher verfolgt hatte, zu schmeicheln; er verschwor sich mit ihnen und that sein Möglichstes, einen Aufruhr anzustiften. Der Sultan merkte diese Pläne und ließ seinen Bruder gefangen nehmen; aber da er selbst rechtzeitig benachrichtigt wurde, konnte er sich mit seinen andern Mitschuldigen retten. Sobald er außerhalb der Hauptstadt war, befand er sich in Sicherheit, denn die Macht des Sultans erstreckte sich nicht darüber hinaus. Weil er jetzt nichts mehr zu fürchten hatte, schmiedete er den Plan, die wichtige Festung Polei (heutiges

[1]) **Samson**, Apologet c. 5, 9.

Tages Aguilar) eine Tagereise südlich von Cordova, einzunehmen.[1] Da sie nicht besser besetzt war als die übrigen Festungen des Sultans, gelang ihm sein Unternehmen. Als er sich darauf in Polei festgesetzt hatte, ließ er Ibn-Chafçûn ein Bündniß antragen. Dieser nahm das Anerbieten freudig an, schickte ihm einige Schwadronen und empfahl ihm, unaufhörlich Razzias in der Landschaft von Cordova zu machen. Keiner hätte sie besser leiten können als Servandus, der die ganze Gegend vortrefflich kannte und nach übereinstimmender Aussage der arabischen Schriftsteller ein unerschrockener Ritter war. Mit einbrechender Nacht verließ er das Schloß und am frühen Morgen kehrte er wieder in dasselbe zurück; dann lagen die Ernten vernichtet, die Dörfer waren gebrandschatzt, Leichname bedeckten den Boden und bezeichneten die Straße, welche er gezogen. Er selbst wurde in einem Treffen getödtet; aber seine Genossen setzten das blutige Werk fort, welches er begonnen.[2]

Ibn-Chafçûn, welcher eben Baëna genommen hatte[3], war jetzt im Besitz der wichtigsten Festungen, welche sich im Süden des Guadalquivir befanden. Beinahe ganz Andalusien war ihm unterthänig; der Sultan sah dies so völlig ein, daß er niemanden mehr mit dem leeren Titel eines Statthalters von Elvira oder Jaën beschenkte.[4] Stolz auf seine augenblickliche Macht, wollte der Häuptling der Renegaten sie dauernd behalten. Er war überzeugt, daß Cordova bald in seine Hände fallen werde; dann wäre er Herr von Spanien gewesen; aber er fühlte, daß, wenn er nichts weiter bliebe, als er bisher gewesen, er noch gegen die Araber zu kämpfen haben werde, welche sich sicher nicht seiner Autorität unterwerfen würden, wenn er sich ihnen nur unter dem Titel eines Häuptlings der Spanier vorstellen würde. Also war es sein Streben und sein Ziel, einen andern Titel vom Khalifen von Bagdad zu erhalten, von ihm zum Statthalter ganz Spaniens ernannt zu werden. Des Khalifen Macht wurde dadurch nicht verringert; er übte nur eine nominale Herrschaft aus über die Provinzen, welche entfernt vom Centrum seines Reiches lagen, und wenn der Khalif darein willigte, ihm die Anerkennung als Statthalter zu verleihen, konnte er hoffen, daß die Araber sich nicht mehr weigern wür-

---

1) Siehe meine Recherches Bd. I S. 316.
2) Ibn-Chaijân fol. 70 r., 77 v.
3) Ibn-Chaijân fol. 69 v.
4) Ibn-Chaijân fol. 71 r.

den, ihm zu gehorchen; denn alsdann würde er für sie nicht mehr ein Spanier sein, sondern der Repräsentant einer Dynastie, welche sie als die erste unter allen achteten.

Als er seinen Plan entworfen hatte, leitete er eine Unterhandlung ein mit Ibn-Aghlab, dem Statthalter des Khalifen von Bagdad in Afrika. Um ihn zu gewinnen, bot er ihm prachtvolle Geschenke an. Ibn-Aghlab empfing seine Eröffnungen sehr freundlich, schickte ihm seinerseits Geschenke, ermuthigte ihn, bei seinem Plane zu beharren, und versprach ihm, daß der Khalif ihm das Ernennungsdiplom, um welches er anhalte, schicken werde. [1]

Während Ibn-Chafçûn also den Augenblick abwartete, in welchem ihm erlaubt sein werde, das abbâsidische Banner aufzupflanzen, näherte er sich Cordova und schlug sein Hauptquartier in Ecija auf. [2] Von dort begab er sich von Zeit zu Zeit nach Polei, um die Vollendung der Festungswerke, welche er zu bauen befohlen hatte und welche ihn unbezwinglich machen sollten, zu betreiben, der Besatzung Verstärkungen zuzuführen und ihren Muth, wenn es nöthig wäre, anzuspornen. [3] Noch einige Monate, vielleicht nur einige Tage, und er konnte als Sieger in die Hauptstadt einziehen.

In Cordova herrschte düstere Traurigkeit. Ohne belagert zu sein, litt sie an allen Uebeln einer Belagerung. „Cordova", sagen die arabischen Schriftsteller, „war in der Lage einer Grenzstadt, welche jeden Augenblick allen Angriffen des Feindes ausgesetzt ist." Zu wiederholten Malen wurden die Einwohner mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufgeschreckt durch Angstrufe, welche die unglücklichen Bauern auf der andern Seite des Flusses ausstießen, wenn die Reiter von Polei ihnen den Säbel an die Kehle setzten. [4] Einmal trieb einer dieser Reiter die Frechheit so weit, daß er bis über die Brücke vordrang und seinen Wurfspieß gegen die Statue schleuderte, welche sich über dem Thore befand. [5] „Der Staat ist von gänzlicher Auflösung bedroht," schreibt ein Zeitgenosse; „die Unglücksfälle folgen einander unaufhörlich; man stiehlt und plündert; unsere Frauen und Kinder werden in

[1]) Ibn-Chaijân fol. 71 r.
[2]) Ibn-Chaijân fol. 78 r.
[3]) Ibn-Chaijân fol. 70 r. und v., 77 v.
[4]) Ibn-Chaijân fol. 70 r., 71 r., 77 v.
[5]) Athbâr madschmûa fol. 111 v.

die Sklaverei geschleppt."[1] Alle Welt beklagte sich über die Unthätigkeit des Sultans, über seine Schwäche und Feigheit.[2] Die Soldaten murrten, weil man sie nicht bezahlte. Da die Provinzen aufgehört hatten, ihre Contributionen zu schicken, herrschte in der Staatskasse völlige Ebbe. Der Sultan hatte wohl Anleihen gemacht, aber er brauchte das wenige Geld, welches er auf diese Art gesammelt hatte, um die Araber, die es noch mit ihm hielten, zu bezahlen.[3] Die verlassenen Märkte bezeugten nur zu deutlich die Vernichtung des Handels. Das Brot war bis zu einem übermäßigen Preis gestiegen.[4] Niemand glaubte mehr an die Zukunft; Entmuthigung hatte sich in alle Herzen eingeschlichen. „Bald", so schrieb der Zeitgenosse, welchen wir schon angeführt haben, „bald wird der gemeine Mann mächtig geworden sein und der Edle im Staube kriechen!" Man dachte mit Schrecken daran, daß die Omaijaden ihr Palladium, die Fahne Abderrachmân's I. verloren hatten. Die Fakih's, welche alle öffentlichen Calamitäten als eine Züchtigung Gottes ansahen und Ibn-Chafçûn die Geißel des göttlichen Zornes nannten,[5] beunruhigten die Stadt mit ihren jammervollen Prophezeiungen. „Wehe dir, o Cordova," sagten sie, „wehe dir, du niedere Buhlerin, du Kloake von Unreinheit und Liederlichkeit, du Wohnstätte des Unglücks und der Angst, wehe dir, die du keine Freunde, keine Verbündeten hast! Sobald der Befehlshaber mit der großen Nase und dem düstern Antlitz, dessen Vortrab aus Moslim's und dessen Nachtrab aus Vielgötterern[6] besteht, vor deinen Thoren anlangen wird, wird dein trauriges Schicksal sich erfüllen. Deine Einwohner werden Zuflucht zu Carmona suchen, aber es wird ein verfluchter Zufluchtsort sein!"[7] Auf den Kanzeln donnerte man gegen das Haus der Gottlosigkeit, wie man den Palast nannte; man verkündete von dort aus mit großer Genauigkeit die Zeit, in welcher Cordova der Macht der Ungläubigen anheimfallen werde. „Du schändliches Cordova", sagte ein Prediger „Allâh hat seinen Abscheu auf dich gerichtet, seit du der Sammelplatz von Fremden, Uebelthätern und

---

1) Tarikh Ibn-Chabîb S. 157. Dieses Buch ist in jener Zeit geschrieben worden von einem Schüler Ibn-Chabîb's, Namens Ibn-abî-r-ricâ. Siehe meine Recherches Bd. I S. 32, 33.

2) Ibn-Chaijân fol. 77 v.

3) Akhbâr madschmûa fol. 111 v.; vgl. Nowairi S. 466.

4) Tarikh Ibn-Chabîb.

5) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 117.

6) Es ist bekannt, daß die Christen von den Moslim's so genannt wurden.

7) Tarikh Ibn-Chabîb S. 158.

Buhldirnen geworden bist; er wird dich seinen schrecklichen Zorn fühlen lassen!... Ihr seht, meine Zuhörer, daß der Bürgerkrieg ganz Andalusien verwüstet. Denkt also an andere Dinge als an weltliche Eitelkeiten!... Der Todesstoß wird von der Seite kommen, wo ihr jene Berge seht, den braunen Berg und den schwarzen... Der Anfang wird in den nächsten Monat, den Ramadhân fallen; darauf wird noch ein anderer Monat kommen und abermals ein anderer, und dann wird eine große Katastrophe auf dem großen Platze vor dem Palast der Gottlosigkeit ausbrechen. Dann hütet eure Frauen und eure Kinder wohl, ihr Einwohner Cordova's! Richtet euch so ein, daß niemand von Denen, die euch theuer sind, sich in der Nähe des Platzes am Palaste der Gottlosigkeit befinde oder in der Nähe der großen Moschee, denn an diesem Tage wird man weder Frauen noch Kinder schonen. Diese Katastrophe wird an einem Freitag stattfinden zwischen zwölf und vier Uhr und bis Sonnenuntergang dauern. Alsdann wird der sicherste Ort der Hügel Abû-Abda's sein, dort wo früher die Kirche stand..."[1]

Der Sultan war vielleicht am meisten entmuthigt unter Allen. Sein Thron, dieser so feurig erstrebte Thron, den er nur einem Brudermord verdankte, war für ihn ein Dornenbett geworden. Er war am Ende seiner Mittel. Er hatte eine Politik versucht, welche er für verständig und klug hielt, und mit ihr war er gescheitert. Was sollte er jetzt anfangen? Sollte er zu der kräftigen Politik seines Bruders zurückkehren? Hätte er es selbst gewollt, er konnte es nicht mehr; er hatte kein Geld, hatte keine Armee mehr. Ueberdies widerstand ihm der Krieg. Der Prinz Abdallâh war ein Stubenhocker und ein Betbruder; er spielte eine armselige Figur im Lager oder auf dem Schlachtfelde. So war er gezwungen, in der Politik des Friedens zu beharren, auf die Gefahr hin, von dem listigen Renegaten, der ihn schon so oft betrogen hatte, aufs neue betrogen zu werden. Jedoch Ibn-Chafçûn, seines Sieges gewiß, wollte keine Zugeständnisse mehr. Vergebens flehte Abdallâh ihn an, ihm Frieden zu bewilligen; vergebens bot er ihm die vortheilhaftesten Bedingungen an: Ibn-Chafçûn wies all seine Vorschläge mit Verachtung zurück.[2] Jedes Mal, wenn der Sultan eine abschlägige Antwort erhalten hatte, wandte er

---

[1]) Tarîkh Ibn-Chabîb S. 159, 160. Die letzten Worte bedeuten augenscheinlich, daß die Christen Ibn-Chafçûn's den Ort, wo früher ihre Kirche stand, zu sehr achten würden, als daß sie es wagten, dort Mordthaten zu begehen.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 70 r.

sich, da er von den Menschen nichts mehr zu hoffen hatte, an Gott,[1] schloß sich mit einem Eremiten in sein Kabinet ein,[2] oder dichtete traurige Verse, wie zum Beispiel folgende:

„Alle Dinge dieser Welt sind vergänglich; nichts ist dauerhaft hienieden. Darum beeile dich, o Sünder, sage allen weltlichen Eitelkeiten Lebewohl und bekehre dich. In Kurzem wirst du im Sarge sein, und über dein einst schönes Antlitz wird feuchte Erde geworfen werden. Befleißige dich einzig und allein deiner religiösen Pflichten, ergib dich der Andacht und suche die Gunst des Herrn des Himmels zu gewinnen!“[3]

Einmal indessen faßte er wieder Muth: es war gegen Ende des Jahres 890, als Ibn-Chafçûn ihm den Kopf des Khair ibn-Schâkir, des Herrn von Jodar, darbot. In dieser Handlung sah er einen Hoffnungsstrahl; er bildete sich ein, sein schrecklicher Gegner werde ihm endlich Frieden zugestehen, um den er seit so langer Zeit anhielt; der Kopf Khair's war für ihn das Unterpfand einer nahen Versöhnung; er dachte, Ibn-Chafçûn wolle ihm für den guten Rath, welchen er ihm gegeben, Erkenntlichkeit zeigen; denn er selbst hatte ihn benachrichtigt, daß Khair ein doppeltes Spiel spiele und daß er neben Ibn-Chafçûn noch einen andern Herrscher anerkenne, nämlich Daisam, den Fürsten von Todmîr. Ueber die Maßen eifersüchtig auf seine Macht, hatte Ibn-Chafçûn schnelle und furchtbare Gerechtigkeit geübt. Da Khair ihn um Verstärkung gebeten, hatte er sie ihm geschickt, aber zugleich seinem Hauptmann, welcher el Royol auf Spanisch und al-Ochaimir auf Arabisch (der kleine Rothback) hieß, insgeheim den Befehl gegeben, dem Verräther den Kopf abzuhauen.[4] Uebrigens benahm Ibn-Chafçûn dem Sultan bald seine Täuschung. Weit davon entfernt, mit ihm zu unterhandeln, fing er an, die Festungen der Provinz Cabra, welche es noch mit dem Sultan hielten, zu belagern.[5]

Die Lage konnte nicht schlimmer werden. Abdallâh begriff endlich, daß er ein für allemal Alles aufs Spiel setzen müsse. Er zeigte seinen Vezieren an, daß er entschlossen sei, den Feind anzugreifen. Die bestürzten Veziere stellten ihm die Gefahr vor, der er sich aussetzen werde. „Die Truppen Ibn-Chafçûn's,“ sagten sie zu ihm,

---

1) Akhbâr madschmûa fol. 111 v.

2) Siehe über die Achtung, welche Abdallâh den Eremiten zollte, Khoschani S. 322.

3) Ibn-Abhâri Bd. II S. 160.

4) Ibn-Chaijân fol. 18 v.; 70 v.

5) Ibn-Chaijân fol. 70 v. 71 r.

„sind viel zahlreicher als die unsrigen, und wir werden es mit Feinden zu thun haben, welche keinen Pardon geben." Dessenungeachtet beharrte er bei seinem Plan, und in der That, wenn er noch irgend ein Bewußtsein seiner Abkunft und Würde hatte, mußte er seiner gegenwärtigen Schande einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde vorziehen.[1]

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 71 v.

XV.[1]

Ibn-Chafçûn vernahm mit Freude und Verwunderung den kühnen Entschluß, welchen der Sultan gefaßt hatte. „Jetzt haben wir sie gepackt, diese Ochsenheerde!" sagte er auf spanisch zu Ibn-Mastana. „Er möge kommen, dieser Sultan! Ich werde Dem, welcher mir ankündigt, daß er sich auf den Weg gemacht, fünfhundert Ducaten geben!" Kurze Zeit nachher erhielt er zu Ecija die Nachricht, daß das große Zelt des Sultans in die Ebene von Secunda gebracht und dort aufgepflanzt worden sei. Sogleich machte er den Plan, dorthin zu gehen und es in Brand zu stecken. Dieser Handstreich werde, so dachte er, im Fall des Gelingens den Sultan lächerlich machen. Von einigen Reitern begleitet, gelangte Ibn-Chafçûn mit Beginn der Nacht auf die Ebene von Secunda. Plötzlich stürzte er auf die Sklaven und Bogenschützen ein, welche als Wache neben dem Pavillon standen; aber obwohl an Zahl nur gering, vertheidigten sie sich tapfer, und durch ihr Geschrei herbeigelockt, stürzten die Soldaten aus der Stadt heraus, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Da es sich im Grunde nur darum handelte, dem Sultan einen Streich zu spielen, befahl Ibn-Chafçûn, sobald er sah, daß das Unternehmen ein schlimmes Ende nehmen werde, seinen Reitern, sich im Galopp rückwärts nach Polei zu wenden. Die Reiter des Sultans verfolgten sie und tödteten einige von ihnen.

Dieses nächtliche Gefecht, so unbedeutend es war, nahm in den Augen der Cordovaner riesige Proportionen an. Als mit Tages-

[1]) Ibn-Chaijân fol. 71 v. — 80 r.

anbruch die ganze Bevölkerung der Stadt den Reitern des Sultans entgegen ging, welche von ihrer Verfolgung mit einigen aufgegriffenen Pferden und abgeschnittenen Köpfen zurückkamen, wurden sie nicht müde, diese Trophäen zu bewundern, und voll Stolz und Freude erzählte man einander, Ibn-Chafçûn habe sich bei seiner Flucht auf den großen Heerstraße verirrt, und in Polei angekommen, habe er nur noch einen einzigen Reiter bei sich gehabt.

Bald indessen sollte ein ernsterer Kampf ausgefochten werden, und da man wußte, daß dann einer gegen zwei sich schlagen werde, war man keineswegs über den Ausgang desselben ruhig. In der Armee des Sultans zählte man nicht mehr als vierzehntausend Mann, von denen nur viertausend regelmäßige Truppen waren; dagegen hatte Ibn-Chafçûn dreißigtausend Mann. Indessen gab der Sultan doch den Befehl, sich auf den Marsch zu begeben und die Straße nach Polei zu nehmen.

Am Donnerstag den fünfzehnten April des Jahres 891 kam die Armee bei dem kleinen Flusse an, welcher eine halbe Stunde vom Schlosse entfernt fließt, und der Sitte gemäß kam man von beiden Seiten dahin überein, daß der Kampf am folgenden Tage stattfinden solle.

An diesem Tage, welcher für die Christen der Freitag der heiligen Woche[1] war, setzte die Armee des Sultans sich mit Anbruch des Morgens in Bewegung, während Ibn-Chafçûn seine Soldaten am Fuß des Hügels, auf welchem das Schloß lag, in Schlachtordnung stellte. Sie waren voll Begeisterung, und in ihrer kriegerischen Trunkenheit, hielten sie sich schon des Sieges gewiß. Anders war es auf Abdallâh's Seite. Seine Armee war sein letztes Hilfsmittel, sie führte mit sich das Geschick der Omaijâden; sollte sie jetzt eine große Niederlage erleiden, so war Alles verloren. Zum großen Unglück wurde sie schlecht geführt, und sehr wenig fehlte, daß der Oberbefehlshaber, Abdalmelik ibn-Omaija, sie durch ein ungeschicktes Manöver dem Feinde in die Hände geliefert hätte. Er hatte sie schon vorgeführt, als er, da ihm die Stellung, die er genommen, nicht richtig schien, ihr befahl, sich wieder bis an einen Berg im Norden der Festung, zurückzuziehen. Dieser Befehl sollte eben ausgeführt werden, als der Befehlshaber des Vortrabes — ein tapferer omaijadischer Client Namens Obaidallâh aus der Familie der Beni-Abî-Abda — zum Sultan eilte

---

[1]) Siehe Anmerkung VI am Ende des Werkes.

mit dem Ruf: „Mein Gott, mein Gott, habe doch Erbarmen mit uns! Wohin führt man dich, Emir? Wir waren schon dem Feinde gegenüber, sollen wir ihm jetzt den Rücken wenden? Dann wird er ja glauben, daß wir uns vor ihm fürchten, und wird uns in Stücke hauen!" Er sagte die Wahrheit; Ibn-Chafçûn hatte den Fehler seines Gegners bemerkt und machte sich eben bereit, Vortheil daraus zu ziehen. Der Sultan bestritt durchaus nicht die Richtigkeit der Bemerkung Obaid-allâh's, sondern fragte ihn, was nun zu thun sei. „Vorwärts rücken", antwortete der Feldherr, „den Feind mit Macht angreifen und dann das Uebrige dem Willen Gottes überlassen!" — „Thue was du willst," antwortete der Sultan.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte Obaidallâh sofort zu seiner Division zurück und befahl ihr, gegen den Feind zu marschiren. Die Truppen brachen auf; aber sie verzweifelten fast an dem Erfolg. „Was meinst du von dem Ausgang dieser Schlacht?" fragte ein Führer den Theologen Abû-Merwân, einen Sohn des berühmten Jachjâ ibn-Jachjâ, der auch selbst durch sein Wissen und seine Frömmigkeit so berühmt war, daß man ihn den „Scheich der Moslim's" nannte. — „Was soll ich dir sagen, mein Vetter?" erwiderte der Gelehrte; „ich kann dir nichts Anderes zur Antwort geben als diese Worte des Allmächtigen: „Wenn Gott euch zu Hilfe kommt, wer könnte euch dann besigen? Wenn er euch verläßt, wer könnte euch dann helfen?"[1] Der übrige Theil des Heeres war nicht zuversichtlicher als sein Vortrab. Die Soldaten hatten Befehl erhalten, ihr Gepäck niederzulegen, die Zelte aufzuschlagen und sich in Schlachtordnung zu stellen; aber als sie einen Thronhimmel für den Sultan aufrichten wollten, brach ein Pfahl, der ihn stützen sollte, so daß der Thronhimmel auf die Erde fiel. „Ein schlimmes Zeichen!" ging das Gemurmel auf allen Seiten. „Beruhigt euch," sprach darauf einer der höheren Befehlshaber; „dies kündet nichts Schlimmes an; das Selbe hat sich einst zugetragen, als eine andere Schlacht geliefert werden sollte, und dennoch hat man damals einen glänzenden Sieg erfochten". Indem er noch so sprach, richtete er den Thronhimmel auf einem anderen Pfahl wieder auf, den er unter dem Gepäck gefunden hatte.

Auch beim Vortrab, wo der Kampf schon begonnen hatte, war es nöthig, daß die Führer und die Gottesgelehrten den Eindruck wieder auszulöschen strebten, welchen mehrere unglückbedeutende Zeichen

[1]) Worte des Korans, Sure III V. 154.

hervorgebracht hatten. Mit glücklichem Gedächtniß und lebhafter Einbildungskraft begabt, wurden sie nicht müde, frühere Vorkommnisse anzuführen, so oft es ihnen nöthig schien. In der ersten Reihe focht Rahîcî, ein tapferer Krieger, der unter dem Helm und im Küraß altersgrau geworden und zugleich ein hervorragender Dichter war. Jedes Mal, wenn er mit der Lanze oder dem Säbel zuschlug, improvisirte er einen Vers. Plötzlich fiel er tödtlich verwundet nieder. „Ein böses Zeichen!" riefen die bestürzten Soldaten; „der erste Gefallene ist einer der Unsrigen!" — „Nein", erwiderten die Gottesgelehrten, „es ist im Gegentheil ein sehr glückliches Zeichen," denn in der Schlacht am Guadacelete, wo wir die Toletaner geschlagen haben, war der Erste, welcher fiel, auch einer der Unsrigen."

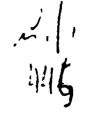
Bald wurde der Kampf allgemein auf der ganzen Linie. Es war ein entsetzlicher Lärm: in das Getöse der Fanfaren mischten sich die Stimmen der gelehrten Moslim's und der christlichen Priester, welche Gebete und Stellen aus dem Koran oder der Bibel hersagten. Gegen alle Erwartung gewann der linke Flügel der Truppen des Sultans mehr und mehr die Oberhand über den rechten Flügel Ibn-Chafçûn's. Nachdem die Soldaten des Sultans die Feinde zum Weichen gezwungen, schnitten sie ihnen, unter einander wetteifernd, die Köpfe ab und brachten sie dem Sultan, welcher jedem Soldaten, der ihm einen Kopf bringen würde, eine Belohnung versprochen hatte. Er selbst nahm keinen Theil am Kampf. Unter seinem Thronhimmel sitzend, sah er zu, wie Andere sich für ihn schlugen, und mit seiner gewöhnlichen Heuchlermiene declamirte er Verse wie folgende:

„Mögen Andere ihre Vertrauen auf die große Zahl ihrer Soldaten setzen, auf ihre Kriegsmaschinen und ihren Muth: ich setze mein Vertrauen auf Gott, den Einzigen, den Ewigen!"

Als der rechte Flügel der Andalusier in volle Flucht gejagt war, warf sich die ganze Armee des Sultans auf den linken Flügel. Dort befehligte Ibn-Chafçûn in eigener Person; allein trotz seiner Anstrengungen und obgleich er, seiner Gewohnheit gemäß, großen Muth entfaltete, gelang es ihm doch nicht, seine Soldaten auf ihren Posten zu halten. Mehr Eifer als Festigkeit besitzend, ebenso rasch entmuthigt, als entflammt, verzweifelten sie zu früh am Ausgang, räumten das Schlachtfeld und wandten dem Feinde den Rücken. Die einen wandten ihre Flucht nach der Richtung von Ecija, verfolgt von den Reitern des Sultans, die sie zu hunderten niedersäbelten; die anderen, unter denen sich Ibn-Chafçûn befand, wollten ihre Zuflucht im Schlosse

suchen; aber da das Thor von Flüchtlingen des rechten Flügels vollgepropft war, bemühten sich die Neuangekommenen vergebens, sich einen Weg zu bahnen, und um ihren Befehlshaber zu retten, mußten die auf den Wällen postirten Soldaten ihn mit ihren Armen um den Leib fassen und vom Pferde heben; so trugen sie ihn hinter die Mauern.

Während die Menge sich noch am Thor des Schlosses drängte, plünderten die Soldaten des Sultans das feindliche Lager. Mit einem Jubel erfüllt, der um so größer war, als er unerwartet ihnen zu Theil geworden, belustigten sie sich damit, sarkastische Redensarten gegen ihre Gegner zu schleudern, die in ihren Augen allesammt Christen waren und nun eine so wichtige Schlacht gerade am Vorabend des Osterfestes verloren hatten. „Es war ein unterhaltendes Spiel," sagte ein Soldat; „welch ein schönes Fest für sie! Die meisten werden den Ostertag nicht mehr erblicken, und das ist wahrlich schade!" — „Ja wahrhaftig, ein herrliches Fest," erwiderte ein anderer, „mit vielen Opfern; jedes religiöse Fest muß deren haben." — „Da sieht man, wozu ein guter Säbelhieb nütze ist," fügte ein dritter hinzu; „bei der heiligen Communion hatten sie sich vollgetrunken, so voll wie sie konnten, und wenn wir sie nicht nüchtern gemacht hätten, wären sie zur Stunde noch betrunken." — „Wißt ihr wohl," bemerkte ein vierter, welcher ein wenig Geschichtskenntniß hatte, „wißt ihr wohl, daß diese Schlacht ganz genau der Schlacht auf der Ebene von Râhit gleicht? Es war auch ein Freitag, auf den ein Festtag fiel, und unser Sieg ist nicht weniger glänzend als der, welchen die Omaijaden damals erfochten haben. Seht nur diese Schweine, wie sie da verstümmelt am Fuß des Hügels liegen! Wahrlich, mich dauert die Scholle, welche dazu verdammt ist, ihre Leichname zu tragen; wenn sie es vermöchte, würde sie gewiß nicht unterlassen, sich darüber zu beklagen." — Später trug der Hofpoet Ibn-Abd-rabbihi diese groben, brutalen Scherze, diese Soldaten-Ausdrücke, in einem langen Gedicht wieder vor, in welchem schlechter Geschmack und Wortspiele einen großen Raum einnehmen, das aber wenigstens das Verdienst hat, daß es dem Haß und der Verachtung, welche die Anhänger des Sultans gegen die Andalusier hegten, kräftigen Ausdruck gibt.



Den Soldaten des Sultans sollte noch mehr Freude zu Theil werden. Ibn-Chafçûn wollte im Schlosse bleiben und eine Belagerung aushalten; aber die Soldaten von Ecija erklärten ihm, ihre Pflicht rufe sie in ihre Stadt zurück, wo sie allem Anschein nach vom Sultan belagert werden würden. Ibn-Chafçûn widersetzte sich ihrem Abmarsch

energisch; er wollte sie sogar mit Gewalt im Schlosse zurückhalten; aber sie durchbrachen die Mauer an der Nordseite und entflohen in ihre Heimatstadt. Für sich allein behaupteten die anderen Soldaten nicht mehr zahlreich genug zu sein, um das Schloß zu vertheidigen; man müsse es räumen. Nach langem Widerstande gab endlich Ibn-Chafçûn ihrem Wunsche nach. Mitten in der Nacht zog er aus der Festung; aber es war kein Rückzug zu nennen, es war eine eilige Flucht. Inmitten der Unordnung und der Dunkelheit, suchte Ibn-Chafçûn lange Zeit umher, ehe er ein Reitthier finden konnte; endlich legte er seine Hand auf eine elende Mähre, die einem christlichen Soldaten gehörte, und nachdem er sich auf sie geschwungen, setzte er ihr beide Sporen in die Weichen und suchte das unglückliche Thier in Galopp zu setzen, das seit langen Jahren gewöhnt war, Schritt vor Schritt zu gehen. Er mußte in der That Eile anwenden. Sobald die Truppen des Sultans die Flucht der Feinde bemerkt hatten, machten sie sich auf, sie zu verfolgen. „Nun," sagte Ibn-Mastana, welcher an Ibn-Chafçûn's Seite ritt und trotz der ernsten Gefahr vollkommene Heiterkeit, wahre andalusische Sorglosigkeit bewahrt hatte; „nun, hattest du Dem, welcher dir die Nachricht bringen würde, daß der Sultan sich ins Feld begeben habe, nicht fünfhundert Ducaten versprochen? Es scheint mir, daß Gott dir diese Summe mit Wucher zurückgegeben hat. Am Ende ist es doch keine so leichte Sache, die Omaijaden zu besiegen; was meinst du?" — „Was ich meine?" antwortete Ibn-Chafçûn, welcher, im Herzen voll kochender Wuth, nicht in der Stimmung war zu scherzen; „ich meine, daß wir das Unglück, welches uns getroffen hat, deiner Feigheit und der Feigheit Jener, die dir gleichen, verdanken. Ihr seid allesammt keine Männer.

Mit Tagesanbruch kam Ibn-Chafçûn selbfünfte in der Stadt Archidona an; aber er hielt sich dort nur einen Augenblick auf, und nachdem er den Einwohnern befohlen hatte, sich so bald wie möglich nach Bobastro zu begeben, setzte er seinen Weg nach dieser Festung fort.

Nachdem der Sultan vom Schlosse Polei, wo er eine Masse Geld, Lebensmittel und Kriegsmaterial fand, Besitz ergriffen hatte, ließ er sich die Liste geben, auf der alle Namen seiner moslimischen Unterthanen eingeschrieben waren. Darauf ließ er die Gefangenen vor sich führen und kündigte ihnen an, daß allen Denjenigen, welche als Moslim's eingeschrieben seien, das Leben geschenkt werden solle, vorausgesetzt, daß sie schwören könnten, noch jetzt diesem Glauben anzugehören; die Christen aber sollten alle durchs Schwert des Henkers

umkommen, ausgenommen, wenn sie sich zum Islam bekehrten. Alle Christen, wenigstens tausend an der Zahl, wollten lieber sterben als ihren Glauben abschwören. Ein einziger unter ihnen wankte in dem Augenblick, als der Henker ihn fassen wollte, und rettete sein Leben dadurch, daß er das moslimische Glaubensbekenntniß aussprach. Alle übrigen erlitten den Tod mit wahrhaftem Heldenmuth, und vielleicht wird man der Meinung sein, daß diese Soldaten, deren Namen nicht auf die Nachwelt gekommen, sich ein viel größeres Recht auf den Ruhm des Martyriums erworben haben als die Fanatiker von Cordova, welche vierzig Jahre zuvor damit ausgezeichnet wurden.

Nachdem er eine genügende Besatzung im Schlosse Polei gelassen hatte, unternahm der Sultan die Belagerung von Ecija. Da diese Stadt durch die große Anzahl von Flüchtlingen, welche dorthin ihre Zuflucht genommen, eine beträchtliche Besatzung hatte, leistete sie hartnäckigen Widerstand. Unglücklicher Weise hatte sie nicht genug Vorrath, um alle Vertheidiger zu nähren. Nach Verlauf einiger Wochen trat Mangel ein, und da er von Tag zu Tag größer wurde, mußte man an die Uebergabe denken. Die Andalusier fingen also an zu unterhandeln; aber der Sultan verlangte, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergäben. Dies verweigerten sie, obgleich die Hungersnoth furchtbare Verheerungen in der Stadt anrichtete, so daß die Einwohner in ihrer Verzweiflung von den Wällen herab den Belagerern ihre ausgehungerten Frauen und Kinder zeigten, indem sie mit lautem Geschrei ihr Mitleid anflehten. Endlich ließ der Sultan sich erweichen. Er bewilligte den Belagerten allgemeine Amnestie; als er darauf Geiseln von ihnen erhalten und ihnen einen Statthalter gegeben, nahm er den Weg nach Bobastro und schlug sein Lager in der Nähe der Festung auf.

Aber Ibn-Chafçûn war in Bobastro, in einem Gebiet, wo er jeden Hügel, jedes Thal, jeden Hohlweg kannte, unüberwindlich. Die Soldaten aus Cordova wußten es nur zu gut. Sie fingen bald an zu murren und behaupteten, der Feldzug habe schon lange genug gedauert, sie wollten nicht die wenigen Kräfte, welche ihnen geblieben seien, in einem erfolglosen Unternehmen verbrauchen; ohnehin würden ihre Gegner aus einem Kampfe, in welchen sie sich nur defensiv zu verhalten hätten, eher neu gestärkt als geschwächt hervorgehen, da sie ihre Ueberlegenheit in dieser Hinsicht schon mehr als Ein Mal bewiesen hätten. Gezwungen, ihrem Willen nachzugeben, ertheilte der Sultan den Befehl, man solle sich zurückziehen und die Richtung nach Archidona nehmen. Ehe sie dorthin gelangten, hatten sie einen engen

Hohlweg zu passiren, wo sie von Ibn-Chafçûn angegriffen wurden; aber der Geschicklichkeit und Tapferkeit Obaidallâh's hatten sie es zu danken, daß sie sich mit Ehren aus diesem Gefechte zogen. Nachdem der Sultan darauf nach Elvira gegangen war, woselbst die Einwohner ihm Geiseln stellten, führte er seine Armee nach Cordova zurück.

XVI.

Der Sieg, den der Sultan bei Polei errungen, hatte ihn noch in dem Augenblick gerettet, als er verloren schien. Polei, Ecija und Archidona, diese Vorposten der nationalen Partei, waren genommen; Elvira hatte sich wieder unterworfen; Jaën, aus welchem Ibn-Chafçûn seine Truppen zurückgezogen hatte, war dem Beispiel Elvira's gefolgt.[1] Das waren jedenfalls herrliche Erfolge; sie brachten auf die öffentliche Meinung einen tiefen Eindruck hervor, umsomehr als dergleichen Resultate von niemandem erwartet waren. Ibn-Chafçûn hatte viel von seinem Nimbus verloren, und er selbst bemerkte es nur zu gut. Seine Gesandten bei Ibn-Aghlab, die sonst mit Freundlichkeiten überhäuft worden, empfing man jetzt nur noch sehr kalt. Man sagte ihnen, daß man im eigenen Lande Empörungen zu unterdrücken habe und folglich keine Muße finden könne, sich mit den Angelegenheiten Spaniens zu befassen.[2] Natürlich hatte man in Afrika kein Interesse, einen Prätendenten zu unterstützen, der geschlagen worden, und es war keine Rede mehr davon, daß ihn der Khalif von Bagdad zum Statthalter von Spanien ernennen werde. Der Sultan dagegen hatte sich in der Meinung vieler Leute wieder gehoben. Die friedlichen Bürger, welche, der Unordnung und der Anarchie müde, in der Wiederherstellung der königlichen Macht das einzige Heilmittel erblickten, nahmen eine festere und entschiedenere Stellung ein. Aber wenn man Unrecht hätte, die Vortheile, welche der Sultan errungen, zu verkennen, darf

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 77 v.

[2]) Nowairi S. 466; Ibn-Khaldûn fol. 11 r.

man sie auch nicht übertrieben hoch stellen. Die Macht Ibn-Chafçûn's hatte ohne Zweifel einen großen Stoß erlitten, aber sie war bei weitem noch nicht vernichtet. Er verzweifelte keineswegs an der Wiederaufrichtung derselben. Für den Augenblick bedurfte er des Friedens und verlangte ihn. Der Sultan erklärte sich bereit, ihn zu bewilligen, wenn er ihm einen seiner Söhne als Geisel lasse. Ibn Chafçûn versprach es; aber da er die Absicht hatte, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen, sobald es ihm paßte, betrog er den Sultan dadurch, daß er ihm statt eines seiner eigenen Söhne den Sohn eines seiner Schatzmeister, den er adoptirt hatte, übergeben ließ. Sein Betrug wurde nicht sogleich entdeckt; aber später faßte man Argwohn, erkundigte sich, und als die Wahrheit aufgehellt wurde, warf der Sultan ihm seinen Mangel an Zutrauen vor und verlangte jetzt einen seiner leiblichen Söhne als Geisel; da aber Ibn-Chafçûn dennoch dieses Verlangen nicht befriedigen wollte, begann der Krieg von neuem.[1]

Der andalusische Häuptling gewann mit überraschender Geschwindigkeit das Terrain wieder, welches er verloren hatte. Da er wußte, daß er auf die Einwohner von Archidona rechnen könne, schickte er Vertrauensmänner in diese Stadt, welche ihre Sache so gut verstanden, daß die Bevölkerung einen Aufstand machte. Die beiden Beamten, denen der Sultan die Statthalterschaft der Stadt anvertraut hatte, wurden Nachts gefangen genommen und an Ibn Chafçûn ausgeliefert, als dieser mit seinen Truppen in die Stadt zog (892). Bald nachher kamen Abgesandte aus Elvira und kündigten ihm an, daß auch ihre Stadt das Joch abgeschüttelt habe und daß man dort auf seine Mithilfe rechne. Er begab sich dorthin und ließ eine Besatzung in der Citadelle. Aber die Partei des Sultans, welche zu Elvira sehr zahlreich war, hielt sich nicht für geschlagen. Von dem Statthalter von Ubeda unterstützt, griff sie zu den Waffen, vertrieb die Soldaten Ibn-Chafçûn's, wählte einen Gemeinderath und führte den vom Sultan eingesetzten Statthalter in die Stadt. Die Anhänger der Unabhängigkeit hingegen, durch die Nähe der Armee des Sultans, die damals Carabuey, eine der Festungen Ibn-Mastana's, belagerte, eingeschüchtert, hatten sich dieser Revolution nicht widersetzt; aber sobald die Armee nach Cordova zurückgekehrt war, richteten sie sich wieder auf, setzten sich ohne Wissen des Rathes mit Ibn-Chafçûn in Verbindung und benützten die Dunkelheit der Nacht, um einige ihrer Soldaten in die Citadelle zu bringen. Als Ibn-Chafçûn bald nachher durch Leucht-

[1] Ibn-Chaijân fol 83 r. und v.



feuer, die seine Anhänger angezündet hatten, von dem Erfolg des Unternehmens benachrichtigt worden, drang er selbst mit seinen Haupttruppen hinein, und die Truppen des Sultans, plötzlich durch das Freudengeschrei ihrer Gegner geweckt, geriethen in solche Bestürzung, daß sie an keinen Widerstand mehr dachten. Sie wurden streng bestraft. Der vom Sultan ernannte Statthalter wurde geköpft.

Nachdem er Herr von Elvira geworden, wandte Ibn-Chafçûn seine Waffen gegen Ibn-Dschûdî und die Araber von Granada. Da Ibn-Dschûdî einsah, daß die Schlacht, welche bevorstand, eine entscheidende sein werde, hatte er all seine Verbündeten zu seiner Hilfe entboten. Nichtsdestoweniger erlitt er eine furchtbare Niederlage, und da er die Unvorsichtigkeit gehabt hatte, sich von Granada, seinem Stützpunkt, zu entfernen, hatten seine Soldaten die ganze Vega zu durchstreifen, ehe sie in ihre Festung zurückkommen konnten; sie wurden daher in großer Anzahl niedergesäbelt. In der Meinung der Einwohner von Elvira war dieser Sieg ein reichlicher Ersatz für alle Niederlagen, welche sie früher erlitten. In der That waren die Araber der Art geschlagen worden, daß sie sich niemals wieder aufrichten konnten.

Stolz auf seinen Sieg, zog Ibn-Chafçûn jetzt gegen Jaën. Dort war er ebenso glücklich wie in Elvira. Er bemächtigte sich der Stadt, gab ihr einen Statthalter und legte Truppen hinein. Sobald er dieses vollbracht, kehrte er nach Bobastro zurück.[1]

Mit Ausnahme Polei's und Ecija's hatte das Jahr 892 ihm also Alles zurückerstattet, was das vorhergehende Jahr ihm genommen. Während fünf Jahren blieb seine Macht ungefähr die selbe, nur daß er Elvira verlor. Er hatte die Anhänger des Sultans in dieser Stadt überrascht, jedoch nicht überwunden, und sein Verfahren hatte sie erbittert. So ergriffen sie die erste Gelegenheit, um das Joch abzuschütteln, welches er ihnen aufgebürdet hatte. Sie bot sich im Jahre 893, als die Armee des Sultans, nachdem sie in der Umgegend von Bobastro eine Razzia gemacht hatte, vor den Thoren der Stadt erschien. Der Prinz Motarrif, der diese Razzia befehligte, bot damals den Einwohnern allgemeine Amnestie an, wenn sie ihm den Hauptmann und die Soldaten Ibn-Chafçûn's auslieferten. Der Einfluß der monarchischen Partei war so groß, daß sie darein willigten, und von diesem Augenblick an blieb Elvira in Unterwürfigkeit. Die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit war dort erkaltet; außerdem hatte man mehr die Araber von Granada bekämpft als den Sultan; gegen

[1]) Ibn-Chaijân fol 80 v. — 82 r.



die Araber hatten sie Ibn-Chafçûn herbeigerufen, und seitdem diese die Schlacht von Granada verloren, waren sie weniger zu fürchten. Durch ihre Niederlage sehr geschwächt, wurden sie es noch viel mehr durch die Uneinigkeit, die sich bei ihnen eingeschlichen hatte. Sie waren jetzt in zwei Parteien getheilt, deren eine sich an Ibn-Dschûdî, die andere an Mohammed Ibn-Adhchâ, den mächtigen Herrn von Alchama anschloß. Gegen letzteren hegte Sa'îd so heftigen Haß, daß er auf seinen Kopf einen Preis gesetzt hatte. Die Unvorsichtigkeit und der Leichtsinn Sa'îd's machte die Lage noch schlimmer. Durch seinen Stolz, sein geckenhaftes Benehmen und seine zahllosen Liebschaften hatte er sich den Haß mehrerer Häuptlinge zugezogen, und endlich faßte einer von ihnen, Abû-Omar Othmân, dessen häusliches Glück er zerstört hatte, den Entschluß, seine Schande im Blute des Verführers reinzuwaschen. Da man ihn benachrichtigt hatte, daß seine Frau dem Emir im Hause einer Jüdin eine Zusammenkunft versprochen, ging er dorthin und versteckte sich mit einem seiner Freunde, und als Sa'îd ankam, warf er sich auf ihn und tödtete ihn (December 897).

Dieser Mord brachte die Uneinigkeit auf den höchsten Gipfel. Der Mörder und seine Freunde fanden noch so viel Zeit, sich zur Sicherheit in die Festung Noalexo im Norden von Granada zu begeben, wo sie Ibn-Adhchâ zum Emir ausriefen. Da sie sich nicht mit dem Sultan veruneinigen wollten, baten sie ihn, ihre Wahl zu bestätigen, und suchten, ihn auch davon zu überzeugen, daß sie Sa'îd im Interesse des Staates getödtet hätten, indem sie sagten, er habe den Plan gehabt, sich zu empören, und habe folgende Verse gemacht: „Geh, mein Bote, geh und sage Abdallâh, daß nur eine eilige Flucht ihn retten könne, denn ein furchtbarer Krieger hat die Fahne des Aufruhrs an den Ufern des schilfreichen Flusses erhoben. Sohn Merwân's gib uns die Herrschaft zurück; denn uns, den Söhnen der Beduinen, gehört sie von Rechtswegen! Schnell führe man mir meinen Fuchs mit seiner goldgestickten Schabracke vor, denn mein Stern wird über den ihrigen siegen!" Vielleicht waren diese Verse in der That von Sa'îd; denn sie sind seiner wenigstens nicht unwürdig. Wie dem auch sei, der Sultan, welcher sich glücklich schätzte, daß diese Araber sich dazu herablassen wollten, ihm eine Rechtfertigung ihres Verfahrens vorzulegen, billigte Alles, was sie gethan hatten. Aber die alten Freunde Sa'îd's wollten Ibn-Adhchâ nicht anerkennen. Der Mord ihres Häuptlings hatte sie mit Unwillen und Zorn erfüllt. Untröstlich über seinen Verlust, vergaßen sie all seine Fehler und alle Beschwerden, welche sie gegen ihn gehabt, um sich nur seine Tugenden ins Gedächtniß zu rufen. Einer

von ihnen, Mikdam ibn-Moâfâ, machte, trotz dembaß Sa'îd ihn unverdienter Weise hatte peitschen lassen, folgendes Gedicht auf ihn:

„Wer wird nun die Armen speisen und kleiden, da er, der die Großmuth selbst war, im Grabe liegt? Ach, die Wiesen dürfen nicht mehr grünen, die Bäume sollen kein Laub mehr tragen, und die Sonne darf nicht mehr aufgehen, seit Ibn-Dschûdî todt ist, er, deß Gleichen nie mehr von Menschen oder Geistern erblickt werden wird!"

„Was, rief ein Araber aus, als er ihn diese Verse declamiren hörte, du sprichst das Lob Dessen aus, der dich hat peitschen lassen?" — „Bei Gott," entgegnete Mikdam, „er hat mir durch sein ungerechtes Urtheil wohl gethan, denn die Erinnerung an diese Züchtigung, die ich durch ihn erleiden mußte, hat mich von einer Menge Sünden, die ich vordem beging, geheilt. Bin ich ihm deshalb nicht Dankbarkeit schuldig? Außerdem bin ich, seitdem er mich hatte peitschen lassen, immer ungerecht gegen ihn gewesen, und glaubst du, daß ich jetzt, da er nicht mehr ist, fortfahren möchte, es zu sein?" [1]

Andere, welche die vertrauten Freunde Sa'îd's gewesen, waren voll Rachedurst. „Niemals", sagte Asadî in einem längeren Gedichte, „wird der Wein, den der Mundschenk mir kredenzt, für mich seine alte Würze haben, ehe der Augenblick kommt, da ich die Reiter mit verhängtem Zügel heransprengen sehe, welche Den rächen werden, der einst ihre Freude war und ihr Stolz!"

Sa'îd wurde in der That von seinen Freunden gerächt; allein die Araber fuhren fort, ohne Rast und Ruh sich zu bekämpfen. Der Sultan und die Andalusier hatten nichts Anderes zu thun, als sich unter einander zu erwürgen. [2]

Die Unterwerfung Elvira's war ein großer Vortheil für den Sultan. Es wurden ihm noch andere Erfolge zu Theil. Ueberzeugt, daß er nichts dabei gewinnen werde, wenn er gegen Ibn-Chafçûn kämpfe, wendete er seine Waffen lieber gegen weniger mächtige Rebellen. Seine Absicht war nicht, sie zu unterwerfen; er suchte nicht, ihnen ihre Städte und Schlösser zu entreißen, sondern er wollte sie zwingen, ihm Tribut zu bezahlen. [3] Zu diesem Ende ließ er seine Armee jährlich eine oder

---

[1]) Makkarî Bd. II S. 361.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 83 r., 22 r. und v., 23 r., 47 v., 48 r., 92 v.; Ibn-al-Khatîb in meinen Notices S. 259.

[3]) Siehe die Verse Ibn-Colzom's (so ist nach Khoschanî S. 308 dieser Name auszusprechen) bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 143.

zwei Unternehmungen machen. Dann verheerte man Kornfelder, steckte Dörfer in Brand, belagerte Festungen, und wenn einer der Rebellen sich zum Tribut verstanden und Geiseln ausgeliefert hatte, ließ man ihn in Ruhe, um wieder einen anderen anzugreifen. Der Schatz war auf dem Trockenen, und die Regierung begriff sehr gut, daß, um den Hauptkrieg zu beginnen, man sich mit der Quintessenz des Krieges, mit Geld, versehen müsse. Mit Hilfe jener Razzias verschaffte man sich solches. Die von 895 war sehr glücklich. Sie wurde gegen Sevilla gerichtet. Diese Stadt war noch immer in der selben Lage: der Sultan hatte einen Statthalter daselbst; auch sein Oheim Hischâm residirte dort; aber in Wirklichkeit regierten die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's. Diese Häuptlinge waren mit ihrer Stellung sehr zufrieden, denn sie gab ihnen alle Vortheile der Unabhängigkeit, ohne die Gefahren, welche gewöhnlich damit verbunden waren; sie thaten Alles, was sie wollten; sie bezahlten keinen Tribut und lagen doch deswegen nicht in Krieg mit dem Sultan. Sie meinten, ihren Interessen nicht besser dienen zu können, als wenn sie diesen Zustand der Dinge dauernd aufrecht erhielten, und als im Jahre 895 ein Beamter des Sultans die Lehensleute aufbieten ließ, beeilten sich Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch und Khâlid ibn-Khaldûn, der Bruder Koraib's, der Aufforderung Folge zu leisten und sich mit ihren Contingenten nach Cordova zu begeben. Ihr Verbündeter, Solaimân von Sidona, und sein Bruder Maslama folgten ihrem Beispiel. Alle Welt war der Meinung, daß man gegen die Renegaten von Todmîr eine Expedition unternehmen wolle. Man kann sich also die Verwunderung und den Schrecken Koraib's vorstellen, als er vernahm, daß anstatt die Armee gegen Osten marschiren zu lassen, man sie gegen Sevilla geschickt habe, daß Solaimân Mittel gefunden habe zu entweichen, daß aber alle anderen Führer und Soldaten von Sevilla und Sidona auf Befehl des Prinzen Motarrif verhaftet worden seien.

Nun galt es, schnelle und entscheidende Maßregeln zu treffen. Koraib that es. Nachdem er alle Thore des Palastes durch seine Leute hatte besetzen lassen, flog er in den Saal, wo er den Prinzen Hischâm fand. „Eine schlimme Neuigkeit," rief er mit zornflammenden Augen: „ich höre, daß Motarrif meinen Bruder und all meine anderen Verwandten, die sich in der Armee befinden, gefangen genommen hat. Ich schwöre aber bei Allem, was es Heiliges gibt, daß wenn der Prinz einem Einzigen unter ihnen ans Leben geht, ich dir den Kopf abschneiden werde. Wir werden sehen, wie weit seine Kühnheit geht. Einstweilen seid ihr, du und alle die Deinen, meine Gefangenen.

Keiner deiner Diener wird aus dem Palaste gehen, unter welchem Vorwande es auch sei, nicht einmal um Lebensmittel zu kaufen. Ich weiß wohl, daß es hier keine gibt, aber das geht mich nichts an. Entscheide nun selbst, ob du das Todesschwert über deinem Haupte willst hangen sehen, und ob die Aussicht, Hungers zu sterben, solcher Natur ist, dich zu beruhigen. Zur Rettung deines Lebens bleibt dir nur ein Mittel; schreibe dem Prinzen, sage ihm, daß dein Kopf mir für das Leben meiner Verwandten hafte, und mache es darnach, daß er sie mir zurückgebe!"

Da Hischâm wußte, daß Koraib nicht der Mann sei, es bei Drohungen bewenden zu lassen, beeilte er sich, ihm zu gehorchen; aber der Brief, den er an Motarrif schrieb, hatte nicht das Resultat, welches er sich davon versprochen: anstatt seinen Gefangenen die Freiheit zu geben, setzte er seinen Marsch gegen Sevilla fort und forderte Koraib auf, ihm die Thore der Stadt zu öffnen. Da er für das Leben seiner Verwandten fürchtete und nichts unternehmen wollte, ehe die Hilfstruppen von Niebla und Sidona, die er erwartete, angekommen wären, hielt Koraib es für geboten, sich gemäßigt und nachgiebig zu zeigen. So erlaubte er denn den Soldaten des Sultans, haufenweise in die Stadt zu kommen und Lebensmittel zu kaufen; überdies versprach er, den Tribut zu bezahlen, und gab dem Prinzen Hischâm wieder die Freiheit. Eilig verließ dieser die Stadt.

Motarrif kehrte jetzt seine Waffen gegen den Maʿadditen Tâlib ibn-Maulûd [1] und griff seine beiden Festungen, Montefique (am Guadayra) und Monteagudo an. [2] Nachdem Tâlib sich tapfer vertheidigt hatte, versprach er, den Tribut zu bezahlen und stellte Geiseln. Medina-ibn-as-Salîm und Bejer folgten seinem Beispiel. Lebrija wurde im Sturm genommen, und Motarrif legte eine Besatzung dorthin, aber Solaimân, dem diese Festung gehörte und der damals in Arcos war, griff die Armee des Sultans an, ehe sie in Mairena angekommen war, und brachte ihr eine große Niederlage bei. Wüthend über diese Schlappe, rächte Motarrif sich, indem er drei von Solaimân's Anverwandten, welche sich unter seinen Gefangenen befanden, enthaupten ließ.

Gegen Ende August stand die Armee von neuem vor Sevilla.

---

[1]) Wir haben weiter oben gesehen, daß dieser Ritter ein Verbündeter der Renegaten von Sevilla war.

[2]) Monteagudo lag nahe bei Xerez. Siehe Maldonado, Illustraciones de la Casa de Niebla (in dem Memorial historico Bd. IX) S. 96.

Motarrif glaubte, Koraib werde sich jetzt ebenso unterwürfig zeigen wie das erste Mal. Aber er irrte sich. Koraib hatte die Frist, welche man ihm gelassen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, gut benützt, und da seine Verbündeten in die Stadt gekommen, war er entschlossen, nicht nachzugeben. Motarrif fand daher die Thore verschlossen. Da ließ er Khâlid ibn-Khaldûn, Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch und andere Gefangene mit Ketten beladen. Es nützte ihm nichts. Weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, rückte Koraib aus der Stadt und griff den Vortrab unerwartet an. Einen Augenblick fürchtete man Unheil, aber es gelang den Führern, ihre Soldaten wieder zu sammeln, und die Sevillaner wurden geschlagen. Da ließ Motarrif Khâlid und Ibrâhîm foltern und griff Sevilla wiederholt an drei aufeinander folgenden Tagen an. Er errang keinen Vortheil; allein da er sich möglichst nachdrücklich an den Khaldûn's und den Chaddschâdsch's rächen wollte, bemächtigte er sich eines Schlosses, welches am Guadalquivir lag und Ibrâhîm gehörte; darauf verbrannte er die Schiffe, welche er im Hafen fand, befahl, die Befestigungen dem Erdboden gleich zu machen, und nachdem er Ibrâhîm eine Hacke in die Hand gegeben, zwang er ihn, an Händen und Füßen gefesselt, an der Zerstörung seiner eigenen Festung zu arbeiten. Als er darauf noch ein Schloß, welches Koraib gehörte, demolirt hatte, nahm er seinen Weg nach Cordova.[1]

Nachdem die Armee wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt und Tribut von Sevilla angekommen war, gab ein Vezier seinem Gebieter, welcher zwar versucht hatte, Ibn-Chafçûn zu gewinnen, aber bis dahin sich keine Mühe gegeben, die arabische Aristokratie zu versöhnen, den Rath, er möge den Gefangenen die Freiheit wiedergeben, nachdem sie sich zuvor eidlich verpflichtet, ihm in Zukunft Gehorsam zu leisten. „Wenn du diese Edlen im Gefängniß läßt," sagte er zu ihm, „förderst du damit die Interessen Ibn-Chafçûn's; dieser wird nicht verfehlen, sich ihrer Schlösser zu bemächtigen. Versuche lieber, sie dir durch Bande der Erkenntlichkeit zugethan zu machen; dann werden sie dir beistehen, den Häuptling der Renegaten zu bekämpfen." Der Sultan ließ sich überreden. Er verkündigte den Gefangenen, daß sie in Freiheit gesetzt werden würden, unter der Bedingung, daß sie ihm Geiseln ausliefern und fünfzig Mal in der großen Moschee schwören würden, ihm treu bleiben zu wollen. Sie leisteten die geforderten Eidschwüre und stellten Geiseln; aber kaum wieder in Sevilla angelangt,

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 59 v. — 62 r.; 84 r. — 87 r.

brachen sie ihre Schwüre, verweigerten den Tribut und erklärten offen den Aufruhr.[1] Ibrâhîm und Koraib theilten unter sich die Provinz, so daß jeder eine Hälfte bekam.[2]

Die Lage blieb so bis zum Jahre 889; allein unfehlbar mußte Unfrieden zwischen den beiden Häuptlingen ausbrechen, ihre Macht stand sich zu gleich, als daß sie lange Zeit hätten können Freunde bleiben. Auch zögerten sie nicht lange, bis sie anfingen, sich zu zanken, und der Sultan bemühte sich, das Feuer fleißig zu schüren. Er hinterbrachte Koraib alle schmähenden Ausdrücke, in denen Ibrâhîm von ihm spreche, und benachrichtigte Ibrâhîm von den schlechten Redensarten, welche Koreib über ihn im Munde führe. Eines Tages, als er von Khalid einen für Ibrâhîm sehr verletzenden Brief erhalten und seine Antwort darunter geschrieben hatte, gab er diesen unter anderen einem seiner Diener und trug ihm auf, ihn zu erhalten. Der Diener hatte die Nachlässigkeit, ihn fallen zu lassen. Ein Eunuch nahm ihn auf, las ihn, und da er auf eine gute Belohnung rechnete, gab er ihn einem Boten Ibrâhîm's und schärfte ihm ein, ihn seinem Herrn einzuhändigen.

Als Ibrâhîm dieses Schreiben flüchtig durchlesen, zweifelte er nicht mehr daran, daß die Khaldûn's seine Macht, seine Freiheit, ja wohl auch sein Leben antasten wollten; aber weil er zugleich einsah, daß er, wenn er sich an ihnen rächen wolle zur List seine Zuflucht nehmen müsse, zeigte er sich sehr liebenswürdig gegen sie und lud sie zur Tafel. Sie folgten seiner Einladung. Während des Mahles zeigte Ibrâhîm den Brief Khâlid's vor und überhäufte sie mit Vorwürfen. Khâlid erhob sich alsobald, zog einen Dolch aus seinem Aermel und stach nach Ibrâhîm's Kopf. Ibrâhîm's Turban wurde zerrissen und er erhielt eine Wunde im Gesicht; aber er rief sogleich seine Soldaten, welche sich auf die beiden Khaldûn's, warfen und sie niedermetzelten. Ibrâhîm ließ ihnen die Köpfe abhauen, und nachdem er diese in den Hof geworfen hatte, griff er ihre dort aufgestellten Wachen an, tödtete einige davon und verjagte die andern.

Von nun an war er alleiniger Herr der Provinz; aber da er fühlte, daß er sein Benehmen beim Sultan rechtfertigen müsse, der seinen Sohn noch in seiner Macht hatte, schrieb er ihm, daß er nicht habe anders handeln können, als er gethan; daß die Khaldûn's ihn fortwährend zur Rebellion gedrängt hätten; daß er im Grunde des Herzens

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 62 r. und v.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 128.

niemals deren Ansicht getheilt habe, und daß, wenn der Sultan ihn zum Statthalter ernennen wolle, er alle Ausgaben, welche der öffentliche Dienst erfordere, bestreiten und ihm außerdem noch siebentausend Ducaten jährlich geben werde. Der Sultan nahm sein Anerbieten an, aber er schickte zugleich einen gewissen Kâsim nach Sevilla, damit er die Provinz in Gemeinschaft mit Ibrâhîm regiere. Dem letzteren war nicht viel an einem Collegen gelegen; daher kündigte er Kâsim nach Verlauf einiger Monate an, daß er seine Dienste sehr gut entbehren könne.

Nachdem er sich so auf ziemlich leichte Art Kâsim's entledigt hatte, verlangte er ferner, daß der Sultan ihm seinen Sohn zurückgebe. Er forderte ihn zu verschiedenen Malen zurück, aber immer vergebens; der Sultan weigerte sich hartnäckig, diese Geisel sich wieder nehmen zu lassen. Endlich hoffte Ibrâhîm dennoch, den Herrscher dadurch einzuschüchtern, daß er ihm den Tribut verweigerte und Ibn-Chafçûn ein Bündniß vorschlagen ließ (900).[1]

Dieses Anerbieten gefiel dem andalusischen Häuptling außerordentlich; er hatte drei Jahre früher Ecija wieder in Besitz genommen.[2] Im vorhergehenden Jahre hatte er nach längerem Schwanken den großen Schritt gewagt: er hatte mit seiner ganzen Familie das Christenthum angenommen. Seiner Gesinnung nach war er schon seit langer Zeit Christ; nur die Furcht, seine moslimischen Verbündeten zu verlieren, hatte ihm eine Art von Zwang auferlegt und ihn abgehalten, dem Beispiel seines Vaters zu folgen, welcher schon mehrere Jahre früher in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war.[3] Der Ausgang bewies, daß seine Befürchtungen nicht gänzlich unbegründet waren. Jachjâ, der Sohn Anatole's, eines seiner ausgezeichnetsten Hauptleute, verließ ihn; er hatte unter dem Moslim Omar ibn-Chafçûn sehr gern gedient, aber unter dem Christen Samuel (dies war der Name, welchen Omar sich in der Taufe hatte geben lassen[4]) zu dienen, verbot ihm sein Gewissen. Ibn-al-Khalî, der berberische Herr von Cañete, welcher bis dahin sein Verbündeter gewesen war, erklärte ihm den Krieg und suchte, sich dem Sultan zu nähern. Ueberall verursachte der Schritt, den er gethan hatte, lebhafte Aufregung. Die Moslim's erzählten einander mit Grauen, daß in den Besitzungen

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 128, 129; Ibn-Chaijân fol. 62 v.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 90 v.

[3]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 82 v.

[4]) Vita Beatae Virginis Argenteae c 2.

brachen sie ihre Schwüre, verweigerten den Tribut und erklärten offen den Aufruhr.[1] Ibrâhîm und Koraib theilten unter sich die Provinz, so daß jeder eine Hälfte bekam.[2]

Die Lage blieb so bis zum Jahre 899; allein unfehlbar mußte Unfrieden zwischen den beiden Häuptlingen ausbrechen, ihre Macht stand sich zu gleich, als daß sie lange Zeit hätten können Freunde bleiben. Auch zögerten sie nicht lange, bis sie anfingen, sich zu zanken, und der Sultan bemühte sich, das Feuer fleißig zu schüren. Er hinterbrachte Koraib alle schmähenden Ausdrücke, in denen Ibrâhîm von ihm spreche, und benachrichtigte Ibrâhîm von den schlechten Redensarten, welche Koraib über ihn im Munde führe. Eines Tages, als er von Khalîd einen für Ibrâhîm sehr verletzenden Brief erhalten und seine Antwort darunter geschrieben hatte, gab er diesen unter anderen einem seiner Diener und trug ihm auf, ihn zu erhalten Der Diener hatte die Nachlässigkeit, ihn fallen zu lassen. Ein Eunuch nahm ihn auf, las ihn, und da er auf eine gute Belohnung rechnete, gab er ihn einem Boten Ibrâhîm's und schärfte ihm ein, ihn seinem Herrn einzuhändigen.

Als Ibrâhîm dieses Schreiben flüchtig durchlesen, zweifelte er nicht mehr daran, daß die Khaldûn's seine Macht, seine Freiheit, ja wohl auch sein Leben antasten wollten; aber weil er zugleich einsah, daß er, wenn er sich an ihnen rächen wolle, zur List seine Zuflucht nehmen müsse, zeigte er sich sehr liebenswürdig gegen sie und lud sie zur Tafel. Sie folgten seiner Einladung. Während des Mahles zeigte Ibrâhîm den Brief Khâlid's vor und überhäufte sie mit Vorwürfen. Khâlid erhob sich alsobald, zog einen Dolch aus seinem Aermel und stach nach Ibrâhîm's Kopf. Ibrâhim's Turban wurde zerrissen und er erhielt eine Wunde im Gesicht; aber er rief sogleich seine Soldaten, welche sich auf die beiden Khaldûn's, warfen und sie niedermetzelten. Ibrâhîm ließ ihnen die Köpfe abhauen, und nachdem er diese in den Hof geworfen hatte, griff er ihre dort aufgestellten Wachen an, tödtete einige davon und verjagte die andern.

Von nun an war er alleiniger Herr der Provinz; aber da er fühlte, daß er sein Benehmen beim Sultan rechtfertigen müsse, der seinen Sohn noch in seiner Macht hatte, schrieb er ihm, daß er nicht habe anders handeln können, als er gethan; daß die Khaldûn's ihn fortwährend zur Rebellion gedrängt hätten; daß er im Grunde des Herzens

---

1) Ibn-Chaijân fol. 62 r. und v.

2) Ibn-Adhârî Bd. II S. 128.

niemals deren Ansicht getheilt habe, und daß, wenn der Sultan ihn zum Statthalter ernennen wolle, er alle Ausgaben, welche der öffentliche Dienst erfordere, bestreiten und ihm außerdem noch siebentausend Ducaten jährlich geben werde. Der Sultan nahm sein Anerbieten an, aber er schickte zugleich einen gewissen Kâsim nach Sevilla, damit er die Provinz in Gemeinschaft mit Ibrâhîm regiere. Dem letzteren war nicht viel an einem Collegen gelegen; daher kündigte er Kâsim nach Verlauf einiger Monate an, daß er seine Dienste sehr gut entbehren könne.

Nachdem er sich so auf ziemlich leichte Art Kâsim's entledigt hatte, verlangte er ferner, daß der Sultan ihm seinen Sohn zurückgebe. Er forderte ihn zu verschiedenen Malen zurück, aber immer vergebens; der Sultan weigerte sich hartnäckig, diese Geisel sich wieder nehmen zu lassen. Endlich hoffte Ibrâhîm dennoch, den Herrscher dadurch einzuschüchtern, daß er ihm den Tribut verweigerte und Ibn-Chafçûn ein Bündniß vorschlagen ließ (900).[1]

Dieses Anerbieten gefiel dem andalusischen Häuptling außerordentlich; er hatte drei Jahre früher Ecija wieder in Besitz genommen.[2] Im vorhergehenden Jahre hatte er nach längerem Schwanken den großen Schritt gewagt: er hatte mit seiner ganzen Familie das Christenthum angenommen. Seiner Gesinnung nach war er schon seit langer Zeit Christ; nur die Furcht, seine moslimischen Verbündeten zu verlieren, hatte ihm eine Art von Zwang auferlegt und ihn abgehalten, dem Beispiel seines Vaters zu folgen, welcher schon mehrere Jahre früher in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war.[3] Der Ausgang bewies, daß seine Befürchtungen nicht gänzlich unbegründet waren. Jachjâ, der Sohn Anatole's, eines seiner ausgezeichnetsten Hauptleute, verließ ihn; er hatte unter dem Moslim Omar ibn-Chafçûn sehr gern gedient, aber unter dem Christen Samuel (dies war der Name, welchen Omar sich in der Taufe hatte geben lassen[4]) zu dienen, verbot ihm sein Gewissen. Ibn-al-Khalt, der berberische Herr von Cañete, welcher bis dahin sein Verbündeter gewesen war, erklärte ihm den Krieg und suchte, sich dem Sultan zu nähern. Ueberall verursachte der Schritt, den er gethan hatte, lebhafte Aufregung. Die Moslim's erzählten einander mit Grauen, daß in den Besitzungen

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 128, 129; Ibn-Chaijân fol. 62 v.
[2]) Ibn-Chaijân fol. 90 v.
[3]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 82 v.
[4]) Vita Beatae Virginis Argenteae c 2.

des „Verfluchten" die höchsten Ehrenämter mit Christen besetzt seien; daß die wahren Gläubigen dort nichts mehr zu hoffen hätten und daß man sie mit sichtbarem Mißtrauen behandele. Von den Fakîh's unterstützt, benützte der Hof sehr geschickt diese mehr oder weniger begründeten Gerüchte und suchte, die Gläubigen zu überzeugen, daß ihr ewiges Heil Gefahr laufe, wenn sie sich nicht wie Ein Mann erhöben, um den „Verfluchten" [1] zu zermalmen.

Unter diesen Umständen konnte für Ibn-Chafçûn nichts angenehmer sein als die Vorschläge, welche er seitens des Herrn von Sevilla erhielt. Er suchte überall nach Verbündeten, war mit Ibrâhîm ibn-Kâsim, dem Herrn von Acîla (in Afrika) in Unterhandlung getreten, [2] ebenso auch mit den Beni-Casî [3] und dem Könige von Leon; [4] aber ein Bündniß mit Ibn-Chaddschâdsch war für ihn jedenfalls vorzuziehen, denn es würde ihn, wie er wenigstens hoffte, in der Meinung der Moslim's wieder herstellen. Er beeilte sich also, es abzuschließen, und da Ibrâhîm ihm Geld und Reiterei geschickt hatte, war seine Macht wieder ebenso furchtbar wie je zuvor. [5]

Der Sultan spielte jetzt unglücklich. Was er auch thun mochte, seine Politik kehrte sich immer gegen ihn selbst. Der Versuch, den er gemacht hatte, den mächtigsten arabischen Herrn für sich zu gewinnen, war ebenso gründlich gescheitert wie alle Anstrengungen, die er früher unternommen, um den Häuptling der spanischen Partei auf seine Seite zu bekommen. Seine Lage war jetzt verzweifelt. Um dem Bunde die Spitze zu bieten, welcher gegen ihn geschlossen, war es erforderlich, daß er all seine Truppen ihm entgegenstellte und die Expeditionen aufgab, die er jährlich zur Eintreibung des Tributes von den andern Rebellen unternahm; er lief also Gefahr, aus Geldmangel zu unterliegen. Augenscheinlich hatte er keine Wahl mehr unter verschiedenen Entschlüssen; nur Einer blieb ihm übrig: sich vor Ibn-Chafçûn zu demüthigen, ihm Friedensvorschläge zu machen, die vortheilhaft genug für ihn wären, daß er sie annehmen könnte. Es ist uns unbekannt geblieben, welcher Art seine Vorschläge waren; wir wissen nur, daß die Unterhandlungen sehr lange dauerten; daß der Frieden im Jahre

---

1) Den Khabîth, wie die Araber sagten. Ibn-Chaijân fol. 95 r. und v.

2) Ibn-Adhârî Bd. I S. 241.

3) Ibn-Chaijân fol. 94 v., 95 r.

4) Ibn-Khaldûn fol. 11 v.

5) Ibn-al-Kûtîa fol. 45 v.; Ibn-Chaijân fol. 62 v., 63 r.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 129.

901 geschlossen wurde und daß Ibn-Chafçûn vier Geiseln nach Cordova schickte, unter denen sich einer seiner Schatzmeister, Namens Khalaf, und Ibn-Mastana befanden.[1]

Aber dieser Frieden war nur von kurzer Dauer. Sei es, daß Ibn-Chafçûn seine Rechnung nicht dabei fand, sei es, daß der Sultan die Bedingungen der Uebereinkunft nicht hielt; so viel ist gewiß, daß der Krieg im Jahre 902 wieder anfing. In diesem Jahre hatte Ibn-Chafçûn eine Zusammenkunft mit Ibn-Chaddschâdsch zu Carmona. „Schicke mir," sagte er ihm, „deine besten Reiter unter Führung des ‚edlen Arabers' (er wollte mit diesem Ausdruck Fadschîl ibn-abî-Moslim, den Führer der sevillanischen Reiter, bezeichnen); denn ich habe die Absicht, mich an meinen Grenzen mit Ibn-abî-Abda zu messen; ich hoffe, ihn zu schlagen, und den Tag darauf werden wir Cordova plündern." Fadschîl, welcher dieser Unterredung beiwohnte und als ächter Araber bei weitem mehr Sympathie für die Sache des Sultans hatte als für die der Spanier, fühlte sich durch den leichtfertigen und verächtlichen Ton, in welchem Ibn-Chafçûn diese Worte ausgesprochen, verletzt. „Abû-Chafç," sagte er zu ihm, „verachte nicht die Armee Ibn-abî-Abda's. Sie ist klein und doch groß, und selbst wenn ganz Spanien sich gegen sie gerichtet hätte, würde sie ihm nicht den Rücken kehren." — „Edler Herr," antwortete ihm Ibn-Chafçûn, „du würdest vergebens versuchen, mich von meinem Plane abzubringen. Was kann dieser Ibn-abî-Abda ausrichten? Wie viele Soldaten hat er? Was mich anbetrifft, so habe ich tausend sechshundert Reiter; rechne dazu die fünfhundert Ibn-Mastana's und die deinigen, welche vielleicht auch fünfhundert an der Zahl sein mögen. Wenn all diese Truppen vereinigt sind, werden wir die Armee Cordova's verschlingen." — „Wir können zurückgestoßen," nahm Fadschîl wieder das Wort, „können geschlagen werden... Uebrigens kannst du mir nicht zürnen, wenn ich dich nicht in deinem Plane bestärke, denn du kennst die Soldaten Ibn-abî-Abda's ebenso gut wie ich."

Trotz des Widerspruchs Fadschîl's billigte Ibn-Chaddschâdsch den Plan seines Verbündeten und befahl seinem Feldherrn, zu ihm zu stoßen.

Ibn-Chafçûn, durch seine Spione unterrichtet, daß der omaija-

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 98 v., 102 v. Dieser Chronist will glauben machen, daß die ersten Vorschläge von Ibn-Chafçûn gemacht worden; aber die Lage, in der sich die beiden Parteien befanden, beweist zur Genüge, daß die ersten Schritte vom Sultan gethan wurden.



dische Feldherr den Genil verlassen und sein Lager im Districte Estepa aufgeschlagen habe, schritt zum Angriff. Obgleich er nur seine Reiterei bei sich hatte, erfocht er doch gleich einen glänzenden Sieg und tödtete vom Feinde fünfhundert Mann. Gegen Abend erreichte sein Fußvolk, fünfzehntausend Mann an der Zahl, das Lager. Ohne ihnen Rast zu gönnen, gab er ihnen Befehl, sich zum Weitermarsch bereit zu halten; darauf trat er in das Zelt Fadschîl's und sprach zu ihm:

„Edler Herr, jetzt wollen wir uns auf den Feldzug begeben!"

„Gegen wen?" fragte Fadschîl.

„Gegen Ibn-abt-Abda."

„O Abû-Chafç, zwei Siege an Einem Tage erfechten wollen, das hieße den Ewigen versuchen, hieße Undank zeigen gegen ihn! Du hast den feindlichen Feldherrn mit Schande bedeckt, hast ihm eine so furchtbare Schlappe beigebracht, daß er für lange genug haben wird. Zehn Jahre müssen vorüber gehen, ehe er ihm Stande sein wird, dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Hüte dich jetzt wohl, ihn zu einem verzweifelten Entschluß zu zwingen."

„Wir werden ihn mit so überlegener Kraft erdrücken, daß er dem Himmel noch danken wird, wenn er so viel Zeit hat, sich auf sein Pferd zu werfen und sein Heil in der Flucht zu suchen."

Da erhob sich Fadschîl und ließ sich seine Waffen geben; aber während er seinen Küraß anschnallte, rief er: „Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Theil an diesem verwegenen Plane habe!"

Während die Verbündeten, in der Hoffnung, den Feind zu überraschen, in tiefster Stille ausrückten, saß Ibn-abt-Abda, noch ganz beschämt über seine Niederlage, mit seinen Hauptleuten bei Tische. Plötzlich erhob sich in der Ferne eine Staubwolke und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Einer seiner besten Hauptleute, Abd-al-wâchid Rûti trat sofort aus dem Zelte, um zu sehen, was es gebe. „Meine Freunde, die Dunkelheit verhindert mich, die Gegenstände wohl zu unterscheiden, aber es scheint mir, als ob Ibn-Chafçûn mit seiner Reiterei und seinem Fußvolk gegen uns anrücke, um uns zu überrumpeln." In einem Augenblick griffen alle Hauptleute zu den Waffen, eilten zu ihren Pferden, stiegen auf und führten ihre Mannen dem Feinde entgegen. Als die beiden Armeen einander gegenüberstanden, fingen mehrere Hauptleute an zu rufen: „Werft die Lanzen von euch und kämpft mit blanker Waffe!" Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt, und die Truppen des Sultans griffen ihre Gegner mit solchem Ungestüm an, daß sie ihnen tausend fünfhundert Mann tödteten und sie zwangen, sich in ihr Feldlager zu flüchten.

Am folgenden Morgen erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Armee zu Anfang eine Schlappe erhalten und darauf einen Sieg erfochten habe. Sehr erzürnt über die Verbündeten, gab er den Befehl, ihre Geiseln zum Tode zu führen. Drei von den Geiseln Ibn-Chafçûn's wurden geköpft; der vierte, Ibn-Mastana, rettete sein Leben dadurch, daß er versprach, dem Sultan von nun an treu zu bleiben.[1] Es kam die Reihe an Abderrachmân, den Sohn Ibn-Chaddschâdsch's; sein Vater hatte weder Geld noch Versprechungen gespart, um sich Freunde bei Hof zu machen, und hatte unaufhörlich ausgesprochen, daß wenn der Sultan ihm seinen Sohn zurückgeben werde, er sich wieder unterwerfen wolle.[2] Unter seinen Freunden befand sich der Slave Badr, und dieser Badr war kühn genug in dem Augenblick, als man schon den Kopf Abderrachmân's abhauen wollte, das Wort zu ergreifen und zum Sultan zu sagen: „Herr, entschuldige meine Kühnheit und höre mich gnädig an: die Geiseln Ibn-Chafçûn's haben mit ihrem Leben gebüßt; aber wenn du jetzt auch den Sohn Ibn-Chaddschâdsch's zum Tode führen läßt, werden diese beiden Männer bis zu ihrem letzten Athemzuge gegen dich verbündet bleiben. Ibn-Chafçûn zu gewinnen, ist ganz unmöglich, er ist ein Spanier; aber Ibn-Choddschâdsch zu gewinnen, ist nicht unmöglich, denn er ist ein Araber."

Der Sultan ließ nun seine Veziere kommen[3] und fragte sie um ihre Meinung. Alle billigten den Rath, welchen Badr gegeben. Als sie fort waren, redete Badr weiter dem Sultan zu und versicherte ihn, daß er auf die Treue des sevillanischen Häuptlings rechnen könne, sobald er dem Sohne Ibn-Chaddschâdsch's die Freiheit gebe. Als er aber sah, daß der Sultan dennoch zögerte, ging er zu einem seiner einflußreichsten Freunde, dem Schatzmeister Todschibî, und bat ihn, ein Schreiben an den Sultan aufzusetzen, mit dem Ersuchen, Badr's Rath zu befolgen. Dieses Schreiben machte Abdallah's Schwanken ein Ende, und er gab Todschibî den Auftrag, Abderrachmân wieder in die Hände seines Vaters zurückzugeben.[4]

Wir versagen uns, die Freude zu beschreiben, welche Ibn-Chaddschâdsch empfand, als es ihm erlaubt war, seinen vielgeliebten

---

1) Siehe Ibn-Chaijân fol. 102 v.

2) Siehe Ibn-Adhârî Bd. II S. 129.

3) Kein Sultan hatte so viele Veziere auf einmal gehabt. Bisweilen hatte er deren dreizehn. Ibn-Chaijân fol. 5 r.

4) Ibn-al-Kûtîa fol. 45 v. — 47 r. Ibn-Chaijân (fol. 96 f.) hat diese Erzählung abgeschrieben, aber nach einer etwas abweichenden Fassung, und statt sie ins Jahr 289 der Hedschira zu setzen, hat er sie irrthümlich ins Jahr 287 verlegt.

von ihnen, Mikdam ibn-Moâfâ, machte, trotz demdaß Sa'îd ihn unverdienter Weise hatte peitschen lassen, folgendes Gedicht auf ihn:

„Wer wird nun die Armen speisen und kleiden, da er, der die Großmuth selbst war, im Grabe liegt? Ach, die Wiesen dürfen nicht mehr grünen, die Bäume sollen kein Laub mehr tragen, und die Sonne darf nicht mehr aufgehen, seit Ibn-Dschûdî todt ist, er, deß Gleichen nie mehr von Menschen oder Geistern erblickt werden wird!"

„Was, rief ein Araber aus, als er ihn diese Verse declamiren hörte, du sprichst das Lob Dessen aus, der dich hat peitschen lassen?" — „Bei Gott," entgegnete Mikdam, „er hat mir durch sein ungerechtes Urtheil wohl gethan, denn die Erinnerung an diese Züchtigung, die ich durch ihn erleiden mußte, hat mich von einer Menge Sünden, die ich vordem beging, geheilt. Bin ich ihm deshalb nicht Dankbarkeit schuldig? Außerdem bin ich, seitdem er mich hatte peitschen lassen, immer ungerecht gegen ihn gewesen, und glaubst du, daß ich jetzt, da er nicht mehr ist, fortfahren möchte, es zu sein?" [1]

Andere, welche die vertrauten Freunde Sa'îd's gewesen, waren voll Rachedurst. „Niemals", sagte Asadî in einem längeren Gedichte, „wird der Wein, den der Mundschenk mir kredenzt, für mich seine alte Würze haben, ehe der Augenblick kommt, da ich die Reiter mit verhängtem Zügel heransprengen sehe, welche Den rächen werden, der einst ihre Freude war und ihr Stolz!"

Sa'îd wurde in der That von seinen Freunden gerächt; allein die Araber fuhren fort, ohne Rast und Ruh sich zu bekämpfen. Der Sultan und die Andalusier hatten nichts Anderes zu thun, als sich unter einander zu erwürgen. [2]

Die Unterwerfung Elvira's war ein großer Vortheil für den Sultan. Es wurden ihm noch andere Erfolge zu Theil. Ueberzeugt, daß er nichts dabei gewinnen werde, wenn er gegen Ibn-Chafçûn kämpfe, wendete er seine Waffen lieber gegen weniger mächtige Rebellen. Seine Absicht war nicht, sie zu unterwerfen; er suchte nicht, ihnen ihre Städte und Schlösser zu entreißen, sondern er wollte sie zwingen, ihm Tribut zu bezahlen. [3] Zu diesem Ende ließ er seine Armee jährlich eine oder

---

[1]) Makkarî Bd. II S. 361.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 83 r., 22 r. und v., 23 r., 47 v., 48 r., 92 v.; Ibn-al-Khatîb in meinen Notices S. 259.

[3]) Siehe die Verse Ibn-Colzom's (so ist nach Khoschanî S. 308 dieser Name auszusprechen) bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 143.

zwei Unternehmungen machen. Dann verheerte man Kornfelder, steckte Dörfer in Brand, belagerte Festungen, und wenn einer der Rebellen sich zum Tribut verstanden und Geiseln ausgeliefert hatte, ließ man ihn in Ruhe, um wieder einen anderen anzugreifen. Der Schatz war auf dem Trockenen, und die Regierung begriff sehr gut, daß, um den Hauptkrieg zu beginnen, man sich mit der Quintessenz des Krieges, mit Geld, versehen müsse. Mit Hilfe jener Razzias verschaffte man sich solches. Die von 895 war sehr glücklich. Sie wurde gegen Sevilla gerichtet. Diese Stadt war noch immer in der selben Lage: der Sultan hatte einen Statthalter daselbst; auch sein Oheim Hischâm residirte dort; aber in Wirklichkeit regierten die Khaldûn's und die Chaddschâdsch's. Diese Häuptlinge waren mit ihrer Stellung sehr zufrieden, denn sie gab ihnen alle Vortheile der Unabhängigkeit, ohne die Gefahren, welche gewöhnlich damit verbunden waren; sie thaten Alles, was sie wollten; sie bezahlten keinen Tribut und lagen doch deswegen nicht in Krieg mit dem Sultan. Sie meinten, ihren Interessen nicht besser dienen zu können, als wenn sie diesen Zustand der Dinge dauernd aufrecht erhielten, und als im Jahre 895 ein Beamter des Sultans die Lehensleute aufbieten ließ, beeilten sich Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch und Khâlid ibn-Khaldûn, der Bruder Koraib's, der Aufforderung Folge zu leisten und sich mit ihren Contingenten nach Cordova zu begeben. Ihr Verbündeter, Solaimân von Sidona, und sein Bruder Maslama folgten ihrem Beispiel. Alle Welt war der Meinung, daß man gegen die Renegaten von Todmîr eine Expedition unternehmen wolle. Man kann sich also die Verwunderung und den Schrecken Koraib's vorstellen, als er vernahm, daß anstatt die Armee gegen Osten marschiren zu lassen, man sie gegen Sevilla geschickt habe, daß Solaimân Mittel gefunden habe zu entweichen, daß aber alle anderen Führer und Soldaten von Sevilla und Sidona auf Befehl des Prinzen Motarrif verhaftet worden seien.

Nun galt es, schnelle und entscheidende Maßregeln zu treffen. Koraib that es. Nachdem er alle Thore des Palastes durch seine Leute hatte besetzen lassen, flog er in den Saal, wo er den Prinzen Hischâm fand. „Eine schlimme Neuigkeit," rief er mit zornflammenden Augen: „ich höre, daß Motarrif meinen Bruder und all meine anderen Verwandten, die sich in der Armee befinden, gefangen genommen hat. Ich schwöre aber bei Allem, was es Heiliges gibt, daß wenn der Prinz einem Einzigen unter ihnen ans Leben geht, ich dir den Kopf abschneiden werde. Wir werden sehen, wie weit seine Kühnheit geht. Einstweilen seid ihr, du und alle die Deinen, meine Gefangenen.

Keiner deiner Diener wird aus dem Palaste gehen, unter welchem Vorwande es auch sei, nicht einmal um Lebensmittel zu kaufen. Ich weiß wohl, daß es hier keine gibt, aber das geht mich nichts an. Entscheide nun selbst, ob du das Todesschwert über deinem Haupte willst hangen sehen, und ob die Aussicht, Hungers zu sterben, solcher Natur ist, dich zu beruhigen. Zur Rettung deines Lebens bleibt dir nur ein Mittel; schreibe dem Prinzen, sage ihm, daß dein Kopf mir für das Leben meiner Verwandten hafte, und mache es darnach, daß er sie mir zurückgebe!"

Da Hischâm wußte, daß Koraib nicht der Mann sei, es bei Drohungen bewenden zu lassen, beeilte er sich, ihm zu gehorchen; aber der Brief, den er an Motarrif schrieb, hatte nicht das Resultat, welches er sich davon versprochen: anstatt seinen Gefangenen die Freiheit zu geben, setzte er seinen Marsch gegen Sevilla fort und forderte Koraib auf, ihm die Thore der Stadt zu öffnen. Da er für das Leben seiner Verwandten fürchtete und nichts unternehmen wollte, ehe die Hilfstruppen von Niebla und Sidona, die er erwartete, angekommen wären, hielt Koraib es für geboten, sich gemäßigt und nachgiebig zu zeigen. So erlaubte er denn den Soldaten des Sultans, haufenweise in die Stadt zu kommen und Lebensmittel zu kaufen; überdies versprach er, den Tribut zu bezahlen, und gab dem Prinzen Hischâm wieder die Freiheit. Eilig verließ dieser die Stadt.

Motarrif kehrte jetzt seine Waffen gegen den Ma'additen Tâlib ibn-Maulûd [1] und griff seine beiden Festungen, Montefique (am Guadayra) und Monteagudo an. [2] Nachdem Tâlib sich tapfer vertheidigt hatte, versprach er, den Tribut zu bezahlen und stellte Geiseln. Medina-ibn-as-Salîm und Vejer folgten seinem Beispiel. Lebrija wurde im Sturm genommen, und Motarrif legte eine Besatzung dorthin, aber Solaimân, dem diese Festung gehörte und der damals in Arcos war, griff die Armee des Sultans an, ehe sie in Mairena angekommen war, und brachte ihr eine große Niederlage bei. Wüthend über diese Schlappe, rächte Motarrif sich, indem er drei von Solaimân's Anverwandten, welche sich unter seinen Gefangenen befanden, enthaupten ließ.

Gegen Ende August stand die Armee von neuem vor Sevilla.

---

[1]) Wir haben weiter oben gesehen, daß dieser Ritter ein Verbündeter der Renegaten von Sevilla war.

[2]) Monteagudo lag nahe bei Xerez. Siehe Maldonado, Illustraciones de la Casa de Niebla (in dem Memorial historico Bd. IX) S. 96.

Motarrif glaubte, Koraib werde sich jetzt ebenso unterwürfig zeigen wie das erste Mal. Aber er irrte sich. Koraib hatte die Frist, welche man ihm gelassen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, gut benützt, und da seine Verbündeten in die Stadt gekommen, war er entschlossen, nicht nachzugeben. Motarrif fand daher die Thore verschlossen. Da ließ er Khâlid ibn-Khaldûn, Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch und andere Gefangene mit Ketten beladen. Es nützte ihm nichts. Weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, rückte Koraib aus der Stadt und griff den Vortrab unerwartet an. Einen Augenblick fürchtete man Unheil, aber es gelang den Führern, ihre Soldaten wieder zu sammeln, und die Sevillaner wurden geschlagen. Da ließ Motarrif Khâlid und Ibrâhîm foltern und griff Sevilla wiederholt an drei aufeinander folgenden Tagen an. Er errang keinen Vortheil; allein da er sich möglichst nachdrücklich an den Khaldûn's und den Chaddschâdsch's rächen wollte, bemächtigte er sich eines Schlosses, welches am Guadalquivir lag und Ibrâhîm gehörte; darauf verbrannte er die Schiffe, welche er im Hafen fand, befahl, die Befestigungen dem Erdboden gleich zu machen, und nachdem er Ibrâhîm eine Hacke in die Hand gegeben, zwang er ihn, an Händen und Füßen gefesselt, an der Zerstörung seiner eigenen Festung zu arbeiten. Als er darauf noch ein Schloß, welches Koraib gehörte, demolirt hatte, nahm er seinen Weg nach Cordova.[1]

Nachdem die Armee wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt und Tribut von Sevilla angekommen war, gab ein Vezier seinem Gebieter, welcher zwar versucht hatte, Ibn-Chafçûn zu gewinnen, aber bis dahin sich keine Mühe gegeben, die arabische Aristokratie zu versöhnen, den Rath, er möge den Gefangenen die Freiheit wiedergeben, nachdem sie sich zuvor eidlich verpflichtet, ihm in Zukunft Gehorsam zu leisten. „Wenn du diese Edlen im Gefängniß läßt," sagte er zu ihm, „förderst du damit die Interessen Ibn-Chafçûn's; dieser wird nicht verfehlen, sich ihrer Schlösser zu bemächtigen. Versuche lieber, sie dir durch Bande der Erkenntlichkeit zugethan zu machen; dann werden sie dir beistehen, den Häuptling der Renegaten zu bekämpfen." Der Sultan ließ sich überreden. Er verkündigte den Gefangenen, daß sie in Freiheit gesetzt werden würden, unter der Bedingung, daß sie ihm Geiseln ausliefern und fünfzig Mal in der großen Moschee schwören würden, ihm treu bleiben zu wollen. Sie leisteten die geforderten Eidschwüre und stellten Geiseln; aber kaum wieder in Sevilla angelangt,

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 59 v. — 62 r.; 84 r. — 87 r.

brachen sie ihre Schwüre, verweigerten den Tribut und erklärten offen den Aufruhr.[1] Ibrâhîm und Koraib theilten unter sich die Provinz, so daß jeder eine Hälfte bekam.[2]

Die Lage blieb so bis zum Jahre 899; allein unfehlbar mußte Unfrieden zwischen den beiden Häuptlingen ausbrechen, ihre Macht stand sich zu gleich, als daß sie lange Zeit hätten können Freunde bleiben. Auch zögerten sie nicht lange, bis sie anfingen, sich zu zanken, und der Sultan bemühte sich, das Feuer fleißig zu schüren. Er hinterbrachte Koraib alle schmähenden Ausdrücke, in denen Ibrâhîm von ihm spreche, und benachrichtigte Ibrâhîm von den schlechten Redensarten, welche Koraib über ihn im Munde führe. Eines Tages, als er von Khalîd einen für Ibrâhîm sehr verletzenden Brief erhalten und seine Antwort darunter geschrieben hatte, gab er diesen unter anderen einem seiner Diener und trug ihm auf, ihn zu erhalten Der Diener hatte die Nachlässigkeit, ihn fallen zu lassen. Ein Eunuch nahm ihn auf, las ihn, und da er auf eine gute Belohnung rechnete, gab er ihn einem Boten Ibrâhîm's und schärfte ihm ein, ihn seinem Herrn einzuhändigen.

Als Ibrâhîm dieses Schreiben flüchtig durchlesen, zweifelte er nicht mehr daran, daß die Khaldûn's seine Macht, seine Freiheit, ja wohl auch sein Leben antasten wollten; aber weil er zugleich einsah, daß er, wenn er sich an ihnen rächen wolle, zur List seine Zuflucht nehmen müsse, zeigte er sich sehr liebenswürdig gegen sie und lud sie zur Tafel. Sie folgten seiner Einladung. Während des Mahles zeigte Ibrâhîm den Brief Khâlid's vor und überhäufte sie mit Vorwürfen. Khâlid erhob sich alsobald, zog einen Dolch aus seinem Aermel und stach nach Ibrâhîm's Kopf. Ibrâhîm's Turban wurde zerrissen und er erhielt eine Wunde im Gesicht; aber er rief sogleich seine Soldaten, welche sich auf die beiden Khaldûn's, warfen und sie niedermetzelten. Ibrâhîm ließ ihnen die Köpfe abhauen, und nachdem er diese in den Hof geworfen hatte, griff er ihre dort aufgestellten Wachen an, tödtete einige davon und verjagte die andern.

Von nun an war er alleiniger Herr der Provinz; aber da er fühlte, daß er sein Benehmen beim Sultan rechtfertigen müsse, der seinen Sohn noch in seiner Macht hatte, schrieb er ihm, daß er nicht habe anders handeln können, als er gethan; daß die Khaldûn's ihn fortwährend zur Rebellion gedrängt hätten; daß er im Grunde des Herzens

1) Ibn-Chaijân fol. 62 r. und v.
2) Ibn-Adhâri Bd. II S. 128.

niemals deren Ansicht getheilt habe, und daß, wenn der Sultan ihn zum Statthalter ernennen wolle, er alle Ausgaben, welche der öffentliche Dienst erfordere, bestreiten und ihm außerdem noch siebentausend Ducaten jährlich geben werde. Der Sultan nahm sein Anerbieten an, aber er schickte zugleich einen gewissen Kâsim nach Sevilla, damit er die Provinz in Gemeinschaft mit Ibrâhîm regiere. Dem letzteren war nicht viel an einem Collegen gelegen; daher kündigte er Kâsim nach Verlauf einiger Monate an, daß er seine Dienste sehr gut entbehren könne.

Nachdem er sich so auf ziemlich leichte Art Kâsim's entledigt hatte, verlangte er ferner, daß der Sultan ihm seinen Sohn zurückgebe. Er forderte ihn zu verschiedenen Malen zurück, aber immer vergebens; der Sultan weigerte sich hartnäckig, diese Geisel sich wieder nehmen zu lassen. Endlich hoffte Ibrâhîm dennoch, den Herrscher dadurch einzuschüchtern, daß er ihm den Tribut verweigerte und Ibn-Chafçûn ein Bündniß vorschlagen ließ (900).[1]

Dieses Anerbieten gefiel dem andalusischen Häuptling außerordentlich; er hatte drei Jahre früher Ecija wieder in Besitz genommen.[2] Im vorhergehenden Jahre hatte er nach längerem Schwanken den großen Schritt gewagt: er hatte mit seiner ganzen Familie das Christenthum angenommen. Seiner Gesinnung nach war er schon seit langer Zeit Christ; nur die Furcht, seine moslimischen Verbündeten zu verlieren, hatte ihm eine Art von Zwang auferlegt und ihn abgehalten, dem Beispiel seines Vaters zu folgen, welcher schon mehrere Jahre früher in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war.[3] Der Ausgang bewies, daß seine Befürchtungen nicht gänzlich unbegründet waren. Jachjâ, der Sohn Anatole's, eines seiner ausgezeichnetsten Hauptleute, verließ ihn; er hatte unter dem Moslim Omar ibn-Chafçûn sehr gern gedient, aber unter dem Christen Samuel (dies war der Name, welchen Omar sich in der Taufe hatte geben lassen[4]) zu dienen, verbot ihm sein Gewissen. Ibn-al-Khalt, der berberische Herr von Cañete, welcher bis dahin sein Verbündeter gewesen war, erklärte ihm den Krieg und suchte, sich dem Sultan zu nähern. Ueberall verursachte der Schritt, den er gethan hatte, lebhafte Aufregung. Die Moslim's erzählten einander mit Grauen, daß in den Besitzungen

---

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 128, 129; Ibn-Chaijân fol. 62 v.
[2]) Ibn-Chaijân fol. 90 v.
[3]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 82 v.
[4]) Vita Beatae Virginis Argenteae c 2.

des „Verfluchten" die höchsten Ehrenämter mit Christen besetzt seien; daß die wahren Gläubigen dort nichts mehr zu hoffen hätten und daß man sie mit sichtbarem Mißtrauen behandele. Von den Fakih's unterstützt, benützte der Hof sehr geschickt diese mehr oder weniger begründeten Gerüchte und suchte, die Gläubigen zu überzeugen, daß ihr ewiges Heil Gefahr laufe, wenn sie sich nicht wie Ein Mann erhöben, um den „Verfluchten" [1] zu zermalmen.

Unter diesen Umständen konnte für Ibn-Chafçûn nichts angenehmer sein als die Vorschläge, welche er seitens des Herrn von Sevilla erhielt. Er suchte überall nach Verbündeten, war mit Ibrâhîm ibn-Kâsim, dem Herrn von Acîla (in Afrika) in Unterhandlung getreten,[2] ebenso auch mit den Beni-Casî[3] und dem Könige von Leon;[4] aber ein Bündniß mit Ibn-Chaddschâdsch war für ihn jedenfalls vorzuziehen, denn es würde ihn, wie er wenigstens hoffte, in der Meinung der Moslim's wieder herstellen. Er beeilte sich also, es abzuschließen, und da Ibrâhîm ihm Geld und Reiterei geschickt hatte, war seine Macht wieder ebenso furchtbar wie je zuvor.[5]

Der Sultan spielte jetzt unglücklich. Was er auch thun mochte, seine Politik kehrte sich immer gegen ihn selbst. Der Versuch, den er gemacht hatte, den mächtigsten arabischen Herrn für sich zu gewinnen, war ebenso gründlich gescheitert wie alle Anstrengungen, die er früher unternommen, um den Häuptling der spanischen Partei auf seine Seite zu bekommen. Seine Lage war jetzt verzweifelt. Um dem Bunde die Spitze zu bieten, welcher gegen ihn geschlossen, war es erforderlich, daß er all seine Truppen ihm entgegenstellte und die Expeditionen aufgab, die er jährlich zur Eintreibung des Tributes von den andern Rebellen unternahm; er lief also Gefahr, aus Geldmangel zu unterliegen. Augenscheinlich hatte er keine Wahl mehr unter verschiedenen Entschlüssen; nur Einer blieb ihm übrig: sich vor Ibn-Chafçûn zu demüthigen, ihm Friedensvorschläge zu machen, die vortheilhaft genug für ihn wären, daß er sie annehmen könnte. Es ist uns unbekannt geblieben, welcher Art seine Vorschläge waren; wir wissen nur, daß die Unterhandlungen sehr lange dauerten; daß der Frieden im Jahre

---

1) Den Khabîth, wie die Araber sagten. Ibn-Chaijân fol. 95 r. und v.
2) Ibn-Adhârî Bd. I S. 241.
3) Ibn-Chaijân fol. 94 v., 95 r.
4) Ibn-Khaldûn fol. 11 v.
5) Ibn-al-Kûtia fol. 45 v.; Ibn-Chaijân fol. 62 v., 63 r.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 129.

901 geschlossen wurde und daß Ibn-Chafçûn vier Geiseln nach Cordova schickte, unter denen sich einer seiner Schatzmeister, Namens Khalaf, und Ibn-Mastana befanden.[1]

Aber dieser Frieden war nur von kurzer Dauer. Sei es, daß Ibn-Chafçûn seine Rechnung nicht dabei fand, sei es, daß der Sultan die Bedingungen der Uebereinkunft nicht hielt; so viel ist gewiß, daß der Krieg im Jahre 902 wieder anfing. In diesem Jahre hatte Ibn-Chafçûn eine Zusammenkunft mit Ibn-Chaddschâdsch zu Carmona. „Schicke mir," sagte er ihm, „deine besten Reiter unter Führung des ‚edlen Arabers' (er wollte mit diesem Ausdruck Fadschîl ibn-abî-Moslim, den Führer der sevillanischen Reiter, bezeichnen); denn ich habe die Absicht, mich an meinen Grenzen mit Ibn-abî-Abda zu messen; ich hoffe, ihn zu schlagen, und den Tag darauf werden wir Cordova plündern." Fadschîl, welcher dieser Unterredung beiwohnte und als ächter Araber bei weitem mehr Sympathie für die Sache des Sultans hatte als für die der Spanier, fühlte sich durch den leichtfertigen und verächtlichen Ton, in welchem Ibn-Chafçûn diese Worte ausgesprochen, verletzt. „Abû-Chafç," sagte er zu ihm, „verachte nicht die Armee Ibn-abî-Abda's. Sie ist klein und doch groß, und selbst wenn ganz Spanien sich gegen sie gerichtet hätte, würde sie ihm nicht den Rücken kehren." — „Edler Herr," antwortete ihm Ibn-Chafçûn, „du würdest vergebens versuchen, mich von meinem Plane abzubringen. Was kann dieser Ibn-abî-Abda ausrichten? Wie viele Soldaten hat er? Was mich anbetrifft, so habe ich tausend sechshundert Reiter; rechne dazu die fünfhundert Ibn-Mastana's und die deinigen, welche vielleicht auch fünfhundert an der Zahl sein mögen. Wenn all diese Truppen vereinigt sind, werden wir die Armee Cordova's verschlingen." — „Wir können zurückgestoßen," nahm Fadschîl wieder das Wort, „können geschlagen werden... Uebrigens kannst du mir nicht zürnen, wenn ich dich nicht in deinem Plane bestärke, denn du kennst die Soldaten Ibn-abî-Abda's ebenso gut wie ich."

Trotz des Widerspruchs Fadschîl's billigte Ibn-Chaddschâdsch den Plan seines Verbündeten und befahl seinem Feldherrn, zu ihm zu stoßen.

Ibn-Chafçûn, durch seine Spione unterrichtet, daß der omaija-

---

[1]) Ibn-Chaijân fol. 98 v., 102 v. Dieser Chronist will glauben machen, daß die ersten Vorschläge von Ibn-Chafçûn gemacht worden; aber die Lage, in der sich die beiden Parteien befanden, beweist zur Genüge, daß die ersten Schritte vom Sultan gethan wurden.



bische Feldherr den Genil verlassen und sein Lager im Districte Estepa aufgeschlagen habe, schritt zum Angriff. Obgleich er nur seine Reiterei bei sich hatte, erfocht er doch gleich einen glänzenden Sieg und tödtete vom Feinde fünfhundert Mann. Gegen Abend erreichte sein Fußvolk, fünfzehntausend Mann an der Zahl, das Lager. Ohne ihnen Rast zu gönnen, gab er ihnen Befehl, sich zum Weitermarsch bereit zu halten; darauf trat er in das Zelt Fadschîl's und sprach zu ihm:

„Edler Herr, jetzt wollen wir uns auf den Feldzug begeben!"

„Gegen wen?" fragte Fadschîl.

„Gegen Ibn-abî-Abda."

„O Abû-Chafç, zwei Siege an Einem Tage erfechten wollen, das hieße den Ewigen versuchen, hieße Undank zeigen gegen ihn! Du hast den feindlichen Feldherrn mit Schande bedeckt, hast ihm eine so furchtbare Schlappe beigebracht, daß er für lange genug haben wird. Zehn Jahre müssen vorüber gehen, ehe er im Stande sein wird, dir Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Hüte dich jetzt wohl, ihn zu einem verzweifelten Entschluß zu zwingen."

„Wir werden ihn mit so überlegener Kraft erdrücken, daß er dem Himmel noch danken wird, wenn er so viel Zeit hat, sich auf sein Pferd zu werfen und sein Heil in der Flucht zu suchen."

Da erhob sich Fadschîl und ließ sich seine Waffen geben; aber während er seinen Küraß anschnallte, rief er: „Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Theil an diesem verwegenen Plane habe!"

Während die Verbündeten, in der Hoffnung, den Feind zu überraschen, in tiefster Stille ausrückten, saß Ibn-abî-Abda, noch ganz beschämt über seine Niederlage, mit seinen Hauptleuten bei Tische. Plötzlich erhob sich in der Ferne eine Staubwolke und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Einer seiner besten Hauptleute, Abd-al-wâchid Rûtî trat sofort aus dem Zelte, um zu sehen, was es gebe. „Meine Freunde, die Dunkelheit verhindert mich, die Gegenstände wohl zu unterscheiden, aber es scheint mir, als ob Ibn-Chafçûn mit seiner Reiterei und seinem Fußvolk gegen uns anrücke, um uns zu überrumpeln." In einem Augenblick griffen alle Hauptleute zu den Waffen, eilten zu ihren Pferden, stiegen auf und führten ihre Mannen dem Feinde entgegen. Als die beiden Armeen einander gegenüberstanden, fingen mehrere Hauptleute an zu rufen: „Werft die Lanzen von euch und kämpft mit blanker Waffe!" Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt, und die Truppen des Sultans griffen ihre Gegner mit solchem Ungestüm an, daß sie ihnen tausend fünfhundert Mann tödteten und sie zwangen, sich in ihr Feldlager zu flüchten.

Am folgenden Morgen erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Armee zu Anfang eine Schlappe erhalten und darauf einen Sieg erfochten habe. Sehr erzürnt über die Verbündeten, gab er den Befehl, ihre Geiseln zum Tode zu führen. Drei von den Geiseln Ibn-Chafçûn's wurden geköpft; der vierte, Ibn-Mastana, rettete sein Leben dadurch, daß er versprach, dem Sultan von nun an treu zu bleiben.[1] Es kam die Reihe an Abderrachmân, den Sohn Ibn-Chaddschâdsch's; sein Vater hatte weder Geld noch Versprechungen gespart, um sich Freunde bei Hof zu machen, und hatte unaufhörlich ausgesprochen, daß wenn der Sultan ihm seinen Sohn zurückgeben werde, er sich wieder unterwerfen wolle.[2] Unter seinen Freunden befand sich der Slave Badr, und dieser Badr war kühn genug in dem Augenblick, als man schon den Kopf Abderrachmân's abhauen wollte, das Wort zu ergreifen und zum Sultan zu sagen: „Herr, entschuldige meine Kühnheit und höre mich gnädig an: die Geiseln Ibn-Chafçûn's haben mit ihrem Leben gebüßt; aber wenn du jetzt auch den Sohn Ibn-Chaddschâdsch's zum Tode führen läßt, werden diese beiden Männer bis zu ihrem letzten Athemzuge gegen dich verbündet bleiben. Ibn-Chafçûn zu gewinnen, ist ganz unmöglich, er ist ein Spanier; aber Ibn-Chaddschâdsch zu gewinnen, ist nicht unmöglich, denn er ist ein Araber."

Der Sultan ließ nun seine Veziere kommen[3] und fragte sie um ihre Meinung. Alle billigten den Rath, welchen Badr gegeben. Als sie fort waren, redete Badr weiter dem Sultan zu und versicherte ihn, daß er auf die Treue des sevillanischen Häuptlings rechnen könne, sobald er dem Sohne Ibn-Chaddschâdsch's die Freiheit gebe. Als er aber sah, daß der Sultan dennoch zögerte, ging er zu einem seiner einflußreichsten Freunde, dem Schatzmeister Todschibi, und bat ihn, ein Schreiben an den Sultan aufzusetzen, mit dem Ersuchen, Badr's Rath zu befolgen. Dieses Schreiben machte Abdallâh's Schwanken ein Ende, und er gab Todschibi den Auftrag, Abderrachmân wieder in die Hände seines Vaters zurückzugeben.[4]

Wir versagen uns, die Freude zu beschreiben, welche Ibn-Chaddschâdsch empfand, als es ihm erlaubt war, seinen vielgeliebten

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 102 v.

[2]) Siehe Ibn-Adhâri Bd. II S. 129.

[3]) Kein Sultan hatte so viele Veziere auf einmal gehabt. Bisweilen hatte er deren dreizehn. Ibn-Chaijân fol. 5 r.

[4]) Ibn-al-Kûtia fol. 45 v. — 47 r. Ibn-Chaijân (fol. 96 f.) hat diese Erzählung abgeschrieben, aber nach einer etwas abweichenden Fassung, und statt sie ins Jahr 289 der Hedschira zu setzen, hat er sie irrthümlich ins Jahr 287 verlegt.

Sohn wieder an sein Herz zu drücken, den er sechs lange Jahre vergeblich zurückgefordert hatte. Dieses Mal war er so klug, sich erkenntlicher zu zeigen als in früherer Zeit. Wenn er in seinem Briefe, den er nach dem Tode der Khaldûn's an den Sultan gerichtet, gesagt hatte, daß diese ihn immer zur Rebellion gezwungen, so sagte er, wie es scheint, die Wahrheit. Koraib war sein böser Geist gewesen; jetzt da dieser falsche und ehrgeizige Mann nicht mehr lebte, benahm er sich ganz anders. Ohne mit Ibn-Chafçûn zu brechen — er schickte ihm fortwährend Geschenke[1] — hörte er auf, sein Verbündeter zu sein, und statt sich dem Sultan feindlich zu zeigen, ließ er ihm regelmäßig seinen Tribut und sein Contingent an Mannschaft zukommen. Seine Stellung zum Sultan war von jetzt an die eines tributpflichtigen Fürsten; aber innerhalb seiner Besitzungen übte er unbeschränkte Macht aus. Er hatte seine eigene Armee für sich, welche er bezahlte wie der Sultan die seinige, er war es, welcher alle Beamten in Sevilla ernannte, vom Kadi und dem Präfecten bis zum geringsten Thürsteher und unbedeutendsten Gerichtsboten. Nichts fehlte ihm an königlicher Prachtentfaltung, weder ein Reichsrath, noch eine Leibgarde von fünfhundert Reitern, noch ein Mantel von Brocat, auf welchem seine Namen und Titel mit Gold gestickt waren. Uebrigens gebrauchte er seine Macht in edler Weise. Gerecht aber streng, war er ohne Mitleid für die Uebelthäter und hielt mit großer Festigkeit die Ordnung aufrecht. Zugleich Fürst und Kaufmann, Gelehrter und Kunstfreund, empfing er mit dem selben Schiffe oft Geschenke von Fürsten jenseits des Meeres und Gewebe aus den Manufacturstädten Aegyptens, Gelehrte aus Arabien und Sängerinnen aus Bagdad. Die schöne Kamar, deren Talente man ihm gerühmt hatte und die er für eine große Summe gekauft, und der Beduine Abû-Mohammed Odhrî, ein Sprachkundiger aus Chidschâz, waren die schönsten Zierden seines Hofes. Der letztere, welcher die Gewohnheit hatte, jedes Mal, wenn er eine incorrecte Phrase oder ein unpassendes Wort hörte, laut zu rufen: „O, ihr Städter, was habt ihr aus der Sprache gemacht!" galt als Orakel, wenn es sich um die Reinheit der Sprache und die Eleganz des Ausdrucks handelte. Die geistreiche Kamar verband mit ihrer Begabung für Musik natürliche Beredsamkeit, Dichtergabe und edlen Stolz. Als eines Tages Unwissende, die sich auf ihre eigene edle Abkunft Etwas einbildeten, Kamar's Ursprung und Vergangenheit herabsetzen wollten, richtete sie folgende Verse an sie:

---

[1]) Ibn-al-Kûtia fol. 47 r.

„Sie sagen: Als Kamar zu uns kam, war sie in Lumpen gekleidet; bis dahin hatte sie kein anderes Handwerk gehabt, als mit schmachtenden Blicken Herzen zu gewinnen; sie ging einher im Schmutz der Wege, irrte von Stadt zu Stadt; sie ist von niederer Herkunft; ihr Platz ist nicht bei den Edlen, und ihr einziges Verdienst ist, Briefe und Verse schreiben zu können. — Ach, wenn sie nicht Thoren wären, würden sie wohl anders von der Fremden sprechen! Was für Menschen, mein Gott, die so den wahren, einzigen Adel, welchen das Talent verleiht, verachten! Wer wird mich von diesen Unwissenden und Thoren befreien! Ach, die Unwissenheit ist die größte Schmach auf der Welt, und wenn ein Weib, um ins Paradies zu kommen, unwissend sein müßte, wollte ich lieber, daß der Schöpfer mich in die Hölle wiese."

Es scheint, daß sie im Allgemeinen die Araber Spaniens nicht sehr hoch stellte. An die auserlesene Höflichkeit gewöhnt, welche in Bagdad herrschte, fand sie sich nicht in ihrer Sphäre in einem Lande, wo noch viele Spuren von der Rohheit alter Zeit geblieben waren. Der Fürst allein hatte Gnade in ihren Augen gefunden, und zu seinem Lobe verfaßte sie folgende Verse:

„Im ganzen Westen ist kein einziger wahrhaft großmüthiger Mann außer Ibrâhîm! er ist der Edelmuth selbst. Nichts Angenehmeres gibt es, als bei ihm zu leben, und hat man dieses Glück gekannt, so wäre es eine Strafe, in einem anderen Lande leben zu müssen." [1]

Indem sie die Großmuth Ibrâhîm's so hoch stellte, übertrieb sie keineswegs. In dieser Hinsicht war alle Welt ihrer Meinung; daher versammelten sich auch die Dichter Cordova's, die der geizige Sultan Hungers sterben ließ, in großer Zahl an seinem Hofe, an ihrer Spitze der gekrönte Dichter, Ibn-Abd-rabbihi. Ibrâhîm belohnte sie stets mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit. Nur einmal gab er nichts: das war, als Kalfât, ein beißender Satiriker, ihm ein Gedicht recitirt hatte, voll bitteren Spottes über die Minister und Höflinge in Cordova. Obwohl er gegen einige dieser Männer vielleicht Beschwerde zu führen hatte, gab Ibn-Chaddschâdsch dennoch kein Zeichen des Beifalls, und als der Dichter geendet, sagte er kalt: „Du hast dich geirrt, wenn du glaubtest, daß ein Mann wie ich Freude daran finden könne, so gemeine Schimpfwörter zu hören." Kalfât kehrte mit leeren Händen nach Cordova zurück. Enttäuscht und voll Zorn, machte er sich sogleich daran, seine Galle auszuspeien und sagte:

„Table mich nicht, mein Weib, table mich nicht, wenn ich nach der Reise, die ich gemacht, nichts thue als Thränen vergießen. Diese Reise hat mir einen Schmerz ver-

[1]) Sâlimî (bei Makkarî Bd. II S. 97) führt ein Gedicht an, welches er der Kamar zuschreibt, und aus welchem man schließen könnte, daß sie Heimweh empfunden habe; aber diese Verse sind augenscheinlich von einem Manne, nicht von einer Frau.

ursacht, über den ich mich nie mehr werde trösten können. Ich hoffte, dort unten einen Mann voll Großmuth zu finden, und siehe, ich fand nur eine trübselige Eule!"

Ibn-Chaddschâdsch war nicht der Mann, der solche Grobheiten ertrug. Sobald er erfahren hatte, auf welche Art der Dichter sich zu rächen suchte, ließ er ihm folgende Worte sagen: „Wenn du nicht aufhörst, mich zu verlästern, so schwöre ich bei Allem, was heilig ist, daß ich dir den Kopf in deinem Bette zu Cordova abhauen lassen werde." Von nun machte Kalfât keine Satiren mehr auf den Herrn von Sevilla.[1]

[1]) Ibn-Chaijân fol. 8 v. — 11 r., 97 v. — 98; Ibn-Adhârî Bd. II S. 130—132; Makkarî Bd. II S. 97.

XVII.

Die Versöhnung des Sultans mit Ibn-Chaddschâdsch war der Anfang einer neuen Aera der Wiederherstellung der königlichen Macht. Sevilla war der Stützpunkt für die Rebellion im ganzen Westen gewesen; da dieser Stützpunkt von nun an fehlte, waren alle übrigen Districte, von Algeziras an bis nach Niebla, gezwungen, sich zu unterwerfen.[1] In den letzten neun Jahren der Regierung Abdallâh's bezahlten sie ihren Tribut mit so vollkommener Pünktlichkeit, daß es nicht mehr nöthig war, nach dieser Seite hin Truppen zu schicken. So konnte nun der Sultan seine ganze Macht gegen den Süden wenden. Den weisen Rathschlägen Badr's allein verdankte er dieses glückliche Ergebniß; auch wußte er ihm Dank dafür und gab ihm die glänzendsten Beweise seiner Erkenntlichkeit. Er verlieh ihm den Titel eines Vezier, machte ihn zu seinem Vertrauten und hatte so großes Zutrauen zu ihm, daß Badr, obgleich er nicht den Titel des ersten Ministers trug, es doch in Wirklichkeit war.[2]

Im Süden waren die Waffen des Sultans beinahe beständig glücklich. Im Jahre 903 nahm seine Armee Jaën; 905 gewann sie die Schlacht am Guadalbollon über Ibn-Chafçûn und Ibn-Mastana; 906 nahm sie Cañete den Beni-al-Khalî; 907 zwang sie Archidona, Tribut zu bezahlen; 909 entriß sie Luque dem Ibn-Mastana; 910 nahm sie Baëza, und im folgenden Jahre empörten sich die Einwohner von Iznajar gegen ihren Herrn, Fadhl ibn-Salama, den Schwieger-

[1]) Ibn-al-Kûtîa fol. 47 r.

[2]) Ibn-al-Kûtîa fol. 47 r.; Ibn-Chaijân fol. 4 r., 9 v.

sohn Ibn-Mastana's, tödteten ihn und schickten seinen Kopf dem Sultan.[1] Selbst im Norden trat ein bedeutungsvoller Umschlag der Verhältnisse ein. Einen Augenblick — es war im Jahre 898 — hatte man gefürchtet, daß der mächtigste Spanier des Nordens und der mächtigste des Südens sich mit einander verbünden würden. Mohammed ibn-Lope aus der Familie der Beni-Casî hatte nämlich versprochen, sich in die Provinz Jaën zu begeben, um dort mit Ibn-Chafçûn zu unterhandeln. Der Krieg aber, den er gegen al-Ancar, den Statthalter von Saragossa, zu führen hatte, verhinderte ihn, in Person zu kommen, und er schickte seinen Sohn Lupus an seiner Statt. Dieser war schon in der Provinz Jaën angekommen und erwartete dort die Ankunft Ibn-Chafçûn's, als er die Nachricht erhielt, daß sein Vater bei der Belagerung Saragossa's getödtet worden sei (October 898), und so kehrte er wieder in seine Heimat zurück, ohne die Ankunft Ibn-Chafçûn's abzuwarten. In der Folge war von diesem geplanten Bündniß nicht mehr die Rede; es hatte am Hofe sehr ernstliche Besorgnisse erregt,[2] und Lupus, weit entfernt, sich dem Sultan feindlich zu zeigen, bemühte sich eifrig um seine Gunst; der Sultan ernannte ihn dafür zum Statthalter von Tudela und Tirazona. Lupus verbrauchte seine Streitkräfte in fortwährenden Kriegen gegen seine Nachbarn, so gegen den Herrn von Huesca, den König von Leon, den Grafen von Barcelona, den von Pallars und den König von Navarra, bis er in einem Kampfe, welchen er dem letzteren lieferte, i. J. 907, getödtet wurde.[3] Sein Bruder Abdallâh, welcher ihm folgte, wandte ebenfalls seine Waffen nicht gegen den Sultan, sondern gegen den König von Navarra.[4] Die Beni-Casî brauchten also von den Omaijaden nicht mehr gefürchtet zu werden.

Augenscheinlich fingen die Dinge an, überall einen mehr beruhigenden Anstrich zu bekommen. In Cordova sah man schon der Zukunft mit mehr Vertrauen entgegen. Die Dichter stimmten Siegeslieder an, welche man schon seit vielen Jahren nicht mehr gehört hatte.[5] Zwar hatte die königliche Macht erst sehr langsame Fortschritte gemacht, und es war noch keine entscheidende Wendung eingetreten, als Abdallâh

[1]) Ibn-Chaijân fol. 102 v., 104 r. und v., 105 r., 106 v., 107 v.

[2]) Ibn-Chaijân fol. 94 v., 95 r.; vgl. 12 v., 13 r.; Ibn-al-Kûtîa fol. 47 v.; Ibn-Adhârî Bd. II S. 143; Manuscript von Meya.

[3]) Ibn-Chaijân fol. 13 r., 89 v., 94 v.; Arib Bd. II S. 145, 146, 147.

[4]) Arib Bd. II S. 147, 152, 153.

[5]) Siehe die Verse, welche sich bei Chaijân finden, fol. 105 r.

am fünfzehnten October 912, im Alter von achtundsechzig Jahren, in seinem vierundzwanzigsten Regierungsjahre starb.

Der vermuthliche Thronerbe war Abderrachmân. Er war der Sohn des ältesten Sohnes Abdallâh's, des unglücklichen Mohammed, welcher von seinem Bruder Motarrif auf Befehl seines Vaters ermordet worden war.[1] Seit seiner zartesten Kindheit eine Waise, wurde er von seinem Großvater erzogen, welcher, unaufhörlich von Gewissensbissen gequält, auf dieses Kind alle Liebe, deren er fähig war, ausgeschüttet zu haben schien und es schon seit lange zu seinem Nachfolger bestimmt hatte.[2] Aber Abderrachmân zählte kaum zweiundzwanzig Jahre,[3] und es war zu befürchten, daß seine Oheime oder Großoheime ihm die Krone streitig machen würden, denn es gab kein Erbfolgegesetz; wenn der Thron zu vergeben, war es gewöhnlich der Aelteste oder auch der Fähigste in der Familie, welcher ihn bestieg. Gegen alle Erwartung widersetzte sich niemand der Nachfolge Abderrachmân's; und was noch mehr ist: alle Prinzen und Hofleute begrüßten dieses Ereigniß mit Freude, alle sahen darin ein Unterpfand künftiger Wohlfahrt und bevorstehenden Ruhmes. Dies kam daher, weil der junge Prinz sich schon sehr beliebt gemacht und bei Allen, die ihn kannten, eine hohe Meinung von seinen Talenten erweckt hatte.[4]

Indem Abderrachmân III. das von seinem Großvater begonnene Werk fortsetzte, verfuhr er dabei auf völlig andere Art. Die ängstliche und krumme Politik Abdallâh's ersetzte er durch ein offenes, kühnes und gewagtes Verfahren. Da er die halben Maßregeln verachtete, kündete er den spanischen, arabischen und berberischen Insurgenten stolz an, daß was er von ihnen wolle nicht nur der Tribut sei, sondern ihre Schlösser, ihre Städte. Denen, die sich unterwerfen wollten, versprach er gänzliche Verzeihung, den andern drohte er mit exemplarischer Züchtigung.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob solche Ansprüche ganz Spanien gegen ihn hätten vereinigen müssen. Aber so kam es nicht. Seine Festigkeit machte nicht unwillig, sie gewann ihm die Herrschaft, und er ließ sich in seinem Verfahren durchaus nicht eigensinnig von seinem Gutdünken leiten, sondern beachtete stets die Lage der Dinge und die öffentliche Meinung.

---

[1]) Siehe meine Einleitung zur Chronik Ibn-Adhârî's S. 47—50.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 162.

[3]) Er war am 14. Januar 891 geboren.

[4]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 162; Arîb Bd. II S. 163; vgl. die beiden Verse, welche Makkarî anführt, Bd. II S. 508.

Nach und nach hatte sich nämlich Alles verändert. Die arabische Aristokratie war nicht mehr was sie zu Anfang der Regierung Abdallâh's gewesen. Sie hatte ihre berühmtesten Häuptlinge verloren; Sa'îd ibn-Dschûdî und Koraib ibn-Khaldûn lebten nicht mehr, auch Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch war gestorben [1], und Keiner besaß Talent und Ansehen genug, um den Platz einzunehmen, den der Tod dieser hervorragenden Männer leer gelassen. Es blieb noch die spanische Partei. Sie besaß noch die meisten ihrer Führer, und schien nicht viel von ihrer Macht verloren zu haben. Allein ihre Führer waren allmählich alt geworden, und die Partei selbst war nicht mehr, was sie dreißig Jahre früher gewesen, damals als Alle voll Eifer in gemeinsamer Begeisterung dem Ruf Ibn-Chafçûn's folgten, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Jener allgemeine Feuereifer hatte sich abgekühlt und beruhigt. Der hitzigen und starken Generation von 884 war eine neue gefolgt, welcher weder die Gereiztheit, noch der Stolz, noch die Leidenschaft, noch die Energie der vorhergehenden eigen war. Da sie nicht von der königlichen Macht unterdrückt worden war, hatte sie keinen Grund, dieselbe zu hassen. Sie beklagte sich zwar, sie fühlte sich tief unglücklich, aber die Uebel, welche sie zu beklagen hatte, waren nicht die des Despotismus, sondern vielmehr der Anarchie und des Bürgerkrieges. Täglich sah sie, wie die Truppen des Sultans oder der Insurgenten die Felder verheerten, welche eine reiche Ernte versprachen, wie sie die blühenden Oelbäume und die mit Früchten behangenen Orangenhaine umhieben und verwüsteten, wie sie Flecken und Dörfer in Brand steckten; aber was sie nicht sah und immer vergebens erwartete, war der Triumph der nationalen Sache. Freilich wankte der Thron des Sultans mitunter, aber einen Augenblick darauf stand er von neuem felsenfest. Das war wenig ermuthigend. Vielleicht mochte man seinen innersten Gedanken nicht Ausdruck geben, aber man fühlte ohne Zweifel instinctartig, daß, wenn eine großartige Volkserhebung nicht mit dem ersten Anlauf gelingt, sie nie mehr zu Stande kommt. Dies war der allgemeine Eindruck gewesen schon zu der Zeit, da das Glück noch abwechselnd der einen oder der andern Partei zufiel; viel schlimmer noch war die Stimmung, als die Insurgenten nur Unglücksfälle erlitten und sich zurückgedrängt sahen, anstatt vorwärts zu kommen. Jetzt fing man an, sich einander zu fragen, wozu der Sturz oder der Tod so vieler Tapferen gedient

[1]) Im Jahre 910 oder im folgenden; siehe Arîb Bd. II S. 153 (vgl. S. 150), Ibn-al-Abbâr S. 97. Das Datum, welches sich bei Ibn-Adhârî Bd. II S. 132 findet, ist irrthümlich.

habe und ob es wohl der Mühe werth sei, sich um einer Sache willen, die der Himmel nicht mehr zu begünstigen schien, plündern oder tödten zu lassen. Die Bevölkerungen der großen Städte, das heißt diejenigen unter den Spaniern, welche der Ruhe und dem Wohlstande am meisten hold waren, hatten sich diese Fragen zuerst vorgelegt, und da sie keine befriedigende Antwort darauf fanden, hatten sie nach reiflicher Ueberlegung sich selbst gesagt, daß der Frieden bei Fleiß und bei der Hoffnung, Reichthümer zu erwerben, auf jeden Fall wünschenswerther sei als ein patriotischer Krieg mit Unordnung und Anarchie im Gefolge. Elvira hatte sich deshalb aus freien Stücken unterworfen, Jaën sich einnehmen lassen und Archidona eingewilligt, Tribut zu bezahlen. In der Serrania, dieser Brutstätte aller Empörungen, erkaltete die Begeisterung nicht so schnell; aber auch hier hatten sich allmählich Symptome des Ueberdrusses und der Entmuthigung offenbart. Die Gebirgsbewohner beeilten sich nicht mehr, sich um das nationale Banner zu schaaren, so daß Ibn-Chafçûn sich gezwungen sah, dem Beispiel des Sultans zu folgen und Söldner aus Tanger in seine Dienste zu nehmen.[1] Von da an hatte der Krieg sehr viel von seinem ursprünglichen Charakter verloren. Er war noch verheerender geworden; denn das Ziel, welches man sich nun von beiden Seiten steckte, war, den Feind außer Stand zu setzen, seine afrikanischen Truppen zu bezahlen; aber er hatte nicht mehr die wilde Energie von früher, er war nicht mehr so blutig. Die Berbern aus Tanger, stets bereit, für die geringste Solderhöhung unter der entgegengesetzten Fahne zu dienen,[2] betrachteten den Krieg nur als ein einträgliches Spiel; sie schonten ihre Gegner, denn diese waren noch Tags zuvor ihre Kameraden gewesen und konnten es möglicher Weise morgen wieder sein. In manchem Gefechte gab es nicht mehr als zwei oder drei Todte; es kam sogar vor, daß man gar keinen Todten hatte. Wenn man einige Soldaten verwundet, einigen Pferden die Kniekehlen abgeschnitten hatte, glaubte man genug gethan zu haben.[3] Mit solchen Truppen die Unabhängigkeit wieder erobern zu wollen, selbst wenn die allgemeine Erhebung einer begeisterten und gereizten Bevölkerung dies nicht hatte erreichen können, das war ein Phantasiegebilde, und man fühlte es nur zu gut. Ibn-Chafçûn selbst scheint davon überzeugt gewesen zu sein, denn im Jahre 909 hatte er Obaidallâh, den Schiiten, welcher eben

[1]) Siehe Ibn-Chaijân fol. 91 v.
[2]) Siehe Anmerkung VII am Ende des Werkes.
[3]) Ibn-Chaijân a. a. St.

den Aghlabiden den Norden Afrika's weggenommen, als seinen Herrn anerkannt.[1] Dieses sonderbare Bündniß trug zwar keine Früchte, aber es bewies, daß Ibn=Chafçûn nicht mehr auf seine Landsleute rechnen konnte.

Zu all diesen Ursachen allgemeiner Ermattung und Niedergeschlagenheit füge man noch die Entsittlichung der Burgherren hinzu, besonders in den Provinzen Jaën und Elvira. Diese Herren vergaßen gänzlich, daß sie die Waffen aus patriotischen Verweggründen ergriffen hatten. In ihren Schlössern, die hoch in die Wolken hineinragten, waren sie zu Straßenräubern geworden, ohne Treue und Glauben, welche von hoher Zinne herab den Reisenden auflauerten und mit der Schnelligkeit der Raubvögel auf sie losstürzten, ohne Freund und Feind zu unterscheiden. In allen Dörfern nnd Städten verwünschte man diese Tyrannen, und Der, welcher ihre riesigen Thürme ausgenommen und die Mauern ihrer verhaßten Burgen niedergerissen hätte, wäre der Erkenntlichkeit der ganzen umwohnenden Bevölkerung gewiß gewesen. Wer sollte dies thun, wenn nicht der Sultan, und war es nicht natürlich, daß das arme Volk all seine Hoffnung auf ihn setzte?

Außerdem ist noch zu beachten, daß der Kampf den nationalen und so zu sagen universellen Charakter, den er ursprünglich gehabt, verloren hatte, um eine gänzlich religiöse Richtung zu nehmen. Früher hatte Ibn=Chafçûn keinen Unterschied zwischen Moslim und Christ gemacht; er hatte nicht darnach gefragt, welcher Religion Einer sei; ihm hatte es genügt, wenn er ein Spanier war, für die gute Sache kämpfen wollte und den Säbel führen konnte. Aber seitdem er und Ibn=Mastana,[2] sein mächtiger Verbündeter, das Christenthum öffentlich angenommen, seit sie, um der Religion ihren alten Glanz wiederzugeben, überall prachtvolle Kirchen hatten erbauen lassen, war es nicht mehr wie früher. Jetzt schenkte Ibn=Chafçûn oder Samuel, wie er sich nennen ließ, sein Vertrauen nur noch Christen; die einträglichen Stellen und hohen Aemter waren nur für sie. Bobastro war nunmehr der Heerd geworden für einen ebenso strengen und ernsten Fanatismus, wie der war, welcher sechzig Jahre früher die Mönche von Cordova begeisterte. Die eigene Tochter Ibn=Chafçûn's, die enthusiastische und muthvolle Argentea, ist ein Beispiel dafür. Sie widerstrebte den Bitten ihres Vaters, der nach dem Tode seiner Frau, der Colomba, gewünscht

---

[1]) Ibn-Khaldûn fol. 11 r.

[2]) Siehe die Verse bei Ibn-Chaijân fol. 501 r und v.

hatte, daß sie die häuslichen Pflichten auf sich nehme, zog es vor, in seinem eigenen Palaste eine Art Kloster zu gründen, und da sie wie noch viele Andere an dem Siege der Andalusier verzweifelte, gab sie sich dem Verlangen nach dem Martyrium hin, um so mehr als ein Mönch ihr vorhergesagt hatte, sie sei bestimmt, für den Heiland zu sterben.[1] Indessen dieser Eifer für die christliche Religion und diese Verachtung gegen die Moslim's behagte einem großen Theil Derjenigen durchaus nicht, welche bis dahin für die Unabhängigkeit des Landes gekämpft hatten. Trotz des Hasses, den sie gegen die Araber hegten, gab es viele unter ihnen, welche aufrichtig und eifrig an der Religion hingen, in welcher sie von jenen unterrichtet worden; denn der Spanier ist, das wird man nicht verkennen, in Glaubenssachen stets exaltirt, welches auch die Religion sei, die er angenommen. Andere, die früheren Leibeigenen oder die Nachkommen der Leibeigenen, wollten um jeden Preis verhindern, daß das Christenthum von neuem die herrschende Religion werde; denn sobald dies der Fall, würde man nicht ermangeln, die alten Ansprüche, deren Opfer sie sein würden, wieder zu beleben. Die Religion war also zu einem Feuerbrande der Uneinigkeit geworden. Ueberall beobachteten die moslimischen und die christlichen Spanier einander mit eifersüchtigen und mißtrauischen Blicken; in einigen Districten entspann sich sogar ein mörderischer Krieg. In der Provinz Jaën, wo der Renegat Ibn-as-Schâlia die Festung Cazlona, welche ihm von den Christen weggenommen worden, wieder erobert hatte, ließ er die ganze Besatzung über die Klinge springen (898).[2]

Diese Partei war also viel weniger mächtig als es schien. Sie hegte nicht mehr das heilige Feuer, welches allein heroische und große Handlungen erzeugen kann; sie war uneinig und erhielt sich nur dadurch, daß sie afrikanische Söldlinge in ihren Dienst genommen; sie war der Unordnung müde und zählte Viele zu den Ihrigen, welche durchaus nicht vor dem Gedanken einer Versöhnung mit dem Sultan zurückschreckten, dem naturgemäßen Vertheidiger der Orthodoxie, vorausgesetzt freilich, daß nicht Abdallâh der Sultan war. Sich mit diesem menschenscheuen und heuchlerischen Sultan zu versöhnen, welcher zwei seiner Brüder vergiftet, einen dritten hatte hinrichten und zwei seiner Söhne auf bloßen Verdacht hin und ohne gerichtliche Unter-

---

[1]) Vita Beat. Virg. Argentae, c. 2, 3.

[2]) Ibn-Adhâri Bd. II S. 143.

suchung tödten lassen [1] — sich mit einem solchen Ungeheuer zu versöhnen, das war unmöglich. Aber er hatte endlich zu leben aufgehört, und sein Nachfolger glich ihm in keinem Punkte. Dieser Fürst hatte alle erforderlichen Eigenschaften, um sich die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes zu erwerben; er besaß Alles, was gefällt, blendet oder beherrscht. Er hatte das Aeußere, welches den Repräsentanten der Macht nicht umsonst gegeben wird; mit der Anmuth, welche verführerisch wirkt, verband er die Würde, welche imponirt. [2] Alle, die sich ihm nähern durften, rühmten seine Talente, seine Huld und Güte, von der er durch Verminderung der Steuern schon einen Beweis gegeben hatte. [3] Außerdem gewann er gefühlvolle Herzen durch das traurige Schicksal seines Vaters, welcher in der Blüthe seiner Jahre ermordet worden war, und man hatte nicht vergessen, daß dieser Vater einst seine Zuflucht nach Bobastro genommen und sich dort unter das nationale Banner gestellt hatte.

Der junge Herrscher bestieg also den Thron unter vielen glückverheißenden Zeichen. Die großen Städte wünschten nichts mehr, als ihm ihre Thore zu öffnen. Ecija gab ihnen das Beispiel. Zwei und einen halben Monat nach dem Tode Abdallâh's (31. December 912) ergab sich diese Stadt dem Badr, welcher sie belagerte und eben den Titel Châdschib (erster Minister) erhalten hatte. [4] Aber Abderrachmân wollte auch selbst auf dem Schlachtfelde Lorbeern pflücken. Mit Eintritt der guten Jahreszeit, im April 913, übernahm er das Commando seiner Armee, um die Burgherren von Jaën sich zu unterwerfen. Seit vielen Jahren hatten die Truppen keinen Sultan an ihrer Spitze gesehen; seit seinem Feldzuge gegen Carabuey, im Jahre 892, hatte Abdallâh sich nie mehr im Lager gezeigt, [5] und die Abwesenheit des Sultans hatte ohne Zweifel einen schlimmen Einfluß auf die Disciplin der Soldaten ausgeübt. Mit Begeisterung begrüßten sie deshalb den jungen und gewinnenden Herrscher, welcher nicht allein ihren Ruhm, sondern auch ihre Drangsale und Gefahren theilen wollte.

In der Provinz Jaën angekommen, hörte Abderrachmân, daß Ibn-Chafçûn sich mit der aufrührerischen Partei in Archidona [6] in Ein-

---

[1]) Siehe Ibn-Adhârî, Einleitung S. 44, 62.

[2]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 161.

[3]) Ibn-Khaldûn fol. 12 v.

[4]) Siehe Arîb Bd. II S. 165 und 164.

[5]) Ibn-Chaijân fol. 81 r.

[6]) Arîb irrt, wenn er meint, daß Malaga schon zu jener Zeit die Hauptstadt der Provinz Regio war. Siehe meine Recherches Bd. I S. 322, 323.

vernehmen gesetzt habe und hoffe, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Er schickte sofort eine Brigade ab und befahl ihrem Führer, sich mit größter Schnelligkeit auf Archidona zu werfen. Der Befehlshaber führte es so gut aus, daß Ibn-Chafçûn in seiner Hoffnung gänzlich getäuscht wurde.

Der Sultan seinerseits machte sich auf, um Monteleon zu belagern. Der Herr dieses Schlosses, Sa'îd ibn-Hodhail, einer der ältesten Verbündeten Ibn-Chafçûn's, zog es vor, zu unterhandeln, statt zu kämpfen. Am Sonntage hatte er seine Festung einschließen sehen, am folgenden Dienstag ergab er sich schon. Ibn-as-Schâlia, Ischâk ibn-Ibrâhîm, der Herr von Mentesa, und sieben andere Burgherren warteten kaum, bis der Sultan vor die Thore ihrer Schlösser gekommen, um sich zu ergeben und um Gnade zu bitten. Abderrachmân bewilligte sie ihnen, schickte sie unter guter Bedeckung mit ihren Frauen und Kindern nach Cordova und setzte seine Hauptleute in die Festungen, welche jene soeben verlassen. In der Provinz Elvira trug sich Alles auf dieselbe Weise zu, und der Sultan fand erst Widerstand, als er vor Fiñana ankam. Dort hatten die Anhänger Ibn-Chafçûn's die Oberhand, und die anderen Einwohner waren von ihnen überredet worden, die Stadt sei uneinnehmbar. Der Widerstand dauerte indessen nicht lange. Da sie die Häuser, welche sich am Abhange des Berges befanden, auf dessen Gipfel die Stadt stand, in Brand sahen, fingen die Lauen an zu unterhandeln und willigten darein, die Gegenpartei dem Sultan auszuliefern, wie er es verlangte. Darauf wagte Abderrachmân sich auf die fast unzugänglichen Pfade der Sierra Nevada. Auch dort ergaben sich die Burgherren ohne alle Ausnahme. Dann erfuhr man, daß Ibn-Chafçûn Elvira bedrohe. Ohne einen Augenblick zu verlieren, schickte der Sultan dieser Stadt Hilfstruppen. Sobald die Besatzung Elvira's diese Verstärkung erhalten, beeiferte sie sich, ihren guten Willen zu zeigen, und machte sich auf den Marsch, um den Feind zurückzudrängen. Nahe bei Granada stieß sie auf ihn, schlug ihn in die Flucht und machte einen Enkel Ibn Chafçûn's zum Gefangenen.

Mittlerweile wurde Juviles von Abderrachmân belagert; dort hatten die Christen der anderen Schlösser ihre Zuflucht genommen. Die Belagerung dauerte vierzehn Tage; nach Verlauf dieser Zeit flehten die moslimischen Andalusier die Gnade des Herrschers an und versprachen, ihm die Christen auszuliefern, welche sich unter ihnen befänden. Sie hielten ihr Versprechen, und alle Christen wurden enthauptet. Nachdem der Sultan an Salobreña vorüber die Straße nach

Elvira verfolgt hatte, griff er San Estevan und Peña Forata an und nahm diese beiden Raubnester ein, welche der Schrecken aller Einwohner von Elvira und Granada waren.

Von dieser Zeit an waren die Provinzen Elvira und Jaën von Räubern gereinigt und ihnen der Friede gegeben. Ein Feldzug von drei Monaten hatte zur Erlangung dieses wichtigen Resultats hingereicht.[1]

Jetzt kam die sevillanische Aristokratie an die Reihe.

Nach dem Tode des Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch war sein ältester Sohn, Abderrachmân, ihm in Sevilla gefolgt, sein zweiter Sohn, Mohammed, in Carmona; als aber Abderrachmân im Jahre 913 gestorben war, wollte Mohammed (der Abgott der Dichter, die er wie sein Vater mit Geschenken überhäufte) sich auch zum Herrn von Sevilla ausrufen lassen. Es gelang ihm nicht. Er hatte schon Schritte gethan, um sich dem Sultan zu nähern, und in Sevilla wollte man unabhängig bleiben; außerdem beschuldigte man ihn, daß er seinen Bruder vergiftet habe, was vielleicht nur Verleumdung war. Man umging ihn und wählte seinen leiblichen Vetter, Achmed ibn-Maslama, einen tapferen Kriegsmann. Mohammed wurde dadurch tief verletzt, und da der Sultan den neuen Herrn nicht anerkennen wollte und statt dessen eine Armee gegen Sevilla schickte, kam er an den Hof, um seine Dienste dort anzubieten. Der Sultan nahm sie an.

Die Belagerung wurde mit so großem Nachdruck verfolgt, daß Achmed ibn-Maslama bald genöthigt war, sich nach einem Verbündeten umzusehen. Er wandte sich an Ibn-Chafçûn. Dieser kam noch einmal der bedrängten arabischen Aristokratie zu Hilfe. Aber das Glück hatte ihm den Rücken gewendet. Als er mit seinen Verbündeten von Sevilla ausgerückt war, um die Truppen des Sultans anzugreifen, welche ihr Hauptquartier auf dem rechten Ufer des Guadalquivir's aufgeschlagen hatten, wurde er so furchtbar aufs Haupt geschlagen, daß er fliehen und es den Sevillanern überlassen mußte, sich selbst, so gut sie konnten, aus der Sache zu ziehen, während er in stürmischer Eile nach Bobastro zurückkehrte.

Achmed ibn-Maslama und die anderen Edlen von Sevilla sahen wohl ein, daß längerer Widerstand unnütz sein werde. Sie fingen nun an, mit Badr, welcher eben ins Lager gekommen war, zu unterhandeln, und sobald sie das Versprechen erhalten hatten, daß die Re-

---

[1]) Arib Bd. II S. 166—169.

gierung die Gewohnheiten und Gebräuche, wie sie unter Chaddschâdsch bestanden, aufrecht erhalten wolle, öffneten sie die Thore ihrer Stadt (20. December 913).[1]

Mohammed ibn-Chaddschâdsch, welcher darauf gerechnet hatte, daß, wenn man Sevilla einnehme, es zu seinem Nutzen ausfallen werde, und dem man sorgfältig die angeknüpfte Unterhandlung verheimlicht hatte, war höchst erstaunt, als er einen Brief von Badr's Hand erhielt, mit der Ankündigung, daß die Stadt sich ergeben habe und er sich zurückziehen könne. Er zog sich in der That zurück, aber mit wutherfüllten Herzen, und schwor, sich zu rächen. Auf seiner Rückkehr nach Carmona bemächtigte er sich einer Heerde, welcher er begegnete, die den Einwohnern von Cordova gehörte. Dann schloß er sich in sein Schloß ein und bot dem Sultan Trotz. Dieser wurde nicht aufgebracht gegen ihn. Er schickte ihm einen seiner Hofbeamten und gab ihm auf eine zugleich höfliche und feste Art zu verstehen, daß die Zeiten, wo die Edelleute sich des Eigenthums Anderer ungestraft bemächtigen konnten, vorüber seien und die gestohlene Heerde folglich zurückgegeben werden müsse. Mohammed ließ sich überreden und stellte die Heerde zurück; aber trotz seines seltenen Verstandes verkannte er die neue Umgestaltung der Dinge. Als er vernommen hatte, daß die Regierung die Mauern Sevilla's schleifen lasse, wollte er daraus Nutzen ziehen und sich der Stadt mit einem Handstreich bemächtigen; eines Tages griff er sie an. Sein kühnes Unternehmen scheiterte, und der Sultan übte noch einmal die Herablassung, ihm Jemanden zu schicken, der ihn auf die Höhe der neuen Ideen leiten könne. Es war der Präfect, Kâsim ibn-Walîd, der Kelbite, der mit diesem Auftrage betraut wurde. Eine bessere Wahl konnte der Sultan nicht treffen: Kâsim, welcher unter der Regierung Abdallâh's einige Monate lang auf der Seite des Ibrâhîm ibn-Chaddschâdsch gestanden hatte, war der vertraute Freund Mohammed's, und noch ganz kürzlich, zur Zeit der Belagerung von Sevilla, hatte man sie stets bei einander gesehen. Der Sultan hatte sich daher nicht in seiner Erwartung getäuscht: Kâsim führte seinen Auftrag mit so vielem Takt und solchem Verständniß aus, daß Mohammed endlich versprach, er wolle sich an den Hof begeben, vorausgesetzt, daß man ihm erlaube, seinen Befehlshaber in Carmona zu lassen, und da der Sultan darein gewilligt, begab er sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Cordova (April 914). Der Herrscher em-

[1]) Ibn-Adhârî Bd. II S. 133, 134; Arîb Bd. II S. 169.



pfing ihn mit großer Auszeichnung und machte sowohl ihm wie seinen Kriegsleuten kostbare Geschenke, er verlieh ihm den Titel eines Veziers und ersuchte ihn um seine Begleitung auf dem neuen Feldzuge, den er unternehmen wollte.[1]

Dieses Mal hatte der Sultan die Absicht, die Insurrection in ihrem Schwerpunkt, in der Serrania von Regio, anzugreifen. Man konnte freilich nicht erwarten, hierbei so schnelle und glänzende Vortheile zu erringen wie in den vorhergehenden Jahren in den Provinzen Jaën und Elvira. In der Serrania, wo der Islam beinahe gänzlich verschwunden war, hatte man es mit Christen zu thun, und Abderrachmân hatte es schon erfahren, daß die christlichen Spanier sich mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigten als die moslimischen. Indessen glaubte er, daß selbst unter den Christen einige seien, welche, nicht nur von seiner Festigkeit, sondern auch von seiner Rechtschaffenheit überzeugt, sich freiwillig unterwerfen würden. Und in der That, man muß es zu ihrer Ehre sagen, benahm die Regierung sich mit der größten Geradheit gegen die Christen, welche sich ergaben. So hatte es sich kürzlich ereignet, daß die Geliebte eines christlichen Herrn, welcher sich im vorhergehenden Jahre ergeben hatte und jetzt in Cordova lebte, sich an den Kadi wandte und ihm ihren Wunsch vorlegte, aus der Abhängigkeit, in der sie war, befreit zu werden, weil sie Moslimin und freier Abkunft sei und es keinem Christen erlaubt sei, eine Moslimin zum Kebsweibe zu haben. Der erste Minister, Badr, hatte kaum die Schritte, welche sie gethan, erfahren, als er Jemanden zum Kadi schickte, damit er ihm in seinem Namen sage: „Der Christ, um den es sich handelt, hat sich nur durch Capitulation ergeben. Es ist nicht erlaubt, diese zu übertreten, und du weißt besser als sonst Jemand, daß jedes Uebereinkommen gewissenhaft gehalten werden muß. Du darfst also nicht versuchen, diese Sklavin ihrem Herrn zu entreißen!" Der Kadi war über diese Botschaft ein wenig verwundert; er fand, der Minister greife in sein Amt ein. „Hat dich wirklich der Châdschib zu mir geschickt?" fragte er den Boten, und als dieser ihm bejahend antwortete, sagte er: „Nun, so gehe und sage deinem Herrn, daß es meine Pflicht sei, alle Eidschwüre aufrecht zu erhalten, und daß ich keine Ausnahme machen könne mit dem, welchen ich selbst geleistet habe. Ich will mich, sobald meine Geschäfte es erlauben, mit der Bitte dieser Frau, welche eine Moslimin und eine Freie ist, beschäftigen, merke dir das wohl!" Als der Minister diese Antwort erhielt, konnte

[1] Ibn-Adhârî Bd. II S. 134, 135.



er keine Zweifel mehr über die Gesinnung des Kadi hegen. Nichtsdestoweniger ließ er ihm noch Folgendes sagen: „Ich habe nicht die Absicht, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen, und es ist mir nicht erlaubt, von dir ein ungerechtes Urtheil zu fordern. Alles, was ich verlange, ist, daß du die Rechte, welche dieser christlicher Herr erworben hat, indem er mit uns eine Uebereinkunft traf, wohl in Erwägung ziehest. Du weißt, daß es unsere Pflicht ist, die Christen mit Billigkeit und großer Schonung zu behandeln. Entscheide jetzt selbst, was du zu thun hast."[1]

Ließ sich der Kadi überzeugen, oder war er der Meinung, das Gesetz stehe über den Verträgen? Wir wissen es nicht; aber das Verfahren Badr's bei dieser Gelegenheit war jedenfalls ein Beweis von der Aufrichtigkeit der Regierung und von dem Geiste der Versöhnlichkeit, der sie beseelte. Es war dies eine edle und schöne Politik; wir fügen hinzu, daß sie im Charakter Abderrachmân's lag. Dieser Herrscher war so wenig parteiisch, daß er einst das höchste obrigkeitliche Amt, das des Kadi's von Cordova, einem Renegaten verleihen wollte, dessen Vater und Mutter noch Christen waren; nur mit Mühe nöthigten die Fakih's ihn, dieses Vorhaben aufzugeben.[2]

Die Erwartung, welche Abderrachmân in Betreff der christlichen Burgherren der Serrania nährte, wurde nicht getäuscht. Mehrere von ihnen verlangten Amnestie und erhielten sie; aber Tolox, dessen Besatzung Ibn-Chafçûn durch seine Gegenwart anfeuerte, vertheidigte sich mit solcher Hartnäckigkeit, daß der Sultan es nicht nehmen konnte. Einmal machte die Besatzung einen Ausfall, und es entstand ein sehr blutiger Kampf.[3] Noch ein anderes Schloß bot so harten Widerstand, daß Abderrachmân in seinem Zorne schwor, er wolle keinen Wein kosten und an keinem Freudenmahle Theil nehmen, bevor er dieses Schloß genommen habe. Er wurde bald seines Eides entbunden; denn nicht allein nahm er dieses Schloß, sondern noch ein anderes dazu.[4] Um die nämliche Zeit leistete seine Flotte ihm einen großen Dienst: sie bemächtigte sich mehrerer Schiffe, welche Lebensmittel für Ibn-Chafçûn brachten; dieser war nämlich schon so sehr in die Enge getrieben, daß er sich aus Afrika mit Vorräthen versehen mußte.[5]

---

1) Khoschani S. 333, 334.
2) Khoschani S. 336.
3) Arib Bd. II S. 171.
4) Akhbâr madschmûa fol. 116 r. und v.
5) Arib Bd. II S. 171.

Auf der Rückkehr in seine Hauptstadt zog der Sultan durch Algeziras, dann durch die Provinzen Sidona und Moron. Er wollte sich nach Carmona begeben und am 28. Juni 914 kam er vor den Thoren dieser Stadt an.

Chabîb, ein Hauptmann Mohammed's, hatte dort das Banner der Erhebung aufgepflanzt. Hatte er es aus eigenem Antriebe gethan? Man zweifelte daran und sagte, daß es nur auf Anregung seines Herrn geschehen sei, und Abderrachmân, welcher glaubte, daß diese Beschuldigung begründet sei, nahm Mohammed seine Würde als Vezier und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Dann begann er die Belagerung von Carmona. Chabîb vertheidigte sich nur zwanzig Tage lang; nach Ablauf dieser Zeit verlangte er Begnadigung und erhielt sie. Mohammed ibn Chaddschâdsch wurde, da er von nun an nicht mehr im Stande war zu schaden, bald in Freiheit gesetzt, aber er genoß dieser Gunst nicht lange mehr, denn er starb im April 915.[1] Er war der letzte der Chaddschâdsch's, welcher eine Rolle in der Geschichte spielte.

Im Jahre 915 erlaubte eine furchtbare Hungersnoth, welche durch anhaltende Dürre entstanden war, nicht, einen Feldzug zu unternehmen. Die Einwohner von Cordova starben zu Tausenden, und es fehlte fast an Händen, die Todten zu beerdigen. Der Sultan und sein Minister thaten Alles, was sie konnten, um das Elend zu mildern; allein sie hatten viele Noth, sich gegen die Aufrührerischen zur Wehr zu setzen, welche, von Hunger getrieben, aus ihren Bergen kamen und die wenigen Lebensmittel, die sie noch auf den Ebenen fanden, raubten.[2] Im folgenden Jahre wurden Orihuela und Niebla erobert, und der Sultan hatte seine Macht schon so wohl befestigt, daß er Razzias gegen die Christen des Nordens unternehmen konnte,[3] als der Tod dazwischen trat und ihn von seinem gefürchtetsten Feinde befreite; im Jahre 917 gab Ibn-Chafçûn seinen Geist auf. Dieses Ereigniß verursachte in Cordova große Freude; nun zweifelte man nicht mehr daran, daß die Insurrection bald erstickt sein werde.[4]

Der spanische Held, welcher dreißig Jahre lang Denen getrotzt, die sich seines Vaterlandes mit Gewalt bemächtigt hatten, und der manches Mal die Omaijaden auf dem Throne mit Furcht und Zittern

---

1) Ibn-Adhârî Bd. II S. 135; Arîb Bd. II S. 171, 172.
2) Arîb Bd. II S. 173—175.
3) Arîb Bd. II S. 176, 177.
4) Arîb Bd. II S. 178.

erfüllt hatte, mußte der Vorsehung danken, daß sie ihn zu dieser Stunde sterben ließ und ihm so den traurigen Anblick des Untergangs seiner Partei ersparte. Er starb ununterworfen; mehr hatte er unter den gegebenen Umständen nicht hoffen dürfen. Es war ihm nicht vergönnt, sein Vaterland zu befreien und eine Dynastie zu gründen; dessen ungeachtet muß man in ihm einen ganz außerordentlichen Helden erkennen, wie ihn Spanien nicht mehr erzeugt hatte seit der Zeit, da Viriath schwor, sein Vaterland von der römischen Herrschaft zu befreien.

XVIII.

Der Krieg in der Serrania dauerte noch zehn Jahre. Omar ibn=Chafçûn hatte vier Söhne hinterlassen: Dschafar, Solaimân, Abderrachmân und Chafç, welche mit einer einzigen Ausnahme alle, wenn nicht die Talente, so doch die Tapferkeit ihres Vaters geerbt hatten. Solaimân wurde gezwungen, sich zu ergeben (im März 918), sich bei der Armee des Sultans anwerben zu lassen und Theil an den Feldzügen gegen den König von Leon und den von Navarra zu nehmen.[1] Abderrachmân, welcher in Tolox das Commando hatte und für den Bücher mehr Reiz hatten als Waffen, ergab sich ebenfalls, und nachdem er nach Cordova geführt worden, brachte er den Rest seines Lebens dort damit zu, Manuscripte abzuschreiben.[2] Aber die Macht Dschafar's war noch beträchtlich; der Sultan wenigstens beurtheilte sie so, denn als er Bobastro im Jahre 919 belagerte, weigerte er sich nicht, mit ihm in Unterhandlung zu treten, und als Dschafar ihm Geiseln und einen jährlichen Tribut angeboten hatte, nahm er diesen Vorschlag an.[3] Bald nachher indessen beging Dschafar einen sehr ernsten Fehler, welcher ihm Unheil brachte. Seiner Ansicht nach hatte sein Vater Unrecht gehabt, sich mit seiner ganzen Familie zum Christenthum zu bekehren, und in gewissem Sinne war diese Ansicht gerechtfertigt, denn es ist unbestreitbar, daß Ibn=Chafçûn sich die Herzen der moslimischen Andalusier durch seinen Uebertritt abwendig

---

[1]) Arib Bd. II S. 178; Ibn-Khaldûn fol. 13 v.
[2]) Arib Bd. II S. 182, 183.
[3]) Arib Bd. II S. 181, 182.

gemacht hatte; da die Sache aber einmal geschehen, konnten weder Ibn-Chafçûn noch seine Söhne sie rückgängig machen; von da an mußten sie sich allein auf die Christen stützen und mit ihnen siegen oder fallen. Die Christen waren die Einzigen, welche sich noch Energie und Begeisterung bewahrt hatten, während die Moslim's überall Verrath übten. Was sich kurze Zeit vorher in der Festung Balda begeben hatte, war ein Beweis davon. Als diese Festung vom Sultan belagert wurde, ging der moslimische Theil der Besatzung ohne Ausnahme zum Feinde über, während die Christen sich bis auf den letzten Mann tödten ließen, um sich nicht zu ergeben.[1] Dennoch glaubte Dschafar, der sich von der Lage, in der er sich befand, keine Rechenschaft ablegte, an die Möglichkeit einer Versöhnung mit den moslimischen Andalusiern, und da er sie gewinnen wollte, offenbarte er deutlich seine Absicht, zum Islam zurückzukehren. Das war es, was ihn stürzte. Schaudernd vor dem bloßen Gedanken, einen Ungläubigen zum Oberhaupte zu haben, zettelten seine christlichen Soldaten eine Verschwörung gegen ihn an, und nachdem sie sich mit seinem Bruder Solaimân verständigt hatten, tödteten sie ihn (920), worauf sie Solaimân als Herrscher ausriefen. Er beeilte sich, zu ihnen zu stoßen.[2]

Die Regierung Solaimân's war nicht glücklich. Bobastro war ein Raub der wildesten Zwiste. Ein Aufruhr brach daselbst aus; Solaimân wurde verjagt, seine Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt, sein Palast der Plünderung Preis gegeben; aber kurze Zeit nachher wußten seine Anhänger sich wieder in die Stadt einzuschleichen, er selbst kam in Verkleidung herein, und nachdem er die Bevölkerung dadurch für sich gewonnen, daß er die Plünderung versprach, rief er sie zu den Waffen. Er blieb Sieger, und in seiner Rachgier unerbittlich, ließ er die meisten seiner Gegner köpfen. „Allâh", sagt ein Geschichtsschreiber von Cordova, „ließ es zu, daß die Ungläubigen sich unter einander erwürgten, weil er sie mit der Wurzel ausrotten wollte."[3]

Solaimân überlebte seine Wiedereinsetzung nicht lange. In einem Scharmützel, am sechsten Februar 927, vom Pferde geworfen, wurde er von den Soldaten des Sultans getödtet, und diese sättigten ihre Rachgier an seinem Leichnam, welchem sie Kopf, Hände und Füße abhieben.[4]

[1]) Arib Bd. II S. 181.
[2]) Ibn-Khaldûn fol. 13 v., 11 r.; Arib Bd. II S. 189.
[3]) Arib Bd II S. 194.
[4]) Arib Bd. II S. 104.

[illegible] Stadt ein. Chaiç wurde nebst allen Einwohnern der Stadt nach Cordova transportirt und diente später in der Armee seines Besiegers. Seine Schwester Argentea zog sich in ein Kloster zurück, und man hätte sie wahrscheinlich in Frieden gelassen, wenn sie sich begnügt hätte, in der Stille zu leben; aber begeistert, fanatisch und schon längst nach der Märtyrerkrone strebend, brachte sie die Staatsbehörde dadurch gegen sich auf, daß sie sich als Christin bekannte. In den Augen des Gesetzes war sie Moslimin, da ihr Vater noch Moslim war zur Zeit, da sie das Licht der Welt erblickte; sie wurde deshalb als des Abfalls vom Glauben schuldig zum Tode verurtheilt. Sie ertrug die Todesstrafe mit wahrem Heldenmuth und zeigte sich als würdige Tochter des unbezwingbaren Omar ibn-Chaiçûn (931).¹

Zwei Monate nach der Uebergabe Bobastro's verfügte sich der Sultan in Person in diese Stadt. Er wollte mit eigenen Augen diese stolze Festung schauen, welche ein halbes Jahrhundert lang den fortwährend erneuerten Angriffen von vier Sultanen widerstanden hatte. Als er dort angekommen war, als er von den Wällen herab seine Blicke auf die Zinnen der Basteien und die riesigen Thürme richtete, als er die Höhe des völlig senkrecht abfallenden Berges, auf welchem sie lag, und die Tiefe der Abgründe, die sie umgaben, mit dem Auge maß, da rief er laut aus, daß sie nicht ihres Gleichen auf Erden habe, und von Erkenntlichkeit erfüllt gegen den Schöpfer, der sie ihm in die Hände geliefert, warf er sich auf die Kniee und ergoß sich in Dankgebeten; während der ganzen Dauer seines Aufenthalts beobachtete er strenges Fasten. Zum Nachtheile seines Ruhmes ließ er sich jedoch aus Schwäche zur Gewährung einer Bitte verleiten, die er hätte verweigern sollen. Da auch die Fakih's die furchtbare Stadt

¹) Arib Bd. II S. 206—208; Vita Beat. Virg. Argenteae c. 4 bis Ende.

sehen wollten, welche das Bollwerk einer Religion gewesen war, die sie verabscheuten, hatten sie sich Abderrachmân's Gefolge angeschlossen und in Bobastro ließen sie ihm keine Ruhe bis er ihnen erlaubte, die Gräber Ibn-Chafçûn's und seines Sohnes Dschafar zu öffnen. Als sie sahen, daß sie auf christliche Weise bestattet waren, schämten sie sich nicht, die Ruhe Derer, welche den ewigen Schlaf schliefen, zu stören, und nachdem sie ihre Leichname aus der Gruft gezogen, schickten sie dieselben nach Cordova mit dem Befehl, sie an Galgen zu nageln. „Diese Leichname," ruft ein Chronist jener Zeit in seiner barbarischen Freude aus, „wurden eine heilsame Warnung für die Leute mit üblen Absichten und ein lieblicher Anblick für die Augen aller wahrhaft Gläubigen."

Es währte nicht lange, bis die Festungen, welche sich noch in der Macht der Christen befanden, sich ebenfalls ergaben. Der Sultan ließ sie alle schleifen, mit Ausnahme einiger, welche stehen blieben, weil er sie zur Aufrechterhaltung des Gehorsams im Lande für nöthig erachtete. Die einflußreichsten und gefährlichsten Männer ließ er nach Cordova kommen.[1]

Die Serrania war also in Friedenszustand; aber ehe sie dahin gekommen, hatte der Sultan schon an vielen anderen Orten die Rebellion gedämpft. In den Bergen von Priego hatten die Söhne Ibn-Mastana's ihm ihre Schlösser überlassen müssen; in der Provinz Elvira wurden die Berbern der Familie der Beni-Mohallab genöthigt, ihre Waffen niederzulegen.[2] Monte-Rubio an den Grenzen von Jaën und Elvira war genommen. Auf einem riesigen und sehr steilen Felsen erbaut, hatte diese Festung der Regierung lange Zeit ernste Bedenken eingeflößt. Eine große Anzahl Christen hatte sich dort eingenistet, und diese eilten sehr häufig aus hohem Horst herab, um in den benachbarten Dörfern zu plündern oder die Reisenden auszurauben und zu morden. Im Jahre 922 war diese Räuberhöhle einen Monat lang ohne Erfolg vom Sultan belagert worden. Sie wurde erst vier Jahre später genommen.[3] Im Jahre 924 wurden mehrere Rebellen des valencianischen Landes gezwungen, sich zu unterwerfen.[4] Im selben Jahre war der Sultan im Stande, die obere Grenze allen Beni-Casî[5]

---

[1]) Arib Bd. II S. 209, 210.
[2]) Arib Bd. II S. 191.
[3]) Arib Bd. II S. 192, 204.
[4]) Arib Bd. II S. 196.
[5]) Ibn-al-Kûtîa fol. 47 v.

zu verbieten; sie hatten sich durch Kriege, welche sie unter einander und gegen den König von Navarra führten, geschwächt und wurden nun vom Sultan gezwungen, sich in seiner Armee anwerben zu lassen.[1] Zwei Jahre später machte der Feldherr Abd-al-chamîd ibn-Basîl einen glücklichen Feldzug gegen die Beni-Dhî-'n-nûn.[2]

Da er nichts mehr von der Südseite zu fürchten hatte, konnte der Sultan jetzt all seine Streitkräfte gegen die Rebellen der anderen Provinzen kehren. Die Siege, welche er errang, waren ebenso schnell als entscheidend. Im Jahre 928 schickte er Truppen gegen den Scheich Aslamî, den Herrn von Alicante und Callosa in der Provinz Todmîr. Dieser Araber, welcher ein Räuber und ein Wollüstling von der schlechtesten Art war, hatte immer eine große Frömmigkeit an den Tag gelegt. Als er alt wurde, hatte er zu Gunsten seines Sohnes Abderrachmân abgedankt, weil er jetzt nur, wie er sagte, an seine Seligkeit denken wollte; und in der That, er wohnte mit der größten Pünktlichkeit allen Predigten und öffentlichen Gebeten bei; aber diese äußerliche Frömmigkeit hinderte ihn nicht, von Zeit zu Zeit noch auf den Ländereien seiner Nachbarn zu rauben, und als sein Sohn im Kampf gegen die Truppen des Sultans getödet wurde, übernahm er wieder die Führung. Er behielt sie nicht lange; der Feldherr Achmed ibn-Isçhâk nahm seine Festungen, eine nach der anderen, und nachdem er ihn gezwungen, sich zu unterwerfen, ließ er ihn mit seiner ganzen Familie nach Cordova bringen.[3] Zur selben Zeit ergaben sich Merida und Santarem, ohne daß die Truppen des Sultans, die er gegen sie geschickt hatte, genöthigt gewesen wären, den Säbel zu ziehen.[4] Im folgenden Jahre ergab sich auch Beja, nachdem es vierzehn Tage lang hartnäckigen Widerstand geleistet.[5] Darauf kehrte der Sultan seine Waffen gegen Khalaf ibn-Bekr, den Fürsten von Ocsonoba; aber dieser Renegat ließ ihm sagen, er sei bereit, den Tribut zu bezahlen, und wenn er es nicht schon früher gethan, müsse die weite Entlegenheit seiner Provinz als Entschuldigung dienen. Er wurde von seinen Unterthanen sehr geliebt; denn er und seine Vorgänger waren immer gute Fürsten für sie gewesen, und der Herrscher begriff wohl, daß wenn er in seinem Vorhaben, ihn zu unterwerfen, beharren würde,

---

1) Ibn-al-Kûtîa a. a. O.; Arîb Bd. II S. 175, 176, 187, 195.
2) Arîb Bd. II S. 204.
3) Ibn-Chaijân fol. 16 v., 17 r.; Arîb Bd. II S. 210, 211.
4) Arîb Bd. II S. 211.
5) Arîb Bd. II S. 214, 215.

die Einwohner von Algarve vielleicht zu einem verzweifelten Entschluß greifen könnten; gegen seine Gewohnheit beschloß er also einen Vergleich zu treffen: er willigte ein, daß Khalaf ibn-Bekr nicht sein Unterthan, sondern sein Vasall, sein Tributpflichtiger werde; der Fürst von Ocsonoba sollte nur versprechen, einen jährlichen Tribut zu bezahlen und den Insurgenten kein Asyl zu gewähren.[1]

Die Unterwerfung von Badajoz, wo noch ein Nachkomme Ibn-Merwân's des Galiziers herrschte, erforderte mehr Anstrengung. Diese Stadt ergab sich erst, nachdem sie eine Belagerung von einem ganzen Jahre ausgehalten (930).[2]

Um Herr des ganzen Erbes seiner Ahnen zu werden, hatte Abderrachmân nur noch Toledo sich zu unterwerfen.

Er fing damit an, eine Deputation von Fakih's dorthin zu schicken, welche beauftragt wurden, den Einwohnern vorzustellen, daß, da das ganze Königreich sich ergeben, es Thorheit von ihrer Seite wäre, sich noch länger ein republicanisches Ansehen zu geben. Dieser Versuch war unnütz. Voll Liebe für die Freiheit, welche sie vierundzwanzig Jahre lang genossen, bald unter dem Schutze der Beni-Cast, bald unter dem der Könige von Leon, gaben die Toletaner eine, wenn nicht hochmüthige, so doch ausweichende Antwort. Da er sich also genöthigt sah, zu den äußersten Mitteln zu greifen, traf der Sultan seine Maßregeln mit jener Festigkeit und Genauigkeit, welche ihn auszeichnete. Gleich im Mai des Jahres 930, ehe noch die große Armee, welche er den Rebellen entgegen stellen wollte, versammelt war, schickte er einen seiner Feldherrn, den Vezier Sa'îd-ibn-Mondhir, gegen Toledo und befahl ihm, die Belagerung anzufangen. Im Juni rückte er selbst mit seinen Kerntruppen gegen die Stadt, und nachdem er sein Lager an den Ufern des Algodor nahe bei dem Schlosse Mora, aufgeschlagen hatte, forderte er den toletanischen Renegaten, der dort den Befehl hatte, auf, es zu räumen. Die einfache Aufforderug genügte. Da er die Unmöglichkeit einsah, sich gegen die zahlreiche Armee des Sultans zu vertheidigen, beeilte der Renegat sich, die Festung zu verlassen. Abderrachmân legte eine Besatzung hinein; dann schlug er sein Lager bei Toledo auf einem Berge, welcher damals den Namen Dscharancas trug, auf. Als er seine Blicke über die Gärten und Weinberge schweifen ließ, sah er, daß der Gottesacker nahe beim Thor der Ort sei, welcher sich am besten zum Hauptquartier eigne. Nachdem er also

[1]) Arib Bd. II S. 215.
[2]) Arib Bd. II S. 214, 216, 217.



seine Truppen auf diesen Gottesacker hatte rücken lassen, ließ er das Korn ringsumher abschneiden und die Obstbäume umhauen, befahl, die Dörfer in Brand zu stecken, und griff die Toletaner mit voller Kraft an. Die Belagerung dauerte beinahe zwei Jahre. Der Sultan, welcher durch nichts entmuthigt wurde, ließ auf dem Berge Dscharancas eine Stadt erbauen, und die Stadt Al-Fatch (der Sieg), die in wenigen Tagen aufgerichtet stand, sagte den Toletanern, daß die Belagerung niemals aufgehoben werde. Sie zählten noch auf die Hilfe des Königs von Leon, aber dessen Armee wurde von den Truppen des Sultans zurückgeworfen.[1] Endlich, durch Hungersnoth gezwungen, öffneten sie ihre Thore. Die Freude, welche Abderrachmân empfand, als er diese Stadt in Besitz nahm, war beinahe so groß als diejenige, welche ihn beseelte im Augenblick, als er sich Bobastro's bemächtigt hatte; er legte sie in heißen Dankgebeten an den Tag, die er an den Allmächtigen richtete.[2]

Araber, Spanier und Berbern, alle waren besiegt worden, alle sahen sich gezwungen, ihre Kniee vor der königlichen Macht zu beugen, und das Princip der unumschränkten Monarchie wurde lauter denn je ausgerufen unter allgemeinem Schweigen. Aber die Verluste, welche die verschiedenen Parteien während dieses langwierigen Kampfes erlitten, waren nicht gleich vertheilt. Die Partei, die am meisten verloren hatte, war unbestreitbar die, welche die persönliche Unabhängigkeit in der selben Art wie in Frankreich und in Italien die Germanen, repräsentirte, die arabische Aristokratie. Sie sah sich genöthigt, eine unumschränktere und viel stärkere Regierung zu ertragen, als die, welche sie zu stürzen gesucht hatte, eine Regierung, welche in ihrer Natur feindselig gegen sie war und sich systematisch bemühte, ihr jeden Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu nehmen. So war die Aristokratie dazu verurtheilt, allmählich ihrem Verfall entgegenzugehen, indem sie mit jedem neuen Regenten von ihrem Glanz und ihrem Glück einbüßen mußte. Das war gerade, was für die Spanier ein Trost blieb und was sie als eine Art Sieg betrachteten. Da sie die Waffen viel weniger aus Haß gegen den Sultan als gegen den Adel ergriffen hatten, konnten sie sich sagen, daß es ihnen bis zu einem gewissen Grade gelungen sei, weil sie in Ermangelung einer anderen Genugthuung, wenigstens die hatten, von nun an vor der Verachtung, Beschimpfung und Unter-

---

[1]) Im folgenden Buche werden wir Einzelheiten über diese Expedition Ramiro's II. geben.

[2]) Arib Bd. II S. 217—224.

drückung des Adels geschützt zu sein. Sie bildeten nun nicht länger eine abgeschlossene Kaste von Parias, welche von der Gesellschaft in die Acht erklärt worden. Das Ziel, welches Abderrachmân III. sich gesteckt hatte und das er mit der Zeit wirklich erreichte, war die Verschmelzung aller Racen der Halbinsel in Eine vollständig unterschiedslose Nation.[1] Die alten Unterschiede hatten aufgehört, oder sie verschwanden wenigstens mehr und mehr, um den Abstufungen des Ranges, der Classen und der Stände Raum zu machen. Die Gleichheit war allerdings nur eine Gleichheit hinsichtlich der gemeinsamen Unterwerfung; aber in den Augen der Spanier war sie ein großes Gut, und für den Augenblick verlangten sie kaum mehr. Im Grunde waren ihre Freiheitsideen noch sehr unbestimmt; die absolute Monarchie und der Despotismus in der Verwaltung waren ihnen nicht antipathisch; im Gegentheil, diese Regierungsform war für sie althergebracht; sie hatten niemals eine andere gekannt, weder unter den westgothischen Königen noch unter den römischen Kaisern, und der Beweis, daß sie sich noch keine Vorstellung von einer besseren machen konnten, ist, daß selbst während des Kampfes für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit sie sich im Allgemeinen nur wenig bemüht hatten, den Grund für ihre Freiheit zu legen.

[1]) Arib Bd. II S. 210 Z. 13.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

